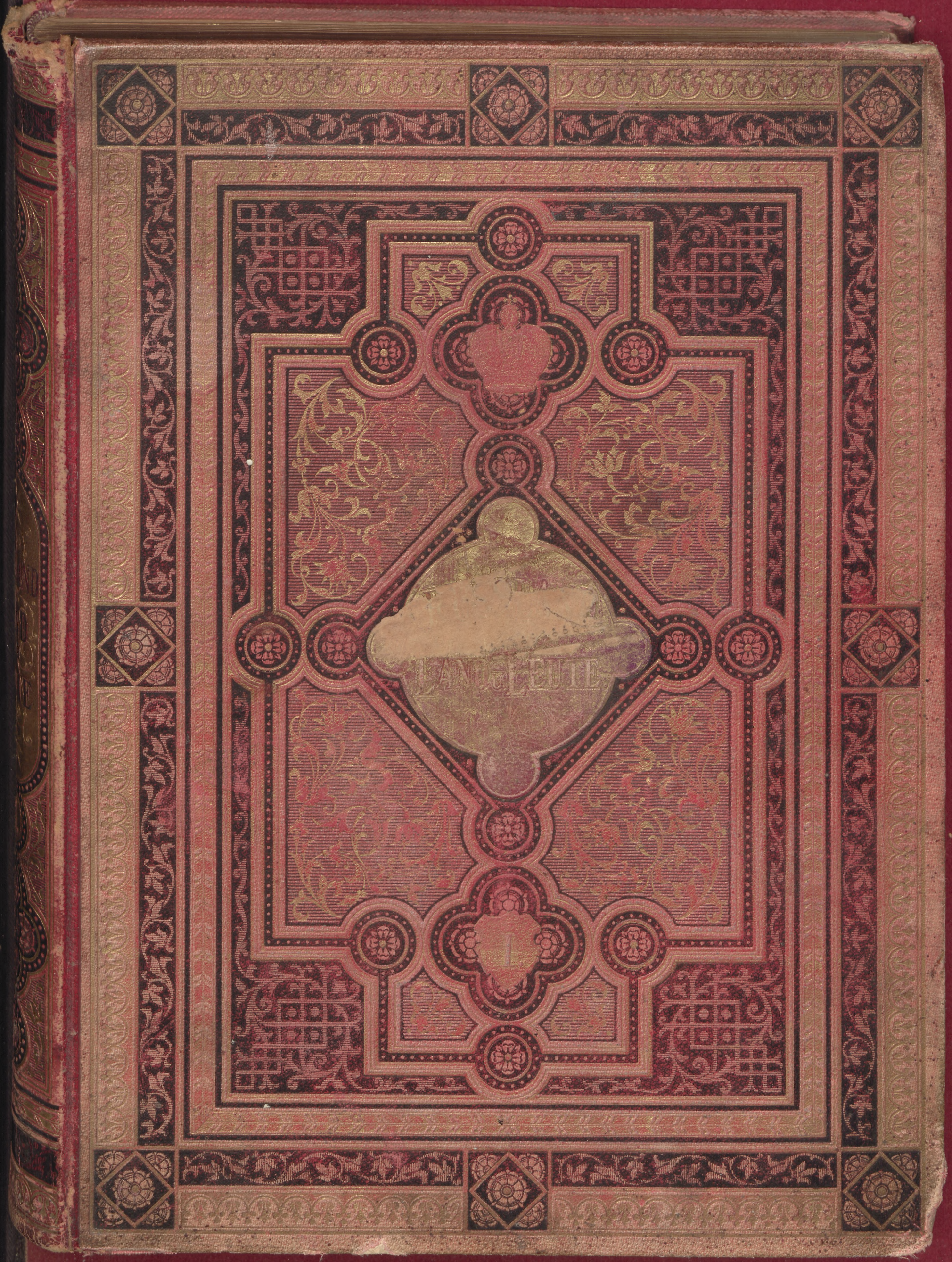
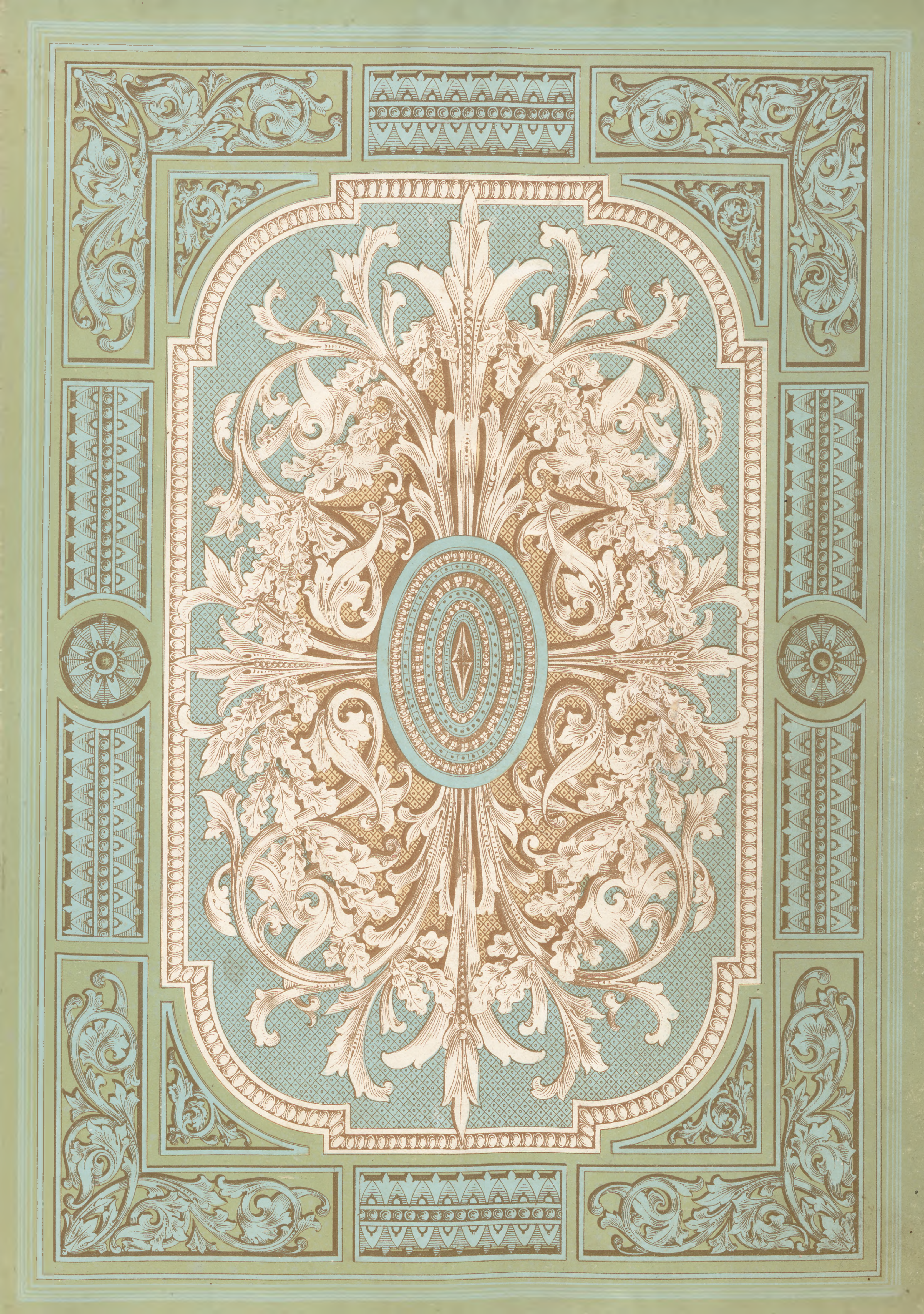
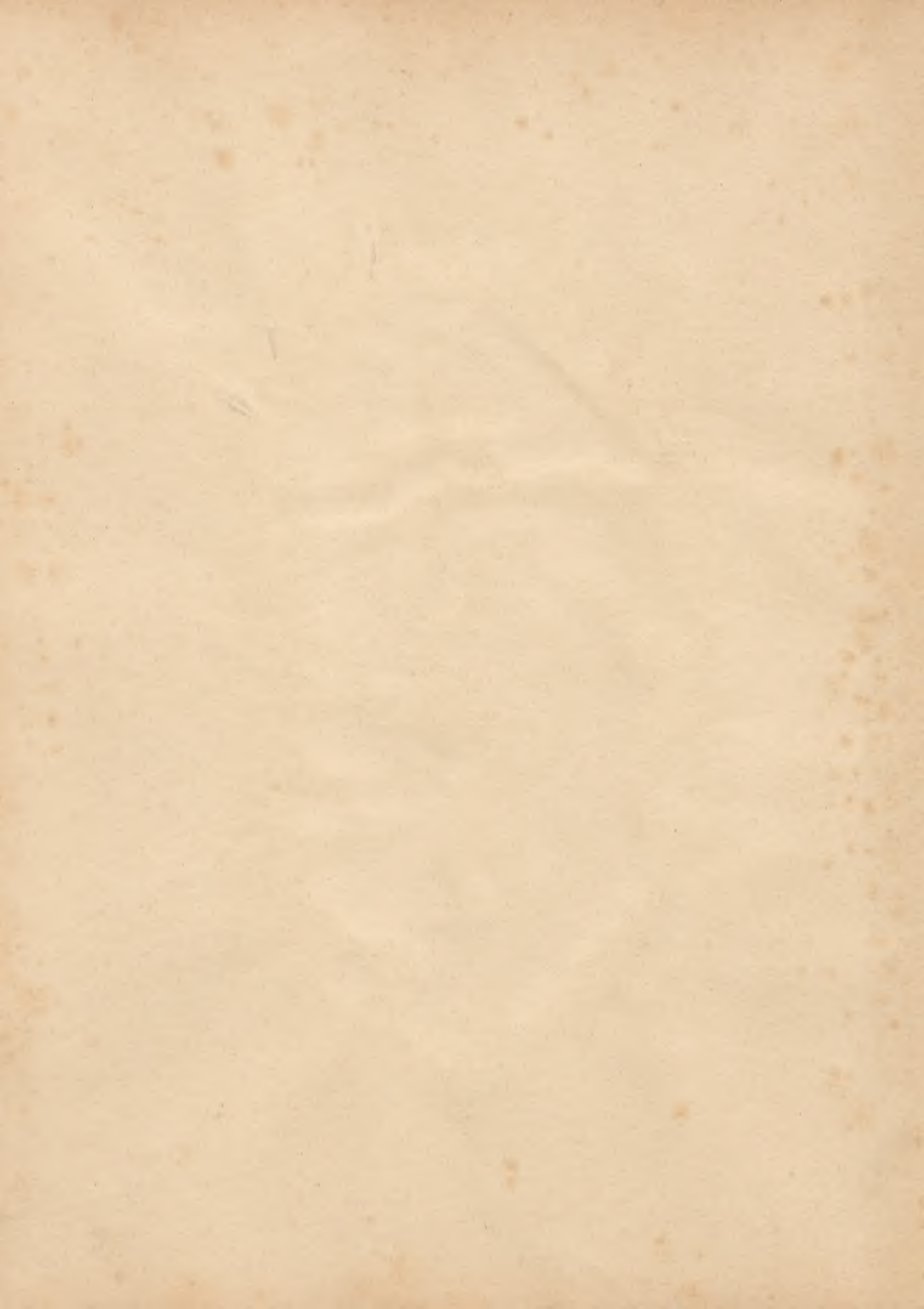

LAND u. LEUTE
I



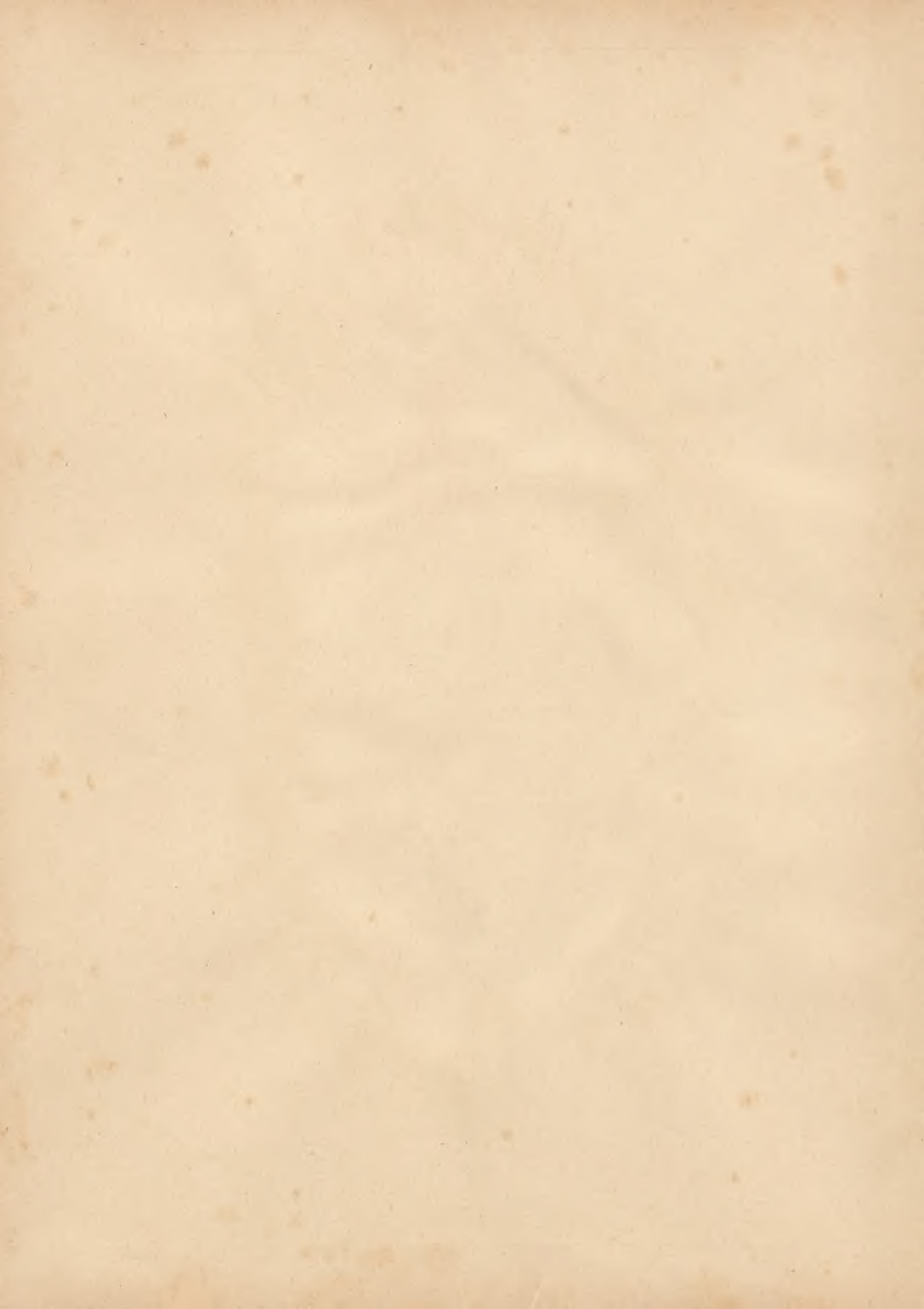









Russland
Land und Leute.
Unter Mitwirkung deutscher und slavischer Gelehrten und Schriftsteller
herausgegeben von
Hermann Roskoschny.
Leipzig.
Greßner & Schramm.
F. Schröter
A. Reinheimer



Rußland.

Land und Leute.

Herausgegeben

von

Hermann Roskoschny.

Erster Band.

Leipzig.
Greßner & Schramm.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Inhalt des ersten Bandes:

Verzeichnis der Abbildungen.

Kunstbeilagen.

Vorwort.

Rußland, unser großer Nachbarstaat, mit dem wir durch tausend Bande eng verknüpft sind, dessen politische, soziale und kommerzielle Verhältnisse wir mit dem größten Interesse und der regsten Aufmerksamkeit verfolgen, soll durch dieses Werk dem deutschen Publikum zum ersten Male in umfassender Schilderung in Wort und Bild vorgeführt werden.

Zweihundert Jahre sind verflossen, seitdem den Völkern Rußlands die Segnungen der europäischen Kultur erschlossen wurden, aber unsere Kenntnis des unermeßlichen Reiches ist während dieser Zeit nicht in demselben Maße fortgeschritten, wie das russische Volk auf der Bahn der Zivilisation, welche ihm sein großer Reformator Peter I. vorgezeichnet. Allerdings haben, namentlich im letzten Jahrzehnt, die Schriften englischer, französischer und deutscher Reisenden und Forscher uns mit einer Flut von Enthüllungen über Rußland überschüttet, aber alle diese Schriften haben doch mit nur wenigen Ausnahmen ihre Stoffe überwiegend, ja mit einer gewissen Vorliebe den Schattenseiten des russischen Lebens entnommen, ohne in gleicher Weise die vielen rühmenswerten Eigenschaften des russischen Volkscharakters hervorzuheben und das an interessanten, originellen Erscheinungen reiche Volksleben in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen. Dem Sensationsbedürfnis des großen Publikums wurde reichlich genüge geleistet — ein neues Buch über Rußland und Enthüllungen über Mißbräuche und Übelstände sind ja bereits unzertrennliche Begriffe! — aber das Volk und seine Sinnes- und Denkungsart, die nicht identisch sind mit den Ausartungen bevorzugter Klassen, blieb uns dennoch fremd.

In gleicher Weise ist unsere Kenntnis des Landes selbst eine mangelhafte geblieben. Obwohl Rußland heute bereits über 22 000 Werst Eisenbahnen verfügt, hat sich doch der Touristenschwarm den ungeheuren Ländergebieten innerhalb der russischen Grenzpfähle noch nicht zugewendet, und demgemäß hat sich auch das Bedürfnis nach ausführlichen Beschreibungen Rußlands, wie wir solche von allen europäischen Ländern besitzen, noch nicht geltend gemacht. So kam es auch, daß von Städten mit 50 000 und mehr Einwohnern bei uns oft kaum der Name bekannt ist, obwohl sie von unserer Landesgrenze nicht entfernter sind als manche viel kleinere italienische Stadt, mit deren Sehenswürdigkeiten wir auf das genaueste vertraut sind. Unsere Jugend lernt zwar in der Schule die Namen der bedeutendsten russischen Städte, der Berge, Seeen und Flüsse des Landes, seine politische Einteilung kennen, aber die Zahl derjenigen, deren Wissen über die dürftigen Mitteilungen der Schulgeographie hinausreicht, ist eine verschwindend kleine. Fremd sind uns die Denkmäler der russischen Baukunst, die dem Volke durch Jahrhunderte alte Erinnerungen geheiligt worden — fremd sind uns die Wunderwerke der Natur, welche in allen Abstufungen von der starren Ruhe des eisigen Nordens bis zur üppigen Vegetation des Südens vertreten sind — wir wissen auch nur wenig davon, welchen Einfluß die Kultur des Westens auf die äußere Physiognomie des Landes ausgeübt und wie sie dieselbe umgestaltet hat.

Noch weniger aber kennen wir die Etappen auf der langen Bahn, welche das russische Volk zurückzulegen hatte, bevor es auf jener Stufe der Entwicklung anlangte, auf der es heute steht.

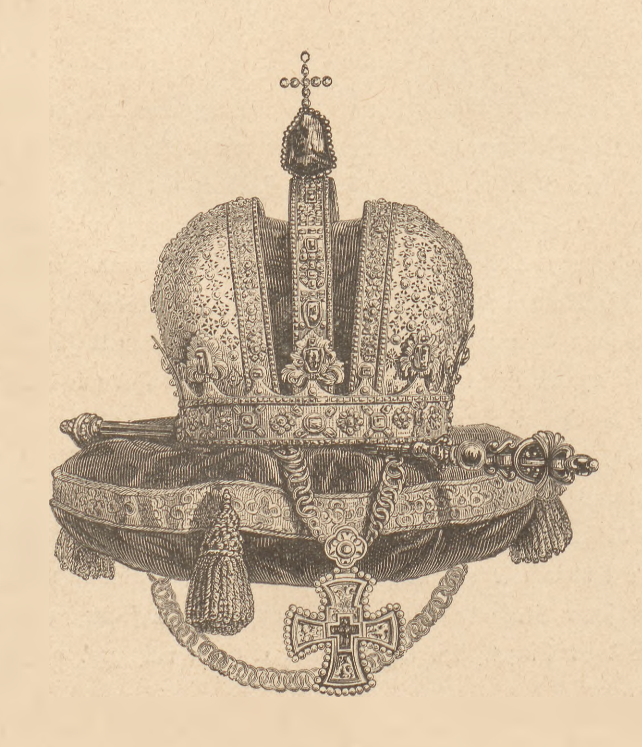
Und doch sind alle diese Einzelheiten nötig, wenn wir ein richtiges, vollständiges Bild von Land und Leuten gewinnen wollen!

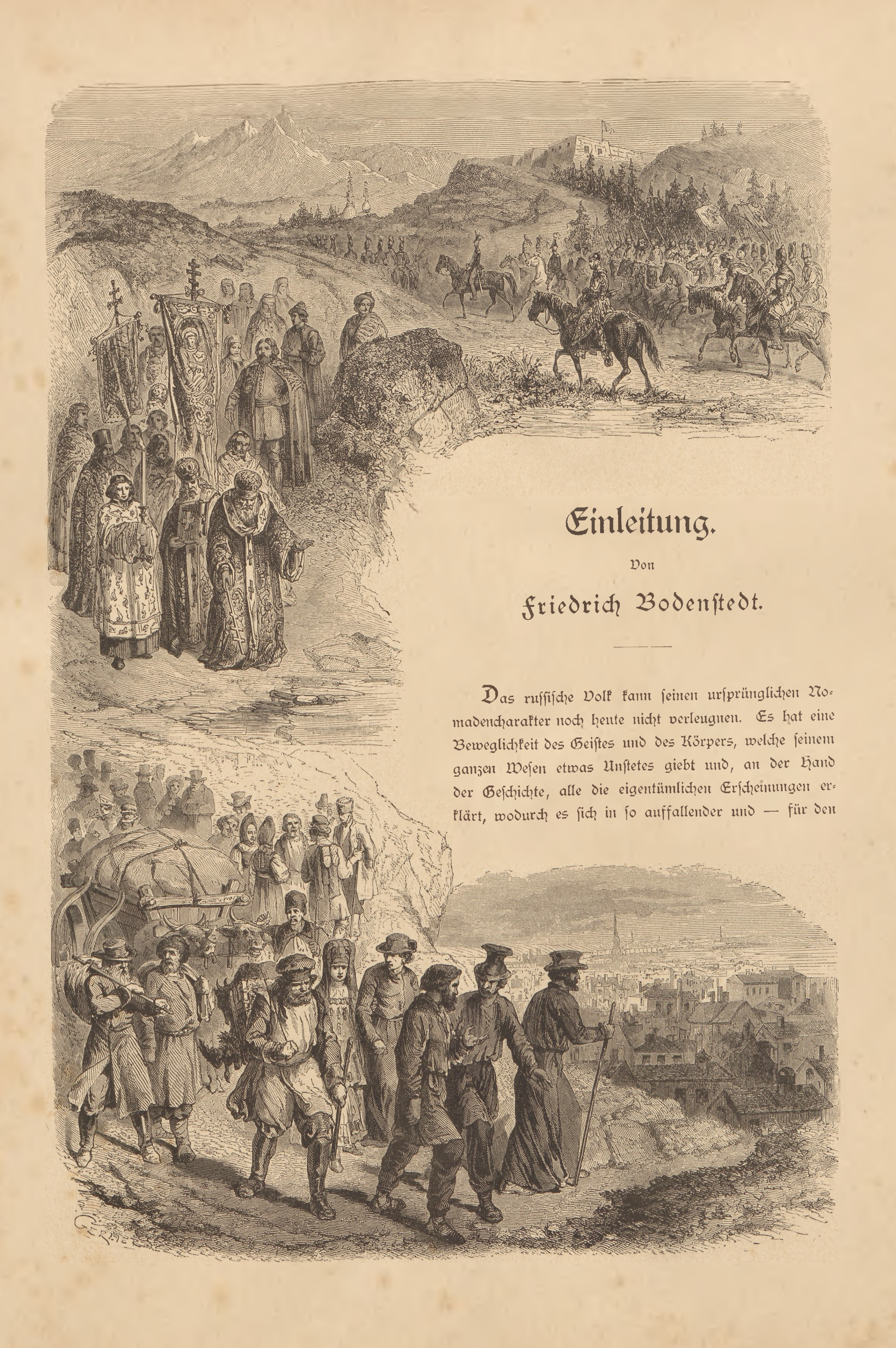
Ich werde daher in der vorliegenden Beschreibung Rußlands den ausgetretenen Geleisen der bisherigen Schilderer des Landes nicht folgen. Die Bemerkung einer Wiener Kritik: daß, wo viel Schatten sei, auch etwas Licht sein müsse, umkehrend, sage ich: Wo viel Licht ist, muß auch viel Schatten sein. Das Tadelnswerte, dem wir begegnen, soll den Blick für das wahrhaft Gute und Schöne nicht trüben. Der Leser wird durch die Städte und Dörfer Rußlands, durch seine Wälder und Steppen, über seine Gebirge, Flüsse und Seeen geführt; es werden ihm die Sehenswürdigkeiten der Städte, die Sitten und Gebräuche der Dorfbewohner, die Naturschönheiten des Landes geschildert; er wird vertraut werden mit dem bunten Völkergemisch, aus welchem Rußlands Bevölkerung mosaikartig zusammengesetzt ist. In diese Schilderungen werden an geeigneter Stelle jene Mitteilungen verflochten, die dem Leser einen Überblick über das gesamte Streben und Wirken der Nation gewähren sollen. Ohne Voreingenommenheit sollen die staatlichen und religiösen Einrichtungen und die sozialen Verhältnisse in den Kreis unserer Betrachtung gezogen werden, ohne zu vergessen, daß unsere Aufgabe nur die objektive Beschreibung, nicht die Polemik ist. Wo über die Fortschritte berichtet wird, deren sich Rußland auf den verschiedensten Gebieten zu rühmen hat, werden Rückblicke auf seine Vergangenheit eingefügt, um eine richtige Würdigung der Errungenschaften der Gegenwart zu ermöglichen, und nichts wird übergangen werden, was wissenswert und geeignet ist, bestehende Vorurteile und irrige Anschauungen zu beseitigen.

Die ungemein günstige Aufnahme, welche dieser erste Band bereits während seines Erscheinens in Lieferungen sowohl beim Publikum als bei der Presse des In- und Auslandes gefunden hat, sind mir eine Bürgschaft dafür, daß der von mir eingeschlagene Weg der richtige ist. Mit Vergnügen zitiere ich aus dem Urteil einer Berliner militärischen Zeitschrift den Satz: „Es hat uns wohlgethan, endlich einmal einer etwas liebevollern Behandlung unserer östlichen Nachbaren zu begegnen.“

Daß dem Werk noch Schwächen und Mängel anhaften, verkenne ich nicht; sie werden bei der heute bereits mit Sicherheit in nächster Zeit zu erwartenden zweiten Auflage beseitigt werden. Der Leser möge aber nicht übersehen, welch riesiger Stoff hier zu bewältigen war, und daß dieses Werk in deutscher Sprache das erste ist, welches eine Beschreibung ganz Rußlands liefert, die mehr ist als eine bloße Kompilation wörtlicher Übersetzungen russischer Schriften.

Hermann Roskoschny.





Einleitung.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Das russische Volk kann seinen ursprünglichen Nomadencharakter noch heute nicht verleugnen. Es hat eine Beweglichkeit des Geistes und des Körpers, welche seinem ganzen Wesen etwas Unstetes giebt und, an der Hand der Geschichte, alle die eigentümlichen Erscheinungen erklärt, wodurch es sich in so auffallender und — für den

oberflächlichen Beobachter — in so rätselhafter Weise von allen anderen Völkern unterscheidet, selbst diejenigen nicht ausgenommen, durch welche ebenfalls noch ein starker Zug des alten Nomadentums geht.

Wer nicht Jahre hindurch unter dem russischen Volke gelebt hat, seine Sprache nicht versteht, seine Lieder und Sagen nicht kennt, vermag kein auch nur annähernd richtiges Urteil über den russischen Volkscharakter zu fällen, der aus den denkbar größten Gegensätzen zusammengefügt erscheint. Aber diese Gegensätze erweisen sich bei näherer Betrachtung nicht als etwas rätselhaft Ursprüngliches des Volkscharakters, sondern treten immer nur als natürliche Folgen mächtiger, von außen kommender Einwirkungen zu Tage.

Ich habe nirgends in der Welt ein von Natur friedlicheres Volk kennen gelernt als das russische, und doch weiß die Geschichte — und wissen auch heute noch die Zeitungen — soviel von seiner Grausamkeit, Wildheit und Roheit zu erzählen, daß leicht irrige Vorstellungen daraus erwachsen können. Denn wenn ich sage, dieses Volk ist ein friedliches, während doch haarsträubende Thatsachen das Gegenteil predigen, so ergeben sich Widersprüche, welche auf den ersten Blick unlösbar scheinen und doch, bei näherer Betrachtung, leicht zu lösen sind.

Ein aufgeregtes Volk ist unberechenbar in seinen Handlungen, und je länger man es in der Finsternis gehalten hat, desto unsicherer tappt es umher beim ersten Hereinbrechen des Lichtes. Die Liebenswürdigkeit der Franzosen ist sprichwörtlich geworden und ist es geblieben auch nach den Greueln ihrer großen Revolution. In den Ausbrüchen ihrer Leidenschaften, gleichviel durch welche Einwirkungen diese aufgewühlt werden, sind sich alle Völker an bestialischer Wildheit gleich; die Unterschiede fangen erst an wo die Bestie im Menschen aufhört oder gebändigt ruht.

Man kann deshalb den Grundzug im Charakter eines Volkes nicht kennen lernen, wenn der Aufruhr in den Straßen tobt oder der Feind vor den Thoren steht, sondern nur wie er sich in Friedenszeiten, im gewöhnlichen Leben, bei der Arbeit und an Feiertagen, im Hause und auf dem Markte offenbart. Und hier zeigt der russische Volkscharakter überall ein so friedfertiges, ich möchte fast sagen kindliches Gesicht, wie man dergleichen bei anderen europäischen Völkern nicht findet.

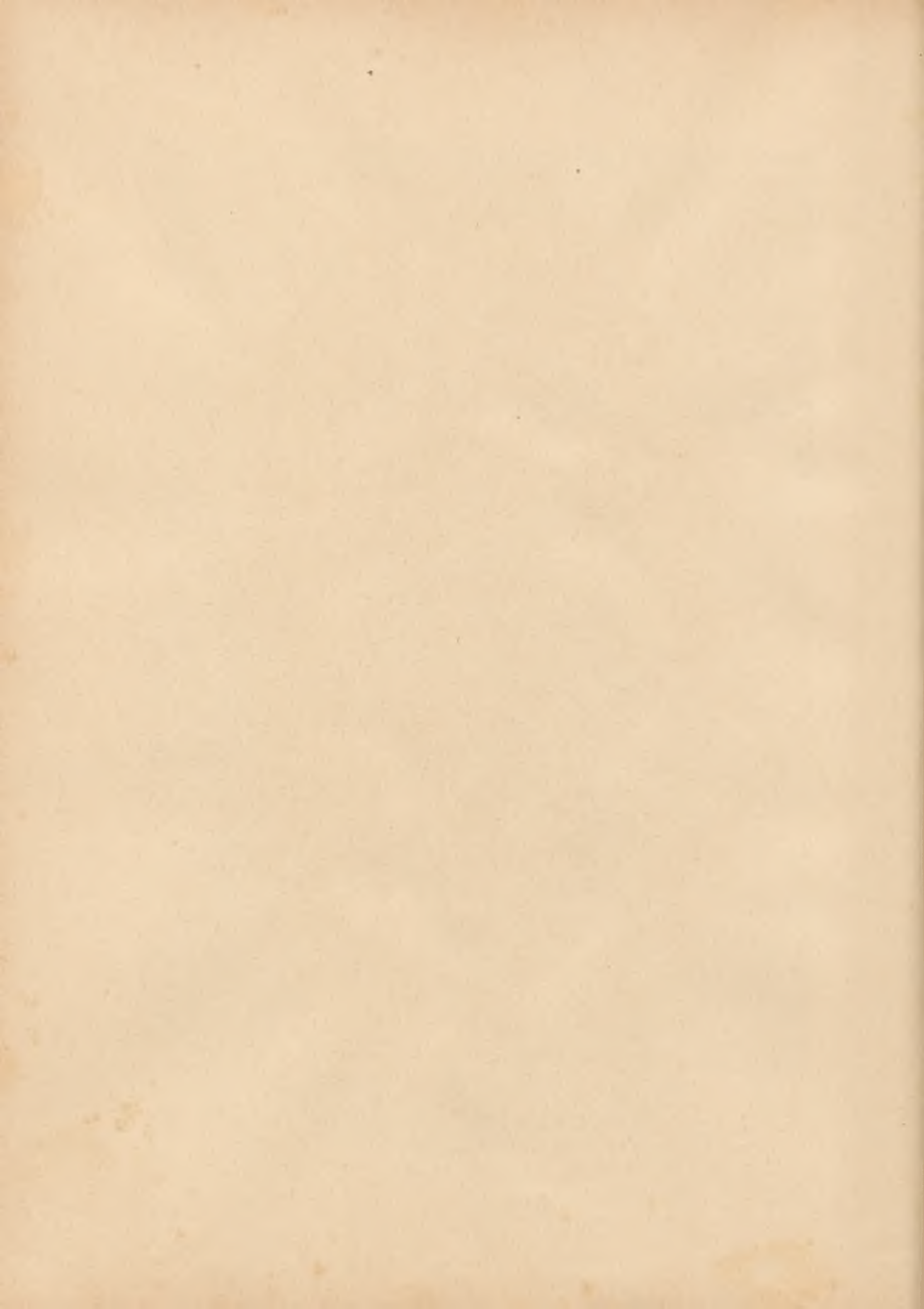
Zwar machen auch die Italiener auf dem Lande oft den Eindruck von großen Kindern, aber doch in ganz anderer Art als die russischen Bauern, bei denen man, wenn sie sich geben wie sie sind, nie einen Dolch in der Tasche vermutet. Der Italiener ist nüchtern und mäßig in seiner Lebensweise; er trinkt seinen Wein mit Wasser verdünnt, und doch treibt sein heißes Blut ihn leicht zu gefährlichen Händeln, denen der echte Russe so fern bleibt wie dem Gedanken, ein starkes Getränk durch Wasser abzuschwächen; der stärkste Branntwein ist ihm noch nicht stark genug und muß in ansehnlichen Dosen genommen werden, um zu wirken. Allein diese Wirkung ist bei ihm ganz eigener Art, sie schläfert alle etwa vorhandenen wilden Triebe ein, statt sie herauszufordern. Jemehr der echte Russe trinkt, desto zärtlicher wird er und die Thränen kommen ihm dabei oft vor Rührung in die Augen. In solchen Momenten ist kein Mensch, und sei es sein schlimmster Feind, vor seinen Umarmungen sicher; er fällt jedem an den Hals, wer sich in seiner Nähe befindet oder ihm beim nach Hause gehen in den Weg kommt. Ich habe nie eine ernsthafte Prügelei zwischen betrunkenen Russen gesehen, weder auf dem Lande noch in der Stadt. Sie küssen sich untereinander ab wie junge Backfische, geben sich gegenseitig zärtliche Namen und schwanken mit vergnügtem Gesichte umher bis sie lallend am Wege liegen bleiben, wo dann die nüchtern Vorübergehenden sie ruhig liegen lassen, denn es ist gefährlich, den Budotschniks (Sicherheitswächtern) ins Handwerk zu pfuschen.

In Norddeutschland würde es unter dem Volke — bei gleichen Trinkverhältnissen — wenigstens ebensoviele Püffe und Prügel setzen wie in Rußland Küsse, und wer könnte sich eine bayerische Kirchweih, wo doch meist nur Bier getrunken wird, ohne blutige Köpfe denken! Allein ebensowenig kann man sich in Rußland bei Volksfesten — von denen einige dort wochenlang dauern, wie z. B. die Butterwoche und die Osterwoche — eine so helle, himmelaufjubelnde Freudigkeit denken wie sie sich in Bayern, besonders im Hochlande, bei jeder festlichen Veranlassung offenbart.

Über diese Gegensätze in den Volkscharakteren ließe sich — mit Herbeiziehung der romanischen Stämme, welche den germanischen in leicht erregbarer Rechthaberei, Zanksucht und Rauflust nicht nachstehen — ein ganzes Buch schreiben, mit überzeugenden Beispielen und lehrreichen Nutzanwendungen aller Art gespickt; allein



Kirche Wassili Blashenny in Moskau.



hier müssen wir uns auf die notwendigsten Andeutungen beschränken, um die Eigenart des russischen Volkscharakters erkennen zu lassen, wie er aus seiner Natur, unter Einwirkung ganz absonderlicher äußerer Verhältnisse, sich im Laufe von Jahrhunderten entwickelt hat. Wenn der angeborene friedliche Zug in den Vordergrund gestellt wurde, so sollte damit nicht gesagt sein, daß der Russe in kriegerischer Tüchtigkeit hinter irgend einem andern Volke zurückstehe, sondern nur dieses: daß er von Haus aus keine kriegerischen Neigungen hat, also nicht aus Liebhaberei Soldat wird, sondern nur aus Zwang oder Pflichtgefühl. Es würde demnach gar nicht denkbar sein, daß sich in Friedenszeiten — etwa nach englischem Beispiel — ein stehendes Heer in Rußland bilden ließe, aus lauter Freiwilligen oder Angeworbenen zusammengesetzt. Hingegen würde das Volk, von äußeren Feinden bedroht, wie ein Mann aufstehen und ganz Rußland in einen Wald von Bajonetten verwandeln.



Russische Volkstypen: Obstverkäuferin. Bilderhändler. Kleiderhändler.

Unter Volk ist hier natürlich immer nur die große, noch ungeschulte Masse der Bauern und Arbeiter zu verstehen, welche von der Hand in den Mund lebt und an ihrem Heimatlande so fest hängt wie unreife Frucht am Baume.

Wie sich die höheren, mehr oder weniger von europäischer Bildung durchdrungenen Schichten der Nation dazu verhalten, wird der Leser später bei der Besprechung der Parteiverhältnisse in Rußland kennen lernen. Die große Masse der Bevölkerung ist bisher von den Parteikämpfen der Alt- und Neurussen, oder Moskowiter und Petersburger, so ziemlich unberührt geblieben, allein so lange diese Kämpfe fortdauern, kann zur Besserung der Lage der nur äußerlich befreiten Bauern nichts geschehen. Man hört oft, daß sie sich in den alten Verhältnissen wohler gefühlt haben als es in den neuen der Fall ist, weil sie nicht gelernt haben auf eigenen Füßen zu stehen. Dazu kommt, daß die Arbeit ihnen nie Freude gemacht hat, weil sie immer für ihre



Russische Volkstypen: Pflaumenverkäufer. Milchfrau.

Herren arbeiten mußten, ohne selbst auf einen grünen Zweig dabei zu kommen. Gewohnt, nur dem äußern Zwange zu folgen, vermissen sie diesen jetzt; es fehlt ihnen alle Initiative. Wenn sie keinen Mann der Gewalt hinter sich haben, der sie treibt, so müssen sie durchaus einen Mann ihres Vertrauens vor sich haben, der sie führt, und daran hat's in Rußland immer gemangelt.

Die russischen Gutsherren waren nie rechte Landwirte und die meisten von ihnen brachten immer nur ein paar Sommermonate auf ihren Gütern zu, nicht zur Arbeit, sondern zum Vergnügen. Wenn die Abgaben richtig eingingen, so war alles in Ordnung. Viele reiche Grundbesitzer bekamen ihre Güter gar nicht zu sehen und brachten ihre Zeit im Auslande zu, solange die Einkünfte dazu ausreichten. Das bewegliche Element ist



Russische Volkstypen: Droschkenkutscher. Besenverkäufer.

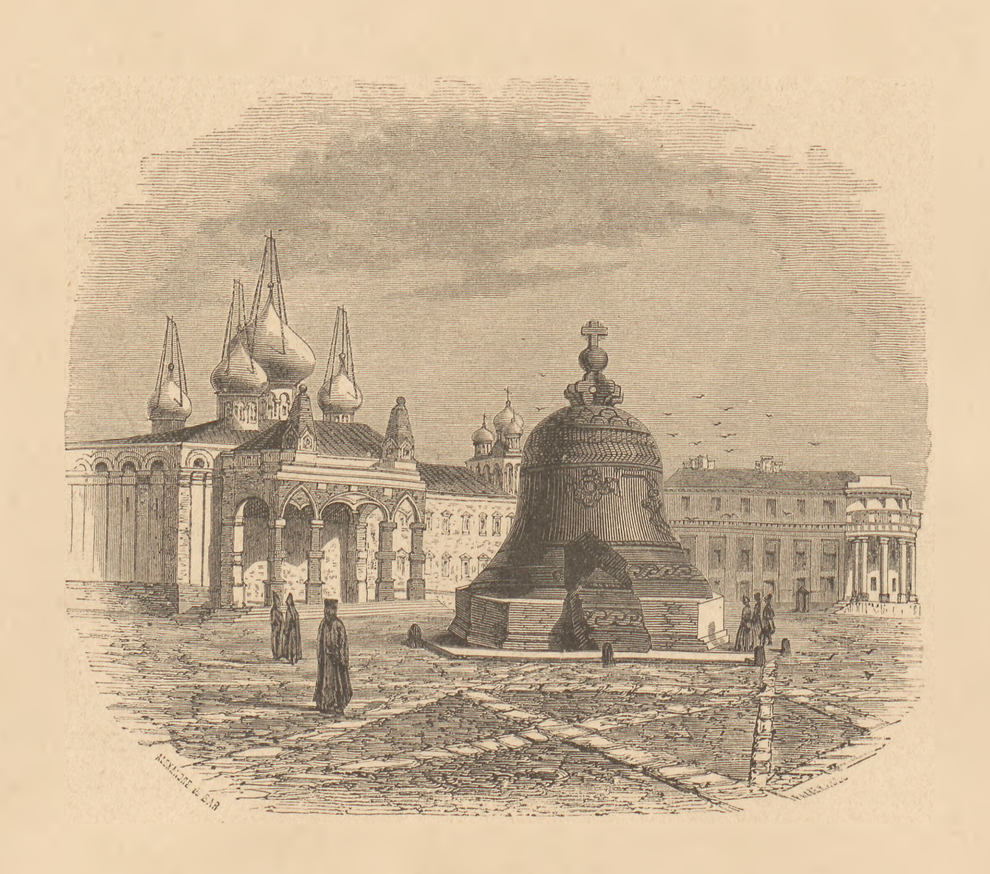
in Rußland immer das vorherrschende gewesen; der Nomadencharakter geht durch alle Stände; Erbansässigkeit gehört zu den seltensten Ausnahmen; die Besitzer sind immer gern auf Reisen; nur die Not oder der Zwang bannt an die Scholle.

Was mir immer am meisten aufgefallen ist und jedem vergleichenden Beobachter russischen Lebens auffallen muß, ist die merkwürdige Erscheinung, daß der russische Bauer sich zu allem besser schickt als zum Ackerbau. Er ist unglaublich anstellig und geschickt zu jeder Arbeit, die seine Kräfte nicht so sehr in Anspruch nimmt wie der Ackerbau; nur muß er gute Vorbilder haben, denn seine Kunstfertigkeit bleibt immer in den Grenzen der Nachahmung. Die einzige Handhabung, worin er unvergleichlich erscheint, ist die Führung der

Art. Er braucht kein anderes Werkzeug, um fast im Handumdrehen ein Holzhaus zu bauen, darin sich, selbst bei Wind und Wetter, gut wohnen läßt. Aber soll er sich selbst gemütlich darin fühlen, so muß es „ein bißchen nach der Wohnung riechen". Er kann Düfte vertragen wie kein anderer Mensch und haßt die frische Luft, wenn er sie nicht unter freiem Himmel genießen kann. Seine liebsten Tage sind immer die Sonn- und Feiertage, von denen Lermontoff singt:

„Mit einer Freude, die nicht alle kennen,
Seh' ich im Herbst die korngefüllten Tennen,
Das Bauernhaus mit strohbedecktem Dache,
Geschnitzten Läden vor dem Fensterfache.
Und Sonntags gern in träumerischer Ruh
Seh' ich dem Lärm betrunkner Bauern zu,
Wenn stampfend sie im Tanz die Schritte messen,
In Lust und Lärm der Woche Qual vergessen."

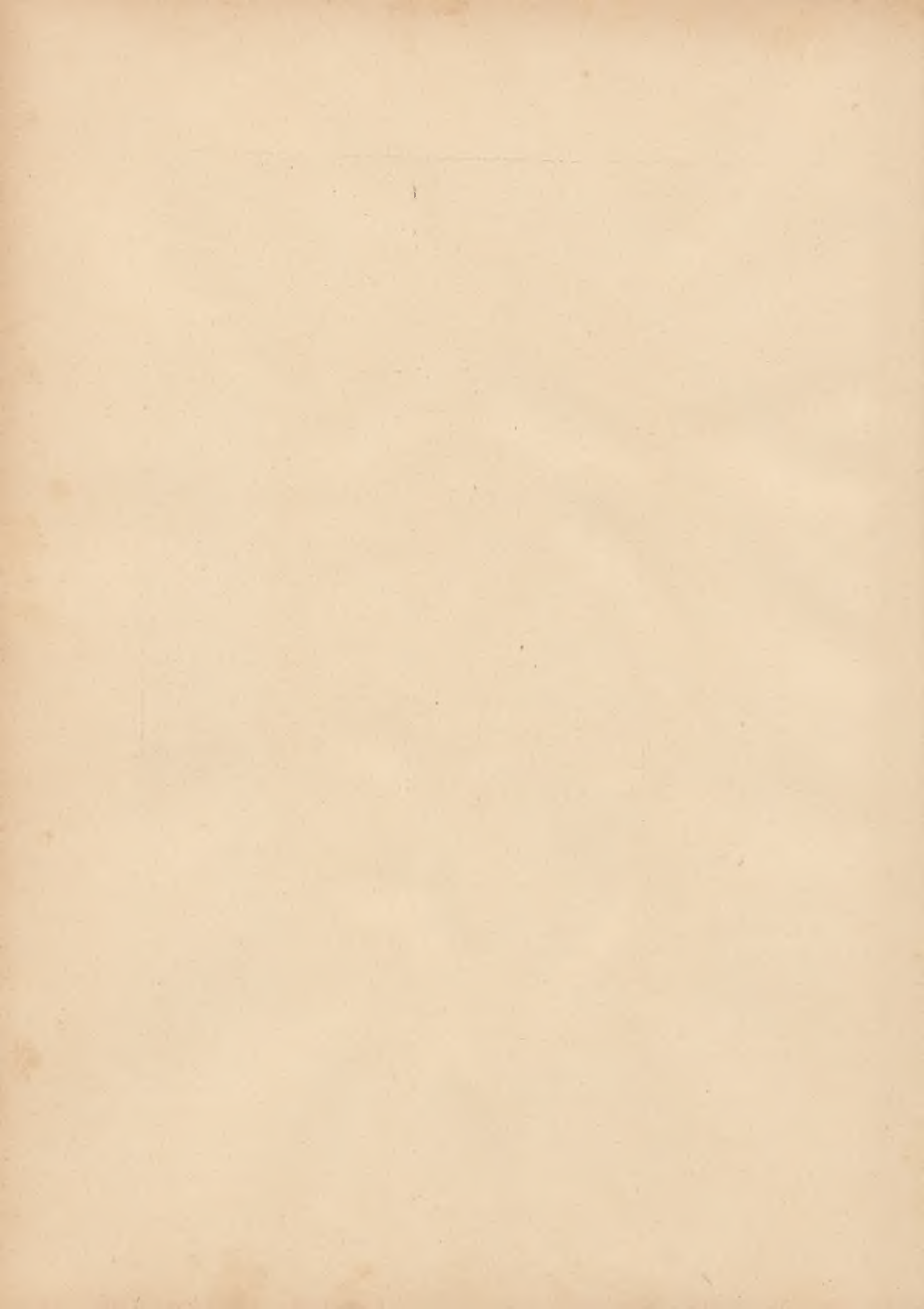
Was den russischen Bauer in dem traurigen Leben, das er seit Jahrhunderten geführt, immer aufrecht erhalten hat, ist sein felsenfester Glaube an eine bessere Welt, wo er einst belohnt werden wird für alles was er hienieden ausgestanden. So lange dieser Glaube währt — an welchem bis jetzt die Nihilisten vergebens gerüttelt haben — wird auch die alte Liebe zum Zarenhause — gleichviel, welcher Zar gerade auf dem Throne sitzt — unerschüttert bleiben, und es ist nur zu wünschen, daß dieser Glaube und diese Liebe die Wirren der Gegenwart glücklich überwinden und Rußland dauernd auf die Bahnen friedlicher Entwickelung führen mögen.





Der neue Palast. Erzengelkirche. Himmelfahrtskirche. Iwan der Große. Erlöserthor.

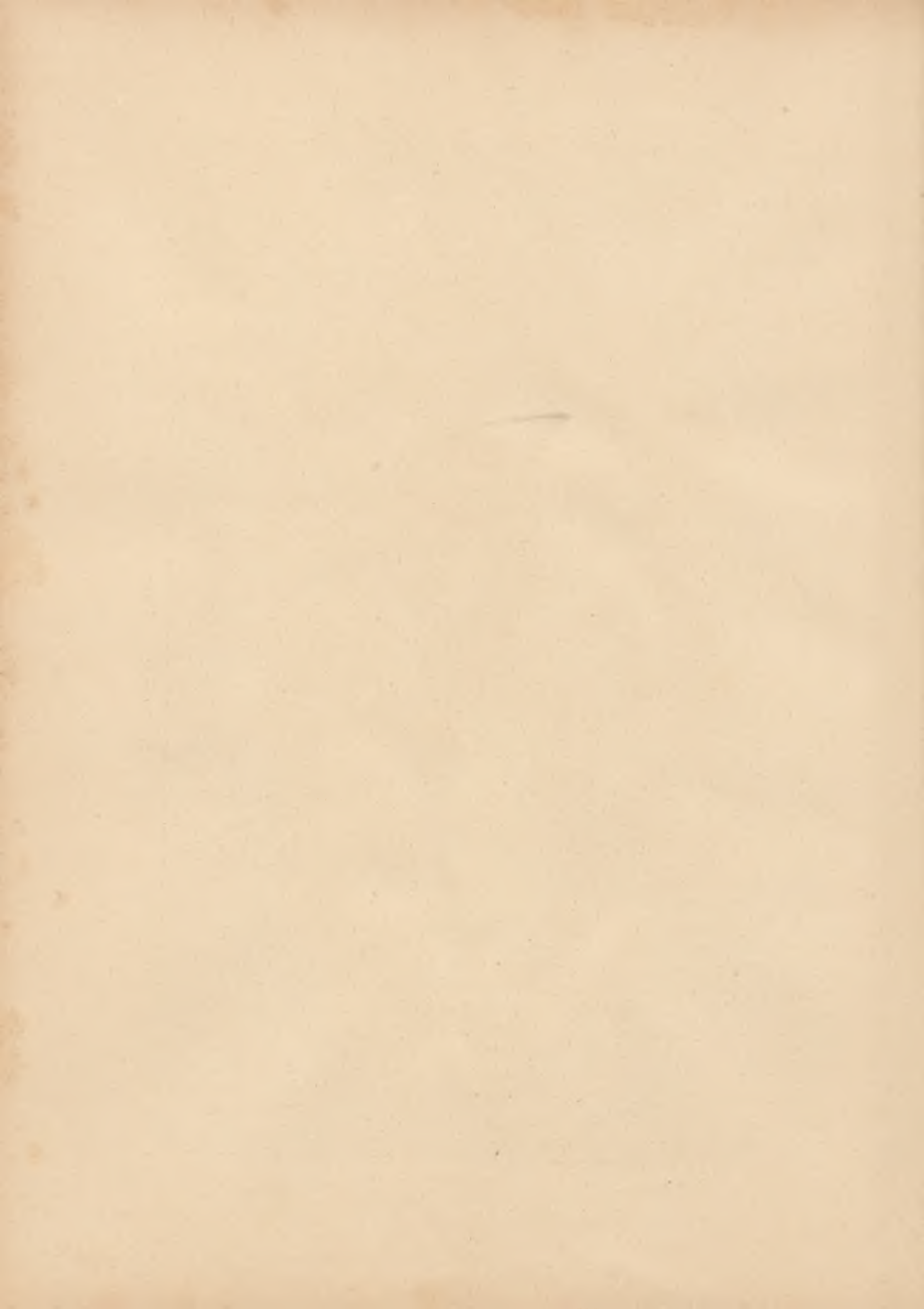
Der Kreml, von der Moskwá aus gesehen.





Moskau.

Wer Moskau nicht gesehen hat, sagt der Russe, der weiß nicht, was schön ist — und in der That bietet keine andere Stadt Europas, Konstantinopel und die Siebenhügelstadt am Tiber allein ausgenommen, ein so großartig schönes Bild wie die Siebenhügelstadt der russischen Zaren. Wenn man zum ersten Mal dieses Häusermeer mit den roten und grünen Dächern, mit den goldenen Kuppeln und Kreuzen und buntbemalten Türmen der Kirchen erblickt, zum ersten Mal sich von dem fremdartigen Treiben in den Straßen Kitai gorods umfluten läßt, wird man die Begeisterung erklärlich finden, mit welcher der Russe von seiner alten Reichshauptstadt spricht. Auf Schritt und Tritt fesseln den Fremden überraschende Erscheinungen. Was ihn hier umgiebt, ist nicht der Orient mit seiner



legenheit bietet und seine Mittel es erlauben, kauft er das Material auf, das er zum Bau eines bescheidenen Häuschens braucht, und wenn auch manches Jahr darüber vergeht, schließlich kommt doch der Tag, an dem der kluge Sparer seinen Lieblingstraum verwirklicht sieht und in sein eigenes Haus einziehen kann. Ein guter Keller wird darin nicht fehlen — ein Keller, in dem er seine Speisenvorräte aufbewahren kann, ist für ihn wichtiger als die Wohnstube, und er besichtigt ihn, wenn er eine Wohnung mietet, viel sorgfältiger als die Räume, in denen er selbst seinen Aufenthalt nehmen will. Ebensowenig fehlt ein kleiner Hofraum hinter dem Häuschen, wo er Geflügel züchten kann. Ist auch die Wohnstube niedrig und klein und gewährt wenig Bequemlichkeit — der Russe sieht über solche Mängel hinweg; das eigene Heim, das er sich nun erworben, ist ihm zehnmal mehr wert als das was er in demselben entbehren muß.



Russische Volkstypen: Brodverkäufer. Kutscher aus vornehmem Hause.

So kommt es, daß heute noch Moskau eine Unzahl von Gebäuden besitzt, deren mehr als bescheidenes Aussehen einen grellen Gegensatz zu den Palästen bildet, in deren stolze Reihe sie sich wie ungeladene Gäste eindrängen, rücksichtslos die Regelmäßigkeit der Straßenanlagen störend. Da tritt solch ein Haus weit aus der Häuserreihe hervor, gleich als wollte es neugierig Umschau halten in seiner Nachbarschaft, während sich dort ein anderes ebenso weit hinter die angrenzenden Häuser zurückzieht, gleich als schämte es sich seines ärmlichen Aussehens. Große Obst- und Gemüsegärten, ja Ackerfelder, Seeen und Teiche liegen hinter den Häusern und tragen wesentlich dazu bei, das ländliche Aussehen, welches viele Stadtgegenden durch ihre Häuserbauten und die mit hohen Mauern oder Holzzäunen umgrenzten Höfe erhalten, noch zu erhöhen.

Nach dem großen Brande in den Septembertagen des Jahres 1812 war Gelegenheit vorhanden, die Stadt nach einem bessern, einheitlichen Plane wieder aufzubauen; man hat sie versäumt, vielleicht absichtlich.

Jeder baute sein Haus an derselben Stelle, wo es gestanden, wieder auf und Niemand hinderte ihn, bei der Anlage seinen Neigungen rückhaltlos die Zügel schießen zu lassen. So wurde das neue Moskau eine ebenso unregelmäßige Häusermasse wie das Moskau des Mittelalters, und der bekannte Ausspruch des Fürsten von Ligne — Moskau sei keine Stadt, sondern nur eine Vereinigung von vier bis fünfhundert, von ihren Dörfern und Gärten umgebenen Schlössern — hatte seine volle Berechtigung.

Der Flächenraum, den die Stadt bedeckt, ist infolge der vielen Gärten, Felder und unbebauten Plätze, welche sie umschließt, ein ganz unverhältnismäßig großer: er beträgt 75 □ Kilometer, sein Umfang 43 Kilo-



Russische Volkstypen: Der Dwornjik.

meter. Die Moskwá, welche oberhalb der Stadt für größere Fahrzeuge schiffbar wird und mit vielen kleinen Dampfern und hunderten von Barken bedeckt ist, teilt diesen großen Raum in zwei ungleiche Teile, welche durch zahlreiche Brücken (Krasnocholmsky, Ustjinsky, Moskwaretzky, Bolschoj kamenny, Krymsky und Dorogomilowsky most) mit einander verbunden sind, und nimmt innerhalb der Stadtmauern mehrere große Bäche auf, die Jausa und die jetzt überwölbte Neglinnaja u. a. Sie durchfließt die Stadt in vielen großen Windungen und besitzt hier bereits eine ziemlich ansehnliche Breite. Parallel mit der Moskwá läuft eine Strecke weit ein Kanal, der zum Schutz gegen Hochwasser angelegt wurde. Ferner befinden sich im Weichbild der Stadt 151 Seeen und Teiche, 14 Boulevards, 81 Plätze, 218 Hauptstraßen und 716 Gassen

und Nebenstraßen mit (nach der Zählung vom Jahre 1874) 12.352 steinernen und 18.479 hölzernen Häusern, 7 Kathedralen, gegen 400 Kirchen und öffentlichen Kapellen und 21 Klöstern. Unter den Gotteshäusern sind alle Haupt-Religionen des Reiches vertreten. Es befinden sich darunter zwei römisch-katholische und zwei lutherische Kirchen, eine reformierte, eine anglikanische und eine armenische; eine jüdische Synagoge und eine mohamedanische Moschee beschließen den Reigen.

Mitten im Herzen des Landes der „Rechtgläubigkeit" sind diese vielen Tempel Andersgläubiger eine überraschende Erscheinung. Wenn man weiß, wie sehr der Russe, namentlich der gemeine Mann, von der allein seligmachenden Macht seiner Religion durchdrungen ist, erwartet man gewiß nicht, einer solchen Toleranz zu begegnen, wie sie, nicht nur von seiten der Regierung, gegen die dem russischen Szepter unterworfenen andersgläubigen Völker geübt wird. Frei und ungehindert kann in Rußland der Kalmyk seinen Dalai-Lama, der Parse sein ewiges Feuer, der Inder seinen Brahma anbeten, der Mohamedaner Allah anrufen, der Tunguse



Russische Volkstypen: Eine Ehevermittlerin.

vor seinen Götzenbildern im Staube liegen, ebenso wie die verschiedenen christlichen Sekten vom Katholiken, Lutheraner und Reformierten bis zu den Mennoniten und Herrnhutern sich ungehinderter Religionsübung erfreuen. Auf dieser Toleranz beruht aber auch hauptsächlich Rußlands Wirksamkeit als Verbreiter europäischer Kultur. Die in ihren nationalen Eigentümlichkeiten und ihrem Glauben geschützten Völker gewöhnen sich allmälig daran, sich als Angehörige des russischen Reiches zu betrachten, das drückende Gefühl des Verhältnisses zwischen Herrschern und Beherrschten, zwischen Siegern und Besiegten schwindet immer mehr, und im regen Verkehr der Völker unter einander wird so manches Samenkorn nach fernen Gegenden getragen, aus dem sich die ersten Anfänge civilisierter Lebensweise entwickeln.

Eine Folge dieser Toleranz in religiösen Angelegenheiten ist es auch, daß wir in den Straßen Moskaus einen so großen Teil der bunten Musterkarte russischer Völkerschaften vor uns erblicken, die sich hier, wo Niemand sie hindert, nach ihrer Weise zu leben und die häuslichen Einrichtungen ihrer Heimat so gut es geht nachzuahmen, rasch heimisch fühlen. Immer neue Typen, immer neue Trachten gewahrt man da. Wer zählt

die Völker, nennt die Namen? Da sind Tataren und Kalmyken von der Wolga, Kirgisen aus den Steppen am Ural, Bucharen und Khiwaier aus Hochasien, vom fernen Kaukasus der Tscherkesse und Georgier, da sind Armenier, Perser, Griechen und Zigeuner und endlich all die zahllosen Völkerschaften aus dem Osten Rußlands, die Nomadenstämme, die man in Westeuropa kaum dem Namen nach kennt. Sie alle treten hier auf wie in ihrer Heimat, in ihrer Nationaltracht, aber in Moskau fällt dies nicht auf, denn auch der Moskauer Russe trägt noch mit Vorliebe die Tracht seiner Vorfahren. Die französische Kleidung wird hier nur durch die Ausländer, durch die Beamtenwelt, soweit sie nicht Uniform trägt, und durch einen kleinen Elitekreis vertreten, denn nicht nur die ärmeren Klassen sind der Nationaltracht treu geblieben, auch der reiche Kaufmann, der vielleicht zu den Geldfürsten der Moskauer Handelswelt gehört, empfängt in seinen eleganten Salons seine Gäste in dem um die Hüften durch einen Gürtel zusammengehaltenen Blusenhemd, das lange Haar nach Art der Christusköpfe in der Mitte gescheitelt und glatt gekämmt.

So lobenswerth an sich dieses Festhalten am Nationalen und an den altväterlichen einfachen Sitten ist, so hat es doch auch seine Schattenseiten. In der alten russischen Tracht stecken meist auch noch die alten Russen, von Sitten zwar minder rauh als das Volk zur Zeit Peter des Großen, an Wissen und Bildung jedoch ihre damaligen Vorfahren nur wenig überragend. Mit nur sehr geringen Ausnahmen ist die nationale Tracht ein sicheres Anzeichen dafür, daß ihrem Träger europäische Bildung ziemlich fremd geblieben ist. Giebt es doch heute noch in Moskau Besitzer von Großhandelsfirmen, die des Lesens und Schreibens unkundig sind und sich bei der durch den Verkehr mit dem Auslande nötig gewordenen doppelten Buchführung völlig auf die Ehrlichkeit ihrer Buchhalter verlassen müssen — und noch so mancher Handel- und Gewerbetreibende kennt keine andere Buchführung als die Notizen, die er in einem Heft mit Hilfe von Stecknadeln anbringt.

Um solche Zustände richtig zu würdigen, muß man einen Blick auf den geistigen Entwicklungsgang des russischen Volkes werfen. Der Einfluß, den Peter der Große auf denselben genommen, ist heute noch deutlich zu erkennen. Dem großen Reformator fehlte es an der nöthigen Geduld, um sein Volk von der Wurzel aus zu veredeln. Er pfropfte deutsche und holländische, Katharina II. französische Reiser auf die Krone. Diese trägt nun ihre südlichen Früchte, der derbe und gesunde Stamm und seine weit ausgebreiteten Zweige treiben die alten Holzäpfel fort. Die plötzlich und gewaltsam eingeführte westeuropäische Civilisation ist nirgends in die unteren Schichten der Gesellschaft eingedrungen. Eine verhältnißmäßig kleine Zahl französisch erzogener, in Luxus aufgewachsener, elegant gebildeter, uniformierter und besternter Russen tritt ohne jede Vermittlung neben der an Zahl hundertfach überlegenen Masse der bärtigen, unwissenden, kräftigen, frommen und dabei gelehrigen Bevölkerung auf. Man kann es kaum glauben, daß der kleine feine Kammerherr, der elegante Gardeoffizier, der das Französische wie seine Muttersprache redet, derselben Nation angehört wie der Iswóstschik, der seine Droschke fährt, oder der Dwornjik (Hausmann), der vor seiner Thür wartet. In Rußland stehen eben die Unterschiede schroff neben einander, und im Herzen dieses riesenhaften Organismus, in Moskau, kommen sie ganz besonders grell zur Erscheinung.

Wie sehr dies der Fall ist, werden wir sofort erkennen, wenn wir ein wenig unter den Moskauer Straßennomaden und unter jenen charakteristischen Volkstypen Umschau halten, welche ebenso eine Spezialität der alten Zarenstadt sind wie der groteske Baustyl ihrer Kirchen und Kathedralen.

Dort an der Straßenecke bei dem Laden des Láwotschnjik (Krämer), der alles Mögliche und noch einiges Andere verkauft, hat sich ein Menschenknäuel vor einem Bilderhändler angehäuft. Kinder und Erwachsene drängen sich um den Mann mit dem Knotenstock, um die roh geklecksten Märtyrer und Madonnen zu bewundern, die er an einer Schnur angereiht um den Hals trägt. Dieser Bilderhandel ist eine echt russische Eigentümlichkeit. Während die kaiserlichen Museen und die Privatsammlungen der Aristokratie mit den Meisterwerken aller Länder prunken, kümmert sich das Volk nicht im geringsten darum und schätzt nur die schwarzen Heiligenbilder. Der Verkauf der Heiligenbilder ist streng untersagt, was aber den schlauen Bilderhändler nicht abhält, dennoch ein gutes Geschäft damit zu machen, indem er sie den Kauflustigen tauschweise gegen Nahrungsmittel überläßt, die er sofort bei dem Láwotschnjik in Geld umsetzt. Gleichwie das Gouvernement Twer ganz Rußland mit Zimmerleuten versorgt, so war es der an der Moskau-Njischny-Nowgoroder Eisenbahn gelegenen Stadt Wladimir und ihrer Umgebung, wo die Heiligenbilder massenhaft erzeugt werden, vorbehalten, Rußland

vom Ural bis zur Düna mit Tausenden von Händlern mit Heiligenbildern zu überschwemmen. Da das heutige Rußland eine ungeheure Menge solcher Bilder, die auf Kunstwert nicht den geringsten Anspruch machen können, kauft, so ist es auch begreiflich, daß alle Bilderhändler bei ihrem Geschäft ein reichliches Auskommen finden. Für die zungenfertigen Gesellen, die dem neuigkeitslüsternen Bauer so unentbehrlich sind wie dem Städter die Zeitung, existiert das moderne Beförderungsmittel, der Dampf, noch gar nicht, denn sie wandern per pedes apostolorum von Dorf zu Dorf und machen das beste Geschäft dort, wohin die wandelnde Rauchsäule der Lokomotive noch nicht gedrungen ist. In Moskau, wie in allen größeren Städten, treten sie nur vereinzelt auf, finden aber stets ein kauflustiges Publikum.

Ein anderer Nomade, der zu Moskaus ständigen Straßenfiguren gehört, ist der Iswóstschik, der Droschkenkutscher. Aus allen benachbarten Gouvernements, ja selbst aus den transwolgaischen Gegenden von Perm und Orenburg zieht der Bauer mit seinem unansehnlichen, aber ausdauernden Pferd und der leicht



Russische Volkstypen: Unterhandlung mit einem Iswóstschik.

gebauten Droschka nach Moskau, um dort seinen Lebensunterhalt als Iswóstschik zu verdienen. Es ist ein hartes Stück Brot, Tag und Nacht, im Sonnenschein und im Schneegestöber auf den Wink eines Fahrgastes die Straßen für geringen Lohn zu durcheilen oder Stunden lang gleich einer Bildsäule auf dem Kutschbock zu hocken. Die wettergebräunten Burschen, deren Muskeln eisern zu sein scheinen, können zwar einen großen Kältegrad aushalten, aber gegen die dämonische Macht der Elemente vermag menschliche Kraft nicht anzukämpfen, und so kommt es zuweilen vor, daß, während die geputzten Damen und Herren im angenehm durchwärmten Saal sich bei Spiel und Tanz vergnügen, der arme Iswóstschik, der in eisiger Nachtluft ihrer Rückkunft harrt, erfriert.

In der Bekleidung herrscht bei den Iswóstschiks eine seltene Übereinstimmung: langer dunkler Kaftan, mit einem Ledergürtel zusammengehalten, hohe Stiefel, eine viereckige, der polnischen Konfederatka nachgebildete Mütze oder ein niedriger, breitkrämpiger, tief ausgeschweifter Cylinderhut.

Gegenwärtig werden die Iswóstschiks polizeilich ausgesiebt, um schlechte Elemente fern zu halten, in früheren Zeiten aber kamen und gingen die Mietskutscher, ohne daß die Polizei von ihnen Notiz nahm, als echte Nomaden, ohne feste Haltestelle, von Straße zu Straße wandernd. Der Iswóstschik ist die fügsamste Maschine, die unter dem Inbegriff homo sapiens gefunden werden kann. Der Fahrgast besteigt das Vehikel des russischen Diomedes, ohne ein Wort zu sagen. Der Iswóstschik jagt in sausendem Galopp davon, daß Kies und Funken stieben. An der Kreuzung einer Straße zieht ihn der Fahrgast rechts am Gürtel, wenn er rechts, oder links, wenn er links fahren soll, und dasselbe unverfängliche Zeichen bedeutet Halt. Der Iswóstschik hat seine Taxe, die er im Lande der Trinkgelder allerdings niemals einhält. Selbstverständlich ist er für Extradienste zur Entgegennahme eines Trinkgeldes nicht abgeneigt, ertrotzt es aber nicht wie der Wiener Fiaker und erbettelt es nicht wie der italienische Vetturin. Durch die schon oben erwähnte Abhärtung und seine mehr als frugale Lebensweise erfreut sich der Iswóstschik einer ausdauernden Gesundheit, die nur



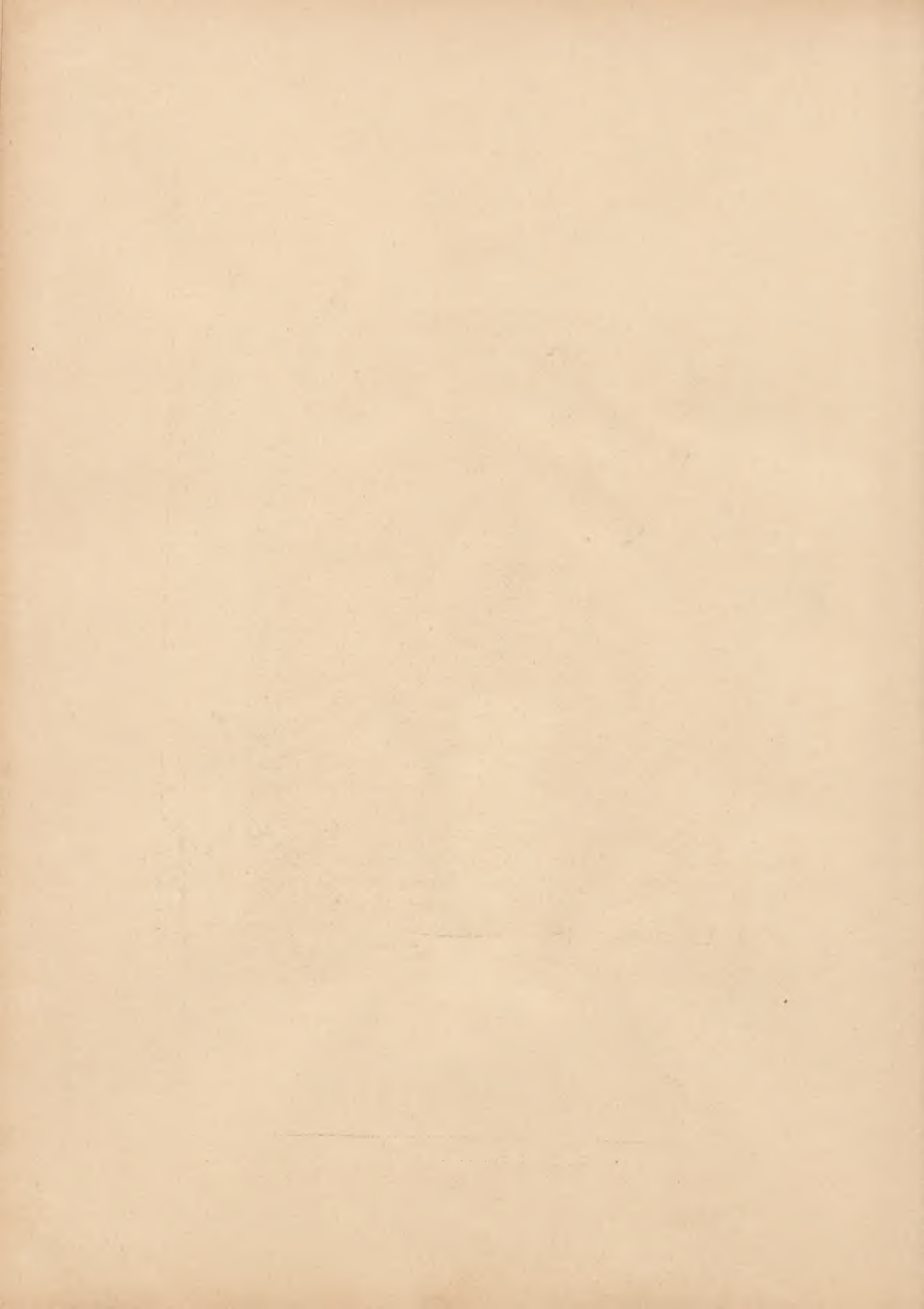
Russische Volkstypen: Der Kaldun.

ab und zu durch einen Rausch und dem darauf folgenden obligaten Katzenjammer alteriert wird. Die Folge seiner unverwüstlichen Gesundheit ist wohl auch sein unverwüstlicher Humor, der ihn zum Straßenkomiker stempelt. An launigen Einfällen ist ihm nur der Geflügelhändler überlegen.

Ein dritter Nomade unter den Moskauer Straßentypen ist der Tatar. Aus den Uferländern des Schwarzen Meeres eingewandert, hat er in Moskau die Mission des deutschen Kleiderjuden zu erfüllen. Ebenso schlau und ebenso friedliebend wie der westeuropäische Semite, hat er sein Augenmerk auf die abgelegten oder abzulegenden Kleider seiner Mitmenschen derart scharf gerichtet, daß er überall die Quelle seines Absatzgebietes erschnüffelt. Anspruchs- und bedürfnislos wie ein indischer Fakir und geistigen Getränken abhold, sammelt der Tatar in einigen Jahren eine Geldsumme, mit welcher er im Stande ist, in seiner sonnigen Heimat ein Landgütchen zu erwerben und dort von dessen Erträgnis im Kreise seiner Familie sorgenlos zu leben. Wer wollte diesem Manne das Prädikat eines Philosophen streitig machen!



Das Erlöserthor im Kreml.



Ein Philosoph, freilich ganz anderer Art, ist auch der Dwornjik, seit jeher der geheime Agent seiner Hausinsassen. Er drückt ein Auge zu, wenn der Herr Staatsrat aus der Beletage der Tänzerin im zweiten Stock einen Besuch macht; er drückt beide Augen zu, wenn bei dem Offizier im dritten Stock noch spät in der Nacht lärmende Gesellschaft versammelt ist, vorausgesetzt, daß er erwarten kann, daß ihm von den heimkehrenden Gästen ein Rubel in die Hand gedrückt wird; die Gläubiger des Studenten in der Dachkammer weist er mit moralischer Entrüstung zurück, während er selbst vor dem Kammerdiener des Hausherrn unterthänigst die



Russische Volkstypen: Eine Moskauer Bürgerfamilie.

Mütze zieht — aber in dem Laden des Láwotschnjik, wo ihm manches Gläschen Wodka (Branntwein) kostenlos verabreicht wird, ist er für die Brot- und Obstverkäufer, die Bauern und Iswóstschiks ein Orakel, welches über alles, auch über Fragen der hohen Politik Auskunft zu erteilen vermag. Sein einziger Kummer besteht darin, daß er nicht lesen und schreiben kann, doch darin hat er unter Jenen, die ihn für ein Orakel ansehen, sehr viele Leidensgenossen, denn der Brotverkäufer, der einen wahren Christuskopf auf seinen Schultern trägt, bedient sich bei der Abrechnung mit seinen Kunden eines Kerbholzes und die dralle Milchfrau muß bei der

Skontierung der Lieferungen ihre zehn Finger zu Hilfe nehmen. Was aber alle diese Naturmenschen von ihren civilisierten Berufsgenossen im Westen zu ihrem Vorteile unterscheidet, das ist die Gabe der fließenden Rede, die sie selbstverständlich bei jeder Gelegenheit möglichst geltend zu machen suchen. Sie artet aber niemals in Zanksucht aus, denn eine der hervorragendsten Eigenschaften des Russen ist die Verträglichkeit und Gutmütigkeit.

Doch halt! Dort vom Smolensker Bahnhof naht ein Zug, der diese Gutmütigkeit des Russen überhaupt und der Moskauer Bevölkerung insbesondere ins hellste Licht zu stellen berufen ist. Es sind Verbrecher,



Der Turm Jwan der Große und die Glocke Zar Kolokol.

die aus allen Teilen Rußlands, nota bene des europäischen Teiles desselben, hierher gebracht werden, um dann in großen Kolonnen mittelst Eisenbahn die Reise nach Sibirien anzutreten. Man glaube nicht etwa, daß es in Rußland mehr Verbrecher giebt als in anderen Ländern. Wenn man aber den Abhub von 70 Millionen Menschen auf einer Stelle beisammen sieht, so erschrickt man über die menschliche Verworfenheit. Warum macht man aber in Rußland mit Räubern und Mordbrennern so viel Aufhebens und überliefert sie nicht dem Henker? Weil man, wird uns der Russe antworten, in Rußland das Leben nicht so niedrig tariert wie anderswo. Man geht noch weiter: man erlaubt den Verbrechern das Mitnehmen ihrer Weiber und Kinder und spediert

dieselben auf Staatskosten nach dem fernen unwirtbaren Osten, um sie dort für kommende Geschlechter als Kulturdünger zu verwenden. Die Kultur, die Alles beleckt, hat sich auch auf die Spitzbuben erstreckt. Statt der frühern beschwerlichen Fußreise kommen sie jetzt von allen Richtungen der Windrose per Eisenbahn nach Moskau und gehen nur zum Übernachten in die alte Duma zu Fuß; ihre Angehörigen kommen hinterher zu Wagen nach. Zwischen den Gefangenen und den sie begleitenden Soldaten scheint ein herzliches Einvernehmen zu herrschen. Der Befehl des Vorgesetzten macht zwar den Russen, allerdings gegen seinen Wunsch und gegen seine Neigung, zu dem zuverlässigsten Soldaten, er hört aber doch niemals auf, ein gutmütiger Mensch zu sein. Wer das Letztere bezweifelt, der sehe nur, wie die Soldaten milde Gaben für die Gefangenen in ihre großen Tellermützen sammeln. An der Wohlthätigkeit, die wohl in erster Linie den Familien der Deportierten gilt, beteiligen sich Arme und Reiche; der Kaufmann streckt seine beringte Hand zur Kutsche heraus, um dem Soldaten eine Handvoll von Fünfzig-Kopeken-Stücken zu verabreichen; der arme Besenverkäufer, der sein



Russische Volkstypen: Ein Läwotschnjik.

Scherflein zur Unterstützung der „Unglücklichen“ — so nennt der Volksmund die Verurteilten — ebenfalls beisteuern will, muß sich auf ein Fünf-Kopeken-Stück beschränken, aber dieses ist vielleicht die Hälfte seiner ganzen Barschaft; der Obsthändler reicht den Kindern eine Düte voll Obst in den Wagen, und der Theehändler, der den Samowar in den Straßen herumschleppt, erquickt die Frauen mit einer Tasse Thee. Selbst Schulkinder opfern ihre Frühstücksemmel auf dem Altar der Nächstenliebe.

Wenn die Reichen mild und die Armen ergeben sind, müßte das soziale Problem leicht zu lösen sein. Ja, wenn es nur nicht so viel Drohnen in dem Bienenkorb gäbe! Dort von der Nikitskaja um die Ecke der Universität kommt schon so eine Drohne, die auf Kosten des Volksaberglaubens lebt. Es ist der Kaldun. Der verwahrloste Wicht könnte einem Maler oder Bildhauer als Modell zum ewigen Juden sitzen. Angeblich ist er immer auf der Pilgerfahrt nach dem Heiligtum irgend eines berühmten Klosters und sammelt zu diesem Zweck Opfergaben, die er als echter cynischer Epikuräer im nächsten Kabak in Wodka aufgehen läßt. Er

heilt Krankheiten der Menschen und Tiere durch Besprechen und verkauft selbstverfertigte Reliquien. In abgelegenen Waldschenken läßt er seinem frivolen Humor die Zügel schießen, aber unter opferwilligen Leuten hält er auf Anstand und fromme Sitte. Namentlich beim Passieren der großen Städte geht er ganz in Frömmigkeit auf. So bekreuzt er sich auch jetzt, als er vor dem Kreml angekommen, sehr umständlich vor dem Bilde des Erlösers über der Spaßky-Pforte, murmelt aber im nächsten Augenblick einen Fluch beim Anblick eines Konkurrenten, eines entlassenen Soldaten, der in seinem langen grauen Mantel mit demütig herabgezogener Mütze daherkommt.

Da bettelt nun der Mann, der vielleicht vor wenig Monaten für sein Vaterland geblutet, im Angesicht des Kreml, des Herzens dieses Reiches, das durch seine treuen, gottesfürchtigen, tapferen und alles ohne Murren ertragenden Soldaten groß wurde, besteht und bestehen wird! Das Los dieser Vaterlandsverteidiger, denen während ihrer Dienstzeit die Kaserne Heimat und Vaterhaus ersetzt und die nun, aus dem Dienst entlassen, infolge der eigenartigen Agrarverhältnisse Rußlands als Heimatlose im buchstäblichsten Sinne des Wortes dastehen, da der fünfzehn Jahre Abwesende der Gemeindeangehörigkeit verlustig wird — dieses Los ist ein so trauriges, daß Reformen zu Gunsten des Soldaten dringend not thun und wohl auch nicht lange mehr ausbleiben werden . . .

Eine Sotnja (Abteilung von hundert Mann, Compagnie), die mit klingendem Spiel in den Kreml marschiert, um dort die Thorwache abzulösen, entzieht uns den Anblick dieses Dulders im Soldatenrock. Wir wollen ihr folgen und den Boden betreten, der durch hundertjährige Erinnerungen geheiligt ist, die Wiege russischer Größe, das Capitol des nordischen Roms.

Es ist eine Stadt in der Stadt, die wir da betreten, denn jetzt noch schwankt die Zahl der Bewohner des Kreml zwischen 1500 und 2000, in früherer Zeit aber war sie bedeutend größer, da der Kreml nicht nur den Zaren als Wohnsitz diente, sondern auch alle zur Hofhaltung gehörigen Personen, die höhere Geistlichkeit und viele der mächtigsten Bojaren (Magnaten) darin wohnten. Noch in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gab es im Kreml über zwanzig Gassen, während jetzt nur noch eine einzige, die Kommandantenstraße, vorhanden ist, doch trotzdem wäre es übel angebracht, wenn man in Bezug auf den heutigen Kreml von geschwundener Pracht reden wollte. Eher könnte man ihn mit dem verzauberten Schloß des Märchens vergleichen, welches des erlösenden Erscheinens des Ritters harrt, der in all die schlummernde Pracht und Herrlichkeit neues Leben bringt. Außer dem großen kaiserlichen Palast, dem riesigen Synodalgebäude, dem Senatspalast, dem Arsenal und der Kaserne und vielen anderen großen Gebäuden enthält der Kreml heute noch nicht weniger als 3 Kathedralen, 12 Kirchen, 1 Kapelle und 2 Klöster. Gewaltige Mauern, durch welche fünf Thore führen, umgeben ihn. Der Graben, der ihn früher von der Stadt trennte, ist zwar ausgefüllt und ein schöner breiter Boulevard an seine Stelle getreten, aber die alten Burgmauern mit ihren 18 Türmen werden sorgfältig in gutem Stand erhalten und bei allen Umbauten und Ausbesserungen im Kreml wurde streng darauf geachtet, daß der ursprüngliche Charakter dieser alten Befestigungswerke gewahrt blieb, wie überhaupt der ganze Kreml vor den Einflüssen der Geschmacksrichtungen späterer Jahrhunderte so bewahrt geblieben ist wie kein anderes Fürstenschloß. Nur so war es möglich, daß er in einem Zustand sich erhielt, in dem man ihn die Stein gewordene Geschichte Rußlands nennen kann und in dem er all die wechselnden Geschicke, welche in frohen und in schlimmen Tagen dem von Russen bewohnten Land beschieden waren, wiederspiegelt.

Der Name Kreml, dem wir noch in vielen anderen Städten begegnen werden, ist nicht russischen, sondern tatarischen Ursprungs. Das Schloß erhielt ihn erst im Jahre 1328, als Iwan Danilowitsch mit dem Beinamen Kalita (d. i. der Beutel), an Stelle des vom Mongolen-Khan wegen Ermordung einer mongolischen Gesandtschaft abgesetzten Alexei II. zum Großfürsten ernannt, Moskau zu seinem Herrschersitz machte. Der frühere Name des Kreml war Djetjinetz (Zitadelle). Die ältesten Nachrichten über Stadt und Burg reichen bis in das 12. Jahrhundert zurück. Es wird erzählt, daß der Fürst von Kijew, Georg Wladjimirowitsch Dolgoruky (d. i. Langhand), im Jahre 1158, als er zu seinem Sohn Andreas nach Wladjimir reiste, auf dem Grund und Boden des reichen Bojaren Stefan Kutschko von diesem nicht nur nicht mit den gebräuchlichen Ehrenbezeigungen empfangen, sondern sogar noch von dem übermütigen Unterthan beschimpft wurde. Darüber erzürnt, ließ der Fürst den Bojaren töten. Die herrliche Lage der Kutschko gehörigen Dörfer gefiel ihm aber so sehr, daß er beschloß, an dieser Stelle eine Stadt zu gründen. Er nannte sie Moskwá, nach dem Namen des Flusses,

an dem sie angelegt wurde, und übergab sie seinem Sohn Andreas, den er mit Ulita, einer Tochter des hingerichteten Bojaren vermählte. Auf einem mit Wald bedeckten Hügel, dem Borowitzky Cholm, fand die erste Ansiedlung statt und die Stelle, wo die erste Kirche erbaut wurde, soll dieselbe sein, an welcher noch heute die Kirche Spaß na ború (Erlöser im Walde) durch ihren Namen an ein im Walde errichtetes Gotteshaus erinnert.

So lautet die Überlieferung. Die Chroniken wissen das Gründungsjahr Moskaus nicht anzugeben; sie nennen die Stadt zum ersten Mal bei Erwähnung eines Gastmahls, welches der Großfürst Georg Dolgoruky im Jahre 1147 dort zu Ehren seiner Verbündeten veranstaltete. Jedenfalls blieb Moskau noch lange Zeit nach seiner Gründung ein ziemlich unbedeutender Platz. Erst als Daniel, der Sohn Alexander Newskis, den Titel Fürst von Moskau annahm, beginnt sich das Dunkel, das die Stadt umgiebt, allmählich zu erhellen und das Moskauer Fürstentum gewinnt durch glückliche Kriege und durch Erbschaften rasch Macht und Ansehen.

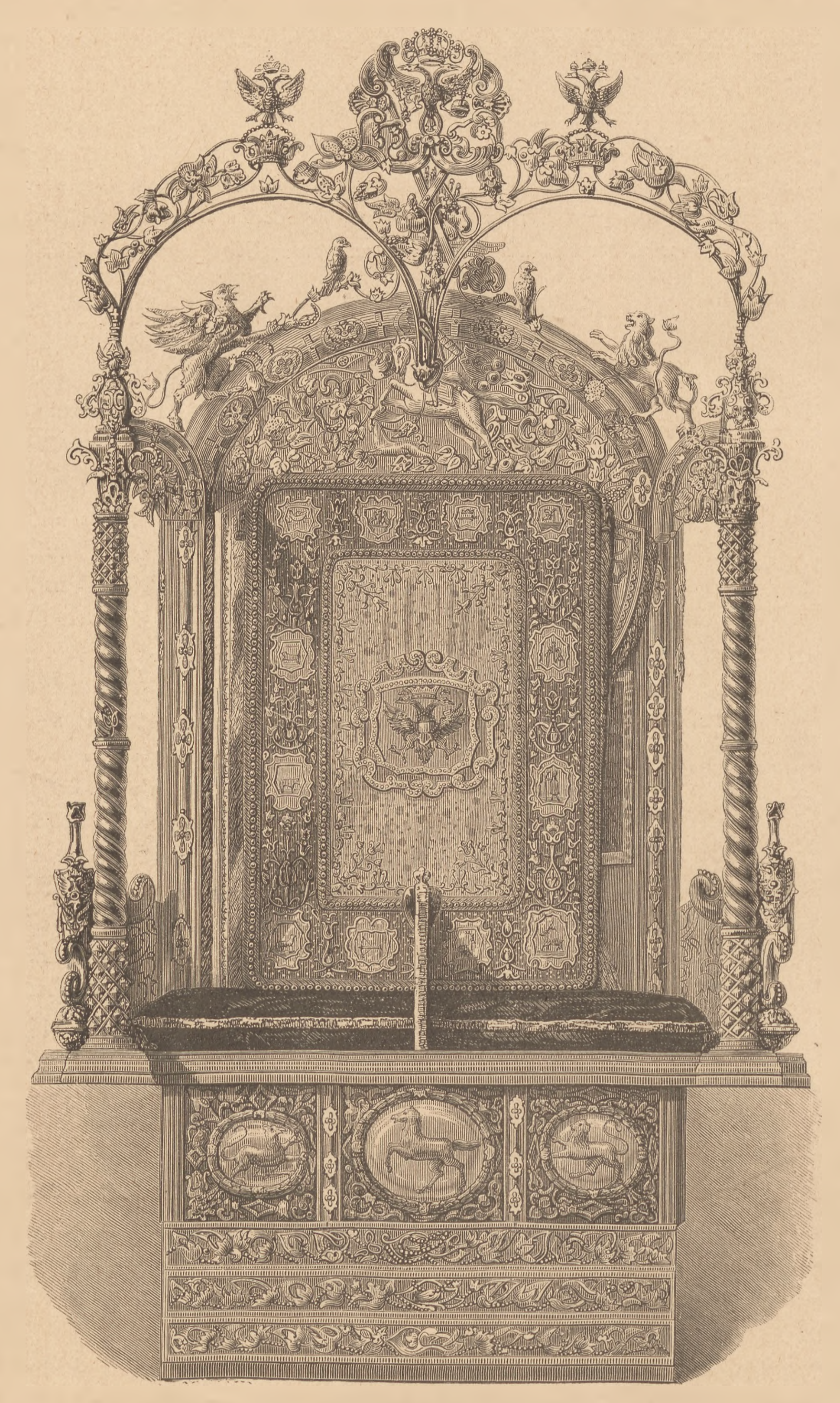


Russische Volkstypen: Ein Jamschtschik.

Als dann Iwan Danilowitsch Kalita (1328—1340) die bisherige Residenz der Großfürsten, Wladjimir an der Kljäsma, verließ und nach Moskau übersiedelte, dieses durch Anlage des Kreml und zahlreiche große Bauten verschönerte, und als schließlich auch der Metropolit seinen Sitz dorthin verlegte, erlangte Moskau eine so hervorragende Stellung unter den russischen Städten, daß es allgemein als die Hauptstadt ganz Rußlands angesehen wurde.

Schwere Drangsale hatte die Stadt bereits in der kurzen Zeit seit ihrer Gründung überstehen müssen; noch schwerere waren ihr in der Folgezeit beschieden. Kaum eine andere Stadt hat so viel durch Brand und Plünderung und feindliche Überfälle gelitten wie Moskau. Wiederholt ist es ganz oder zum großen Teil eingeäschert worden. Schon im Jahre 1237 hatten es die Tataren unter Batu niedergebrannt. Als Iwan IV. (1533—1584) die Regierung antrat, war Moskau bereits fünfmal durch Feuer völlig vernichtet worden, darunter dreimal durch die Tataren. Unter die Regierung desselben Fürsten fallen die beiden Brände des Jahres 1547,

die an verheerender Wirkung den bekannten Riesenbrand im Jahre 1812 wohl noch übertreffen. Wochenlang wütete das Feuer, von einem furchtbaren Sturmwind angefacht, in der meist aus Holzbauten bestehenden Stadt;



Schätze des Kreml: Der silberne Thron.

wer das nackte Leben rettete, mochte froh sein, denn etwa 1700 Menschen fanden in den Flammen den Tod. Und kaum hatte sich Moskau von diesem großen Unglück erholt, so traf es ein neues: Dewlet Girei, der Chan der Krim, erschien mit seinen Horden vor den Mauern, und wenn auch der Kreml erfolgreich widerstand, so

wurde doch die ganze übrige Stadt eingeäschert und Tausende fanden den Tod in den Flammen oder durch Feindeshand. So furchtbar war die Verwüstung, daß noch 13 Jahre später ihre Spuren sichtbar waren; die Bevölkerungszahl war von 200 000 auf 30 000 gesunken und die Ausländer, welche den Hof des Zaren besuchten, staunten nicht minder über den Glanz der Hofhaltung als über die zahlreichen rauchgeschwärzten Ruinen in den Straßen der Residenz.

Der Kreml hat glücklicherweise, seitdem er mit starken Befestigungen versehen worden, die traurigen



Schätze des Kreml: Brustkreuz Monomachs.

Schicksale der Stadt nicht mehr geteilt. Nur einmal drohte ihm noch ernstliche Gefahr: zu Anfang dieses Jahrhunderts, als Napoleon I. in seinen verödeten Sälen sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. In seinen Erwartungen, Moskau zum Stützpunkt fernerer Operationen machen zu können, durch die Einäscherung der Stadt getäuscht und zum Rückzug gezwungen, gab er in ohnmächtiger Wut den Befehl, den Kreml in die Luft zu sprengen. Die Ausführung dieses vandalischen Befehls scheiterte aber an der Stärke der Kreml-Mauern. Nur ein unbedeutender Teil des Schlosses wurde zerstört, und noch vor Alexanders I. Regierungsende waren die letzten Spuren der französischen Barbarei bereits verwischt.

An die Raubsucht des französischen Imperators wird man auch noch durch das erste Gebäude erinnert, das man erblickt, wenn man sich Moskau nähert: durch den gewaltigen Glockenturm Iwan der Große im Kreml. Napoleon wollte das riesige Kreuz, welches die Kuppel des Turmes zierte, herabnehmen lassen, weil man ihm gesagt hatte, es sei aus reinem Golde gefertigt und beim Volke herrsche der Glaube, daß der Untergang des Kreuzes den Untergang des Reiches nach sich ziehen werde. Er wollte es als Siegestrophäe nach Paris mitnehmen, aber keiner seiner Ingenieure getraute sich, das Kreuz herabzuholen, ohne vorher feste Gerüste errichtet zu haben, was viel zu viel Zeit erfordert haben würde. Da erbot sich ein Bauer, die Arbeit auszuführen. An einem Seil erkletterte er die Höhe der Kuppel, erreichte das Kreuz und ließ es an demselben Seil herab. Napoleon behandelte ihn getreu seinem Grundsatz: J'aime la trahison et je déteste le traitre. Er ließ ihn erschießen.

Der Riesenturm wurde unter der Regierung Boris Godunoffs im Jahre 1600 erbaut, um die während einer großen Hungersnot aus allen Teilen des Landes in Moskau zusammenströmenden Volksmassen zu beschäftigen. Auf der höchsten Stelle der Stadt errichtet, überragt der 82 Meter hohe Iwan mit seiner mit echtem Dukatengold überzogenen Kuppel und dem 16 Meter hohen vergoldeten Kreuz alle anderen Bauten des Kreml. Die Aussicht, die man namentlich aus dem fünften Stockwerk genießt, ist wunderbar schön: in weitem Umkreis liegt die Zarenstadt zu unseren Füßen, und über die im Sonnenlicht funkelnden Kuppeln schweift der Blick noch weit über das Flachland in die blaue Ferne . . .

Von jeher ist der Iwan Weliky (der große Iwan oder Johann) von den Russen als ein Wunderwerk angestaunt worden, und noch heute ist das Erste, was der zum ersten Mal nach Moskau kommende Russe mit ehrfurchtsvoller Scheu besichtigt, der Glockenturm; für den gemeinen Mann ist er die größte Sehenswürdigkeit der Stadt, zugleich eine Art Heiligtum. In der Osternacht, wenn auf dem Platze, den die drei großen Kathedralen umschließen, Tausende von Andächtigen mit brennenden Kerzen in den Händen versammelt sind, richten sich alle Blicke erwartungsvoll zum Glockenturm empor, bis endlich von ihm der Schlag der großen Glocke erdröhnt, ein Zeichen für alle anderen Kirchen, mit dem Glockengeläute zu beginnen und das Fest der Auferstehung zu verkünden . . .

Die große Glocke wird nur zweimal im Jahre in Bewegung gesetzt: in der Osternacht und in der Christnacht. Sie ist 66 000 Kilogramm schwer und aus dem Material einer kleinern, welche bei den Sprengungsversuchen im Jahre 1812 beschädigt wurde, gegossen worden. Ihr dumpfer Ton ist auch in den entferntesten Stadtgegenden deutlich zu vernehmen. Die Glocke hängt nicht im Turm selbst, sondern in einem Anbau, welcher von dem Metropoliten Philaret errichtet, im Jahre 1812 von den Franzosen in die Luft gesprengt, später aber wieder vollständig hergestellt wurde. Außer ihr befinden sich dort noch die 33 000 Kilogramm schwere Meßglocke, unter der Regierung des Zaren Michael Feodorowitsch gegossen, welche nur an den höchsten Festtagen geläutet wird; die 17 000 Kilogramm schwere Sonntagsglocke; die zum alltäglichen Geläute verwendete Glocke im Gewicht von 13 000 Kilogramm.

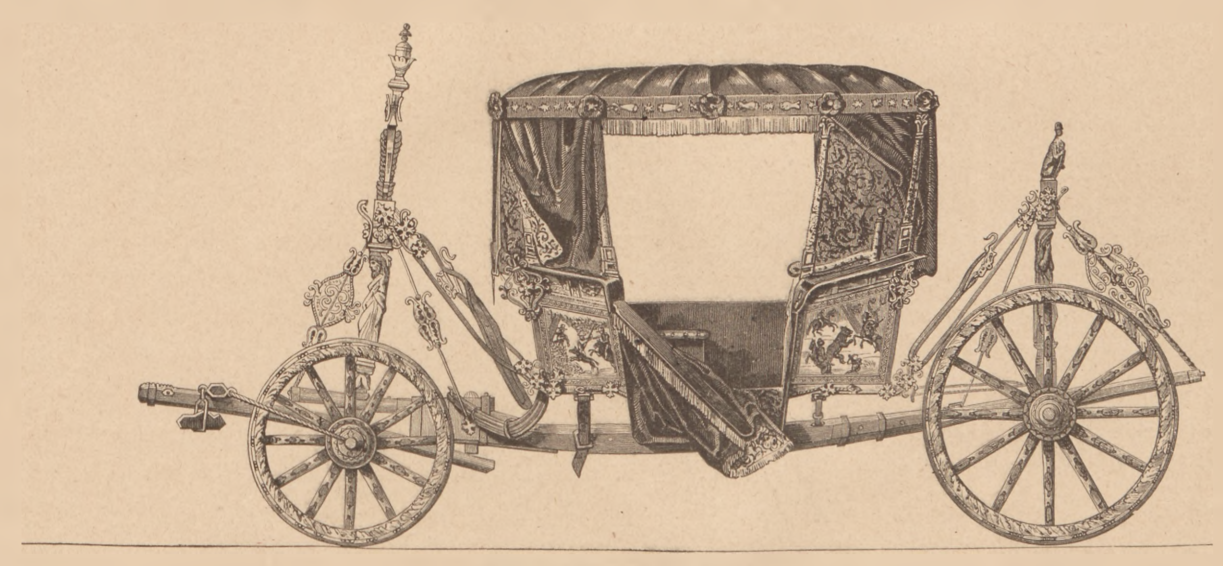
Von der Riesengröße dieser Glocken kann man sich erst dann eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß die berühmte Kaiserglocke im Kölner Dom kaum 9000 Kilogramm wiegt! Sie werden aber alle noch übertroffen durch den 200 000 Kilogramm schweren, 60 Fuß im Umfang und 19 Fuß in der Höhe messenden Zar Kólokol (Glockenkönig).

Der Zar Kólokol ist die größte Glocke der Welt, aber er war nie mehr als ein Schaustück. Sein eherner Mund hat noch nie gesprochen. In Folge verfehlter Berechnungen — die Glocke ist am Rande doppelt so stark als in der Mitte — mißlang der Guß und in dem dünnern Teil entstanden zahlreiche Risse, so daß man gleich von vornherein darauf verzichtete, die Glocke im Turm aufzuhängen. Sie wurde am Fuße desselben unter einem Holzdach aufgehängt und blieb dort, bis das sie tragende Gerüst, entweder bei dem großen Brande von 1737 oder weil das Holz morsch geworden war, zusammenbrach und die Glocke herabstürzte, wobei das mehr als mannsgroße Stück herausbrach, das noch heute neben ihr liegt. Fast hundert Jahre lang blieb sie nun allen Einflüssen der Witterung schutzlos preisgegeben und sank immer tiefer in den durch Regengüsse aufgeweichten Boden, so daß sie schließlich fast gar nicht mehr sichtbar war. Erst im Jahre 1836 betraute Kaiser Nikolaus den Architekten Montferrant mit der Ausgrabung der Glocke, die unter großen



Schwierigkeiten glücklich bewerkstelligt wurde. Nun ruht sie auf hohem Granitsockel, das ausgebrochene Stück an sie angelehnt, neben ihr liegend ein 17 Fuß langer Klöppel, der aber zweifellos zu einer andern kleinern Glocke gehört hat, denn für den Zar Kólokol wäre er trotz seiner Größe doch nicht groß genug gewesen. Die Ornamente sind nur teilweise von dem Formenlehm gereinigt; da man gleich nach dem Guß von der Unbrauchbarkeit der Glocke sich überzeugte, unterließ man die Abputzung, die erst, soweit sie heute bewerkstelligt ist, durch Montferrant erfolgte. Eine bloßgelegte Inschrift auf der Glocke besagt, daß sie aus dem Metall einer unter dem Zaren Alexei Michailowitsch (1645) hergestellten, 8000 Pud (altes russisches Gewicht) schweren Glocke, die bei einem Brande den Klang verloren, gegossen worden sei, wobei noch 2000 Pud zugefügt wurden.

Mehr als solche wortkarge Glockeninschriften weiß die Geschichte aus der Vergangenheit der Glocken, des Glockenturmes und seiner Umgebung zu erzählen. Hier im Kreml hat ja jedes Fleckchen Erde seine interessante Geschichte. Auf dem Platz, auf welchem der Zar Kólokol steht, wohnten zur Zeit der Mongolenherrschaft die Baskaken, Beamte des Chans, die darüber zu wachen hatten, daß seine Befehle genau ausgeführt wurden. In dem Anbau an den Iwan Weliky, wo die großen Glocken hängen, befindet sich eine Kapelle des heiligen Nikolaus von Gostun, die in einer Geschichte der Aufklärung in Rußland gewiß nicht unerwähnt bleiben



Alter Galawagen der Zaren.

wird, denn ein bei dieser Kapelle angestellter Diakon, Iwan Feodoroff, war der erste Buchdrucker Rußlands, aber seine schwarze Kunst trug ihm keine goldenen Früchte, er wurde der Hexerei angeklagt und starb in der Verbannung. Die Kapelle des heiligen Nikolaus von Gostun aber kam später noch zu hohem Ansehen: Zar Peter der Große begab sich stets, bevor er in den Krieg zog, nach Moskau, um dort in der Nikolaus-Kapelle den Schutz des Heiligen zu erflehen.

Reich an Erinnerungen ist auch der Platz, der sich vom Zar Kólokol nach dem Tschudoff-Kloster hin erstreckt, die Iwánowskaja Plóstschad (Johannisplatz). Sie ist ein blutgetränkter Boden, denn hier war in alten Zeiten die Richtstätte, auf der bis zum Jahre 1685 die Hinrichtungen stattfanden; hier wurden auch die Verordnungen der Zaren durch öffentliches Verlesen bekannt gemacht, und wer einen Kauf- oder Mietvertrag abschließen wollte, der wandte sich an die dazu bestellten Beamten, die sich hier aufhielten.

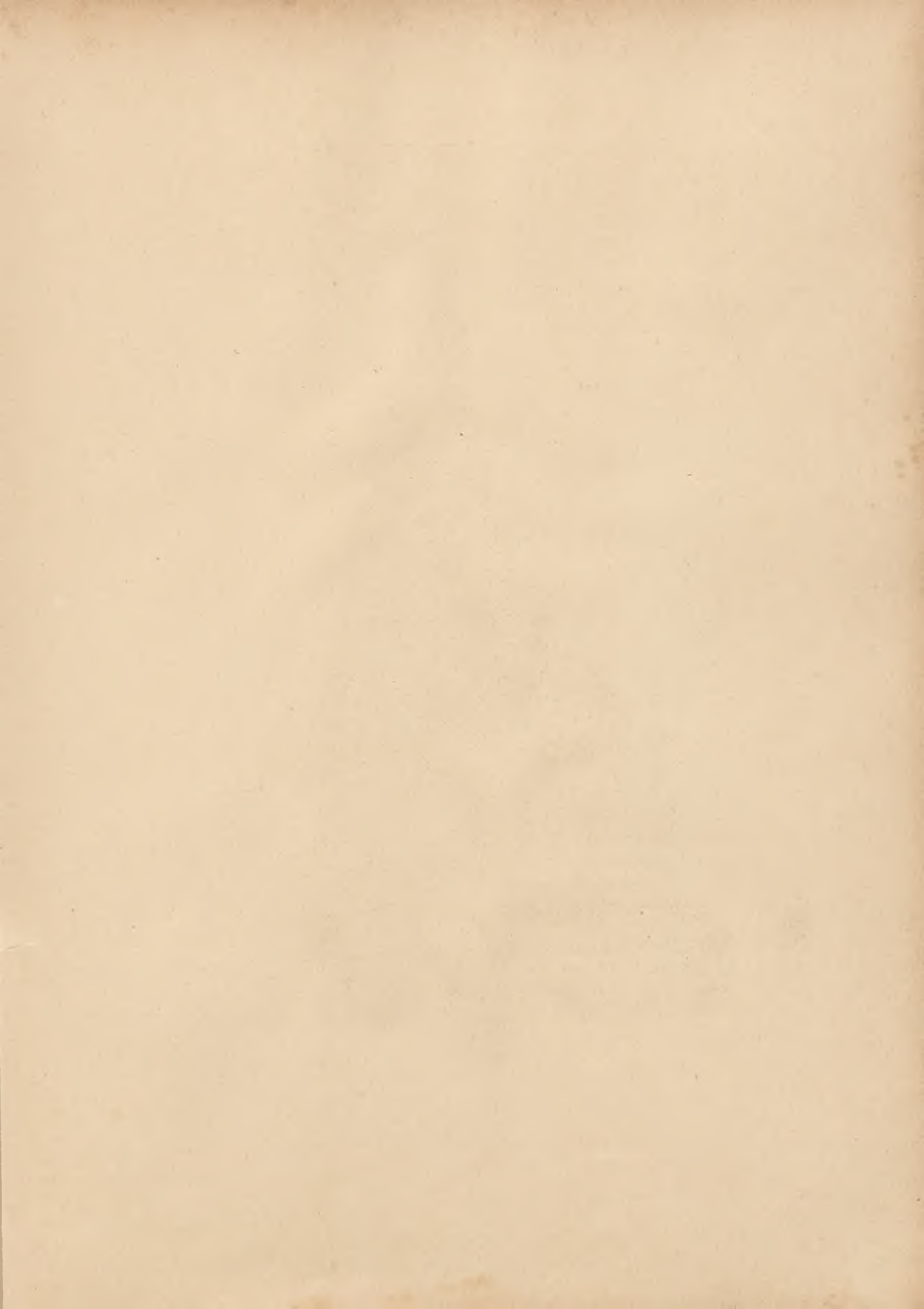
Eine fast unerschöpfliche Fülle geschichtlicher Erinnerungen bietet aber der links vom Iwan Weliky gelegene, mit Steinplatten belegte und mit einem Gitter eingefaßte Platz vor den drei Kathedralen. Da liegt zunächst der Uspénsky Sobór (Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale) vor uns. In dieser Kirche wurde der Metropolit Isidor, der nach seiner Rückkehr vom Florentiner Concil heimliche Verbindungen mit Rom unterhielt und die Unterwerfung der griechischen Kirche unter das Papsttum anstrebte, im Jahre 1440 vom Zar Wassili dem Geblendeten feierlich abgesetzt und in den Kerker geworfen — in derselben Kirche donnerte später ein

anderer Metropolit, Philipp, im Jahre 1569 unerschrocken gegen die Greuelthaten Iwans des Schrecklichen und verweigerte ihm seinen Segen, welche kühne That er mit seinem Leben büßte — und hier wurde auch, nach langer „schrecklicher, kaiserloser Zeit" 1613 Michael Feodorowitsch aus dem Hause Romanoff zum Zaren gewählt. Der Uspensky Sobór ist die berühmteste unter allen Kathedralen Moskaus, ja des ganzen russischen



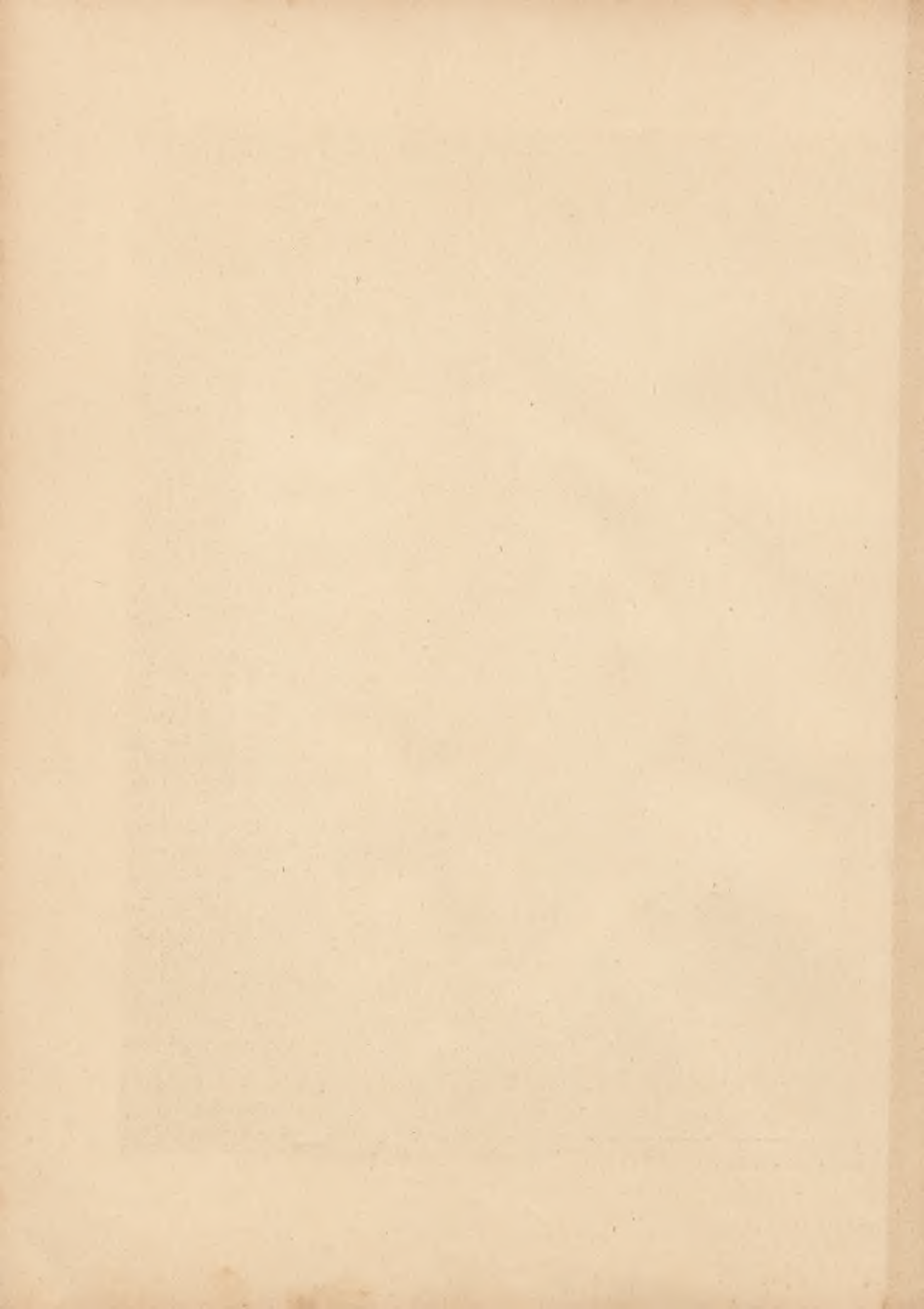
Schätze des Kreml: Krone des Zaren Michael Feodorowitsch.

Reiches, denn in ihm werden seit mehr als 300 Jahren die Beherrscher Rußlands gesalbt und gekrönt. Der erste hier gekrönte Zar war Iwan der Schreckliche (1547). Unter seinem Großvater, Iwan III., war der prachtvolle Dom erbaut worden. Da sich die einheimischen Baumeister der ihnen gestellten Aufgabe nicht gewachsen zeigten und der von ihnen schon fast vollendete Bau bei einem Erdbeben plötzlich zusammenstürzte, sandte der Zar





Iwan III. verweigert den Gesandten des Chans den Tribut.





Die Himmelfahrtskirche (Uspénsky Sobór).

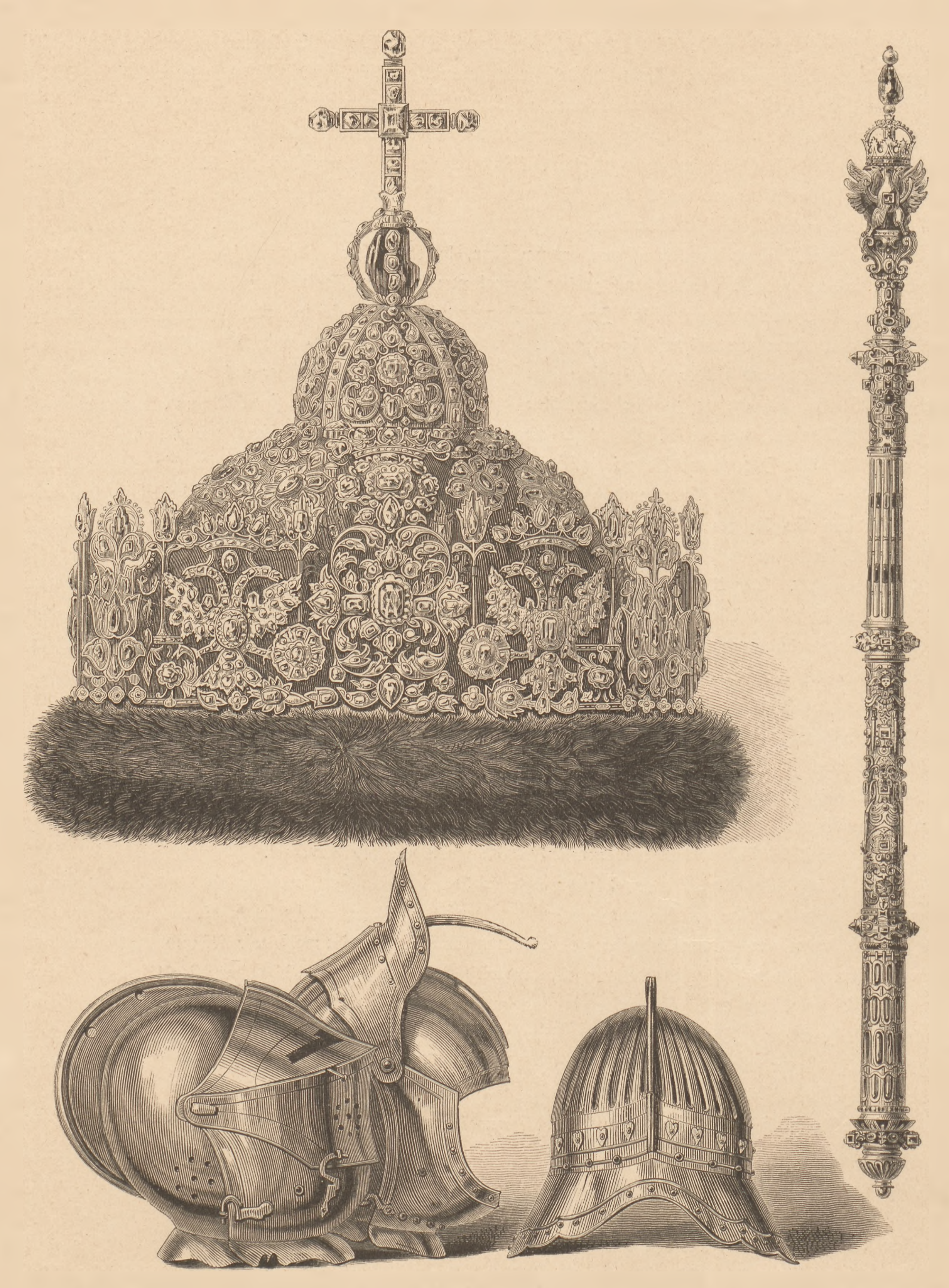


Zar eine Gesandtschaft an den Dogen von Venedig, welche von ihm einen Baumeister erbitten sollte. Ridolfo Fioraventi aus Bologna, bekannt dadurch, daß er in seiner Vaterstadt einen Glockenturm nach einem 35 Schritte entfernten Platze versetzte, folgte dem ehrenvollen Ruf, der an ihn erging, und vollendete in vier Jahren den großartigen Prachtbau. Er schuf, sagt mit gerechtem Stolz der Chronist, eine Kirche, bewundernswert durch ihre Größe und Höhe, wie es ihresgleichen in Rußland bis dahin noch nicht gab. Jedenfalls hat er sich redlich bemüht, der ihm erteilten Weisung, sich streng an inländische Vorbilder zu halten, nachzukommen, aber völlig vermochte er sich doch nicht von den abendländischen Regeln zu emanzipieren. So kam es, daß in der Kirche Eigentümlichkeiten der Renaissance, romanischer, byzantinischer und tatarischer Bauweise durcheinander schwirren und es dem Auge bis hinauf zu der Kuppel von persischer Zwiebelform an der sichern Leitung einer einheitlichen Geschmacksrichtung fehlt. In ihrem Innern aber bietet sie in erdrückender Überfülle alles, was der Russe von einem Gotteshause beansprucht: blendende Pracht, Gold- und Silberschmuck, Bilder aus der biblischen Geschichte und Bilder der Heiligen, auf Goldgrund gemalt, die hier nicht nur die Wände, sondern auch die Säulen bis empor zu den Kapitälen bedecken, und in dem riesigen Raum Grabesstille und ein mystisches Halbdunkel, welches die Phantasie erregt und die zur Andacht gestimmte Seele mit ehrfurchtsvoller Scheu erfüllt. Die Ikonostás, die mit Heiligenbildern geschmückte Wand, die sich in griechischen Kirchen vor dem Allerheiligsten erhebt, glitzert und funkelt von Gold und Edelsteinen. Zahllose Edelsteine schmücken auch das Palladium des Reiches, das angeblich von dem Evangelisten Lukas gemalte Bild der Mutter Gottes von Wladjimir, dessen Anwesenheit in der Schlacht (1395) der Sieg über die Mongolenhorden Timurs zugeschrieben wird. Der Wert der Einfassung des Bildes wird auf 650 000 Mark geschätzt. Und derartige Kostbarkeiten besitzt die Kirche in Menge. In der Sakristei zeigt man kostbare Kirchengefäße, mit Perlen und Edelsteinen verzierte altertümliche Gewänder, wertvolle Evangelien, darunter ein von Natalia Naryschkin, der Mutter Peter des Großen geschenktes, im Werte von 200 000 Silber-Rubeln, und andere Schätze.

Solcher Reichtum hat natürlich auch die Raublust fremder Eroberer gereizt. Als von 1610—1613 die Polen in Moskau herrschten, wurde die Himmelfahrtskirche wiederholt durch Plünderung heimgesucht; mehr noch litt sie aber im Jahre 1812. Bei der eiligen Flucht vor den anrückenden Franzosen war nur ein geringer Teil der Schätze der Kathedrale, nur das Kostbarste in Sicherheit gebracht worden; was man zurücklassen mußte, wurde von den eindringenden Siegern geraubt. Der Verlust, den die Kirche bei dieser Plünderung erlitt, wird auf 5300 Kilogramm Silber und 300 Kilogramm Gold berechnet.

So groß dieser Verlust war, so vermochte er doch das Ansehen, welches die Kathedrale genoß, nicht zu mindern, denn dasselbe beruhte weniger auf den großen Schätzen, welche sie besaß, als auf ihrer im Laufe von Jahrhunderten erworbenen Bedeutung als Krönungskirche. Wer da weiß, wie tief und fest der monarchische Sinn im Herzen des russischen Volkes wurzelt, der wird auch das hohe Ansehen ermessen können, welches eine Kirche bei diesem Volke erlangen mußte, in der die kaiserliche Macht durch die Krönung und Salbung die göttliche Weihe erhält. Zeigt sich doch das Zarentum nirgends so von allem Glanz der Krone umgeben und nirgends tritt die Erhabenheit des Selbstherrschers so zu tage wie bei den Feierlichkeiten, deren Schauplatz am Krönungstage der Uspénsky Sobór ist.

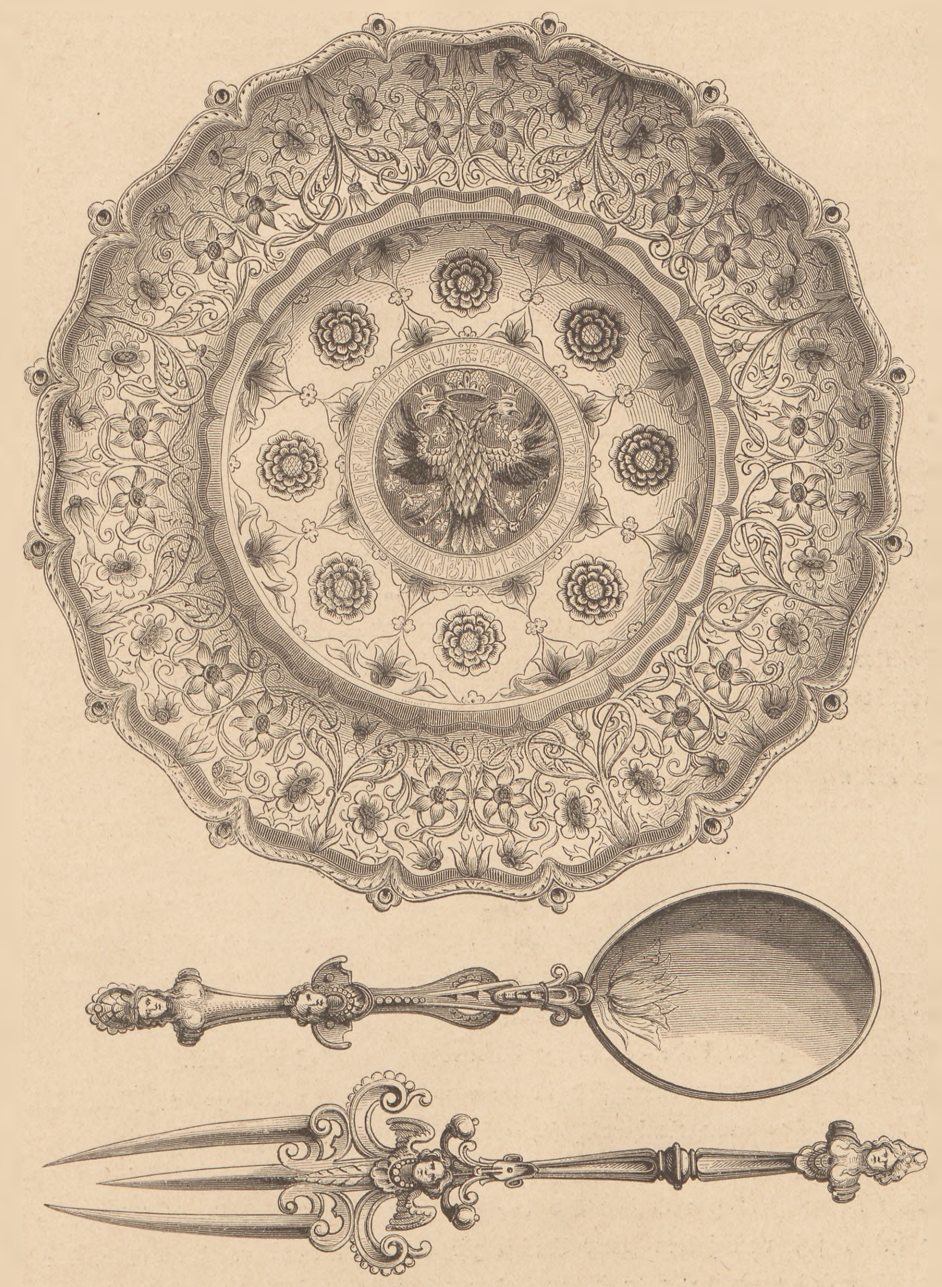
Der Kreml ist an diesem Tage nicht wiederzuerkennen. Der Ritter, der das schlummernde Zauberschloß zu neuem Leben erweckt, ist erschienen, und Schloß und Stadt prangen in festlichem Schmuck. Die Kunde von der bevorstehenden Zeremonie der „Vermählung des Zaren mit dem russischen Volke" ist in die fernsten Gegenden des Reiches gedrungen, und Tausende und aber Tausende hat diese Kunde herbeigelockt, die alle den Zar, das „Väterchen", wie ihn das Volk noch immer in altpatriarchalischer Weise nennt, an seinem Ehrentage von Angesicht zu Angesicht sehen wollen. Und allen wird Gelegenheit zur Erfüllung dieses Wunsches geboten, denn während der Festtage bewegt sich der Zar unablässig inmitten des Volkes, bald zu Fuß, bald zu Pferde oder zu Wagen, und auch am Krönungstage selbst wird das Volk ohne Unterschied der Standes zu den Festlichkeiten im Kreml zugelassen. An 60 000 Eintrittskarten sind am Abend vorher in den Straßen der Stadt verteilt worden, und die Vorweisung derselben beim Betreten des Kreml wird nur verlangt, um dort allzu großen Andrang zu vermeiden, durch den die freie Entfaltung des imposanten Krönungszuges gehindert werden könnte.



Schätze des Kreml: Krone des Zaren Iwan Alexéjewitsch. Reichs-Szepter. Litauische und livländische Helme.

Während nun in Moskau Hunderttausende in freudiger Erwartung den Festlichkeiten entgegensehen, hat der Zar bereits das etwa 3 Kilometer von Moskau entfernte, an der alten Petersburger Straße gelegene Schloß Petrowsky bezogen (siehe die Titelvignette Seite 9), wogegen die Großfürsten und der größere Teil des

Hofstaates, zu deren Unterbringung das Schloß zu klein ist, in Moskauer Palästen ein Unterkommen gefunden haben. Erst am dritten Tage nach seiner Ankunft im Schlosse begiebt sich der Zar in feierlichem Zuge in die Stadt. An der Woskressénsky-Pforte vom Kommandanten des Kreml empfangen, verläßt er den Wagen und begiebt sich zu Fuß in die Iberische Kapelle, wo er der Messe beiwohnt und vor dem berühmten wunderthätigen Marienbild seine Andacht verrichtet. Dann bewegt sich der Zug zu den Kathedralen des Kreml, vor denen



Schätze des Kreml: Teller des Zaren Alexei Michailowitsch.

der Senat den Zar erwartet und der Metropolit von Moskau ihn begrüßt, und nachdem der Zar in der Erzengelkirche an den Gräbern seiner Vorfahren gebetet, geht es weiter zur berühmten roten Treppe. Am Fuße derselben wird dem Zar nach alter russischer Sitte Brot und Salz als Willkommgruß gereicht. Er steigt mit der Kaiserin die Stufen der Treppe hinan, begrüßt von oben herab dreimal das Volk und betritt den Palast. Der erste Akt des glänzenden Schauspiels ist zu Ende.

Am nächsten Tage findet auf der Zarskaja Plóstschad (Zarenplatz) eine Revue über die aus Anlaß

der Krönung in Moskau zusammengezogenen Truppen statt, und am zweiten Tage nach dem Einzug wird durch Herolde in mittelalterlicher Tracht der Tag der Krönung angekündigt — zunächst im Kreml, auf dem Platze vor dem Senatsgebäude, wo der verlesene kaiserliche Erlaß in tausenden von Exemplaren unter das Volk verteilt wird, dann auf dem roten Platz, und so weiter durch die Stadt, auf jedem Platz, an jeder Straßenkreuzung, bis die Herolde die ganze Stadt durchzogen haben.

Endlich bricht der sehnsüchtig, mit fieberhafter Ungeduld erwartete Tag an. Tausende lagern auf den Straßen, wo sie die Nacht unter freiem Himmel zugebracht, da sie in der überfüllten Stadt kein Obdach mehr finden konnten — in lautlosem Schweigen, noch starr von der Nachtkälte. Plötzlich kommt Leben und Bewegung in die Menge. Kanonendonner ertönt vom Kreml, die Glocken des Iwan Weliky schlagen an, und alsbald stimmen alle Glocken der 400 Kirchen Moskaus im Chor mit ein. Aber noch lange Zeit muß die schaulustige Menge ihre Ungeduld zügeln, bis sich endlich der Krönungszug ordnet und in Bewegung setzt — eine bunt schillernde und glitzernde, unabsehbare Reihe von goldstrotzenden Uniformen, altertümlichen Kostümen und malerischen Volkstrachten, zwischen denen unter einem von Generälen getragenen Baldachin der Zar und seine Gemahlin daherschreiten. An der großen Pforte des Uspènsky Sobór empfängt der Metropolit von Moskau die Majestäten, reicht ihnen das Kreuz zum Kuß, und die Metropoliten von Nowgorod und St. Petersburg besprengen sie mit Weihwasser. Nachdem das Zarenpaar sich auf den für dasselbe bestimmten Thronen niedergelassen hat, tritt der Metropolit von Moskau wieder vor und fragt den Zaren nach seinem Glauben, welche Frage dieser dadurch beantwortet, daß er mit lauter Stimme das Nicänische Glaubensbekenntniß spricht. Hierauf beginnt ein feierliches Hochamt, bei welchem dem Metropoliten von Moskau zwölf Erzbischöfe assistieren. Während das Evangelium gelesen wird, steigen die Metropoliten von Moskau, Nowgorod und St. Petersburg zum Thron empor und bekleiden den Zar mit dem kaiserlichen Ornat und der Metropolit von Moskau spricht den Segen über ihn. Dann verlangt der Kaiser die Krone. Sie wird ihm überreicht, und er setzt sie sich selbst auf das Haupt. In gleicher Weise nimmt er Szepter und Reichsapfel in Empfang, und Glockengeläute, Trompetengeschmetter und Kanonendonner verkünden dem draußen harrenden Volke, daß sein Herrscher gekrönt ist.

Nun erhebt sich die Kaiserin und kniet vor ihrem Gemahl nieder, der die Krone einen Augenblick vom Haupte nimmt, mit ihr leicht das Haupt der vor ihm Knieenden berührt und sie dann mit der kleinen Kaiserinnenkrone krönt.

Nachdem die Kaiserin sich erhoben, drängen sich die Großfürsten und die höchsten Würdenträger heran, um dem gekrönten Paar ihre Glückwünsche darzubringen, während die Messe ruhig ihren Fortgang nimmt. Aber noch ist ein wichtiger Teil der Krönungsfeier zu vollziehen: die Salbung mit dem heiligen Öl. Zwei Erzbischöfe nähern sich den Majestäten und geleiten dieselben zum Altar, wo der Metropolit von Moskau zuerst den Zar — an Stirn, Augen, Nase, Mund, Ohren, Brust und Händen — dann die Zarin, diese jedoch nur an der Stirn, salbt, womit die Krönung vollzogen ist. Der Krönungszug ordnet sich wieder und kehrt durch die jubelnde, Spalier bildende Menge hindurch in den Palast zurück.

Die jetzigen Krönungszeremonien sind in ihrer ursprünglichen Anlage auf Iwan III. zurückzuführen; früher, namentlich unter der Mongolenherrschaft, erfolgte die Thronbesteigung in viel einfacherer Weise: die Geistlichkeit zog dem Großfürsten mit den Heiligenbildern entgegen und geleitete ihn in die Kirche, wo er sich auf dem fürstlichen Sitz niederließ und den Eid der Treue empfing. Erst Iwan III. führte bestimmte Zeremonien ein, die später fast von jedem seiner Nachfolger vermehrt wurden. Der erste, der nach dem neuen Krönungszeremoniell gekrönt wurde, war Dimitri, der Enkel Iwan III., dem dieser damals noch mit Übergehung seines jüngern Sohnes Wassily die Nachfolge überlassen wollte, welchen Plan er jedoch zum Glück für Rußland, das dadurch vor einer neuen Doppelherrschaft bewahrt blieb, später entsagte. Damals (im Jahre 1498) ging die Krönung in folgender Weise vor sich: Der Zar führte den fünfzehnjährigen Dimitri in die Himmelfahrtskirche, wo sie der Metropolit empfing, welchem nach einem gemeinsamen Gebet Iwan mitteilte, daß er seinen Enkel zum Großfürsten von Wladjimir, Moskau und Nowgorod ernenne. Auf Geheiß des Metropoliten trat der Prinz vor ihn hin, der Metropolit legte die Hand auf sein Haupt und segnete ihn. Dann bekleidete ihn Iwan mit dem Krönungsmantel, den ihm die Archimandriten reichten, und setzte ihm die Krone auf. Eine Messe schloß die Feier, worauf sich der Prinz noch mit der Krone auf dem Haupte in die

Erzengelkirche und den Blagowjéstschensky Sobór begab, um dort an den Gräbern seiner Vorfahren und vor den berühmten Heiligenbildern zu beten. Diese einfache Krönungsfeier erfuhr aber schon unter Fedor Iwánowitsch (1584—1598) wesentliche Abänderungen: dem Zaren wurde ein Szepter überreicht, der Metropolit salbte ihn mit dem heiligen Öl, reichte ihm die Sakramente und hielt auch eine Ansprache an ihn, in welcher er die Pflichten des Herrschers betonte. Diese Krönung hat dann allen folgenden Herrschern als Vorbild gedient, und aus ihr hat sich allmählich das oben von uns geschilderte Zeremoniell entwickelt, welches noch bei der letzten Krönung beobachtet wurde, die im Uspénsky Sobór stattfand, bei der des Kaisers Alexander II. im Jahre 1856. In nicht zu ferner Zeit wird die ehrwürdige Kathedrale wohl abermals ein erlauchtes Paar durch ihre Pforte einziehen sehen und für wenige Stunden die in ihr herrschende Grabesstille dem festlichen Gepränge einer Krönungsfeier weichen müssen.

Für wenige Stunden — denn sobald das seltene Schauspiel vorübergerauscht, tritt im Uspénsky Sobór die Vergangenheit wieder ganz und voll in ihre Rechte ein. Die Lebenden treten von der Bühne ab, die Toten nehmen ihre Stelle ein. Die Krönungskirche tritt, mutmaßlich für lange Zeit, in den Hintergrund, und der campo santo der höchsten Geistlichkeit des Reiches nimmt das Interesse des Besuchers für sich in Anspruch. Hochgelehrte und durch Frömmigkeit ausgezeichnete Männer ruhen hier. Die Metropoliten Moskaus, die so oft in dieser Kathedrale auf steinernem Thron, von allem Glanz ihrer Würde umgeben, gesessen, haben unter den Steinplatten, über die wir wandeln, ihre letzte Ruhestätte.

An Grabdenkmälern ist übrigens im Kreml, der so viele Erinnerungen an seine glorreiche Vergangenheit umschließt, kein Mangel; man findet sie auch in den anderen Kathedralen und Kirchen. Der Archangélsky Sobór (Erzengelkirche), die zweite der drei großen Kreml-Kathedralen, war bis ans Ende des 17. Jahrhunderts die Begräbniskirche des russischen Herrscherhauses. Sein Erbauer, Großfürst Johann Kalita, eröffnet selbst die stattliche Reihe von 52 Särgen der Angehörigen seines Geschlechtes, welche hier von 1340—1696 ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Freskogemälde an den Wänden zeigen uns die Bilder der Großfürsten und Zaren, und goldene Tafeln künden uns ihre Namen. Es sind nur wenige unter ihnen, die auch außerhalb Rußlands bekannt sind, aber gar manche waren zu ihrer Zeit hoch berühmt. Gewaltige Helden und sieggewohnte Heerführer sind darunter. Ihre Reihe schließt ein bedauernswerter Jüngling, Iwan, der geistesschwache Bruder Peter des Großen. Nach ihm wurde nur noch ein Romanoff in der Erzengelkirche begraben: Peter II., im Jahre 1730. Die folgenden Herrscher ruhen alle in der Kathedrale der Peter-Pauls-Festung Petersburgs.

Die Grabdenkmäler stehen in hohem Ansehen beim Volke. Stets trifft man Andächtige in ihrer Nähe, und auch die Zaren kamen früher häufig hierher, um an den Gräbern ihrer Vorfahren zu beten oder bevor sie in den Krieg zogen den Beistand des Führers der himmlischen Heerscharen, des Erzengels Michael, zu erflehen.

Die von Johann Kalita erbaute Erzengelkirche war noch ein Holzgebäude; den jetzigen Bau ließ an der Stelle des alten im Jahre 1505 Iwan III. durch einen Mailänder Baumeister Namens Aloisio aufführen, dem die benachbarte Himmelfahrtskirche als Vorbild diente, das er allerdings nicht erreichte.

Ein Werk desselben Baumeisters ist auch die dritte Kreml-Kathedrale, der Blagowjéstschensky Sobór (Kathedrale zu Mariä Verkündigung), der gleichfalls die Stelle einer alten, unter dem Großfürsten Wassily 1397—1416 erbauten Holzkirche einnimmt. Iwan III., dessen Streben dahin ging, alle Holzbauten im Kreml durch feuersichere Steingebäude zu ersetzen, ließ diese Kathedrale in den Jahren 1480—1508 erbauen. Auch bei ihr hat der Uspénsky Sobór als Vorbild gedient, doch erhielt sie statt fünf Kuppeln neun.

Die innere Ausschmückung der Kirche ist eine so absonderliche, daß sie in der ganzen Christenheit nicht ihresgleichen haben dürfte: man erblickt nämlich zwischen den Heiligenbildern, welche die Wände bedecken, die Porträts vieler heidnischen Philosophen und Forscher, so den Aristoteles, Thukydides, Plutarch u. A. An Gold, Silber und Edelsteinen ist auch hier kein Mangel. Mit kostbaren Einfassungen von Perlen und Edelsteinen geschmückte Bilder zieren die Ikonostás, und die zum Allerheiligsten führende Thür ist aus massivem Silber gefertigt, angeblich 190 Kilogramm schwer.

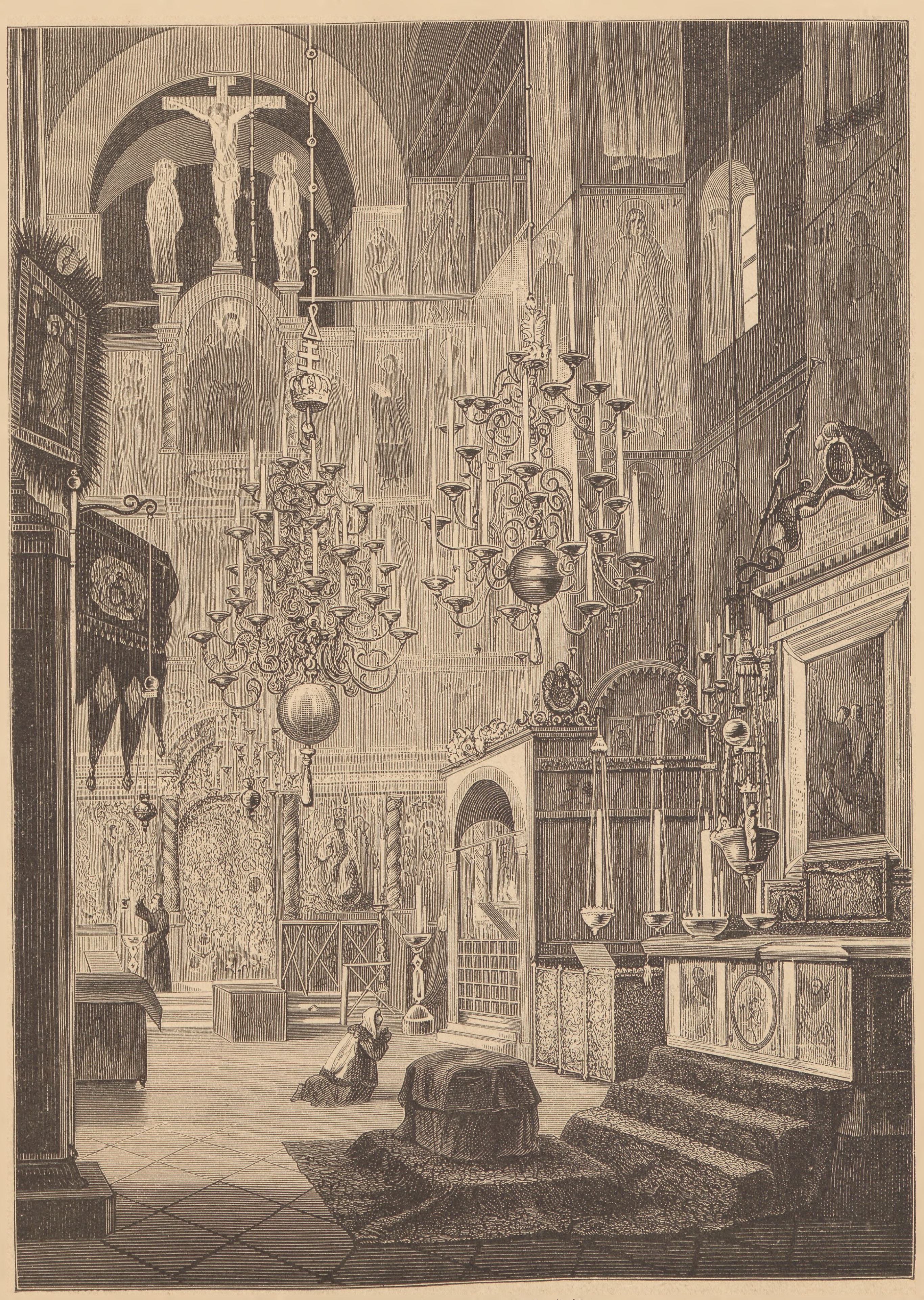
Der Blagowjéstschensky Sobór war über 200 Jahre lang die Hofkirche der russischen Herrscher; in ihm wurden die Großfürsten durch die Taufe in den Schoß der Kirche aufgenommen, hier empfingen sie das

heilige Abendmahl, hier verband sie der Segen des Priesters mit der erwählten Braut. Eine Erinnerung an die frühere Bedeutung der Kirche sind die 60 Brustkreuze von Großfürsten und Zaren, die an einem Pfeiler befestigt sind. Ein Korridor verbindet heute noch die Kirche mit dem Palast; die Zarinnen und die Prinzessinnen pflegten sich früher durch denselben aus ihren Gemächern nach dem Chor zu begeben, wo sie dem Gottesdienst beiwohnten.



Die Erlöserkirche hinter dem goldenen Gitter.

Dieser Korridor erinnert an eine der traurigsten Erbschaften, welche die Russen aus der Zeit ihrer Knechtschaft unter mongolischem Joch in ihren Einheitsstaat mit hinübernahmen: die Ausschließung der Frauen vom öffentlichen Leben. Bis ans Ende des 17. Jahrhunderts war in Rußland auch bei den höheren Klassen das Los der Frauen nicht viel besser als das der in den Harem eingeschlossenen mohamedanischen Frauen. Fast ohne alle geistige Bildung, von Jugend auf in den Frauengemächern des väterlichen Hauses vor allen



Die Erzengelkirche (Archangelsky Sobór).



Männeraugen sorgfältig verborgen, erlangte das Mädchen auch durch die Heirat keine größere Freiheit, sondern wechselte nur die Gemächer, in denen sie nach wie vor zu einem einförmigen Einsiedlerleben verdammt blieb. Bei Gastmählern erschien die Frau nur, um die Gäste zu begrüßen, zog sich aber, nachdem sie ihnen einen Becher Wein kredenzt, sofort wieder in ihre Gemächer zurück.

Mit ganz besonderer Sorgfalt wurden aber die Zarinnen und die Prinzessinnen des Zarenhauses bewacht, so daß nur wenige Männer sich rühmen konnten, je ihr Antlitz gesehen zu haben. Als die Gemahlin des Zaren Alexei krank wurde und ein Arzt zu Rate gezogen werden mußte, wurde dieser nicht früher in das Zimmer der Kranken eingelassen, als bis alle Fenster dicht verhängt worden waren, und beim Pulsfühlen durfte er nicht den bloßen Arm berühren. Wenn die Zarin ausfuhr, geschah dies stets in verschlossenem Wagen, hinter dessen dichten Vorhängen verborgen sie wohl Alles sehen, aber nicht selbst gesehen werden konnte.

Noch steht jener Teil des alten Zarenpalastes, in dem sich die Frauengemächer befanden, der terémny sámok. Er bildet die nördliche Hauptseite des Kreml-Palastes. Man zeigt dort noch das sog. „goldene Gemach", welches der Zarin zum Aufenthalt diente, ein niedriges, düsteres Zimmer mit schmalen Fenstern, durch welche das Tageslicht nur spärlich einzudringen vermag, die Wände mit stark nachgedunkelten Wandmalereien auf Goldgrund bedeckt. Es war ein Aufenthalt, passender für eine Nonne, die bei Gebet und Kasteiungen ihr Leben einsam beschließen will, als für die Fürstin eines mächtigen Reiches, aber die Zarinnen fanden sich in ihr Los, ohne sich durch dasselbe gedrückt zu fühlen. Prinzessinnen aus fremden Fürstenhäusern würden allerdings ein solches Leben unerträglich gefunden haben, aber seit Wassily Iwánowitsch bis auf Peter den Großen heirateten die russischen Herrscher nur Töchter ihrer Unterthanen, die von Kindheit an die Einsamkeit der Frauengemächer gewöhnt waren. Gewöhnlich brachte der Adel an einem bestimmten Tage seine Töchter nach Moskau, wo der Zar, ohne nach der Abstammung zu fragen, diejenige durch Überreichung eines Taschentuches zu seiner Gemahlin wählte, die ihm am besten gefiel. So kam es, daß sehr viele der russischen Adelsgeschlechter mit dem Herrscherhause verschwägert waren: die Dolgorukis, Naryschkins, Aprarins, Soltykoffs, Lopuchins und viele andere.

Die erste Zarin, welche die durch das Herkommen ihrer Freiheit gezogenen Schranken zu durchbrechen suchte, war die zweite Gemahlin des Zaren Alexei, die schöne Natalia Naryschkin, die Mutter Peter des Großen. Sie erlangte von ihrem sanften Gemahl sogar die Erlaubnis, ihn in offenem Wagen nach dem Troitzky-Kloster begleiten zu dürfen, was ungeheures Aufsehen erregte. Als sie aber später den Wunsch äußerte, dem Empfang der Gesandten des deutschen Kaisers Leopold beizuwohnen, welche im Jahre 1675 am Zarenhofe erschienen, mußte sie sich doch damit begnügen, daß ihr Gemahl ihr gestattete, in einem Gemach neben dem Audienzsaal den Verhandlungen zu lauschen und durch kleine Löcher, welche man in der Thür angebracht hatte, das sie interessierende Schauspiel zu betrachten. Dergleichen war übrigens am Zarenhofe nichts Neues. In dem alten Audienzsaal der Zaren, in der auch noch erhaltenen granowitaja paláta (Facetten-Palast, so genannt nach den facettierten Steinen, aus denen seine Mauern bestehen) befindet sich über der Eingangsthür ein kleines Fenster, durch welches die Zarinnen und Zaréwnen mit ihrem Hofstaat aus dem „Tainjik" (geheimes Versteck) die unten stattfindenden Festlichkeiten mit anzusehen pflegten.

Dieser Audienzsaal war einst eine der größten Sehenswürdigkeiten des Kreml; die Gesandten und die Ausländer, welche hier den am Ende des 17. Jahrhunderts am Zarenhofe herrschenden orientalischen Luxus und die eigenartige Hofetikette kennen lernten, wußten nicht genug des Rühmenden von diesem Saale zu erzählen. Wenn man durch die schwere, reich mit Holzschnitzereien und Vergoldung verzierte, noch jetzt vorhandene Thür eintrat, gewahrte man zur Rechten den Thron des Zaren. An derselben Stelle steht auch jetzt noch unter einem Thronhimmel der kaiserliche Thron, auf welchem der Kaiser nach der Krönung dem Bankett beiwohnt, zu welchem nur die höchsten Würdenträger und Vertreter fremder Mächte geladen werden. Dem Thron gegenüber befindet sich eine Estrade für die Musiker. In der Mitte des Saales erhebt sich ein mächtiger Pfeiler, auf welchem das Gewölbe ruht. Während der Anwesenheit des Kaisers sind auf Gestellen, die um diesen Pfeiler angebracht sind, kostbare Geräte aus der Schatzkammer zur Schau aufgestellt. Früher waren die Wände mit Freskomalereien bedeckt; jetzt sind sie mit dunkelrotem Sammet überzogen, in welchen goldene Adler

gestickt sind. Über den breiten, hohen Fenstern mit altertümlicher Glasfassung prangen mit Kronen geschmückte Wappen, und von den Rosetten der Bogenwölbungen hängen massive Lampen herab.

Die granowitaja paláta wurde im Jahre 1491 unter Iwan III. durch Marco Fresini erbaut, einen der vielen Architekten, welche nach Iwans Vermählung mit der griechischen Prinzessin Sophia an den Hof berufen wurden. Durch die swjatije ssény, die heilige Vorhalle, so genannt nach den an ihren Wänden befindlichen Heiligenbildern, gelangt man aus der granowitaja paláta auf die von uns schon erwähnte rote



Muttergottesbild in der Erzengelkirche.

Treppe (krasnoje krylzó), von welcher der Zar bei seinem Krönungszug das Volk begrüßt. Durch den an die heilige Vorhalle grenzenden Wladjimir-Saal, einen der fünf Ordenssäle des Palastes, erreicht man eine andere Treppe, die in der Geschichte des Kreml eine wichtige Rolle spielt, die Schlafzimmer-Treppe (postélnoje krylzó). Hier versammelten sich am Morgen die zur nächsten Umgebung des Zaren gehörigen Bojaren und Hofbeamten, um den Herrscher, sobald er sich vom Lager erhoben hatte, zu begrüßen, und die an die Schlafzimmer-Treppe stoßende Bojaren-Terrasse (Bojárskaja ploschtschádka) war tagsüber ein Rendez-vous-Platz der Bojaren, wo sie

Neuigkeiten austauschten und von den Erlassen des Zaren, für deren Bekanntmachung damals noch keine Zeitungen sorgten, Kenntnis erhielten. An das hier befindliche sog. goldene Gitter (solotája reschótka) knüpft sich eine interessante Erinnerung. Der Zar Alexei Michailowitsch hatte den Ausländern den Handel in den Städten des russischen Binnenlandes untersagt und sie auf den Hafen von Archangelsk beschränkt. Als infolge dessen die Silbereinfuhr aufhörte, sah man sich gezwungen, Kupfermünzen zu prägen, die Zwangskurs erhielten und zu Silberwert angenommen werden sollten. Darüber empörte sich das schon lange wegen drückender Steuern unzufriedene Volk. Der Aufstand wurde zwar unterdrückt, aber der Zar hielt es doch für geraten, dem Unwillen des Volkes nachzugeben und die Kupfermünzen einzuziehen. Aus dem Metall derselben wurde im Jahre 1670 das goldene Gitter gegossen. Nach ihm heißt die hier im Jahre 1636 erbaute frühere Hauskirche der Zaren „Erlöserkirche hinter dem goldenen Gitter", Spas sa solotói reschótkoi (Siehe Seite 40).



Krönungsfeierlichkeiten: Herolde verkünden den Tag der Krönung.

Wir steigen nun zum sog. Belvedère-Palast empor, den im Jahre 1636 der Zar Michael Feodorowitsch erbauen ließ. Von außen ein ziemlich geschmackloses Bauwerk, ist er im Innern ein wahres Juwel für den Altertumsfreund. Sowie man seine Gemächer betritt, welche das durch gefärbte Fenster eindringende Licht magisch beleuchtet, glaubt man sich in die längst geschwundene Vergangenheit zurückversetzt. Nichts ist hier geändert, alles ist in demselben Zustand erhalten und an demselben Platze gelassen worden, an dem es sich befand, als am 27. April 1682 hier der Zar Feodor Alexéjewitsch die Augen für immer schloß. Vor dem Thronsessel im Kabinett des Zaren liegt noch der Teppich, welchen die Töchter des Zaren selbst gearbeitet haben sollen; im Schlafzimmer sieht man hinter einem schweren Seidenvorhang von chinesischer Arbeit das mit Schnitzereien verzierte hölzerne Bett, auf welchem der Zar starb; und das Speisezimmer schmücken noch dieselben Gemälde — Heiligenbilder und Porträts — die schon vor fast 250 Jahren sich hier befanden. Mächtige

holländische Kachelöfen und massive Möbel aus Eichenholz, die Stühle in neuerer Zeit mit rotem Sammet überzogen, sind auch noch Überbleibsel aus alter Zeit. Auf einer schmalen Wendeltreppe gelangt man in eine Mansarde. In dieser wohnten die Söhne des Zaren, welche das Herkommen zu einem ähnlichen Einsiedlerleben verdammte wie die Zarinnen und Prinzessinnen. Sie wuchsen im Palast auf, ohne denselben jemals zu verlassen; nur der Thronfolger trat mit dem achtzehnten Lebensjahre in die Öffentlichkeit. Ihre Lage besserte sich erst nach dem Tode des ältesten Sohnes des Zaren Alexei, als die Ärzte darauf hinwiesen, daß die Ursache seines Todes nur die verkehrte, unzweckmäßige Erziehung der Prinzen sei, worauf der Zar auch seinen jüngeren Söhnen größere Freiheit gestattete.

An dem „roten Fenster" des Thronzimmers wurde zur Zeit des Zaren Alexei ein Kasten angebracht, der zur Aufnahme von Bittschriften diente, die man direkt in die Hände des Zaren gelangen lassen wollte. Schon früher bestand zur Entgegennahme von Bittschriften eine eigene Bittschriften-Kammer, welcher auch alle jene Gesuche überwiesen wurden, die der Zar bei Ausfahrten oder in der Kirche selbst in Empfang nahm; durch die von Alexei getroffene Einrichtung wurde aber der Verkehr des Volkes mit seinem Fürsten wesentlich erleichtert. Bittsteller hatten nun nicht mehr nötig, auf dem Umwege über die Frauengemächer, den Herd zahlloser Hofintriguen, die Erreichung ihrer Wünsche anzustreben und durch Bojarenfrauen der Zarin ihre Bittschriften zur Weiterbeförderung an ihren Gemahl übergeben zu lassen.

Solche Erinnerungen an vergangene Zeit werden beim Durchschreiten des alten Teiles des Kreml-Palastes auf Schritt und Tritt in uns erweckt; sie sind unzertrennlich von dem alten Bau, sie bilden aber auch seine wesentlichste Anziehungskraft. Der neuere Teil des Schlosses vermag darin mit dem alten nicht zu wetteifern; er hat keine Geschichte, keine interessante Vergangenheit, und nur durch die Pracht der Ausstattung seiner Säle fesselt er den Besucher. Dieser, der Moskwá zugekehrte Teil des Schlosses wurde im Jahre 1849 nach den Entwürfen des Architekten Konstantin Thon erbaut und besteht aus zwei Stockwerken, die terrassenförmig übereinander angelegt sind, überragt von einer vergoldeten Kuppel, welche den Flaggenstock trägt. Die Höhe des Palastes wird (den Flaggenstock mit eingerechnet) mit 60 Meter, die Länge seiner Hauptseite mit 121 Meter angegeben. Wir wollen den Leser nicht einladen, uns bei einer Wanderung durch den ganzen Palast zu folgen, denn die Schilderung der Sehenswürdigkeiten, welche er enthält, würde allein einen Band für sich in Anspruch nehmen. Enthält doch der Kreml-Palast nicht weniger als 700 Säle und Zimmer, zu denen 32 Treppen den Zugang vermitteln! Wir beschränken uns auf die Erwähnung des Wichtigsten.

Dazu gehören in erster Reihe die fünf großen Ordenssäle: der 61 Meter lange, 21 Meter breite Georgen-Saal, an dessen Wänden Marmortafeln die Namen und das Gründungsjahr der Regimenter künden, welche sich auf dem Schlachtfelde besonders ausgezeichnet haben, sowie die Namen aller Offiziere, die seit Gründung des Ordens dieses eiserne Kreuz der russischen Armee erhielten — der gewölbte Alexander-Saal, der schönste des Palastes, in dessen riesigen Wandspiegeln sich bei Tage das Bild der unter den Fenstern sich ausbreitenden Stadt wiederspiegelt, während am Abend, wenn die 4500 Kerzen der Kronleuchter ihr Licht verbreiten, der taghell erleuchtete Raum mit seinen roten Seidentapeten, dem reichen Schmuck an Gemälden, Wappen und Vergoldung, dem aus etlichen zwanzig Holzarten zusammengesetzten Fußboden und den altertümlichen roten Sammetmöbeln einen feenhaften Anblick bietet — der Andreas-Saal mit dem aus reinem Golde verfertigten Kaiserthron, bei welchem stets ein Unteroffizier Wache hält — der Katharinensaal mit dem Thron der Kaiserin, der Großmeisterin des Sankt Katharinen-Ordens — und endlich der schon erwähnte Wladjimir-Saal mit seinem 1600 Kilogramm schweren bronzenen Kronleuchter.

Gleiche Pracht herrscht in den anderen Räumen. Überall trifft man Kunstschätze und Seltenheiten von fast unschätzbarem Wert. In dem prachtvollen Paradeschlafzimmer stehen vor dem Paradebett zwei Säulen aus verde antico, die auf über 3 Millionen Mark geschätzt werden. Aus derselben kostbaren Marmorart sind die achtzehn Pfeiler an den mit Silberbrokat überkleideten Wänden verfertigt. Das Empfangszimmer der Großfürstin Thronfolgerin ist eines der kostbarsten Gemächer der ganzen Welt; es führt den Namen Silber-Zimmer nicht mit Unrecht, denn wohin wir auch die Blicke wenden, überall blitzt uns Silber entgegen: sieben silberne Tische befinden sich unter den das Zimmer füllenden vergoldeten Möbeln, silberne Kronleuchter hängen von der Decke herab und große Spiegel in Silberrahmen strahlen das Licht der Kerzen hundertfach wieder.

Gegenüber solcher Pracht erscheinen die Räume, welche der Kaiser während seines Aufenthaltes im Kreml zu bewohnen pflegt, mehr als einfach. Das Kabinett Seiner Majestät hat mit Eichenholz bekleidete Wände, Stühle und Sopha sind mit grünem Saffian überzogen, Bücherschränke, auf deren einem sich eine Bronzestatuette Napoleons I. befindet, stehen neben der Thür, auf dem weißen Marmorkamin eine Uhr. Über dem Sopha hängen die Porträts der Kaiser Alexander I. und Nikolaus I., und außer ihnen schmücken die Wände Gemälde, sämtlich Szenen aus Napoleons Rückzug aus Moskau darstellend, die meisten von Adam gemalt. Auf einem derselben sieht man Napoleon inmitten seiner Marschälle, wie er finstern Blickes in das Flammenmeer hinabschaut, welches den Kreml umbraust.

Wir können von dem Kreml-Palast nicht scheiden, ohne dieser einzig in der Geschichte dastehenden Schreckenstage Moskaus noch mit einigen Worten gedacht zu haben.

Es war um die Mittagsstunde des 14. September 1812, als die ersten französischen Kolonnen vor dem Dorogomilow-Thor anlangten, während auf der andern Seite die letzten russischen Truppen die Stadt verließen. Napoleon wartete mehrere Stunden, immer hoffend, es werde eine Deputation erscheinen und ihm die Schlüssel der Stadt überbringen, aber die Deputation kam nicht. Als endlich ausgesandte Kundschafter meldeten, die Stadt sei von der Bevölkerung verlassen, gab er mürrisch Befehl zum Einmarsch. Derselbe erfolgte in düsterem Schweigen und glich nichts weniger als einem Triumpheinzug siegreicher Truppen. Die Einwohner, die sich nicht schon früher oder mit der abziehenden Besatzung geflüchtet hatten, hielten sich in den Häusern verborgen, alle Kaufläden, alle Hausthore waren geschlossen, kein Mensch auf den Straßen zu sehen, außer hie und da herumstreichendes scheues Gesindel. Gegen Abend färbte sich der Himmel. An drei Stellen brachen fast zu gleicher Zeit Brände aus, die sich, da es an Löschvorrichtungen fehlte, rasch weiter verbreiteten. Der folgende Tag brachte neue Brände, die Brandstifter aber blieben unentdeckt, und als sich am dritten Tage, dem 16. September, ein furchtbarer Sturmwind erhob, der den Funkenregen weithin über die Holzdächer trieb, ergossen sich die Flammen wie eine Sturmflut von Gasse zu Gasse, und bald war Moskau ein einziges Flammenmeer. Dieses entsetzliche Vernichtungswerk war von dem Statthalter Grafen Rastoptschin angeordnet worden, um zu verhindern, daß die Franzosen in Moskau behagliche Winterquartiere fanden, und sie zu zwingen, den Rückzug anzutreten. Der Graf ging mit einem Beispiel der Opferwilligkeit voran, indem er selbst in sein prachtvolles Lustschloß zu Woronowo die Brandfackel schleuderte. Die entsetzten Einwohner Moskaus flüchteten in die Kirchen, deren massive Mauern allein den Flammen Widerstand zu leisten vermochten, oder verbargen sich in den Kellern. Vergebens griff Napoleon zu dem verzweifelten Mittel, die Russen durch Strenge einzuschüchtern, indem er zwanzig Bauern, die sich geweigert hatten, den Truppen Lebensmittel zu liefern, unter dem Vorwand der Brandstiftung erschießen ließ — die armen Opfer schritten todesmutig und gottergeben auf den Richtplatz, bekreuzten sich und erwarteten ruhig die tödliche Kugel. Die Hinrichtung verfehlte aber völlig ihren Zweck: sie steigerte nur die scheue Zurückhaltung der Bevölkerung und Napoleon stand ratlos dem passiven Widerstand gegenüber. Seine Soldaten jedoch, die in Moskau reiche Beute und angenehme Quartiere zu finden erwartet, suchten sich für die Enttäuschung so gut es ging zu entschädigen; sie erbrachen die Häuser und begannen zu plündern. Mitten zwischen dem Wüten des entfesselten Elementes spielten sich die empörendsten Szenen ab. Kein Alter, kein Geschlecht fand bei den Plünderern Schonung; Männern und Frauen wurden die Kleider vom Leibe gerissen, um sich zu überzeugen, daß sie keine Wertsachen an ihrem Körper verbargen. Vor der Raubgier der Soldateska war auch das Heiligste nicht sicher. Die Kirchen wurden ebenso geplündert wie die Privathäuser. Um die Biwoakfeuer in den Kremlhöfen, die in Ermanglung andern Brennmaterials mit Gemälden, Möbeln u. dergl. erhalten wurden, lagen zechende Gruppen, denen aus den Kirchen geraubte Pokale als Trinkgefäße dienten, während andere sich zum Schutz gegen die Kälte in Kirchengewänder hüllten. Was in den Kirchen nicht niet- und nagelfest war, das wurde fortgeschleppt, die Heiligenbilder aus ihren kostbaren Rahmen gebrochen, die Leinwand durch Säbelhiebe und Bajonettstiche zerfetzt. Nach der Plünderung mußten die entweihten heiligen Stätten als Ställe und Magazine dienen. Aber das Maß war bereits voll, die Stunde der Rache und Sühne nahte. Napoleon hatte bereits am 17. September den Flammen weichen und sein Hauptquartier nach dem Schloß Petrowsky verlegen müssen. Einsehend, daß der Trümmerhaufen, in den russischer Patriotismus die Hauptstadt verwandelt, unhaltbar sei, gab er endlich am 19. September Befehl zu

jenem unheilvollen Rückzug, der in der Geschichte aller Zeiten nicht seinesgleichen hat. Gegen 40 000 Mann hatte er in der eingeäscherten Stadt verloren, aber auch auf russischer Seite war der Sieg teuer erkauft; man hat den durch das Feuer angerichteten Schaden auf fast 700 Millionen Mark berechnet. 6502 Häuser, 7153 Verkaufs-



Krönungsfeierlichkeiten: Die Krönung.

läden mit einer Unmasse von Warenvorräten waren vernichtet. Vor dem Abmarsch erteilte Napoleon dem General Mortier den Befehl, den Kreml in die Luft zu sprengen, aber bei der Eile, mit der die Franzosen den Rückzug antraten, wurden die Vorbereitungen zur Sprengung nicht mit der nötigen Sorgfalt betrieben und der vandalische Plan gelang nur teilweise. Der kaiserliche Palast, das Arsenal, eine Kirche und zwei

Glockentürme wurden zerstört; der Turm Jwan der Große widerstand erfolgreich den Sprengungsversuchen, aber von der Erschütterung fiel eine seiner großen Glocken herab und zersprang. Auch unter dem berühmten Erlöserthor, einer der dem Volke heiligsten Stellen des Kreml, hatten die Franzosen mehrere Pulverfässer aufgehäuft und brennende Lunten in dieselben gesteckt, aber Kosaken, die als Vorhut der anrückenden russischen



Zar und Zarin aus dem 17. Jahrhundert.

Armee in die Stadt drangen, entdeckten dies noch zu rechter Zeit und retteten das ehrwürdige Bauwerk vor der Vernichtung.

So schwer die Wunden waren, welche die Katastrophe geschlagen hatte, so erholte sich Moskau doch rasch von denselben. Ein neuer, prachtvollerer Zarenpalast erhob sich im Kreml und auch die Stadt erstand

schöner als sie je gewesen aus den Trümmern. Im Jahre 1816 zählte sie zwar erst 167 000 Einwohner, während vor dem Brande 253 000 gezählt worden, aber nach einem viertel Jahrhundert hatte sie bereits 350 000 überschritten und heute ist diese Zahl mehr als verdoppelt.

Die Verluste an Kostbarkeiten und Altertümern wären nicht so groß gewesen, wenn die Bevölkerung sich nicht gar zu zuversichtlich dem Glauben hingegeben hätte, die Hauptstadt des Landes könne nicht ohne Schwertstreich dem Feinde überliefert, ja überhaupt nicht von demselben besetzt werden. War doch seit zweihundert Jahren, seit der polnischen Schreckensherrschaft unter dem falschen Demetrius, kein Feind mehr bis vor ihre Mauern gelangt! Diese Vertrauensseligkeit rächte sich nun, und namentlich die Geistlichkeit und die Kirchen erlitten schwere Verluste. Die unermeßlichen Schätze der kaiserlichen Schatzkammer waren dagegen rechtzeitig zum größern Teil in Sicherheit gebracht worden und Napoleon sah sich auch hier in seiner Hoffnung auf große Beute getäuscht.

Die Schatzkammer ist noch heute eine der reichsten der Welt. Unter der Regierung Peter des Großen war eine Schätzung der vorhandenen Kostbarkeiten vorgenommen worden, doch die damals bestimmten Werte können heute nicht mehr als richtig gelten. Wenn man aber bedenkt, daß die meisten Gegenstände das Vier- bis Fünffache des Wertes repräsentieren, der ihnen im Jahre 1702 zuerkannt wurde, so erhält man eine so fabelhaft klingende Summe, daß man sich, um sie nicht für übertrieben zu halten, vergegenwärtigen muß, wie sehr stets die am Zarenhofe bei festlichen Anlässen entfaltete Pracht das Staunen fremder Gäste erregt.

Die lange Reihe der in neun Sälen zur Schau gestellten Gegenstände eröffnen die Kronen, Szepter und Reichsäpfel. Die älteste Krone ist die vom griechischen Kaiser Alexius Comnenus im Jahre 1116 dem Zar Wladjimir Monomach übersandte, zu welcher ein mit 257 Edelsteinen besetzter Reichsapfel gehört, die kostbarste dagegen ist die Krone Edigers, des letzten Zaren von Kasan, der im Jahre 1553 sich taufen ließ und zu Gunsten Rußlands dem Throne entsagte; sie wurde schon im Jahre 1702 auf 685 000 Rubel geschätzt. Ihr kommt an Wert zunächst die Kaiserkrone, mit 2500 Edelsteinen geschmückt, unter denen sich ein großer Rubin befindet, dessen Wert im Jahre 1725 auf 60 000 Rubel veranschlagt wurde. Dann folgen die Kronen der Zaren Michael Feodorowitsch und Iwan Alexejewitsch (siehe Seite 36), letztere mit über 900 Diamanten, und zwei Kronen Peter des Großen, deren eine 825 Diamanten enthält. Peter der Große, der kein Freund von großer Prachtentfaltung war, hat sie nur ein einziges Mal getragen.

Die Malteserkrone beschließt die kostbare Sammlung. Nachdem Napoleon auf der Fahrt nach Aegypten sich der Insel Malta bemächtigt hatte, flüchtete der Malteserorden nach Rußland und der Großmeister Hompesch übergab dem Kaiser Paul die Ordenskrone.

Unter den Dutzenden von Szeptern der Zaren und geistlichen Würdenträger, die in demselben Saale aufgestellt sind, befindet sich auch ein unheimliches Stück, der Elfenbeinstab Iwans des Schrecklichen, mit welchem derselbe in einem Anfall von Jähzorn den Bojaren Schibanoff durchbohrte.

Die Throne entsprechen den kostbaren Kroninsignien; sie sind besät mit Perlen, mit Diamanten, Rubinen und anderen Edelsteinen. Da stehen der mit 2300 Edelsteinen besetzte Thron, welchen der persische Schah Abbas im Jahre 1604 dem Zar Boris Godunoff sandte — der mit 1800 Edelsteinen geschmückte Thron des Zaren Michael Feodorowitsch — der Thron des Zaren Alexei Michailowitsch, mit 900 Edelsteinen — und dort ein zwar minder kostbarer, aber um so interessanterer Thron, der vergoldete Doppel-Thron der Zaren Iwan und Peter, auch der silberne Thron genannt (siehe Seite 28), mit einer Öffnung in der Rückenlehne, durch welche wohl den jungen Fürsten die Antworten zugeflüstert wurden, welche sie den von ihnen empfangenen Gesandten zu erteilen hatten.

An diese ältere Sammlung schließen sich im zweiten Saal die Throne aller russischen Kaiser und Kaiserinnen von Alexander II. und seiner Gemahlin Maria Alexandrowna bis auf die Kaiserin Elisabeth. Große Porträts an den Wänden zeigen uns die Herrscher und Herrscherinnen, die auf diesen Thronen gesessen.

Und nun folgen in blendender Zusammenstellung tausende und aber tausende von Gegenständen, Schätze, welche wohl das Auge erfassen, aber nicht das Wort im engen Rahmen dieser Schilderung zu beschreiben vermag: zunächst die kostbaren Geschenke, welche im Laufe der Zeiten der russische Hof von befreundeten Fürsten erhielt, ferner alles, was an Gold- und Silbergerät früherer Zaren noch vorhanden ist.

Kein europäischer Hof hat sich wohl jemals eines solchen Reichtums an Gold- und Silbergeschirr rühmen können wie der gastfreundliche Zarenhof zu Moskau, der darin einen wahrhaft orientalischen Luxus entfaltete. Der Teller des Zaren Alexei Michailowitsch, der auf Seite 37 abgebildet ist, eines der wertvollsten Stücke der Sammlung, ist der Überrest eines Service von gleicher Ausstattung für 120 Personen, das der Zar besaß. Der Teller ist von Gold, mit reicher bunter Emailarbeit geschmückt. Die Gabel, welche dem Teller beigefügt ist, war zur Zeit, als sie sich im Gebrauch befand, noch eine große Seltenheit. Noch im 17. Jahrhundert gab es Gabeln nur am Zarenhofe und in den vornehmen Familien; die große Masse des Volkes kannte nur Messer und Löffel als Tischgerät, die Speisen wurden beim Zerschneiden mit den Fingern gefaßt und mit diesen auch zum Munde geführt, weshalb bei Tische nach jedem Gericht ein Waschbecken zum Reinigen der Hände herumgereicht wurde. Viel zahlreicher waren in jedem Haushalt die Trinkgeschirre vorhanden, und auch die Schatzkammer der Zaren enthält von solchen eine stattliche Sammlung, silberne und goldene Becher aller Größen bis zu dem mächtigen Silberhumpen, den Iwan der Schreckliche in Gebrauch hatte.

Die drei nächsten Säle füllt eine Waffensammlung, die an Großartigkeit ihres gleichen sucht. Da sieht man Panzer und Helme von Zaren und Bojaren, erbeutete Fahnen, Schwerter, Lanzen, Armbrüste, Köcher aus den verschiedensten Zeiten, von europäischen und asiatischen Völkern, Feuerwaffen von den ersten Anfängen ihrer Verwendung in allen Stadien der Vervollkommnung bis zu den neuesten Erzeugnissen, eroberte Kanonen und andere Kriegsbeute. Hier steht auch der Thron des Khans von Chiwa, der bei der Eroberung seiner Hauptstadt im Jahre 1873 erbeutet wurde. Ein kostbarer Sattel, der auf 200 000 Silber-Rubel geschätzt wird, ist ein Geschenk des Sultans Abdul Hamid I., der ihn im Jahre 1775 der Kaiserin Katharina sandte.

Ein anderer Saal (der achte) enthält die Hofequipagen der Zaren und die Galawagen der Patriarchen. Hofequipagen gab es in Rußland erst seit der Vermählung Iwans III. mit der griechischen Prinzessin Sophia, durch welche außer anderem Zeremoniell des byzantinischen Hofes auch diese eingeführt wurden. Der Galawagen, der Seite 51 abgebildet ist, wurde von der englischen Königin Elisabeth im Jahre 1603 Boris Godunoff geschenkt und war, im Jahre 1678 einer gründlichen Ausbesserung unterzogen, noch am Ende des Jahrhunderts in Gebrauch. Außerdem sind bemerkenswert die Schlittenkutsche, in welcher Kaiserin Elisabeth zur Krönung nach Moskau reiste, und der riesige, mit Malereien von Boucher verzierte Galawagen, den sie von dem ihr heimlich angetrauten Grafen Kyrill Rasumoffsky im Jahre 1754 zum Geschenk erhielt. Kuriositäten aller Art und eine Unmasse von Gegenständen, an welchen Erinnerungen an Kaiser oder berühmte Persönlichkeiten haften, beschließen die Sammlung.

Mit pietätvoller Sorgfalt hat man auch die Kleidungsstücke vieler Herrscher in der Schatzkammer aufbewahrt, von den Purpurmänteln Alexander II. und seiner Gemahlin Maria Alexandrowna bis auf die Matrosenkleidung und die Stiefel Peter des Großen, und noch viel weiter zurück. Manches kostbare Kleidungsstück befindet sich darunter. Die alten Zaren trugen, wie die Masse des Volkes, den langen Kaftan mit hohem steifen Kragen, welcher vorn mit Knöpfen geschlossen wurde, deren Stelle jedoch bei dem Zarengewand Perlen oder Edelsteine vertraten, mit denen das ganze Kleidungsstück reich besät war. Die Krone setzten sie nur beim Empfang von Gesandtschaften auf, bei welcher Gelegenheit sie auch die Barmen, ein mit Heiligenbildern geschmücktes Geschmeide und ein großes Diamantenkreuz umhingen und Szepter und Reichsapfel in den Händen hielten. Eines der kostbarsten noch erhaltenen Brustkreuze ist das sog. Kreuz Wladjimir Monomachs (siehe Seite 29), ein Geschenk des griechischen Kaisers Konstantin, das im Blagowjéstschensky Sobór im Kreml aufbewahrt wird. Sehr alte Barmen, aus dem 12. Jahrhundert stammend, enthält die Schatzkammer.

Es kann nicht überraschen, wenn man hört, daß solche Reichtümer, wie man sie hier angehäuft findet, ihren Besitzern auch große Sorgen verursacht haben. So groß der Kreml war, so fehlte es doch in demselben an einem Gebäude, welches vollkommene Sicherheit gegen Feuersgefahr bot und im stande war, alle Schätze unter seinem Dach aufzunehmen. Wiederholt mußten Um- und Anbauten an der Schatzkammer vorgenommen werden, weil die vorhandenen Räume wieder überfüllt waren. Die jetzige Schatzkammer wurde erst von Kaiser Nikolaus (1849—1851) erbaut. Ihre Vorgängerin stand auf einem denkwürdigen Boden, auf der Stelle, welche am Ende des sechzehnten Jahrhunderts das Haus Boris Godunoffs einnahm, in welchem seine Mutter und sein Sohn ermordet wurden. Jetzt erhebt sich dort die 1806 erbaute Kreml-Kaserne, und nur die gewal-

tigen Geschütze, die vor ihr aufgestellt sind, erinnern noch an die längst entschwundene Zeit. Einst furchtbar und gefürchtet, erregen diese schwerfälligen Kolosse heute nur noch durch ihre Größe unser Staunen. Da steht der Bruder der Riesenglocke, Zar Puschka, der Kanonenkönig, 40000 Kilogramm schwer, $5^1/_3$ Meter lang. Das Riesengeschütz, welches mit 2000 Kilogramm schweren Kugeln geladen wurde, ist im Jahre 1586 in



Zar Jwan III., der Große.

Moskau gegossen worden, aber von seinen Thaten weiß die Geschichte nicht viel zu erzählen. Bald nach seiner Fertigstellung wurde es bei einem Volksaufstand von dem aufgeregten Volk gegen den Kreml in Position gebracht, doch gelang es, das Volk zu beruhigen bevor der erste Schuß abgefeuert wurde. Die fünf anderen Geschütze, welche vor der Kaserne stehen, sind zwar bedeutend kleiner als der Zar Puschka, aber doch noch von sehr beachtenswerter Größe. Das kleinste ist die „Onager" genannte Wurfmaschine Jwans des Schrecklichen,

5000 Kilogramm schwer, das größte das unter der Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch gegossene „Einhorn“, dessen Gewicht angeblich fast 13000 Kilogramm beträgt. Nahezu gleich kommt ihm ein etwa 12000 Kilogramm schwerer Mörser, der seiner Zeit zu dem Artilleriepark des ersten falschen Dimitri gehörte.

Der Kaserne gegenüber gewahren wir schon wieder eine der fast zahllosen Sehenswürdigkeiten des Kreml: das berühmte Kloster der Wunder, Tschudof Monastyr. Es hat seinen Namen von einer im Kloster-



Zar Iwan IV., der Schreckliche.

hofe stehenden Kirche zum Wunder des Erzengels Michael, die eine der berühmtesten Wallfahrtsstätten Rußlands ist und jährlich von vielen Tausenden von nah und fern besucht wird. An und für sich bieten das Kloster und die zu demselben gehörenden Kirchen wenig Bemerkenswertes, aber die Ereignisse, die sich hier abgespielt, nehmen dafür unser Interesse in um so höherem Grade in Anspruch. In Tschudof Monastyr

lebte der Mönch Grischka Otrépjeff, der durch Schillers herrliche Dichtung auch bei uns bekannt gewordene falsche Demetrius; hier ersann er in einsamer Klosterzelle den Plan, dessen kühne Durchführung ihn für kurze Zeit auf den Zarenthron erhob, bis er endlich seinen Betrug mit dem Leben büßte. Hier lebte später der nach dem Sturz des falschen Dimitri in Moskau zum Zaren ausgerufene Fürst Wassili Schuisky, der nach der Niederlage beim Dorfe Kluschino, als die Polen vor den Thoren Moskaus erschienen, vom Volke wieder abgesetzt und ins Kloster gesteckt wurde. Und noch eines dritten Zeitgenossen Name ist mit den Klostermauern in Verbindung: Der Patriarch Hermogen, ein edler Vaterlandsfreund, der nach der Absetzung des Zaren Wassili Schuisky den Widerstand des russischen Volkes gegen den Herrscher aus polnischem Geschlecht, den man ihm mit Waffengewalt aufzwingen wollte, organisiert hatte, starb hier nach Niederwerfung seiner Anhänger in dumpfer Kerkerzelle als Gefangener der Polen.

Neben dem Tschudof Monastýr befindet sich das ehemalige Senatsgebäude, unter Katharina II. von einem einheimischen Baumeister, Kasakoff, erbaut, jetzt der Sitz des Bezirksgerichts, und ihm gegenüber auf der andern Seite des großen Senatsplatzes das Arsenal, in den Jahren 1702 bis 1736 erbaut. In seinem Innern enthält das Arsenal eine wertvolle Waffensammlung und Kriegsmaterial für eine Armee von 100 000 Mann. Vor der Front sind 875 Kanonen aufgestellt, welche von den Russen im Befreiungskriege 1812 erbeutet wurden, darunter 196 deutsche und 189 österreichische.

Wenn man diese stattliche Menge von Kriegstrophäen überblickt und all die blutigen Begebenheiten, deren Schauplatz im Laufe von fünf Jahrhunderten der Kreml war, an sich vorüberziehen läßt, fühlt man unwillkürlich das Bedürfnis nach einem freundlichern Bild. Der Kreml vermag uns auch ein solches zu bieten. Die Stätte, an der sich alles konzentrierte, spielt auch in der Geschichte der geistigen Entwicklung des russischen Volkes eine bedeutende Rolle. Wenn man von der Kreml-Kaserne in die benachbarte Kommandantenstraße einbiegt, sieht man ein seltsames Gebäude vor sich, ein altertümliches Giebelhaus mit weit vorstehendem Erker, grün angestrichen, die Fenster und Thüren durch ihre schwerfälligen, geschmacklosen Verzierungen an eine weit hinter uns liegende Zeit erinnernd. Niemand wird es diesem alten Bau ansehen, daß er einst das Hoftheater der Zaren war, daß unter seinem Dach die dramatische Kunst die erste Heimstätte auf russischem Boden gefunden hatte. Es war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Durch den gesteigerten Verkehr mit den Ländern des Westens fingen die Russen bereits an, mit der europäischen Zivilisation vertrauter zu werden, und in den höheren Gesellschaftskreisen begann man ihren Wert und ihre Bedeutung richtig zu würdigen. Einer der eifrigsten Pioniere des Fortschritts war der Bojar Matwéjeff. Sein Werk war es auch, daß der Zar Alexei Michailowitsch, der ihn sehr schätzte, eine deutsche Komödiantentruppe unter der Leitung eines gewissen Johann Gottfried nach Moskau berief und derselben gestattete, an seinem Hofe ihre Kunst zu zeigen. Da dergleichen Aufführungen in Rußland noch etwas Unerhörtes waren, hatte aber der Zar für nötig gehalten, vorher seinen Beichtvater um Rat zu fragen, und erst als dieser erklärte, daß ja auch die griechischen Kaiser in Konstantinopel Schauspieler an ihrem Hofe unterhalten hätten, gab der Zar seine Einwilligung. Direktor Johann Gottfried hatte aus einigen Leibeigenen, die man ihm überwiesen, ein Orchester gebildet, das nun so gut es gehen wollte die Aufführungen mit Musik begleitete. Die Schauspiele, die zur Darstellung gelangten, waren dieselben, die damals an allen deutschen Fürstenhöfen Mode waren, die alten, stets aufs neue variierten Historien vom Holofernes und der Judith, vom Haman, der auf den hohen Galgen gehängt wird, und ähnliche. Der Zar wohnte mit seinem ganzen Hofstaate den Vorstellungen bei — die Frauen sahen auch hier aus einem „Tajnjik" zu — und die Schauspieler ernteten reichlichen Beifall. Alexei Michailowitsch war so entzückt von dem ihm neuen Schauspiel, daß er den Bojaren Matwéjeff beauftragte, ein ständiges Theater einzurichten und Leibeigene in der Schauspielkunst ausbilden zu lassen. Später überließ der Zar den Schauspielern ein Haus, welches dem Bojaren Miloslawski gehört hatte, und dort fanden fortan durch lange Zeit alle theatralischen Aufführungen statt. Das Haus, der potjéschny dworéz (Haus der Vergnügungen) genannt, erhielt dann unter Feodor Alexejewitsch sein jetziges wunderliches Aussehen, welches alle Umbauten und Restaurierungen überdauert hat. Jetzt bewohnt dieses ehemalige Hoftheater der Kommandant von Moskau, welchem Umstand die Straße, in welcher der potjéschny dworéz liegt, ihren Namen verdankt.

Wir sind nun auf unseren Kreuz- und Quergängen durch den Kreml wieder auf uns bekanntem

Boden angelangt. Die Kommandantenstraße hinabschreitend, kommen wir unter der Arkade hindurch, auf der sich der kaiserliche Wintergarten befindet, und sind im Hofraum des Palastes. Noch einige Schritte, und zu unseren Füßen breitet sich ein herrliches Panorama aus. Fast unübersehbar dehnt sich die Häusermasse nach allen Seiten. In silberglänzenden Windungen schlängelt sich die Moskwá hindurch, und auf der breiten steinernen Brücke, dem im Jahre 1859 (an Stelle des 1634 von dem Straßburger Johann Kristler begonnenen) erbauten kamenny most, wimmelt es wie in einem Ameisenhaufen. Geschäftige Menschen eilen hinüber und herüber. Drüben liegt das sog. Samoskwarétschje, die Halbinsel, auf der sich zur Zeit der Mongolenherrschaft das Tatarenviertel befand, zweimal der Schauplatz blutiger Schlachten, später das Quartier der Strelzi, der gefürchteten Zarenleibgarde, jetzt eine friedliche, rasch aufblühende Fabrikstadt. Dichte Rauchwolken entsteigen den zahllosen hohen Essen und ziehen wie ein endlos langer Trauerflor über die Ebene hin, bis sie in der nebligen Ferne, wo waldige Hügel die Aussicht begrenzen, mit den Wolken in Eins verschwimmen. Dort liegen die worobjéwy gory, die Sperlingsberge, und auf ihnen beim Dorfe Worobjewo, dem höchsten Punkt der Gegend, die Ruinen eines unvollendeten Baues. Kaiser Nikolaus wollte dort eine große Kathedrale zum Andenken an das Jahr 1812 errichten, und der Bau wurde eifrig betrieben, trotzdem alle Fachmänner abrieten, weil der lose Hügelboden keinen festen Grund für ein Kolossalgebäude bieten konnte. Nachdem der Bau $4\frac{1}{2}$ Millionen Rubel verschlungen, wurde er nach des Kaisers Tode eingestellt und die Gedächtniskirche — die Erlöserkirche — in der Stadt erbaut. Wir sehen sie von unserem Standpunkt auf dem Kreml-Hügel zu unserer Rechten. Das mächtige weiße Marmorgebäude mit der vergoldeten Kuppel hebt sich höchst wirkungsvoll ab von dem buntfarbigen Gemisch von Häusern, Kirchen und Türmen, das sich hinter ihm ausbreitet. Zu unseren Füßen aber erblicken wir den Kreml-Garten, in welchem Peter der Große als Knabe zu spielen pflegte, und hinter den grünenden Gebüschen erhebt sich am Fuße des Hügels der düstere Táinjitzky-Turm, in dem sich eine der fünf Pforten des Kreml, die táinjitzkije woróta, befindet.

Durch den Namen des Turmes verleitet — táiny heißt im Russischen geheim — hat man angenommen, daß der Turm irgend ein Geheimnis berge, aber welcher Art dasselbe sei, darüber gehen die Meinungen sehr auseinander. Die einen behaupten, in dem Turme münde ein alter unterirdischer Gang; die anderen wissen nur von einem sehr tiefen Brunnen, der mit dem Flusse in Verbindung stehen soll und während der Belagerungen die Besatzung mit Trinkwasser versorgte. Der Turm wurde im Jahre 1491 von einem Italiener erbaut und ist noch sehr gut erhalten. Auf seiner Platform sind einige Geschütze aufgestellt, aus denen bei festlichen Gelegenheiten geschossen wird.

Ein Spaziergang um die zwei bis vier Meter breite Umfassungsmauer des Kreml, zu deren Befestigungswerken der Táinjitzky-Turm gehört, ist wegen der herrlichen Aussichten, die sich da bieten, sehr lohnend, aber ohne besondere Erlaubnis des Leiters des Hofcomptoirs nicht gestattet. Bei einem solchen Rundgang gewinnt man auch erst eine richtige Vorstellung von der frühern Bedeutung des Kreml als Zitadelle der Stadt, denn mit peinlicher Sorgfalt wird darüber gewacht, daß bei nötig werdenden Ausbesserungen die Mauer und die Türme nicht durch störende Zuthaten ihr ursprüngliches Aussehen verlieren und alles so erhalten bleibt wie es zur Zeit war, als noch die Zaren im Kreml residierten. Die beachtenswertesten unter den 18 Türmen der Kreml-Mauer sind außer dem eben genannten der Borowitzky-Turm, der durch eine steinerne Brücke mit dem Vorwerk Kutafja verbundene Tróitzky-Turm, der im Jahre 1812 von den Franzosen in die Luft gesprengte, später wieder aufgebaute Nikolsky- und der Spasky-Turm. Durch sie führen die fünf Pforten, die den Zugang zum Kreml vermitteln.

Der Spasky- (Erlöser-) Turm mit dem in ihm befindlichen Erlöserthor ist ein Rival des Iwan Weliky, der diesem an Popularität zum mindesten gleichkommt, wenn er ihn nicht gar noch übertrifft. Seinen Namen erhielt er von einem Bilde, welches Wassili III. über dem Thor anbringen ließ. Dasselbe stellt den Erlöser dar, vor welchem die Heiligen Sergius und Warlaam knieen. In der Linken hält er ein offenes Evangelium, in welchem die Worte zu lesen sind: „Und es sprach der Herr zu den zu ihm gekommenen Juden: Ich bin die Thür"; die Rechte ist segnend nach unten gesenkt, gleichwie um anzudeuten, daß jeder, der durch das Thor geht, des Segens des Erlösers teilhaftig wird. Dem Bilde, vor welchem eine ewige Lampe brennt, wurde der Sieg über die Tataren unter Mahmed Girei (im Jahre 1526) zugeschrieben, was das hohe Ansehen,

das es schon früher genoß, noch vermehrte. Ein zarischer Ukas verordnete, daß bei Strafe jeder Mann, der durch das Thor gehe, seine Kopfbedeckung abnehmen und sich vor dem Bilde verneigen müsse; die Übertreter dieses Gebotes mußten ihr Vergehen durch hundert Kniebeugungen vor der neben dem Thor befindlichen Kapelle sühnen. Wenn auch heute diese Verordnung nicht mehr in Kraft ist, so geht doch kein Russe durch das Thor ohne dem Bilde des Erlösers seine Ehrfurcht bezeugt zu haben, und es ist nicht ratsam, der herrschenden Sitte sich nicht zu fügen; so gutmütig der Russe sonst ist, in solchen Dingen versteht er keinen Spaß.



Bojar und Bojarentochter aus dem 17. Jahrhundert.

Auf der andern, dem Innern des Kreml zugekehrten Seite des Turmes befindet sich noch ein hoch verehrtes Bild: Die Mutter Gottes, vor ihr die Heiligen Petrus und Alexei.

In früherer Zeit war der Spasky-Turm eines der Hauptbollwerke des Kreml. Er war mit Schießscharten versehen und schwere Geschütze in ihm aufgestellt. Das Thor konnte durch ein Fallgitter geschlossen werden, das noch am Anfang unseres Jahrhunderts vorhanden war.

Die Geschichte des Erlöserthors ist identisch mit jener des Kreml. Was dieser während vierhundert Jahren in heiteren und traurigen Tagen erlebt hat, das hat das Erlöserthor alles miterlebt. Durch dasselbe





Der Tod Iwans des Schrecklichen. Auf Holz gezeichnet von N. Gnjeditsch.





Die Erlöserkirche (Chrám Christa Spaßitelja).



zogen die Zaren zur Krönung in den Kreml ein, und am Palmsonntag kam durch das Erlöserthor über die mit rotem Tuch bedeckte Straße die Prozession, in welcher der Zar den Esel, auf dem der Patriarch saß, demütig am Zügel führte, eine Zeremonie, welche erst Peter der Große nach dem Tode des Patriarchen Adrian abschaffte. Kamen neue Reliquien oder hochverehrte wunderthätige Heiligenbilder zu den Schätzen des Kreml hinzu, so trug man sie stets in feierlichem Zuge durch das Erlöserthor. Durch dasselbe verließ der Patriarch Nikon den Kreml, als er, vom Concil zu Moskau abgesetzt und für Lebensdauer in ein Kloster verbannt, zu Fuße den Weg nach seinem 30 Werst entfernten Kerker antreten mußte. Im Jahre 1605 sah das Erlöserthor den Einzug des falschen Demetrius, und kaum ein Jahr später schleppte hier hindurch das rasende Volk den blutigen Leichnam des Prätendenten. Im Jahre 1794 wurde vor dem Erlöserthor Iwan Timofejeff Susloff hingerichtet, der sich für Christus ausgab. Wer aber zählt die Tausende, welche der Turm auf ihrem letzten Lebensgange, auf dem Weg zur Richtstätte, an sich vorüberziehen sah! Der große Platz vor dem Erlöserthor ist ein im buchstäblichsten Sinne des Wortes blutgetränkter Boden, und man fühlt sich veranlaßt, seinen Namen „Roter Platz“ (krásnaja plóstschad) von dem vielen Blut abzuleiten, das auf ihm vergossen wurde. Jahrhunderte lang war der Rote Platz die Richtstätte, wenn es Hinrichtungen in Masse zu vollziehen gab; als der milde Peter II. (1727—1730) Alles vernichten ließ, was an die in früheren Zeiten vollzogenen Hinrichtungen erinnerte, wurden fernere Hinrichtungen im Kreml untersagt und der Rote Platz nunmehr die alleinige Richtstätte.

So wenig anziehend solche Bilder sind, so wollen wir doch bei denselben noch einen Augenblick verweilen, weil diese Schattenseiten der russischen Geschichte noch heute das Urteil des Auslandes über Rußland und das russische Volk beeinflussen, gleich als gehörten sie noch der Gegenwart und nicht der Vergangenheit an, andererseits aber auch, weil so mancher Zug des Volkscharakters ein Erzeugnis der schrecken- und leidvollen Vergangenheit ist. Wie ein psychologisches Rätsel mutet es uns an, wenn wir die Schilderungen der größten Schreckenstage der russischen Geschichte, die Berichte über die entsetzlichen Greuelthaten eines Iwan des Schrecklichen lesen, und wir finden keine andere Lösung des Rätsels als jene, welche Rußlands bedeutendster Geschichtschreiber Karamsin mit den Worten giebt: „So war der Zar, so waren seine Unterthanen! Ihre Geduld kannte keine Grenzen, denn die Herrschaft des Zars war ihnen gleichbedeutend mit Gottes Herrschaft und sie hielten jeden Widerspruch für eine Gesetzesübertretung. Sie gingen zu Grunde, aber sie retteten für uns die Macht Rußlands, denn in der Stärke des Volksgehorsams besteht die Kraft des Reiches.“

Das Jahr 1570 ist das schrecklichste von allen, welche der Rote Platz erlebt hat. Nach dem furchtbaren Gericht, welches über das dem Zaren so verhaßte, einst als Handelsplatz mächtige Nowgorod ergangen war, wobei nach dem Zeugnis eines Chronisten in fünf Wochen 60 000 Menschen hingeschlachtet worden sein sollen, kam die Reihe an Moskau. Heimlichen Einverständnisses mit den Nowgoroder „Verrätern“ beschuldigt, wurden angesehene Männer in den Kerker geworfen und so lange gefoltert bis sie, vom Schmerz übermannt, falsches Zeugnis gegen andere ablegten. Nach fünf Monaten solcher Vorbereitungen, erzählt Karamsin, begannen am 25. Juli 1570 die Hinrichtungen. Auf dem Roten Platze waren 18 Galgen und ein hoher Scheiterhaufen errichtet, über welchem ein riesiger Kübel voll Wasser hing. Der Zar ließ das Volk, das sich scheu fern hielt, auf dem Platz zusammentreiben, damit es Zeuge des Gerichtes sei, das zunächst über 300 Bojaren gehalten werden sollte. 180 weniger Schuldigen schenkte Iwan das Leben, die übrigen wurden unter entsetzlichen Martern hingerichtet. Die Feder sträubt sich, wiederzugeben was die Chronisten berichten. Die Verurteilten wurden abwechselnd mit eiskaltem und siedendem Wasser übergossen, die Gelenke stückweise abgehauen oder der Körper mit Schnüren zerschnitten, den noch Lebenden die Haut abgezogen, Riemen aus ihrem Rücken geschnitten. Allerdings kannte in jener Zeit auch im Westen Europas die Justiz die Grundsätze der Humanität noch nicht, von denen sie heute geleitet wird, und es können solche qualvolle Hinrichtungen wie die eben geschilderten keineswegs als eine Eigenheit Rußlands bezeichnet werden, aber die Männer, die hier geschlachtet wurden, gehörten der Blüte des Volkes an und ihr einziges Verbrechen bestand darin, daß sie entweder durch das Ansehen, das sie genossen, den Argwohn des Wüterichs oder durch ihren Reichtum die Habgier der sein Gefolge bildenden Mordbande erregt hatten. Wir können dem Leser nicht zumuten, uns durch ein Meer von Blut zu folgen und auch nur den kleinern Teil des Entsetzlichen kennen zu lernen, dessen

Schilderung sich nach den Erzählungen der Chronisten und Geschichtschreiber fast ins unendliche fortspinnen ließe. Wir eilen darüber hinweg, um bald zu heiterern Bildern zu gelangen.

Noch einmal sah in späterer Zeit der Rote Platz Massenhinrichtungen, aber diese erregen nicht mehr solchen Abscheu wie die früheren; sie waren eine durch das Staatswohl gebotene Gewaltthat eines Reformators. Die aufrührerischen Strelzi wurden hier auf Befehl Peter des Großen hingerichtet. Diese, die ganze Roheit und Unwissenheit vergangener Zeiten personifizierende Zarenleibgarde fühlte das Wehen der neuen Zeit, die ihrer bevorrechteten Stellung ein Ende machen mußte, und sie machte verzweifelte Versuche, die letztere zu behaupten. Während sich Peter auf Reisen im Auslande befand, brachen wiederholt Verschwörungen der Strelzi aus, die jedoch jedesmal von Peters Anhängern unterdrückt wurden. Nach seiner Rückkehr beschloß



Der Rote Platz (krásnaja plóstschad).

der Zar das Übel mit der Wurzel auszurotten. Eine strenge Untersuchung, die unter persönlicher Aufsicht des Zaren wochenlang dauerte, enthüllte das ganze Gewebe der Verschwörung. Peters Schwester Sophia wurde als die Hauptanstifterin erkannt, und nur mit Mühe gelang es, den erzürnten Herrscher zu bewegen, daß er das Todesurteil, welches die intrigante Frau verdient hatte, in lebenslängliche Einsperrung in einem Kloster verwandelte. Von einem Fenster ihrer Zelle aus mußte sie es aber mit ansehen, wie die von ihr Verführten hingerichtet wurden. Einige hundert Strelzi, die schuldig befunden wurden, starben durch das Beil des Henkers oder am Galgen. Kein Angehöriger der alten Garde wurde mehr in Moskau geduldet; die dort ansässigen wurden gezwungen, ihre Häuser zu verkaufen und nach weit entfernten Gegenden überzusiedeln. Bereits hatten die Strelzi begonnen, nach römischer Prätorianer Art über den Zarenthron zu verfügen, und noch in der jüngsten Zeit waren zwei Oheime Peters von ihnen ermordet, ihm selbst durch die Strelzi der ihm gebührende

Thron sieben Jahre vorenthalten worden. Nun war ihre Macht für immer gebrochen; dem Namen nach, aber nicht mehr mit den früheren Vorrechten, erhielt sich das Corps der Strelzi noch eine Zeit lang in Astrachan, Asoff und anderen Grenzstädten, am Ende des 17. Jahrhunderts aber wurde es völlig aufgehoben. Die Massenhinrichtung auf dem Roten Platz kann als der Abschluß ihrer Geschichte gelten; sie bezeichnet aber auch für Rußland den Beginn einer neuen, segensreichen Zeit, in der das große Reich die Grenze zwischen Barbarei und Civilisation überschritt, um dann das in Jahrhunderte langer Abgeschlossenheit Versäumte mit Riesenschritten nachzuholen.

Heute merkt es dem imposanten Platz gewiß niemand mehr an, daß er einst der Grève-Platz von Moskau war. Die fünfzehn Kapellen, die früher hier standen, zum Andenken Hingerichteter von deren Ver-



Kirche des heiligen Nikolaus des Wunderthäters.

wandten erbaut, sind verschwunden, und nur eine steinerne, mit einem Eisengitter umgebene Tribüne ist aus jenen Schreckenstagen noch übrig geblieben. Sie führt den Namen Lóbnoje mjesto (Schädelstätte), weil an der Stelle, welche sie einnimmt, beim Graben der Grundmauer zahlreiche Menschenschädel gefunden wurden. Von dieser Tribüne wurden früher die Erlasse der Zaren dem Volke verkündet. Am Palmsonntag verteilte hier der Patriarch Palmzweige unter das Volk.

Von derselben Tribüne herab klagte sich im Jahre 1547 Iwan der Schreckliche vor dem versammelten Volke seiner Sünden an. Die furchtbaren Brände, welche vom April bis Juni dieses Jahres fast ganz Moskau in Asche gelegt, der darauf folgende Aufstand, bei welchem ein Oheim Iwans am Altare der Himmelfahrtskirche, wo er Zuflucht gesucht hatte, ermordet wurde, hatten das Gemüt des damals noch jungen Herrschers heftig erschüttert. Man sprach auch davon, daß ein Mann von sonderbarem Aussehen, ein Mönch Namens

Sylvester beim Zar erschienen sei und ihn im Namen des strafenden Gottes beschworen habe, sich zu bessern. Der Zar gelobte, in Zukunft den Ausschreitungen der Bojaren zu steuern, Recht und Schutz zu gewähren jedem, dem Unrecht geschehen, und bezeigte aufrichtige Reue über die Bedrückungen, denen das Volk bisher preisgegeben gewesen. Leider war diese Reue nicht von langer Dauer. Je älter Iwan wurde, desto mehr traten die schlimmen Eigenschaften seines Charakters hervor. Er blieb ein blutdürstiger Wüterich, bis am 18. März 1584 sein durch Ausschweifungen geschwächter Körper einer Krankheit erlag, die in ihren Symptomen große Ähnlichkeit mit dem Ende Ludwig XIV. zeigte. Von Sterndeutern, die er in abergläubischer Angst befragt hatte, war sein Tod für den 18. März vorausgesagt worden und er hatte, als er sich am Morgen dieses Tages wohler fühlte, bereits Befehl zur Hinrichtung der lügnerischen Weissager gegeben, als er plötzlich bei dem Damenbrett, auf dem er die Steine aufstellte, um mit dem Bojaren Bjelski eine Partie zu spielen, tot zusammenbrach.

Wenige Schritte von dem Lóbnoje mjesto entfernt, in der Mitte des Roten Platzes, erhebt sich ein 3 Meter hohes Bronze-Denkmal. Dem Bürger Minin und dem Fürsten Posharski hat, wie die Inschrift besagt, das dankbare Rußland dieses Denkmal gesetzt. Kosma Minin war ein schlichter Fleischer in Njischny Nowgorod. Als nach dem Sturze des Zaren Wassili Schuisky Moskau in die Hände der Polen fiel und das ganze Reich in Gefahr war, ihre Beute zu werden, rief Minin seine Mitbürger zur Befreiung des Vaterlandes zu den Waffen. Seine Begeisterung teilte sich der ganzen Bevölkerung mit und bald war ein großes Aufgebot versammelt. Der edle Vaterlandsfreund trat nun bescheiden zurück und übertrug die Leitung des Befreiungskampfes dem Fürsten Posharski, einem bewährten Heerführer, aber er blieb deshalb doch die Seele der ganzen Bewegung und der Erfolg derselben war in erster Reihe sein Werk. Das Denkmal, welches nach einem Entwurf des Bildhauers Martos gegossen und 1818 aufgestellt wurde, zeigt uns den Volkshelden, wie er mit begeisterten Worten, mit hoch erhobener Rechten den kränklichen, gebeugten Fürsten auffordert, zur Befreiung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen. Der Sockel ist mit Basreliefs geschmückt, auf deren einem man die Nowgoroder sieht, wie sie Geld und Kostbarkeiten opferwillig zur Bestreitung der Rüstungen herbeibringen, während das andere den Abzug der Polen aus Moskau darstellt.

Unter der Regierung Peter des Großen befand sich auf dem Roten Platz auch ein Schauspielhaus, in welchem eine deutsche Schauspieltruppe für das Volk berechnete Schwänke aufführte. Es stand nicht weit von der Stelle, wo früher die Köpfe der Hingerichteten auf eiserne Pfähle aufgesteckt wurden.

Und noch einmal wurde der Rote Platz für die Moskauer Bevölkerung zu einem Platz des Schreckens. Das war unter der Kaiserin Anna, als ihr allmächtiger Günstling Biron das Staatsruder führte. Damals pflegte man Verbrecher aus den Gefängnissen maskiert auf den Roten Platz zu führen, damit sie unter der dort verkehrenden Menschenmenge ihre Genossen und Helfershelfer bezeichneten. Da das Gesindel dies dazu benützte, die angesehensten Bürger als Mitschuldige zu bezeichnen, war die Folge ihres Erscheinens eine allgemeine Flucht. Sobald man ihrer ansichtig wurde, ertönte es von allen Seiten: jasyk! jasyk! (Zunge! Zunge! — d. i. ein Angeber), die Kaufleute schlossen ihre Läden, und wer nicht schnell genug entfliehen konnte, der suchte sich so gut es ging in der Menge vor den forschenden Blicken der Vermummten zu verbergen.

Heute merkt man es dem Roten Platz nicht mehr an, was er alles in früherer Zeit erlebt. Hunderte von Fremden überschreiten den weiten Raum ohne eine Ahnung dessen, was sich einst auf demselben abgespielt hat. Das Denkmal Minins und Posharskis und die Kirche Wassili Blashenny sind für die meisten stärkere Anziehungspunkte als der durch kein Denkmal geschmückte Boden, an dem doch zahllose Erinnerungen haften. Der Rote Platz hat eben eine Konkurrentin, die sofort, wie man sie erblickt, alles Interesse für sich allein in Anspruch nimmt: die an seinem Ende gelegene Kirche Wassili Blashenny, auch Pokrowsky Sobór, Kathedrale zu Mariä Schutz und Fürbitte genannt.

Der Pokrowsky Sobór (siehe Seite 3) ist eins der wunderlichsten Bauwerke, welche jemals die Phantasie eines Baumeisters geschaffen. Vergebens sucht man diesen Bau oder einzelne Teile desselben unter eine bestimmte Bauweise einzureihen. Es sind wohl zahlreiche Anklänge an Gothik und Renaissance vorhanden, daneben orientalische Vorbilder zu erkennen, aber das Ganze ist doch etwas Eigenartiges, es ist ein Originalwerk einer ausgearteten Phantasie. Der Mann, der diesen Bau geschaffen, hätte vielleicht unter günstigeren Verhältnissen für

den Osten Europas das werden können was Brunelleschi, der Schöpfer der Renaissance, für den Westen geworden, wenn die Ideen, die ihn erfüllten, sich zur völligen Klärung durchgerungen hätten. Seine Phantasie gleicht aber dem zügellosen Steppenroß. Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit sind ihm ein Greuel. Von den fünf Türmen der Kirche gleicht nicht einer dem andern, weder in der Form, noch in der Größe, noch in der Farbe. Der eine hat Pyramidenform, ein anderer ist spiralförmig gewunden, ein dritter hat die Knollenform, der vierte sieht aus als wäre er mit Schuppen bedeckt und der fünfte ist oval; einer ist grün, der andere rot angestrichen, der dritte mit goldenen Sternen übersät u. s. w. Die niedrigen, auf die Türme gesetzten Tambours tragen Kuppeln, die zu ihnen passen wie der Kopf eines Riesen auf die Schultern eines Zwerges, und unter diesen orientalischen Geschmacklosigkeiten streben über Rundbögen gotische Giebel empor, und Rundbögen und gotische Giebel erblicken wir überall bunt durch einander, wohin wir auch die Blicke wenden. Trotz dieser bunten Musterkarte von Baustilen, welche uns die Kathedrale präsentiert, macht aber das Ganze doch den Eindruck eines aus einem Guß hervorgegangenen Werkes.

Der Name des Baumeisters, der diesen seltsamen Bau aufgeführt, ist leider nicht bekannt. Man erzählt sich nur, daß Iwan der Schreckliche zur Erinnerung an die Einnahme Kasans diese Kirche im Jahre 1554 erbauen ließ und nach Vollendung derselben Befehl gab, dem Baumeister die Augen auszustechen, damit er nicht noch anderswo ein gleiches Wunderwerk erbaue. Später wurde an die Kathedrale eine Kapelle des heiligen Wassili angebaut, aus Anlaß einiger Wunder, die sich an seinem Grabe ereignet hatten, und der Name dieser Kapelle verdrängte allmählich den Namen der Kathedrale, die jetzt als Kathedrale Wassili Blashenny bekannter ist als unter ihrem alten Namen Pokrowsky Sobór.

Eine der elf Kapellen, welche in die Kirche eingebaut sind, führt den Namen Eingang zu Jerusalem, Wchod w Jerusalim. Sie hat diesen Namen erhalten, weil von ihr die schon erwähnte Prozession am Palmsonntag, welche Christi Einzug in Jerusalem vergegenwärtigen soll, auszugehen pflegte. Diese Prozession war im 16. Jahrhundert eingeführt worden. Aus dem Uspénski Sobór wurde in feierlichem Zuge ein großer, mit allerlei Früchten behängter Baum herausgetragen, in einen Schlitten gestellt und langsam durch das Erlöserthor hinausgefahren. Leibeigene in schneeweißer Kleidung, welche Engel darstellen sollten, umgaben den Schlitten. Indessen hatte der Zar mit den Bojaren im Uspénsky Sobór seine Andacht verrichtet und schloß sich dem Zuge an. Ihm voran schritt der Patriarch, neben diesem Diakone, welche die Evangelien, ein mit Edelsteinen verziertes, goldenes Kreuz und auf einer hohen Stange eine Laterne trugen. Hinterher kam die ganze Geistlichkeit mit Weihrauchfässern und die Chorsänger. Auf dem Wege bildeten die Strelzi Spalier, und in kleinen Entfernungen waren buntbemalte Fässer aufgehängt, in welchen Osterpalmen steckten. Im Pokrowsky Sobór angekommen, begaben sich der Zar und der Patriarch in die Kapelle Eingang zu Jerusalem. Der Patriarch legte dort seine goldgestickten Gewänder an und der Zar wurde mit dem fürstlichen Ornat bekleidet. Das Lóbnoje mjesto, wohin sich darauf die Prozession zunächst wandte, war mit rotem Tuch bedeckt und mit Palmzweigen geschmückt. Der Patriarch reichte dort dem Zar, dann den anderen Teilnehmern an der Prozession, genau in der Reihenfolge nach Rang und Stellung, einen Palmzweig, und ein Diakon las das Evangelium. Nach Beendigung desselben wurde ein Eselsfüllen vorgeführt, der Patriarch bestieg dasselbe, Kreuz und Bibel in den Händen, der Zar ergriff die Zügel und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Der Patriarch erteilte unablässig nach allen Seiten hin dem sich herandrängenden Volke den Segen, während ein Protodiakon es mit Weihwasser besprengte. Bei dem nur wenige Schritte entfernten Erlöserthor wurde wieder Halt gemacht und der Patriarch sprach ein kurzes Gebet für das Wohl der Stadt. Darauf erfolgte unter dem Geläute aller Glocken der Einzug in den Kreml, wo der Patriarch vor dem Uspénsky Sobór von dem Esel stieg und mit dem Bruderkuß, den er und der Zar im Portal der Kathedrale austauschten, die Zeremonie ihren Abschluß fand.

Viel ist von Ausländern in alter und neuer Zeit über den Zar als Eselführer gespottet worden, und man hat diese Prozession als eine Entwürdigung des Herrschers darzustellen gesucht, jedoch gewiß mit Unrecht. Man vergaß, daß auch der Kaiser von Österreich am Gründonnerstag einer Anzahl armer Greise die Füße wäscht, ohne daß jemand darin bisher eine Entwürdigung gesehen hätte. Bei dem religiösen Sinn der Russen übte diese Zeremonie vielmehr einen ganz entgegengesetzten Eindruck auf das Volk aus. Der mächtige

Selbstherrscher demütigte sich — das unterschied der Russe sehr wohl — nicht vor dem Patriarchen, sondern vor Christus, den jener während der Prozession repräsentierte.



Kirche der georgischen Mutter Gottes.

Die Prozession mit ihren absonderlichen Zeremonien ist nun, wie so manches Stück altes Rußland, längst der Vergessenheit anheimgefallen. Als schwacher Nachklang hat sich nur noch der Palmenmarkt erhalten, der alljährlich am Palmsonntag auf dem Roten Platze abgehalten wird. Nur an solchen Festtagen und Volksfesten bedeckt sich heute noch der riesige Platz mit Buden und Verkaufsstellen, aber im vorigen Jahrhundert

war er mit solchen ständig übersät. Da standen auf dem ungepflasterten, großenteils mit Gras bewachsenen Platz Buden, in denen Mützen, Leibbinden, Handschuhe und sonstige Kleidungsstücke feilgeboten wurden, und in anderen wurde gekocht, gebraten und gebacken und der Duft frischer Pirogi (Pasteten), der beliebten russischen Nationalspeise, erfüllte die Luft. Das ist jetzt alles anders geworden. Die Buden haben den Platz räumen müssen. Die Garküchen und Kabaks sind durch eine Verordnung vom Jahre 1778, welche sie in allen Hauptstraßen und auf allen Plätzen untersagte, in die nahe Iljinkastraße zurückgedrängt worden und die Kaufleute wurden auf den gostjinny dwor beschränkt.

Der gostjinny dwor (Kaufhaus) ist eine Eigentümlichkeit russischer Städte. Fast jede größere Stadt hat einen solchen. Es ist eine Mahnung an die Nähe Asiens, zu welchem Rußland den Übergang bildet, eine Erinnerung an die Zeit, in der es noch unter der Herrschaft asiatischer Horden und unter ausschließlich



Das große Theater.

asiatischem Einflusse stand. Der gostjinny dwor ist der Besestan des Orients in wenig europäisierter Gestalt, ein Gewirr von Gassen und Gäßchen, in denen in zahllosen Verkaufsläden die verschiedenartigsten Waren feilgeboten werden. Ursprünglich war er die Herberge der mit ihren Waren in das Land gekommenen fremden Kaufleute, denen er gleichzeitig als Warenmagazin und Verkaufslokal diente. Gost (das deutsche Gast, d. i. Fremder) nannte man diese Kaufleute, und das Haus, in dem sie wohnten, hieß der Hof der Gäste, gostjinny dwor.

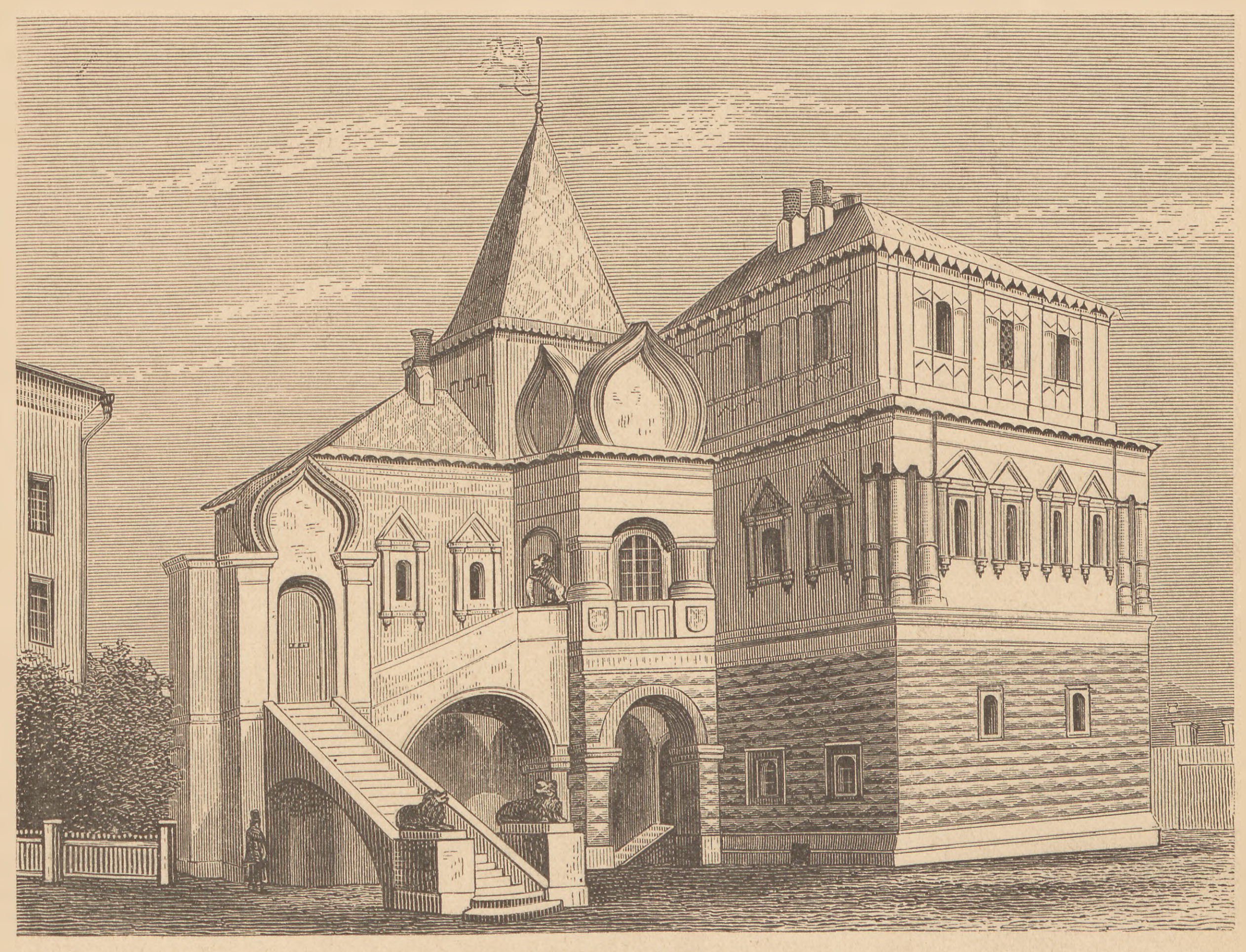
Der Moskauer gostjinny dwor ist uralt. Die Menge und Mannigfaltigkeit der hier ausgestellten Waren erregte schon im 16. Jahrhundert das Staunen der Kaufleute der Hansa, die nach Moskau kamen. Schon im 14. Jahrhundert war Moskau eine bedeutende Handelsstadt, obwohl sein Handel nach Osten ausschließlich Karawanenhandel war. Er wurde wesentlich erschwert durch die Unsicherheit und den schlechten

Zustand der Verkehrsstraßen, den Mangel an Plätzen, welche zur Nacht ein Obdach boten. Dem erstern Übelstand suchte man zu begegnen, indem man in großen Gesellschaften reiste. Der Gesandtschaft, welche den Tribut des Astrachanschen Fürsten überbrachte, schlossen sich stets einige hundert Kaufleute an, die unter dem Schutz des Gesandtengeleites die Reise nach Astrachan zurücklegen wollten. Trotzdem war die Reise reich an Beschwerden aller Art. In vielen Gegenden waren die Straßen im Frühjahr, wenn der Schnee aufgegangen war, ein endloser Sumpf und oft noch im Herbst stellenweise unter Wasser. Das erklärt es, warum man gewöhnlich im Winter reiste: wenn der Schnee mit seiner weichen Decke den Boden bedeckte, fuhr man im Schlitten leicht über alle Unebenheiten dahin. Nur langsam, wie überhaupt die Kultur sehr langsam im Lande Eingang fand, änderten sich diese Verhältnisse. Ein Machtspruch des Zaren führte dem Moskauer Handel neue Lebenskraft zu. Die alte Stadt Nowgorod, die in frühem regen Verkehr mit der deutschen Hansa zu Macht und Ansehen gelangt war und sich allen Centralisationsbestrebungen der Zaren gegenüber eine bevorzugte Stellung gewahrt hatte, war Iwan IV. schon lange ein Dorn im Auge. Er brach ihre Macht und zwang 18000 reiche Geschlechter zur Übersiedlung nach Moskau und in die angrenzenden Gebiete. Von seiner Nebenbuhlerin befreit, wurde nun Moskau der Mittelpunkt des ganzen russischen Handels. Tief nach Asien, nach Sibirien, nach Chiwa, Bokchara und China reichten seine Handelsverbindungen, und im Norden an der Dwinamündung, sowie über Dorpat, Reval und Riga verkehrten Moskauer Kaufleute mit Engländern, Holländern, Hamburger und Bremer Kaufleuten. Bald erhielten die Fremden auch Zutritt in das Innere des Reiches und durften in mehreren Städten Kaufhöfe errichten. Der Handel mit den Ausländern wurde durch die auf ihn gelegten Steuern eine der Haupteinnahmequellen des Zaren. Er war selbst Kaufmann, der erste Kaufmann seines Reiches, wie ihn ein Engländer nannte, der unter der Herrschaft des Zaren Alexei Michailowitsch Moskau besuchte. Die besten Waren, welche ein Kaufmann mitbrachte, nahm die zarische Kammer für sich in Anspruch, und auch die einheimischen Kaufleute mußten die besten Erzeugnisse des Inlandes und des Ostens, die sie auf den Markt brachten, dem Zar abtreten, der sie dann weiter verkaufte. An Käufern fehlte es in Moskau nicht. Der Zarenhof übte eine große Anziehungskraft aus, die reichsten Bojaren hatten in Moskau ihren ständigen Wohnsitz, und durch den Aufwand, in dem sie mit ihrem Herrscher gleichsam wetteiferten, kamen große Summen in Umlauf.

Moskau war bereits eine reiche Stadt, als Peter der Große den Thron bestieg, und es konnte es verschmerzen, daß ihm der Ertrag der Hofhaltung entging, als der Sitz der Regierung nach Petersburg verlegt wurde. Trotzdem gewann ihm die junge Nebenbuhlerin ziemlich rasch den Vorrang auch als Handelsstadt ab, und erst in der jüngsten Zeit ist wieder ein Umschwung zu Moskaus Gunsten eingetreten. Durch die vielen, von Nord und Süd, von Ost und West in Moskau mündenden Bahnlinien und eine rasch aufblühende Industrie ist die alte Hauptstadt heute wieder das geworden, was sie früher war: der Mittelpunkt des russischen Handels. Unter anderen Verhältnissen zwar, aber ebenso rasch wie Berlin ist Moskau gewachsen und nimmt noch immer mit derselben Schnelligkeit an Ausdehnung und Bevölkerungszahl zu, während Petersburg bereits auf der Höhe seiner Entwicklung angelangt zu sein scheint.

Noch günstigere Aussichten als bei den Zählungen der Bevölkerung eröffnen aber die Zahlen der Statistik für Moskaus Zukunft, wenn man den Handel und die Industrie der beiden Städte vergleicht. Im dritten und vierten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts nahm die Moskauer Industrie einen solchen Aufschwung, daß jetzt in dem Gouvernement weit über tausend Fabriken gezählt werden, wovon nach den bisher vorliegenden statistischen Ausweisen schon im Jahre 1872 allein auf Moskau 816 entfielen, in denen 74000 Arbeiter beschäftigt waren. Man zählte in dem genannten Jahre 248 Fabriken für Seiden-, Tuch- und Wollwaren, 15 Lederfabriken, 5 Zucker-, 50 Tabak- und 3 Stearinlichtfabriken mit 15 Talgsiedereien, welche den von den Steppenländern gelieferten Talg konsumierten, etwa 70 Fabriken, in denen die verschiedenartigen Metalle, welche die Gebirge des Landes lieferten, verarbeitet wurden, 28 Brennereien u. s. w. Die Uhrenfabrikation, die Möbelindustrie, die Wagenbauer und die Orgeln- und Pianofabriken beschäftigen heute viele Tausende von Arbeitern und die Zufuhr der Rohprodukte, welche in Moskau Verwertung finden, nimmt von Jahr zu Jahr immer riesigere Dimensionen an. Auf der Moskwa wird jährlich für mehr als 2 Millionen Rubel Bauholz herbeigeschwemmt; die ganze Seidenproduktion des Kaukasus hat ihren Markt in Moskau, und

so strömt noch eine Unmasse anderer Landeserzeugnisse in Moskau zusammen, teils um dort konsumiert, teils um in rohem oder verarbeitetem Zustande nach anderen Gegenden des Reiches oder ins Ausland weiterbefördert zu werden. Rechnet man dazu noch die Zufuhr der ganzen Masse von Lebensmitteln aller Art, welche eine so große Stadt täglich verbraucht, so kann man sich annähernd eine Vorstellung von dem regen geschäftigen Treiben machen, das in Moskau herrscht. Das Verkehrskapital der Moskauer Fabriken wurde im Jahre 1872 auf 91 500 000 Rubel (über 290 Millionen Mark) geschätzt, denen eine Einfuhr ausländischer Waren für 95 382 000 Rubel gegenüberstand. Der Transitverkehr inländischer Rohprodukte und Industrieerzeugnisse, über den uns genaue Daten fehlen, hat die vorgenannten Zahlen zweifellos weit überstiegen.



Das Haus der Bojaren Romanoff.

Und alle die mannigfaltigen Erzeugnisse des ganzen Reiches finden wir vereint in dem riesigen gostjinny dwor, einer Warenniederlage, die in ganz Europa an Größe ihres gleichen nicht hat. Seine Entstehung reicht weit in das russische Altertum zurück, doch der jetzige Bau wurde erst im Jahre 1805 errichtet, nachdem man gezwungen gewesen, den alten, im Laufe der Zeit baufällig gewordenen, im Jahre 1789 niederzureißen. Der alte gostjinny dwor war von den Zaren erbaut und seine Läden dienten teils als Verkaufslokale der Waren, welche den Zaren abgeliefert werden mußten und dann an bestimmten Tagen zum Verkauf ausgestellt wurden, teils wurden sie — für 18 bis 25 Rubel jährlich — vermietet.

Unter Michael Feodorowitsch wurden im Jahre 1626 die sogenannten Rjädy (Reihen) dem gostjinny dwor hinzugefügt, ein Konglomerat von in langen überdachten Gängen errichteten düsteren Verkaufsläden. Ein Brand hat hier in jüngster Zeit arg unter den zerfallenen, in das Moskau von heute nicht mehr passenden Bauwerken aufgeräumt, und er wird vielleicht die Veranlassung sein, daß in nicht zu ferner Zeit die letzte

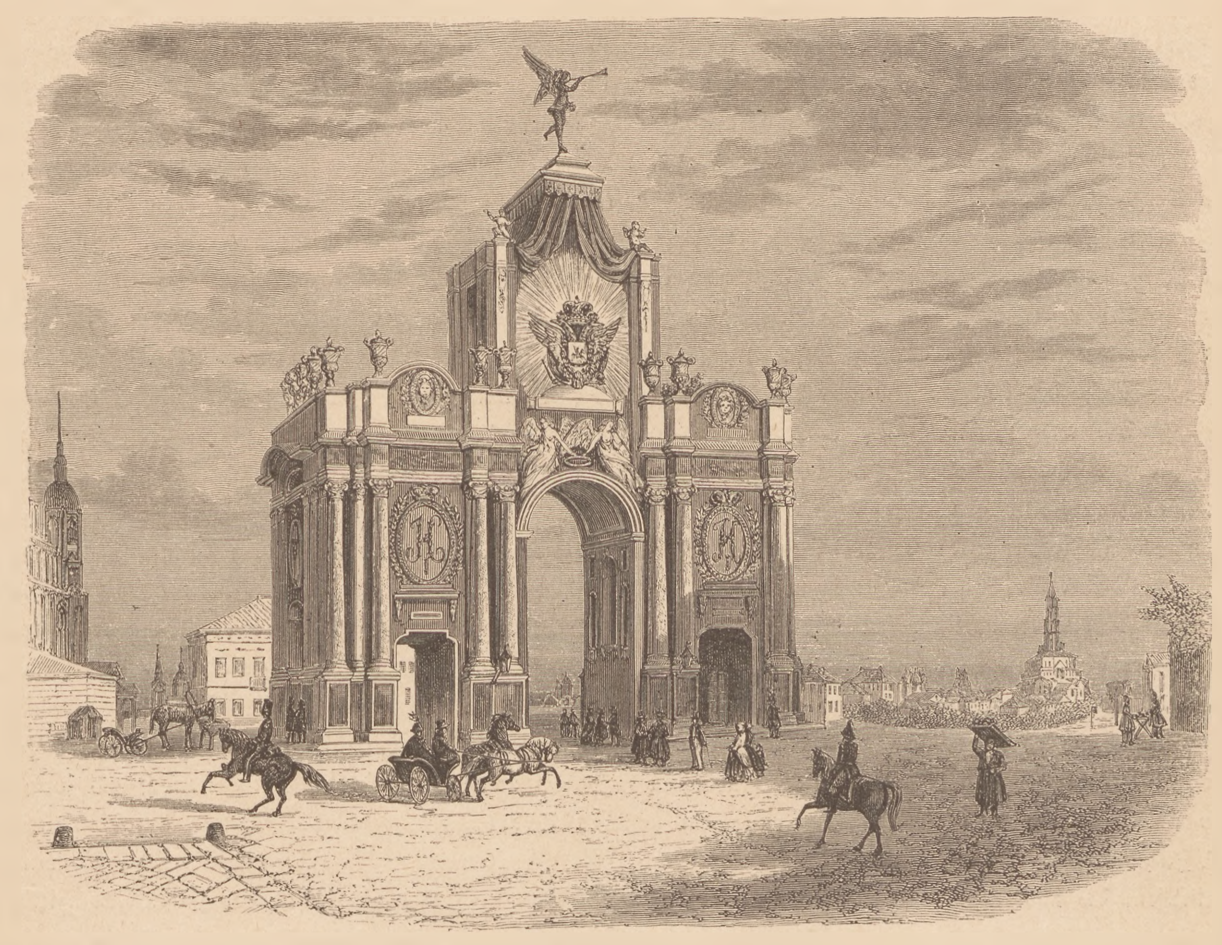
Stunde der Rjädy schlägt. Ein hochinteressantes Stück altrussischen Lebens würde allerdings mit ihnen zu Grabe getragen werden. Wer die russische Handelswelt kennen lernen wollte, so wie sie vor hundert und zweihundert Jahren war, der brauchte nur die Rjädy zu besuchen. Dort hatte sich in der stillen Abgeschlossenheit von der Außenwelt inmitten aller Umwälzungen, welche sich in dem langen Zeitraum vollzogen, das Altertum rein und unverfälscht konserviert. Nicht nur die Häuser, auch die Menschen waren dieselben geblieben, ihre Kleidung noch immer die von dem Vollblutrussen unzertrennliche altehrwürdige Nationaltracht. Veränderungen in der Lebensweise und den Gewohnheiten der Inhaber dieser Verkaufsläden, welche sich meist schon seit vielen Generationen vom Vater auf den Sohn fortvererbt, waren nur insofern eingetreten, als die Behörden durch ihre Verordnungen die Beibehaltung solcher Gewohnheiten unmöglich gemacht hatten. Die Läden der Kaufleute waren in früherer Zeit auch an Sonn- und Feiertagen geöffnet, aber um die Mittags-



In einem Theehause.

stunde wurden sie täglich geschlossen. Dann herrschte Grabesstille in den noch kurz vorher von lebhaftem Geschäftsverkehr durchwogten Straßen. Moskau hielt seine Siesta, der reiche Kaufmann erster Gilde ebensowohl wie der ärmste Krämer. Die Budeninhaber hatten ihr bescheidenes Mittagmahl in ihrer Bude verzehrt und sich dann vor derselben zum Mittagsschläfchen auf den blanken Boden niedergestreckt. Auch heute verlassen viele Kaufleute ihren Stand in den Rjädy den ganzen Tag nicht, so wenig angenehm der Aufenthalt in denselben auch ist. Da wegen der Feuersgefahr das Anbringen eines Ofens nicht gestattet wird — auch das Rauchen ist aus diesem Grunde streng verboten — so muß der Kaufmann in diesen im Sommer dumpfigen, im Winter eisig kalten Gängen für innere Erwärmung sorgen. Er findet Speisen und Getränke in reicher Auswahl in den Eßbuden, die in allen Rjädy vorhanden sind. Da giebt es mit Fisch oder Fleisch gefüllte Pirogi, Fluß- und Seefische, während der Butterwoche (dem russischen Karneval) mit Kaviar belegte Bliny

(Pfannkuchen aus Buchweizenmehl) und wie die beliebten Nationalspeisen alle heißen. Alles ist vorzüglich zubereitet, aber auf die dunklen Buden kann man die Worte des Dichters anwenden: „Der Mensch versuche die Götter nicht und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“ Die in ihnen herrschende Unreinlichkeit erinnert lebhaft an ihre türkischen und arabischen Schwestern in den Basaren des Orients, doch hält dies auch den wohlhabenderen Klassen angehörige Leute nicht ab, in den Buden ein Frühstück einzunehmen. Die Kaufleute in den Rjädy brauchen übrigens zur Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse ihren Stand nicht zu verlassen. Theeverkäufer durchziehen ohne Unterlaß die Gassen und kredenzen für geringen Preis ein Glas des dampfenden Getränkes, während andere mit schnarrender Stimme ihre Pirogi ausrufen. Sehr oft kommt es dann vor, daß man von einem Kaufmann angehalten wird, der in der einen Hand ein Glas Thee oder Himbeerkwas und in der andern eine angebissene Pastete hält und im



Die rote Pforte.

Geschäftseifer nicht Zeit findet, beides beiseite zu stellen. Der Kaufmann in den Rjädy ist eben Kaufmann durch und durch, der Handelstrieb ist bei ihm, der meist einer Jahrhunderte alten Kaufmannsfamilie angehört, in Fleisch und Blut übergegangen. So wie die Rjädy selbst vielfach an den Orient erinnern, so ist auch in dem ganzen Auftreten der dortigen Kaufleute mancher orientalische Zug unverkennbar. Ein solches sich Herandrängen des Verkäufers an den Käufer, ein so lautes Anpreisen und Anbieten der Waren trifft man in Europa höchstens noch in der Judenstadt Prags und in Frankfurt am Main. Doch das sind nicht die einzigen asiatischen Gewohnheiten, welche die Verkäufer in den Rjädy beibehalten haben. Feste Preise sind bei ihnen eine unbekannte Größe. Sie sind nicht im Stande, den Preis einer Ware zu nennen, ohne so zu sagen in einem Atem etwas von demselben nachzulassen, und wenn der mit ihren Eigentümlichkeiten vertraute Käufer sich durch solche Coulanz noch nicht bewogen findet, die Sache zu kaufen, so lizitiert der Verkäufer in raschem Tempo

abwärts, immer weniger fordernd, bis er endlich bei der Hälfte des anfangs verlangten Preises angelangt ist, welcher gewöhnlich dem wirklichen Werte der Ware entspricht. Das ist ein Charakterzug, der mit der doch unbestrittenen Ehrlichkeit und Gutmütigkeit des Russen scheinbar unvereinbar ist, aber wer den Russen näher kennt, wird dies mit voller Überzeugung auf das Konto der langen Knechtschaft unter asiatischem Joch setzen. Es ist eine in jener traurigen Zeit im Verkehr mit den Völkerschaften des Ostens von diesen angenommene Gewohnheit, der nichts weniger als die Absicht eines Betruges zu Grunde liegt. Der gemeine Mann, der doch in der ganzen Welt ein bedächtiger Einkäufer ist, kauft trotz dieser Gewohnheiten der Rjädy-Kaufleute am liebsten alles was er braucht bei diesen, weil er sonst nirgends so billige und zugleich so gute Ware erhält. Solche kann hier auch geboten werden, denn nach dem ärmlichen Aussehen der Läden darf man nicht immer auf die Wohlhabenheit ihrer Inhaber schließen. Viel Reichtum birgt sich hier hinter schlichter Außenseite und der Wert der in den Rjädy lagernden Waren beziffert sich auf Millionen.

Die Rjädy zerfallen in drei Abteilungen, welche durch die hindurch laufenden Straßen Iljinka und Warwarka gebildet werden: in die oberen, mittleren und unteren Rjädy. Die Iljinka-Straße ist, im Gegensatz zu den dem Detailhandel gewidmeten Rjädy, der Sitz des Engros-Handels, die eigentliche City von Moskau. Sobald die Geschäftszeit vorüber ist, hat hier auch aller Verkehr aufgehört, denn wo jeder brauchbare Raum zu Comptoirs oder Magazinen dienen muß, da ist nicht viel Platz für Wohnungen und noch viel weniger für Vergnügungslokale, die nach Schluß der Geschäfte noch Menschen hier zurückhalten könnten. In der Iljinka befinden sich die großen Engros-Geschäfte, die Banken und sonstigen Kreditinstitute. Ganz in der Nähe, hinter dem gostjinny dwor, liegt auch die Börse.

Außer den Geschäftshäusern enthält die Iljinka zwei der Beachtung werte Gebäude: das imposante Haus des Sergiewskischen Tróitzky-Klosters, eines der schönsten Bauwerke Moskaus, und die im Jahre 1697 erbaute Kirche des heiligen Nikolaus des Wunderthäters (siehe Seite 61).

Die andere, die Rjädy durchschneidende Straße, die Warwarka, enthält gleich der Iljinka nur Comptoirs von Großhandlungshäusern und Magazine. In sie mündet das Moskauer Judenviertel, das Sarjadje (d. i. Gegend hinter den Rjädy). Weiterhin sehen wir das Snamensky-Kloster und das Haus der Bojaren Romanoff (siehe Seite 67), dessen letzter Besitzer Feodor Romanoff war, der unter dem Namen Philaret als Metropolit von Rostow und Jaroslaw bekannt ist, der Vater Michaels, des ersten Zaren aus dem Hause Romanoff. Als Michael im Jahre 1612 nach der Vertreibung der Polen zum Zar erwählt worden war, schenkte er das Haus dem Snamensky-Kloster. Man hat lange vergebens die Stelle gesucht, wo das Stammhaus des jetzigen Herrscherhauses gestanden, und erst vor 26 Jahren gelang es, durch aufgefundene Urkunden festzustellen, wo es sich befinde und daß es noch wohl erhalten sei, worauf Kaiser Alexander II. das Haus im Stil des 17. Jahrhunderts sorgfältig renovieren ließ. Es bietet heute sowohl architektonisch als auch in der innern Ausschmückung und Möblierung ein getreues Bild eines Bojaren-Wohnhauses am Anfang des 17. Jahrhunderts, und das Interesse, das es dadurch einflößt, wird noch erhöht durch die zahlreichen Romanoff-Reliquien, die in demselben aufbewahrt werden. Man zeigt hier Säbel und Schild des Zaren Michael, sein Szepter, verschiedene Kleidungsstücke, Bücher, Schreibzeuge, Uhren, das Siegel der Bojarenfamilie, auch einen Schöpfeimer, den die Mutter Michael Romanoffs diesem geschenkt. In den Kinderstuben sieht man eine Wiege und allerlei Bettzeug, Bettdecken und Kopfkissenüberzeuge, alles mit reicher Stickerei verziert. Eins der interessantesten Stücke ist ein mit Silber- und Goldspitzen geschmücktes Kinderkleid, welches sowohl für die Knaben als für die Mädchen bestimmt war. In den mit Spiegeln geschmückten Frauengemächern, die sich eine Treppe höher befinden, werden allerlei Schmuckgegenstände aufbewahrt.

Die Warwarka noch weiter hinabschreitend gelangt man zu der in der Nähe des Warwarkathores gelegenen Kirche der grusinischen oder georgischen Mutter Gottes. Diese Kirche (siehe Seite 62) hat ihren Namen nach einem Muttergottesbilde erhalten, welches der Kaufmann Stephan Nikitikoff im Jahre 1629 aus Persien nach Moskau brachte, und dem zu Ehren der Patriarch einen besondern Festtag, den 29. August, im Kalender anordnete. Das Bild der georgischen Mutter Gottes erfreut sich noch heute großer Verehrung. Die Kirche selbst ist eine der besten Schöpfungen der byzantinisch-russischen Bauweise, aber leider werden die edlen, schönen Formen des Hauptbaues durch die von älteren russischen Kirchen unzertrennlichen Anbauten und

Seitenflügel sehr beeinträchtigt und auch die Lage der Kirche in einem engen Gäßchen ist derselben nicht günstig. Wie bei allen älteren russischen Kirchen hängen die Glocken auch hier nicht in den eigentlichen Kirchtürmen, sondern in einem seitwärts stehenden Glockenturm; aus dem viereckigen, mit einfacher aber geschmackvoller Ornamentik verzierten Hauptbau streben über drei Reihen Rundbögen fünf Kreuze tragende Kuppeln empor, die vier kleineren um die sie hoch überragende Hauptkuppel gruppiert. Die Kirche trägt daher bereits das wesentliche Merkmal der nach den Tagen des Patriarchen Nikon erbauten Kirchen. Früher pflegte man, wie der Historiker Tatischtschew behauptet, alle Kirchenbauten nur mit einer Kuppel zu versehen, und erst durch Nikon wurden noch vier kleinere als unerläßlich hinzugefügt. Die große Kuppel sollte symbolisch Jesus Christus



Verkäufer von Heiligenbildern.

darstellen, die vier kleineren die vier Evangelisten; nach anderer Auslegung bedeutet die große Kuppel den Patriarchen von Moskau, die anderen die vier übrigen Patriarchen, von Alexandrien, Jerusalem, Antiochien und Konstantinopel.

Iljinka und Warwarka, sowie gostjinny dwor und Rjädy gehören zu dem Kitai gorod (Chinesenstadt) genannten Stadtteil, der sich vom Roten Platz nach Osten hin ausdehnt. Die Moskauer bezeichnen ihn kurzweg als gorod (Stadt), die City; warum der Stadtteil den Namen Chinesenstadt erhalten, ist nicht bekannt. Im Jahre 1534 wurden die im Nordosten des Kreml entstandenen neuen Niederlassungen zum Schutz vor feindlichen Überfällen mit einer Mauer umgeben, und seitdem führen sie den Namen Kitaigorod. Früher wohnten in demselben viele angesehene Adelsgeschlechter, die sich hier niedergelassen, als der Kreml für die

rasch zunehmende Bevölkerung zu eng wurde; jetzt wohnt außer Mönchen und der zu den Kirchen gehörigen Geistlichkeit niemand mehr in Kitaigorod, die Häuser dienen nur noch zu Comptoirs oder Magazinen. Der Raum, den Kitaigorod bedeckt, ist nicht groß. 2200 Häuser, auf 5 Plätze, 4 Straßen und 11 Gassen verteilt,



Russische Geistlichkeit: Metropolit.

werden von einer 2 Kilometer langen Mauer im Halbkreis umschlossen; den Durchmesser dieses Halbkreises bildet der Rote Platz. Acht Thore führen durch die Stadtmauer. Das bedeutendste und außerhalb Moskaus bekannteste derselben ist die Woskressensky- oder Iberische Pforte, durch welche man aus Kitaigorod auf den Roten Platz gelangt.

Die Iberische Pforte wird von den strenggläubigen Russen ebenso in Ehren gehalten wie die Spasky-Pforte des Kreml. Auch hier ist es ein in hohem Ansehen stehendes Heiligenbild, dem die Pforte ihre Bedeutung verdankt: ein Muttergottesbild, das in der an die Pforte angebauten Kapelle der Iberischen Mutter



Russische Geistlichkeit: Eine Trauung.

Gottes hängt. Dieses Bild, dem zahlreiche Wunder zugeschrieben werden, ist eine Kopie eines Muttergottesbildes, welches sich über dem Thor des Iberischen Klosters auf dem Berge Athos befindet. Letzteres wäre, wenn man der Überlieferung vollen Glauben schenken könnte, uralt. Zur Zeit der Bilderstürmer, im 9. Jahr-

hundert nach Christus, soll eine Witwe unweit Nicäa, um das Bild vor der ihm drohenden Entweihung und Vernichtung zu schützen, es ins Meer geworfen haben. Erstaunt sah sie, wie das Bild, anstatt unterzusinken, aufrecht auf dem Wasser stand und so allmählich ihren Blicken entschwand. Ihr Sohn, der später im Iberischen Kloster auf dem Athos eine Zufluchtsstätte fand und dort starb, erzählte seinen Klosterbrüdern das Wunder und diese überlieferten den Bericht von einer Generation zur andern. Zweihundert Jahre vergingen. Da bemerkten die Mönche eines Tages draußen auf dem Meer ein Muttergottesbild, über dem eine Feuersäule zum Himmel emporragte. Sie sandten ein Boot aus, um das Bild zu holen, aber die Ruderer vermochten es nicht zu erreichen: Je weiter sie in das Meer hinausruderten, desto weiter wich das Bild vor ihnen zurück. Dem Abt des Klosters aber erschien in der nächsten Nacht im Traum die Gottesmutter und forderte ihn auf, getrost über die Wellen auf das Bild zuzugehen, das sie seinem Kloster als ein Palladium schenken wolle. Der Abt that wie ihm geheißen, erreichte auf dem Wasser wie auf festem Boden dahinschreitend das Bild und brachte es ins Kloster, wo demselben der Ehrenplatz auf dem Hauptaltar eingeräumt wurde. Am nächsten Tage jedoch fand man es über dem Klosterthor, und es kehrte immer wieder dahin zurück, so oft man es auch auf den Altar stellte, bis dem Abt, abermals im Traum, geheißen wurde, das Bild an dem Platze zu lassen, den es sich selbst ausgewählt hatte. Dort hängt es nun seit siebenhundert Jahren und soll manches Ungemach und manche Drangsal von der Klosterpforte fern gehalten haben. Eine Kopie dieses Bildes wurde im Jahre 1648 nach Moskau gebracht und erlangte bald durch mehrere Wunder, die ihm zugeschrieben wurden, großes Ansehen. Kein Russe geht an der Iberischen Kapelle vorüber, ohne sich zu bekreuzen; kommt der Kaiser nach Moskau, so ist sein erster Weg zur Iberischen Kapelle, um dort seine Andacht zu verrichten. Reiche Moskauer Bürger lassen sich das Heiligenbild ins Haus bringen, um es zu Hause anzubeten, und die Bestellungen auf solche Besuche mehren sich oft so, daß das Bild ganze Tage unterwegs ist. In einer prachtvollen Karrosse, deren Kutscher und Vorreiter barhaupt sind, macht es seine Besuche, welche dem Kloster schweres Geld einbringen, denn die reiche Handelswelt weiß die Ehre eines solchen Besuches zu schätzen und zahlt bedeutende Preise. Man nimmt aber auch Rücksicht auf die ärmeren Klassen, denen durch solche Besuche der Anblick des wunderthätigen Bildes oft zu lange entzogen wird, und hat eine Kopie der Kopie anfertigen lassen, welche, wenn sich letztere unterwegs befindet, ihren Platz in der Kapelle einnimmt.

Neben der Iberischen Kapelle, zwischen sie und die Kremlmauer gleichsam festgekeilt, befindet sich ein der Vollendung naher prachtvoller Neubau, der einzige Repräsentant der Wissenschaften in dem ganz von der Geistlichkeit und der Handelswelt eingenommenen Kitaigorod: Das Moskauer Historische Museum. Der durch den Architekten Sherwood im Jahre 1873 begonnene Bau hat bereits 2 Millionen Rubel gekostet, aber Moskau gewinnt durch ihn eine monumentale Zierde ersten Ranges, und man muß nur bedauern, daß für das palastartige Museum kein günstigerer Platz ausgesucht wurde, woran doch in Moskau gewiß kein Mangel ist.

Wir betreten nun den dritten Stadtteil Moskaus, Bjeloi gorod, die weiße Stadt, welche den Kreml und die Chinesenstadt in weitem Halbkreis umspannt. Die vor der letztern entstandene Vorstadt wurde 1587 mit einer Mauer umgeben, deren Stelle jetzt herrliche Boulevards einnehmen. Hier liegt die Vergangenheit weit hinter uns, was uns umgiebt, ist Alles Schöpfung der Neuzeit. Die weiße Stadt ist der elegante Stadtteil von Moskau, der Sitz der Aristokratie und der meisten Verwaltungsbehörden, seine Promenaden, namentlich der Kusnjetzky Most, ein Rendez-vous-Platz der eleganten Damenwelt. Schöne, breite Straßen, geschmackvolle Wohnhäuser und großartige öffentliche Gebäude lassen uns völlig vergessen, daß wir in Moskau sind; die engen winkligen Gassen, durch die wir in Kitai gorod gewandelt, sind verschwunden, und die Großstadt Moskau präsentiert sich uns, ausgestattet mit allen Errungenschaften moderner Kultur, welche man im Westen Europas in großen Städten zu finden gewohnt ist. Auch in der weißen Stadt herrscht ein reger Verkehr, aber er ist hier anderer Art als im gostjinny dwor und in den Rjädy. Nach allen Richtungen hin ziehen sich hier die Geleise der Pferdebahn, welche täglich viele Tausende befördert. Im Jahre 1880 betrug bei zwölf Routen mit einer Schienenlänge von 30 Werst die Zahl ihrer Passagiere 16 Millionen. Im Sommer, namentlich an Sonn- und Festtagen, verkehren die Pferdebahnwagen bis Mitternacht zwischen der Stadt und den entfernteren Vergnügungslokalen. Zahllose Droschken mit zum Teil vorzüglichen Pferden, die als gute Traber berühmt sind, tragen auch nicht wenig zur Belebtheit der Straßen bei, in denen — mit Ausnahme der rein aristokratischen Quar-

tiere, wie die von der Großen Nikitskaja abzweigende Powarskaja, wo stets eine vornehme Ruhe herrscht — bis tief in die Nacht ein reger Verkehr fortdauert. Wenn drüben in Kitai gorod längst alle Lichter erloschen sind und der Lärm, der tagsüber dort geherrscht, längst verstummt ist, geht es in Bjeloi gorod noch lustig zu. Dort findet jeder, der nach des Tages Arbeit Zerstreuung und Erholung sucht, reichliche Gelegenheit dazu, in den Theatern und Konzerten, im Zirkus, in den Klubs und Vereinen, oder den zahllosen Restaurants und Traktirs. In den letzteren ist für jeden Geschmack gesorgt. Man trifft hier hochelegante Lokale, nach Pariser Vorbildern eingerichtet, mit vorzüglicher französischer Küche, daneben echt russische Restaurants mit kostbarer, aber höchst behaglicher Einrichtung und der unvermeidlichen, ein ganzes Orchester ersetzenden Riesenorgel, die in den letzten Jahren auch bei uns vielfach Eingang gefunden hat, und — last not least! — auch deutsche Bierhallen, in denen der heimatliche Gerstensaft und die Kegelbahn und die deutschen Zeitungen und die deutsche Bedienung den Besucher völlig in die ferne Heimat versetzen. Cafés sind in Moskau erst vor kurzem entstanden, doch nur in Verbindung mit Konditoreien und Bäckereien; hier, wo der Thee dominiert, ist kein Boden für den dem Westeuropäer unentbehrlich gewordenen Mokka. Um so mehr steigt von Jahr zu Jahr der Bierkonsum, sowohl der beliebtesten Erzeugnisse Deutschlands und Österreichs als auch inländischer Fabrikate. Freilich sind die Konsumenten zu neun Zehntel Deutsche, aber die deutsche Kolonie zählt auch bereits an 15 000 Seelen.

Mit Staunen erblickt der Fremde unter den Hunderttausenden von Firmen, welche in Moskau nach amerikanischer Manier fast jedes freie Plätzchen der Häuserwände bis hinauf zum Dache bedecken, die große Menge deutscher Namen. Schon im Hotel ist er von der Dienerschaft deutsch angeredet worden, hat darauf bei seinem Gange durch die Stadt jeden Augenblick deutsche Laute vernommen und ist vielleicht gar zu seiner nicht geringen Überraschung in einem Laden, in welchem er Einkäufe machen wollte, von dem Verkäufer sofort als Deutscher erkannt und die gewünschte Auskunft ihm in seiner Muttersprache erteilt worden. Kopfschüttelnd fragt sich der Fremde nach solchen Wahrnehmungen, ob dies denn wirklich die ihm daheim mit so grellen Farben geschilderte Metropole des Deutschenhasses ist? Wenn er nur erst längere Zeit in Moskau geweilt haben wird, dann wird er zu der Überzeugung gelangen, daß der Moskauer Russe wie der Russe überhaupt sehr wohl zu unterscheiden weiß zwischen einem anständigen gebildeten Mann und den zahllosen charakterlosen Abenteurern, die sich seit zweihundert Jahren wie ein Heuschreckenschwarm von Deutschland her über Rußland verbreitet, von der Sucht nach Bereicherung herbeigelockt, und die zum Dank für die ihnen zu teil gewordene gastfreundliche Aufnahme das Land und das Volk, in dessen Mitte sie eine angenehme Existenz gefunden, in gemeinster Weise mit Schimpf und Spott überhäufen. Durch Gesindel solcher Art, das leider auch heute noch in Rußland sehr zahlreich vertreten ist, kam der deutsche Name in Mißkredit, nicht aber, wie man häufig sagen hört, dadurch, daß so viele Deutsche in Rußland durch Intelligenz sich bis zu den höchsten Ämtern und Würden emporschwangen und dadurch den Neid der sich zurückgesetzt fühlenden Russen erregten. Wenn der Russe über den „Njemez" schimpft und ihn zu allen Teufeln wünscht, so meint er damit ganz gewiß nicht seinen deutschen Fabrikdirektor, seinen deutschen Gutsverwalter, von deren Unentbehrlichkeit er zur Genüge überzeugt ist, sondern nur jene Schmarotzerindividuen, die in ihm nichts anderes sehen als ein Objekt zur Ausbeutung. Und wer wollte ihm das verargen? Die Zeit, in der Rußland das Eldorado alles nach schneller Bereicherung lüsternen Auswurfs der westeuropäischen Gesellschaft war, diese Zeit ist eben vorbei, das russische Volk ist mündig geworden und will sich die Ausbeutung nicht mehr gefallen lassen, die es, ohnmächtig sich ihrer zu erwehren, lange genug geduldig ertragen hat. Es ist eine ganz naturgemäße Reaktion, die sich nun vollzieht, aber keinem Russen fällt es deshalb ein, einen in Rußland ansässigen Deutschen zu verfolgen, nur weil er ein Deutscher ist. Im Gegenteil! Der Russe kauft mit Vorliebe beim deutschen Kaufmann, beschäftigt gern den deutschen Handwerker, weil er weiß, daß er von beiden gut bedient wird. Und der Deutsche, der in einer russischen Familie Eingang gefunden hat, der wird sich sehr bald überzeugen, daß er sich in keinem Familienkreise seiner Heimat wohler fühlen könnte als in den gastfreundlichen gemütlichen Bürgerfamilien Moskaus, allerdings vorausgesetzt, daß er im Umgang — man verzeihe uns den Ausdruck — nicht jene unangenehme Seite des Berlinertums vom reinsten Wasser hervorkehrt, die sich in der ganzen Welt, auch Deutschland mit eingeschlossen, keiner besondern Beliebtheit erfreut. Ausnahmen sind allerdings vorhanden, aber wo giebt es solche nicht? Auf jene Kreise der russischen Gesellschaft, in denen der Panslavismus als natürlicher Antipode des Germanentums

verkörpert ist, kann das eben Gesagte nicht — wenigstens nicht vollinhaltlich — Anwendung finden, aber der deutsche Ausländer wird auch bei diesen, wenn ihn der Zufall mit ihnen in Verbindung bringt, gewiß eine viel freundlichere Aufnahme finden, als ihm in irgend einem Hause seiner Nachbaren von der grande



Russische Geistlichkeit: In einem Mönchskloster.

nation heute zu teil werden würde, und — was ja doch die Hauptsache ist — die große Masse des Volkes steht der Bestrebungen des Panslavismus noch immer ziemlich indifferent gegenüber und zeigt, wenn sie ihr auch nicht unsympathisch sein dürften, doch nicht viel Lust, sich durch dieselben aus ihrer Ruhe aufrütteln zu lassen.

Der Russe braucht auch heute den mit ehrlichen Waffen geführten Wettkampf mit dem Ausländer nicht mehr zu scheuen. Viel, unendlich viel ist in den letzten Jahrzehnten für Hebung der Volksbildung gethan worden, wenn auch, durch die eigenartigen sozialen und Bevölkerungsverhältnisse des Zarenreiches geboten, in



Russische Geistlichkeit: In einem Nonnenkloster.

wesentlich anderer Weise als dies bei uns zu geschehen pflegt. Dem strebsamen Russen ist heute die Bahn ebenso frei gelegt wie dem strebsamen Ausländer. Lehr- und Bildungsanstalten aller Art, Kunst- und Lehrmittelsammlungen und Bibliotheken schießen wie die Pilze aus der Erde, nicht mehr bloß am Sitze der Hofhaltung, sondern über das ganze Land zerstreut, auch in kleineren Städten. Was Moskau davon enthält, lernt

man bei einem Gang durch Bjeloi gorod und die angrenzenden Stadtteile kennen. Im Jahre 1876 (neuere statistische Angaben fehlen) gab es in Moskau außer der kaiserlichen Universität ein Lyceum, 7 Gymnasien für Knaben, 2 Progymnasien, eine Realschule, eine landwirtschaftliche Akademie, ein Feldmesserinstitut, ein Institut für orientalische Sprachen, eine Kommerz-Akademie und eine Kommerzschule, eine technische Schule und eine höhere technische Schule, ein geistliches Seminar, ein Lehrerinstitut. Für die militärische Ausbildung sorgten 4 Militärgymnasien, die Alexander-Kriegsschule, die Junkerschule. Das weibliche Geschlecht findet Gelegenheit zur Fortbildung in drei Instituten für adelige Mädchen und in 5 Gymnasien. Daneben nennen wir noch, abgesehen von den zahlreichen niederen Lehranstalten, den Stadt- und Pfarrschulen und Kreisschulen, sowie den vielen Privatanstalten, das Konservatorium und eine Theaterschule. Das deutsche Element in Moskau hat 3 deutsche Knaben- und eine deutsche Mädchenschule ins Leben gerufen.

Großartige Sammlungen und Bibliotheken stehen dieser Menge von Lehranstalten zur Seite: das Golizyn-Museum, das Rumjanzoff-Museum, Botkins Bildergallerie, die Tretjakoffsche, die Soldatenkoffsche und die Chludoffsche Bildergallerie, das Pädagogische Museum, das Museum für Kunst und Gewerbe und das Polytechnische Museum, die Universitäts-Bibliothek, das mit der Universität verbundene, dem Publikum zugängliche zoologische Museum und noch viele andere. Alle diese Institute und Sammlungen sind, wie überhaupt überall in Rußland, mit einer Munificenz ausgestattet, die nur in den amerikanischen Stiftungen eines Astor, Vanderbilt und anderer ihres gleichen findet.

Betrachten wir einige derselben näher! Die Kommerzschule wurde schon im Jahre 1804 von der Moskauer Kaufmannschaft gegründet. Sie besitzt ein physikalisches und chemisches Kabinett, ein kleines Gewerbe-Museum und eine Bibliothek. Nur Kinder von Kaufleuten oder Handwerkern finden in ihr Aufnahme. Das Museum für Kunst und Gewerbe, im Jahre 1868 gegründet, enthält unter etwa 3000 Nummern hauptsächlich Muster altrussischer Malerei, Skulptur und Baukunst und ist gegen das geringe Eintrittsgeld von 10 Kopeken jedermann täglich zugänglich. In dem noch nicht vollendeten Polytechnischen Museum hat ein großer Teil der Gegenstände Aufnahme gefunden, welche die polytechnische Ausstellung im Jahre 1872 enthielt. Sonntag abends finden in dem Museum unentgeltliche für das Volk berechnete Vorträge statt, und an demselben Tage bietet von 12 bis 2 Uhr eine Erklärung der Sammlungen jedermann Gelegenheit, sich über die einzelnen Gegenstände zu belehren. Das Museum enthält in elf Abteilungen Belehrendes aus der Schiffsbaukunde, Mineralogie und Bergbau, Architektur, aus dem Postwesen, der Land- und Forstwirtschaft, Viehzucht, Zoologie, Physik und Pädagogik, sowie eine Ausstellung der Erzeugnisse Turkestans.

Daß es in Moskau auch nicht an Kunstsinn fehlt, davon legen Zeugnis ab die großen Gemäldegallerien, welche der Stadt zur Zierde gereichen. Die bedeutendste ist die von dem frühern russischen Gesandten am spanischen Hofe, Fürst Michael Golizyn gegründete. Die italienischen Schulen des 15. bis 17. Jahrhunderts sind in der Sammlung unter anderen durch Lionardo da Vinci, Caravaggio, Correggio, Bassano, Annibalo Caracci, Carlo Dolce, die Franzosen durch Gaspard Poussin, Charles Lebrun, Claude Joseph Vernet, die deutschen Schulen durch Rafael Mengs und Alexander Calame, die holländische durch Rembrandt, Gerhard Dow, Ostade, Wouwerman, Ruysdael, Hobbema, die flämische durch Rubens und David Teniers und deren Schüler vertreten. Auch beachtenswerte Gemälde russischer Meister aus der Zeit von 1791—1830 trifft man in der Gallerie. An dieselbe schließt sich eine wertvolle Antikensammlung. Unter den Erzeugnissen neuerer Kunst fesseln da namentlich die im vierten Saal der Antikensammlung aufgestellten Fayencen. Das Fayence de Henry II., von dem nur noch 33 Stück bekannt sind, ist durch ein Biberon, das einen Wert von etwa 30000 Francs repräsentiert, vertreten. Auch altes Sèvres und altes sächsisches Fayence ist in schönen Exemplaren vorhanden.

Die einheimische Kunst ist hauptsächlich in der Tretjakoffschen und Soldatenkoffschen Gallerie vertreten. Dort trifft man Gemälde aller hervorragenden Meister der neuen russischen Schule, von Brüloff, Aiwasowsky, Iwanoff, Repin u. s. w. bis auf die Sammlung der Bilder aus Indien von Wereschtschagin. In Botkins und Chludoffs Bildergallerie herrschen dagegen Franzosen und Deutsche vor: Meissonier, Delaroche, Vautier, Achenbach, Hildebrandt, Calame, Hans Makart und andere. Das Rumjanzoff-Museum, eine Schöpfung des Grafen Nikolai Rumjanzoff, der unter Alexander I. Reichskanzler war, enthält auch eine große Gemälde-

sammlung, meist Bilder, die sich früher in der berühmten Gallerie der Eremitage in St. Petersburg befanden und auf Befehl des Kaisers Alexander II. für das Rumjanzoff-Museum ausgewählt wurden. Das Museum befand sich früher in St. Petersburg und kam erst im Jahre 1861 nach Moskau. Es enthält außer der Bildergallerie eine Antiken-Sammlung, ein mineralogisches Kabinett und das Daschkoffsche Ethnographische Museum, welches besonders für das Studium der Völkerschaften Rußlands und ihrer Sitten und Gebräuche reiches und kostbares Material bietet, ferner eine 200000 Bände zählende Bibliothek, die bedeutendste Moskaus, in welcher besonders die ihr einverleibte, 14000 Bände starke theologische Bibliothek Noroffs durch viele höchst seltene Drucke Beachtung verdient.

Alle diese Sammlungen sind jedermann zugänglich. In der Bibliothek findet man ein Journalzimmer und ein geräumiges Lesekabinett. In gleicher Weise stehen die mit der Universität verbundene, 172000 Bände und 13000 Hefte zählende Bibliothek und das Zoologische Museum in der Universität dem Publikum zur Verfügung.

Die Universität zählt 2700 Studenten, 39 ordentliche, 23 außerordentliche Professoren und 21 Dozenten. Sie hat Lehrstühle für Philologie, Philosophie, Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Naturwissenschaft und Mathematik. Außer dem schon erwähnten zoologischen Museum besitzt die Universität ein botanisches Kabinett mit einem 60000 Nummern zählenden Herbarium, ein mineralogisches Kabinett mit 14500 Nummern, ein zoologisches mit 15000, ein Altertums-Kabinett mit 20000 Nummern, ein Anatomisches Theater und eine Sternwarte. Mit den medizinischen Lehrstühlen ist eine Klinik verbunden. Die Universität ist eine der jüngsten Europas — sie wurde erst im Jahre 1755 gegründet — aber mit den ihr zur Verfügung stehenden Lehrmitteln hat sie sich rasch eine geachtete Stellung unter ihren älteren Schwestern errungen. Und es sind hier nicht wie in Deutschland vorwiegend die wohlhabenderen Klassen der Bevölkerung, welche ihre Söhne an die Universität senden, sondern die Mehrzahl der Studenten ist arm und so mittellos, daß sie sich durch Erteilung von Unterricht, durch Schreiberdienste und sonstige Arbeiten erst die Mittel zu ihrem Unterhalt erwerben muß. Von einem fröhlichen Corpsleben wie auf deutschen Universitäten ist hier keine Spur. Der Student ist überhaupt auf der Universität nur wenig freier als er auf dem Gymnasium war. Charakteristisch ist die Lernbegierde und das rege Interesse am Studium, das alle auszeichnet, aber andererseits auch wieder sehr oft in Selbstüberhebung und Geringschätzung aller Autoritäten ausartet.

Mit der Universität steht in Verbindung die schon im Jahre 1771 unter Katharina II. errichtete Gebäranstalt, und bei dieser befindet sich das unter derselben Kaiserin durch den General Bezky gegründete riesige Findelhaus, eine Musteranstalt ersten Ranges. Der auf der Soljanka gelegene Kolossalbau zeichnet sich zwar, von außen besehen, weniger durch architektonische Schönheit als durch seine riesigen Dimensionen aus, aber seine innere Einrichtung kann für alle derartigen Anstalten zur Nachahmung empfohlen werden. In der Beletage befinden sich die netten, sauberen Küchenräume, eine Treppe höher die Wohnungen der männlichen und weiblichen Bediensteten, denen die Wartung und Pflege und die Erziehung der etwa 14000 Pfleglinge obliegt, welche die Anstalt durchschnittlich jährlich beherbergt, und außerdem die Säle, in denen die Kinder den sie überbringenden Personen von Beamten abgenommen werden und wo an den noch ungetauften die Taufe vollzogen wird; im zweiten Stockwerk liegen die Speisesäle und die Schulzimmer; das dritte und vierte enthält die Schlafsäle. Im Frühjahr werden die Säuglinge mit ihren Ammen in die zahlreichen Landhäuser verteilt, welche die Anstalt besitzt. Überall herrscht die größte Ordnung und Sauberkeit, aber trotzdem ist seltsamerweise die Sterblichkeit unter den Kindern eine sehr große. Zu den großen Vorzügen der Anstalt gehört es, daß die Aufnahme von Kindern hier so erleichtert ist wie in keinem andern Lande. Mag ein Säugling einfach vor dem Thor der Anstalt ausgesetzt oder den Beamten in dem dazu bestimmten Saal übergeben worden sein, gleichviel, niemand fragt nach Namen und Herkunft des Kindes. Von dem Moment ab, wo es in die Register der Anstalt eingetragen wird, existiert es für jene, die es abgeliefert, nur noch unter einer Nummer, die man ihnen auf Wunsch einhändigt, um etwaige spätere Reklamationen zu ermöglichen. Nur eine Frage richten die Beamten an die Überbringer des Kindes: ob dasselbe schon getauft ist? Ist dies nicht der Fall, so wird die Taufe sofort vollzogen. Wollen die Eltern das Kind später zu sich nehmen, wird es ihnen anstandslos ausgeliefert, doch haben sie für seine Verpflegung 35 Rubel zu erlegen. Diesen weisen Einrichtungen ist es jedenfalls zu ver-

danken, daß Kindermord im Moskauer Gouvernement zu den seltensten Verbrechen gehört. Die Kinder bleiben so lange in der Anstalt, bis sie bei Handwerkern oder Gewerbetreibenden als Lehrlinge untergebracht werden können, und genießen während dieser Zeit eine Pflege und Erziehung, wie sie Tausenden im Elternhause nicht geboten worden wäre. Ein fernerer Vorzug der Anstalt ist es auch, daß man der Mutter eines in dieselbe aufgenommenen Säuglings gestattet, als Amme bei diesem zu bleiben. Die Anstalt ist reich dotiert; die Hauptquelle, aus der ihre Unterhaltung außerdem bestritten wird, ist eine Steuer, welche in allen anderen Ländern in den Staatssäckel fließt und nur in Rußland zu humanitären Zwecken verwendet wird: der Spielkartenstempel. Da für ein Spiel Karten ein ziemlich bedeutender Betrag als Stempelsteuer zu entrichten ist, in den höheren Kreisen der Gesellschaft aber sehr viel und selbstverständlich nicht mit abgenutzten Karten gespielt wird, ist der Ertrag des Kartenstempels ein sehr großer. Er wird ausschließlich zur Bestreitung der Kosten der Findelhäuser verwendet, deren Monopol die Kartenfabrikation ist.

Neben dem Findelhaus befindet sich das Nikolai-Institut, ein Waisenhaus, in welchem 500 Mädchen unentgeltlich erzogen und zu Lehrerinnen herangebildet werden. Nur Töchter von Beamten finden in demselben Aufnahme.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir aller, ja auch nur der bedeutendsten wohlthätigen Anstalten gedenken wollten, welche Moskau besitzt. Die Mildthätigkeit der russischen Bevölkerung, das rege Mitgefühl für die Leiden und die Not der Armen ruft ja alljährlich neue Stiftungen ins Leben. In Moskau giebt es heute nicht weniger als 127 Armenhäuser und 59 Versorgungsanstalten, zu denen sich noch 21 Asyle für Obdachlose gesellen. Für die Krankenpflege wird gesorgt durch das große städtische Krankenhaus, durch das Katharinenkrankenhaus, durch das vom Großfürsten Paul gegründete, die Páwlowskaja bólnjitza, und das Golizynsche Krankenhaus, welches für Angehörige aller Nationalitäten bestimmt ist — alle vortrefflich eingerichtet.

Angesichts der Menge wohlthätiger und gemeinnütziger Anstalten, die großenteils Stiftungen ihre Gründung und Existenz verdanken, muß man staunen, wenn man bedenkt, mit welcher wahrhaft fürstlichen Freigebigkeit außerdem in Moskau die Klöster und die Kirchen mit Stiftungen und Geschenken bedacht werden. Der Peterspfennig des römischen Papstes erscheint fast wie ein Tropfen im Meere gegenüber den Summen, welche Frömmigkeit und Mildthätigkeit alljährlich in Rußland den Klöstern zufließen lassen, und auch die 14 Mönchs- und 7 Nonnenklöster Moskaus wissen davon zu erzählen.

Um das hohe Ansehen, in dem die Klostergeistlichkeit beim Volke steht, richtig würdigen zu können, muß man die Geschichte der Klöster kennen, muß wissen, was sie dem russischen Volke in Zeiten schwerer Drangsal waren, als noch das Joch asiatischer Horden auf ihm lastete. Damals waren die mit festen Mauern umgebenen Klöster ein sicherer Zufluchtsort für die den Einfällen der Tataren schutzlos preisgegebene Bevölkerung des flachen Landes, und ganze Dörfer flüchteten sich oft in die Klöster. Durch die gastfreundliche Aufnahme, die sie allen Hilfesuchenden zu teil werden ließen, durch den Schutz, den sie, auch in Friedenszeiten, den Bedrückten gewährten, erwarben sich die Mönche die Liebe des Volkes — durch den patriotischen Sinn, den sie durch reiche Beisteuern in Kriegszeiten bewiesen, gewannen sie die Zuneigung der Fürsten. Schon frühzeitig hatten Künste und Wissenschaften in den Klöstern eine Heimstätte gefunden; bald waren diese ihre einzige Heimstätte in dem von blutigen Kriegen heimgesuchten Lande. Ihr Kloster mit selbstgefertigten Gemälden und kunstvollen Mosaikarbeiten zu schmücken, war der Stolz der Mönche; aber auch die ältesten Denkmäler der russischen Litteratur stammen aus den Klöstern. Die Mönche schrieben Rußlands Geschichte, und es gab damals keine berufeneren Geschichtschreiber als sie. Nicht nur daß die Fürsten die Geistlichkeit in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rate zogen, sich der Mönche als diplomatischer Agenten und Überbringer wichtiger Botschaften bedienten, Urkunden und Briefe von diesen einzigen Schriftkundigen ausfertigen ließen, sondern namentlich auch die Nachrichten, welche die von nah und fern nach den Klöstern strömenden Pilger überbrachten, befähigten den Geschichtschreiber in der Klosterzelle, ein umfassendes und genaues Bild seiner Zeit zu entwerfen. Bald wurden die Klöster auch Mittelpunkte eines regen Handelsverkehrs. Mit den Festen der Heiligen, welche die Pilgerzüge heranlockten, wurden Jahrmärkte und Messen verbunden, die zu einer reichen Einnahmequelle der Klöster wurden, namentlich durch die Privilegien, die sie sich für den Handel mit verschiedenen Waren zu verschaffen wußten. Die Mönche befaßten sich zwar nicht selbst mit dem Handel, sondern überließen ihn ihren Knechten und kaufmännischen Agenten, der Ertrag jedoch floß der Klosterkasse zu.



Russische Geistlichkeit: Prozession in der Kirche.

Die Lebensweise der Mönche in den rasch reich werdenden Klöstern blieb eine einfache, aber frei von den vielfachen Entbehrungen der römisch-katholischen Mönchsorden. Zur Askese hat der Russe von jeher keine Neigung gezeigt. Der russische Mönch verstand es, sein Kloster in ein behagliches Heim zu verwandeln und sich auch hinter Klostermauern ein warmes Herz für seiner Stammesbrüder Freud und Leid zu bewahren.

Er blieb national, ein echtes Kind seines Volkes. Das wußte das Volk, und es lohnte dem Mönchtum mit einer Liebe und Verehrung, die sich ungeschwächt bis in unsere Zeit erhalten hat und die auch noch in den höheren, vom Skeptizismus moderner Aufklärung angekränkelten Gesellschaftsklassen dem Klostergeistlichen eine geachtete Stellung sichert. Dazu kommt noch, daß die Klöster ziemlich die ganze Intelligenz der Seminarien absorbieren und daher den gebildeten Kreisen des Volkes näher stehen als die Weltgeistlichkeit, namentlich auf dem Lande, die einer gleichen Bildung nicht teilhaftig geworden. Die talentvollsten Seminarzöglinge nehmen die Tonsur, getrieben vom Ehrgeiz und der Hoffnung, sich zu einem der höheren Kirchenämter emporzuschwingen, die nur den Mönchen zugänglich sind.

Man trifft in Rußland dasselbe Verhältnis wie in katholischen Ländern: die Klostergeistlichkeit ist in pekuniärer Beziehung unendlich besser gestellt als die meist auf ein sehr geringes Einkommen beschränkte Weltgeistlichkeit. Die Ursache dieser Erscheinung ist, daß sich in den Klöstern im Laufe der Zeit bedeutende Reichtümer ansammeln, große Länderstrecken ihr Eigentum werden. Alles dies war auch in Rußland der Fall, aber es kam noch etwas hinzu, was wesentlich dazu beitrug, die Klostergeistlichkeit über die Weltgeistlichen zu erheben. Von jeher hatte zwischen diesen beiden kirchlichen Ständen in der orientalischen Kirche ein schroffer Gegensatz bestanden, der sich bis auf das erste Verbot der Priesterehe im Jahre 314 zurückführen läßt. Die ersten christlichen Glaubensboten, die zu den Russen kamen, waren griechische Mönche, und in den Händen dieser blieben von Anfang an alle höheren Kirchenämter, während Russen höchstens bis zum Diakonat zugelassen wurden. Später erkämpften sich auch die Eingeborenen den Zutritt zu den höheren Würden, ja die Griechen wurden allmählich völlig verdrängt, aber die Klostergeistlichkeit blieb trotzdem, treu den altbyzantinischen Anschauungen, ein exklusiver Stand; die neuen Elemente, welche die alten verdrängt hatten, nahmen vollständig die Gewohnheiten derselben an. Die gesamte Leitung der Kirche ging in ihre Hände über, und heute noch gehören alle Bischöfe und höheren Würdenträger, fast alle Direktoren und ein großer Teil der Lehrer der Seminarien der Klostergeistlichkeit an.

Das tschórnoje duchowénstwo (die schwarze Geistlichkeit), wie die Mönche zum Unterschied von den Weltgeistlichen (dem bjéloje duchowénstwo, weiße Geistlichkeit) genannt werden, ist vor allem der Seelsorger der bessern Gesellschaft. Es gehört zum guten Ton, alle kirchlichen Handlungen — Taufen, Trauungen, Beerdigungen — nur durch Mönche vollziehen zu lassen, wenn man nicht etwa gar die Mitwirkung eines der höchsten kirchlichen Würdenträger, eines Bischofs oder Metropoliten, in Anspruch zu nehmen in der Lage ist. Der reiche Russe hält es nicht für vornehm, sich an denselben Geistlichen zu wenden, dem die Seelsorge des gemeinen Volkes obliegt. Aus demselben Grunde sind Begräbnisplätze auf den Klosterfriedhöfen ein sehr gesuchter Artikel. Zwei- bis dreitausend Rubel für ein Grab sind nichts außergewöhnliches. In Moskau ist die vornehmste Begräbnißstätte der Friedhof des Tróitzky-Klosters in Sergijewsk. Der Verkauf von Gräbern, sowie die bei denselben gestifteten Seelenmessen bringen dem Kloster jährlich bedeutende Summen ein. Für sogenannte „ewige Seelenmessen" sind große Kapitalien in Renten tragenden Papieren angelegt, deren Coupons gegen die Bescheinigung, daß die Messe gelesen worden, dem Prior ausgefolgt werden.

Was sind aber solche Nebeneinkünfte gegenüber den fabelhaften Summen, welche der fromme Sinn der Russen jährlich den Klöstern zuwendet! In neuerer Zeit giebt es Opferstöcke zur Aufnahme milder Gaben nicht nur in den Kirchen, sondern auch auf den frequentiertesten Stationen der Eisenbahnen. Das Moskauer Tróitzky-Kloster hat das Privilegium, Opferstöcke auf den Stationen der Moskau-Petersburger Eisenbahn anzubringen, und man schätzt die daraus sich ergebenden Einkünfte des Klosters auf eine viertel Million Rubel! Ferner ist jedes Kloster, welches wunderthätige Heiligenbilder besitzt, ein Wallfahrtsort. Solch ein Heiligenbild kann für ein Kloster unter Umständen ein Kapital von mehreren Millionen repräsentieren. Durch die Wallfahrer kommt viel Geld in die Klosterkasse, denn jeder kauft irgend einen im Kloster gefertigten Gegenstand zum Andenken, ein Heiligenbild, ein Kreuz oder einen Rosenkranz, und die Mehrzahl quartiert sich auch in den dem Kloster gehörigen Gasthäusern ein. Die Heiligenbilder werden auch, wie wir dies bereits von dem Muttergottesbild in der Iberischen Kapelle berichtet haben, Privatleuten ins Haus gebracht, ja in Zeiten schwerer Drangsal, zum Beispiel bei Epidemieen, erbitten sich oft ganze Gemeinden den Besuch eines solchen Bildes, von dessen Anwesenheit man Hilfe und Rettung erwartet. Fünfundzwanzig Rubel für einen Besuch sind noch ein

geringer Preis, und Fama weiß davon zu erzählen, daß in Moskau ein Heiligenbild seinem Kloster durch Besuche in Privathäusern während einer Cholera-Epidemie gegen 90 000 Mark einbrachte.

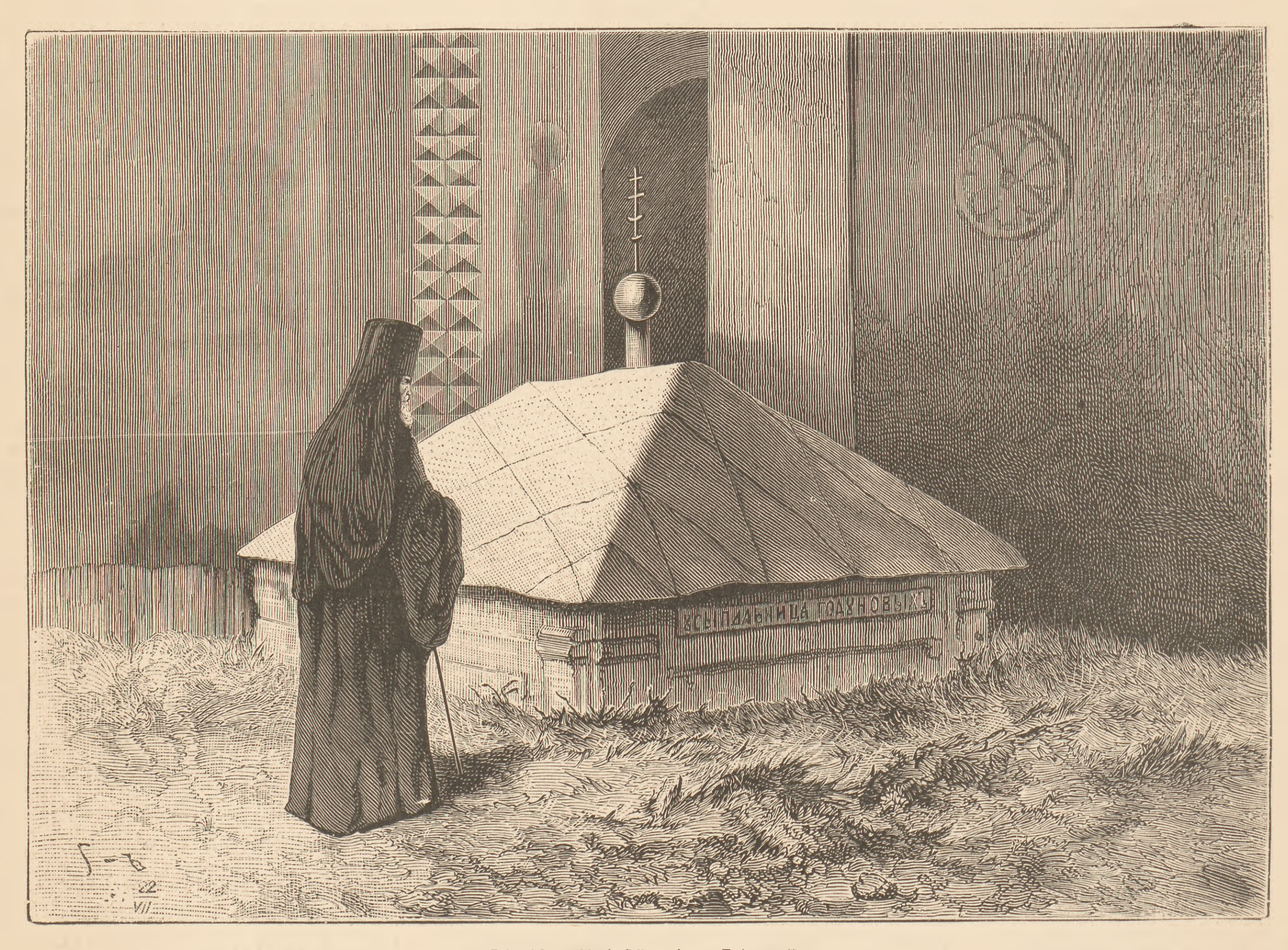
Dazu kommen noch die reichen Legate, die vielen Stiftungen, die Geschenke von mit Edelsteinen geschmückten Heiligenbildern und kostbaren Kirchengeräten. Und auch in Kirchenbauten offenbart sich der fromme Sinn der Moskauer. Die Mehrzahl der jetzigen Kirchen Moskaus nimmt die Stelle früherer Holzbauten ein. Vom Patriarchen Nikon war im 17. Jahrhundert die Anregung ausgegangen, die hölzernen Kirchen wegen der Feuersgefahr durch steinerne zu ersetzen, und seiner Aufforderung war mit großem Eifer Folge geleistet worden. Auch in den letzten Jahrzehnten ist noch gar manche Kirche und Kapelle in Moskau zu der großen Zahl der vorhandenen hinzugefügt worden. Der Kaiser selbst ging mit gutem Beispiel voran, indem er jenen Prachtbau aufführen ließ, den wir bereits bei unserer Rundschau vom Kremlhügel aus bemerkt haben: die Erlöserkirche.

Wenn man alle Dome und Kirchen Moskaus durchwandert hätte und ermüdet von dem Gesehenen keine Neigung mehr fühlte, noch Neues zu sehen, beim Betreten dieses Domes würde das Interesse aufs neue angeregt werden. Man hat etwas Großes schaffen wollen, eine Kirche, die sich dem Petersdom in Rom als ebenbürtig zur Seite stellen konnte, und es ist wenigstens bei der innern Ausschmückung gelungen, einen überwältigenden Eindruck hervorzubringen. Sinneberückende Pracht umgiebt uns, sobald wir die Kirche betreten haben. Vor uns liegt das 68 Meter lange und 72 Meter hohe Kirchenschiff, über dem sich, von vier Pfeilern getragen, die riesige Kuppel erhebt. Ein Bronzegitter trennt das Schiff von einem Korridor, der sich zwischen den die Kuppel tragenden Pfeilern und der Außenwand hinzieht und über dem sich eine Galerie befindet. Das Tageslicht dringt durch die Kuppel und durch 36 Galeriefenster ein: zur Beleuchtung der Kirche am Abend dienen aber 1240 in der Kuppel und an der Galerie angebrachte Kerzen, drei große vergoldete Kronleuchter und zahlreiche Lustres mit zusammen 1960 Kerzen. Im Licht dieser dreitausend Flammen erscheint die Kirche wie von hellem Sonnenglanz übergossen und die bunte Farbenpracht der Wände wirkt blendend auf den Beschauer. Der Boden ist mit Marmor-Mosaik, die Wände mit Marmor verschiedener Färbung bedeckt oder mit kostbaren Gemälden geschmückt. Über eine Million Rubel haben allein diese Gemälde gekostet. Die bedeutendsten russischen Maler sind da vertreten: Wereschtschagin, Siemiradzki, Makowski, Twaroschnikoff, Prof. Koschelew, Markoff und andere. Ein Kolossalgemälde des letztern füllt die Wölbung der Kuppel, in der einen Hälfte die heilige Dreieinigkeit, in der andern die Erschaffung der Welt zeigend. Das Bild wird auf über 300 000 Mark geschätzt. Die Ikonostás von weißem Marmor vor dem Hauptaltar zieren mehrere Reihen Heiligenbilder, von Timotheus Neff gemalt, den Hauptaltar selbst vier Bilder von Wereschtschagin: Christi Geburt, das heilige Abendmahl und zwei Passionsdarstellungen. In der Galerie im obern Stockwerk der Kirche aber sind die Wände mit zahllosen Gemälden stellenweise völlig überdeckt. Da sieht man Bildnisse von Kirchenfürsten, von Patriarchen und Bischöfen, auch von Zaren und Großfürsten, Heiligenbilder, Darstellungen von Begebenheiten aus dem Leben der Heiligen und aus der Geschichte der russischen Kirche, wie die Taufe der Großfürstin Olga, die Gründung des Troïtzky-Klosters, die Ankunft des Bildes der Mutter Gottes von Wladjimir in Moskau 2c. Je weiter man schreitet, desto mehr wird man überrascht von der Großartigkeit und Pracht dieses Domes. An seine Bestimmung, ein Andenken an die große Zeit des Befreiungskrieges zu sein, wird man erinnert durch die Marmortafeln an den Wänden des untern Korridors. Auf diesen sind alle Schlachten und Gefechte des Befreiungskrieges und die Namen der in ihnen gefallenen oder verwundeten Offiziere verzeichnet. Eine Tafel enthält auch das Kaiserliche Manifest, durch welches der Krieg angekündigt wurde.

Diesem blendenden Schmuck der inneren Räume gegenüber macht das Äußere mit seinen Wänden von weißem Marmor und dunkelrotem Granit keinen besondern Eindruck. In Kreuzform erbaut, hat die Kirche an jeder ihrer 83 Meter langen Façaden drei große Pforten, zu welchen Freitreppen von Granit emporführen. Zwischen den schmalen Bogenfenstern steigen 36 Marmorsäulen zu dem in Rundbögen auslaufenden Hauptgesimse empor, über welchem sich aus den vier Winkeln des Kreuzes kleine Glockentürme erheben. In diesen Türmen hängen 13 Glocken, die schwerste 27 000 Kilogramm wiegend. Inmitten der vier Türme, welche durch einen Gang mit vergoldetem Gitter mit einander verbunden sind, erhebt sich die 30 Meter im Durch-

messer zählende vergoldete Kuppel bis zur Höhe von 105 Meter, und ein großes, gleichfalls vergoldetes Kreuz bildet auf ihr den Abschluß des riesigen Domes.

Die Frontons und die Thürbögen sind reich mit Skulpturen verziert. Man hat sie für nötig gehalten, um den etwas monotonen Eindruck, den die kahlen Marmorwände hervorbrachten, ein wenig abzuschwächen, aber das ganze hat durch diese Schöpfungen der Brüder Klodt und der Professoren Laganowsky und Ramasanoff keineswegs gewonnen. Die Skulpturen sind nichts weniger als Meisterwerke und verunstalten nur die reinen Formen des Domes. Die Hautreliefs stellen symbolisch die bedeutendsten Schlachttage des Befreiungs-



Die Begräbnisstätte der Godunoffs.

krieges dar, durch das Bildnis des Heiligen, dessen Festtag mit dem Schlachttage zusammenfällt. So ist zum Beispiel die Schlacht bei Leipzig durch das Bild des heiligen Sergius dargestellt.

Von den vielen Plänen, welche seiner Zeit dem Kaiser Alexander I. vorgelegt worden, hatte keiner sein Interesse so in Anspruch genommen wie der des jungen Malers Witberg. Wäre Witbergs genial entworfener Plan zur Ausführung gelangt, würde die Erlöserkirche gewiß auch von außen gesehen einen nicht minder bedeutenden Eindruck hervorbringen wie in ihren inneren Räumen. Der Kolossalbau, mit dem er die Sperlingsberge schmücken wollte, fand wie schon erwähnt an dem lockern Boden ein unüberwindliches Hindernis, und nach des Kaisers Tode (1825) wurden die Arbeiten auf den Sperlingsbergen eingestellt. Kaiser Nikolaus, weniger für Witberg und seine phantastischen Pläne eingenommen als sein Vater, übertrug dem Architekten



Der Súcharew-Turm.



Karl Thon die Ausarbeitung eines neuen Planes, und im September 1839 fand die Grundsteinlegung der Erlöserkirche an der Stelle statt, auf der sie sich jetzt befindet. Im Jahre 1857 stand die Kirche im Rohbau fertig da und man begann mit der Ausschmückung der inneren Räume. Jetzt ist sie, nachdem der Bau etwa 60 Millionen Mark gekostet, vollendet. Nur ihre Umgebung harrt noch der Veränderungen, die vorgenommen werden müssen, um sie in harmonische Verbindung mit dem Dom zu bringen. Der freie Platz um die Kirche soll mit einem Gitter umschlossen und aus eroberten Kanonen gegossene Obelisken sollen innerhalb desselben aufgestellt werden.

Doch genug von den Kirchen! Wochenlange Wanderungen durch Moskau wären nötig, wenn man sie alle besuchen, alle Schätze, die sie enthalten, besichtigen und die an ihnen haftenden Erinnerungen kennen lernen wollte. Wenden wir uns lieber den öffentlichen Gebäuden zu, welche in Moskau allerdings an Schönheit mit ähnlichen Gebäuden in anderen Großstädten nicht wetteifern können, die aber doch viel des Interessanten bieten.

Nächst dem Kreml erfreut sich in Moskau kein Gebäude einer so großen Popularität wie der Súcharew-Turm, durch den die 1. mjestschanskaja Straße mit der Sretenka in Verbindung steht. Derselbe wurde von Peter dem Großen (1692—1695) an der Stelle des früher hier gestandenen Thorturmes erbaut, zu Ehren des Laurentius Pankratjewitsch Súcharew, des Obersten des einzigen Strelzi-Regimentes, welches bei der durch die Prinzessin Sophia gegen Peter angezettelten Verschwörung diesem treu geblieben war. Der Turm zeigt jene Mischung des lombardischen und gotischen Baustils, der man bei Bauten aus dem 17. Jahrhundert in Rußland so häufig begegnet, und erinnert in manchen Teilen an das Rathaus in Amsterdam. Über dem Thor, welches als Durchgang von der Mjestschanskaja in die Sretenka dient, erhebt sich ein zweistöckiger, viereckiger Bau, im ersten Stock von einer gedeckten Galerie umgeben, und aus diesem steigt in vier Etagen der 65 Meter hohe achteckige Turm empor. Zu Peter des Großen Zeit befand sich in dem Turm die Navigationsschule; nachdem diese im Jahre 1715 nach Petersburg verlegt worden, wurde der Súcharew-Turm Sitz des Admiralitäts-Kollegiums, und als auch dieses (1806) nach Petersburg übersiedelte, verwandelte man ihn in einen — Wasserbehälter. Die Mytischtschi-Wasserleitung, nach dem Dorfe gleichen Namens so genannt, führt ihm das Wasser von 43 Quellen zu und er versorgt die Stadt täglich mit 550 000 Wedró (Eimer).

Die Versorgung Moskaus mit Trinkwasser läßt bisher noch viel zu wünschen übrig. Außer der eben genannten führt noch die im Jahre 1871 angelegte Chodynka-Wasserleitung der Stadt täglich 150 000 Wedró zu. Dadurch wird aber, da kaum ein Wedró auf den Kopf kommt, der Bedarf der rasch sich vermehrenden Bevölkerung nicht gedeckt und häufig, namentlich bei Feuersbrünsten, ist der Wassermangel recht fühlbar. Die Frage, wie ihm abzuhelfen sei, wird daher auch schon ernstlich erwogen. Ohne große Kosten wird es kaum möglich sein. Die Mytischtschi-Wasserleitung, welche in den Jahren 1853 bis 1858 angelegt wurde, hat 1½ Millionen Rubel gekostet. Das Wasser hat eine Strecke von 18 Kilometer zu durchlaufen bevor es nach Moskau gelangt; während der letzten 11 Kilometer wird es durch Dampfmaschinen der Stadt zugetrieben.

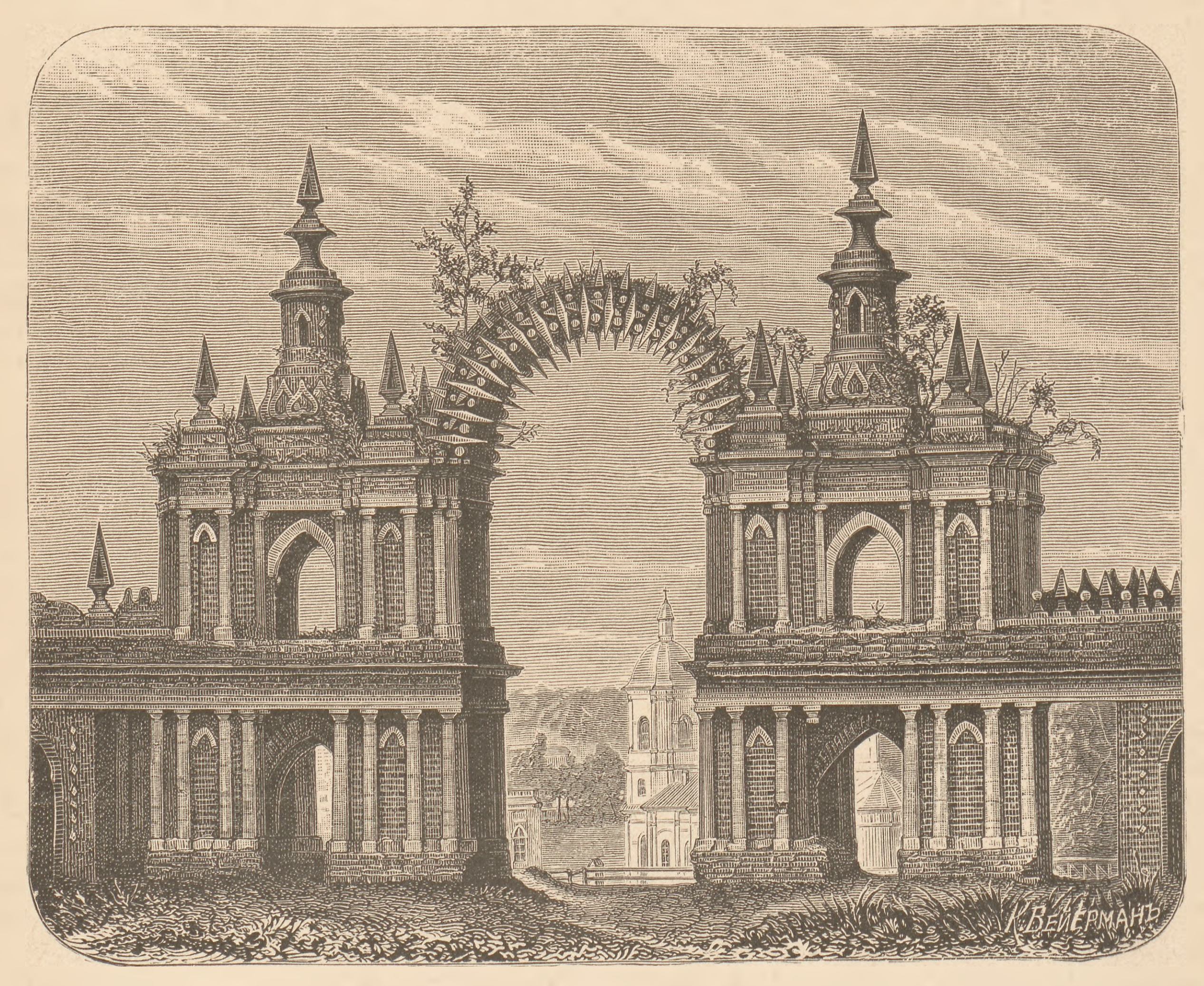
Die Wasserbehälter befinden sich in den großen Sälen des ersten Stockwerkes des Hauses, aus dem der Súcharew-Turm aufsteigt. Im zweiten Stockwerk wohnte früher der Graf Jakob Bruce, der Gründer der Artillerie- und Ingenieurschulen in Moskau und Petersburg. Als solcher hatte er auch maßgebenden Einfluß auf die im Súcharew-Turm befindliche Navigationsschule. Das Volk, damals noch roh und ungebildet, hatte aber kein Verständnis für Bruces mathematische Arbeiten und chemische Experimente. Es erklärte ihn für einen Kaldun und Zauberer, der mit dem Bösen im Bunde stehe, und erzählte sich allerlei wunderbare Geschichten von ihm, die sich bis auf unsere Zeit im Volksmunde erhalten haben. Im Turm sollen noch seine Zauberbücher verborgen sein, welche das Geheimnis der Unsterblichkeit enthalten.

Wer sich durch solche Spukgeschichten nicht abhalten läßt, den in eine mit dem Kaiseradler geschmückte Pyramide auslaufenden Turm zu ersteigen, der wird durch eine herrliche Aussicht gelohnt, die man von dort oben genießt, denn der Súcharew-Turm, „die Braut des Iwan Weliky“, ist einer der höchsten Aussichtspunkte der Stadt.

Im dritten Stockwerk des Turmes befindet sich ein Saal, der den Namen Rappiersaal führt, wahrscheinlich, weil in ihm früher Fechtübungen abgehalten zu werden pflegten. Unter Katharina II. wurden in diesem Saal von Moskauer Beamtenkindern allerlei Schauspiele aufgeführt, teils Mysterien wie „Esther und Ahasver“, teils Darstellungen im Genre unserer Passionsspiele.

In der Mitte des Gebäudes befindet sich das Thor, welches die beiden oben genannten Straßen verbindet. Über demselben hängt auf der der Sretenka zugekehrten Südseite des Gebäudes ein Bild der Kasanschen Mutter Gottes, über dem Thor auf der Nordseite ein Bild des heiligen Sergius, des Schutzpatrons der Artillerie. Früher stand in der Mjestschanskaja neben dem Súcharew-Turm noch ein kleiner Uhrturm, vor welchem ein buntes Bettlergesindel auf dem Boden lagerte, Krüppel und Narren, die in nicht sehr harmonischem Chor Lieder zu Ehren der Heiligen sangen und die Vorübergehenden um milde Gaben anflehten.

Wenige Schritte vom Turm entfernt befindet sich das vom Grafen Nikolai Scheremetjeff gegründete, mit einem Armen- und Krankenhaus verbundene Hospiz, das alljährlich einmal der Schauplatz einer hochinteressanten Scene ist. Der edle Gründer der Anstalt hat nämlich ein großes Kapital dazu bestimmt, daß von seinen Zinsen arme Mädchen ausgesteuert werden, und die Auswahl der Glücklichen erfolgt an einem vorher bestimmten Ziehungstage durch das Los.



Thorbogen des Palais in Zarizyno bei Moskau.

Unter Moskaus neueren Bauten nimmt die erste Stelle das Kaiserliche große Theater (imperátorsky bolschói teátr) ein. Nur durch San Carlo in Neapel wird es an Größe übertroffen — es faßt 4000 Zuschauer — seine Bühne aber ist die größte der Welt, die Avant-Scene 21 Meter lang. Das Große Theater ist nur für Oper und Ballet bestimmt. An Stelle eines im Jahre 1824 abgebrannten wurde es 1855 von dem Architekten Cavos erbaut und seine feierliche Eröffnung im August 1856 bildete einen Programmpunkt der mit der Krönung Alexander II. verbundenen Festlichkeiten. Die Preise sind hier, im Verhältnis zu anderen russischen



Das Nonnenkloster auf dem Jungfernfelde.



Theatern nicht hoch. Die teuersten Logen kosten 12, bei Ballet 10 Rubel, während sie im Kaiserlichen Kleinen Theater 15 Rubel kosten. Das Theater (siehe Seite 65) liegt auf dem 330 Meter langen, 160 Meter breiten Theaterplatz; schräg gegenüber befindet sich das unansehnliche Kleine Theater. Der Theaterplatz, einer der größten Moskaus, ist der Paradeplatz der Moskauer Garnison. Den gewöhnlichen Übungen der Mannschaft dient die Stadt-Manège, ein riesiges Exerzierhaus, 170 Meter lang, 46 Meter breit, 12 Meter hoch — eine Einrichtung, die durch die klimatischen Verhältnisse ins Leben gerufen wurde. Der Winter ist in Moskau sehr streng, obwohl das Quecksilber selten gefriert und die Kälte höchstens 40° Réaumur erreicht. Da ist nun das durch zahlreiche Öfen mit einer angenehmen Temperatur erfüllte Exerzierhaus ein sehr brauchbares Gebäude, um so mehr, da es auch die Entfaltung großer Massen ermöglicht. Es können in demselben 2000 Infanteristen und 1000 Kavalleristen exerzieren. Die Stadt-Manège dient jedoch nicht ausschließlich als Exerzierhaus, sondern wird auch zu Konzerten und zur Abhaltung von Volksfesten benutzt.

Die meisten öffentlichen Gebäude Moskaus überraschen mehr durch ihre riesigen Dimensionen als durch Schönheit, so die große für 2500 Mann berechnete Pokrowsky-Kaserne, das vorzüglich eingerichtete Kriegshospital, welches 2000 Kranke beherbergen kann, und auch das an seinen Façaden mit korinthischen Säulen geschmückte Golowinsche Palais, jetzt Militärgymnasium, unter Kaiserin Katharina von Rinaldi mit einem Aufwand von 15 Millionen Rubel an Stelle des abgebrannten Annenhof-Palais der Kaiserin Anna erbaut. Wenn wir nun noch die von der Kaiserin Maria Feodorowna, der Gemahlin Alexander I., im Jahre 1832 erbaute Kaiserliche Technische Schule, das auf einer Anhöhe in der Snamenka-Straße gelegene Paschkoffsche Palais, einen herrlichen Renaissancebau, welcher jetzt das Rumjanzoff-Museum beherbergt, und das allerliebste, in altrussischem Stil ausgeführte Bahnhofsgebäude der Smolensker Bahn erwähnen, so haben wir ziemlich alles erschöpft was von öffentlichen Gebäuden in Moskau nennenswert ist.

An Monumenten ist die Stadt arm, und das wenige, was vorhanden ist, kann keinen Anspruch auf besondere Beachtung erheben. Das lebensvolle Denkmal Minins und Posharskis auf dem roten Platz, und das auf dem Twerskoi Boulevard stehende Denkmal Alexander Puschkins, des russischen Byron, den zu früh für die russische Litteratur im Duell die tödliche Kugel traf, sind die einzigen Ausnahmen.

Und noch zwei Denkmäler müssen wir erwähnen, doch um zu diesen zu gelangen, gilt es einen weiten Weg durch die ganze Stadt zurückzulegen, über die zweite, den Bjeloi gorod einschließende Boulevardreihe hinweg, nach jenem noch zum großen Teil aus Holzbauten bestehenden Stadtteil, welcher, der räumlichen Ausdehnung nach der größte von allen, den Namen Semljannoi gorod (Erdstadt) von dem Erdwall erhalten hat, der ihn einst von der weißen Stadt trennte. Dort steht am Ende der großen Twerskaja jämskaja die Triumphpforte, die im Jahre 1826 zur Erinnerung an die glorreichen Feldzüge gegen Napoleon errichtet wurde. Sie besteht aus drei hohen, von Säulen flankierten Thorbögen und ist mit Basreliefs und Statuen geschmückt. Auf künstlerischen Wert kann sie keinen Anspruch erheben, ebenso wenig wie die auch am äußersten Stadtende errichtete Rote Pforte (krásnije woróta), welche im Jahre 1742 aus Anlaß der Krönung der Kaiserin Elisabeth an Stelle eines hölzernen Stadtthores errichtet wurde (siehe Seite 69). Ihren Namen Rote Pforte führt sie jetzt mit Unrecht, denn sie ist seit kurzem weiß angestrichen worden.

Wir sind damit an einem der äußersten Grenzpunkte der Stadt angelangt, wo hinter den Bahnhöfen das Sokolniker Feld sich bis zum Park von Sokolniki hinzieht.

In anderen Städten pflegen die Sehenswürdigkeiten in den Brennpunkten des Verkehrs konzentriert zu sein; nicht so in Moskau. Auch bei einem Gang um die äußersten Grenzen der Stadt stößt man fast Schritt für Schritt auf Interessantes. Da ist im Nordosten der Stadt die deutsche Straße (njemétzkaja úliza) und der deutsche Markt (njemétzky rýnok), an derselben Stelle, wo sich schon im 16. Jahrhundert eine deutsche Niederlassung befand. Hier war es, wo der nachmalige Zar Peter der Große im Umgang mit Ausländern den Wert der westeuropäischen Bildung kennen lernte und aus dieser Erkenntnis in ihm seine großen Reformpläne heranreiften. Nicht weit von der deutschen Vorstadt lagen die Dörfer Preobrashenskoje und Semenowskoje, wo der jugendliche Zarensohn sich eine ihm blind ergebene Leibgarde heranbildete. Der Genfer Lefort hatte ihm viel von den staatlichen Einrichtungen in den Ländern des Westens erzählt. Entzückt lauschte Peter seinen Schilderungen und beschloß, zunächst ein Heer nach europäischem Muster zu bilden. Aus

seinen zahlreichen Spielkameraden, Kindern der Bojaren, Stolniks und anderer Beamten, bildete er eine Compagnie, ließ sich und seine Mannschaft von Lefort in allen Handgriffen und allen soldatischen Übungen unterrichten, verrichtete selbst die schwierigsten Arbeiten, half beim Schanzenbau, stand Schildwache, der grimmigsten Kälte trotzend u. s. w. Seine Schwester Sophia legte ihm kein Hindernis in den Weg, da sie in dem, was er that, nur eine kindische Spielerei erblickte, die Peters Blicke in ihr willkommener Weise vom Throne ablenkte. Das Dorf Preobrashenskoje, wo diese soldatischen Übungen stattfanden, erwies sich aber bald als zu klein für die von Tag zu Tag sich vermehrende Truppenzahl; letztere mußte in zwei Compagnien geteilt werden, deren eine in das nahe Dorf Semenowskoje verlegt wurde, und als dann diese Leibgarde bei Niederwerfung der Strelzi die vorzüglichsten Dienste geleistet und das Übergewicht der europäischen Heeresorganisation über die alte russische sich dabei glänzend bewährt hatte, bildete Peter aus den beiden Compagnien durch Einreihung vieler Dienstleute das preobrashenskische und semenowskische Garde-Regiment. Diese beiden Regimenter wurden der Kern der neuen Armee, welche der Zar nach europäischen Vorbildern ins Leben rief.

Unsere Wanderung um die Stadt in der Richtung von Ost nach West fortsetzend, gelangen wir zu der Vorstadt Butyrka, die einst einer der Standorte der Strelzi war. Innerhalb der Barrieren liegen hier viele große Teiche, die sich in langer Reihe mit geringen Zwischenräumen fast bis zur Mauer der weißen Stadt hinziehen. Westlich von der Butyrka sehen wir die Waldungen vom Petrowsky-Park, das Moskauer Bois de Boulogne. Im Jahre 1812 wohnte im dortigen Schlosse Napoleon, nachdem ihn die Flammen aus dem Kreml vertrieben hatten, und beim Rückzug seiner Armee wurde das Schloß geplündert und niedergebrannt. Der Park ist eine Schöpfung des Kaisers Nikolaus. Am Sonntag-Nachmittag strömt im Petrowsky-Park die elegante Welt von Moskau zusammen. Die nach der Stadt führende, von hübschen Villen eingesäumte Straße ist mit Equipagen und Droschken bedeckt und der Strom der sich herausbegebenden Fußgänger ist noch weit drinnen in der Stadt erkennbar, die ganze 2 Kilometer lange Twerskája-Straße entlang bis zur Grenze Kitai gorods. An der Straße nach Petrowsky-Park liegt auch das mit einem Aufwand von 2 Millionen Rubel erbaute Gebäude der Kunst- und Gewerbe-Ausstellung des Jahres 1882. Hinter dem Ausstellungsgebäude dehnt sich unübersehbar gegen Westen das Chodynka-Feld aus, bis in die neueste Zeit der Schauplatz großartiger Volksfeste, im Sommer das Manöverfeld der Moskauer Garnison, welche daselbst ein Zeltlager bezieht — gegen Süden führen zahlreiche Feldwege zur Moskwá, die sich nun wieder westwärts wendet, nachdem sie in langem Bogen gegen Süden die Halbinsel gebildet, auf der das berühmte Jungfernfeld (djéwitschje póle) liegt.

Man erzählt sich, daß zur Zeit der Tatarenherrschaft die Baskaken, die Gesandten des Chans, welche den Tribut abholten, aus sämtlichen Jungfrauen Moskaus, die auf das Jungfernfeld hinausgeführt wurden, die schönsten als Sklavinnen für ihren Herrn ausgewählt. Davon soll die Gegend den Namen Jungfernfeld erhalten haben. Wahrscheinlicher als diese durch keine schriftlichen Aufzeichnungen verbürgte Erzählung ist die Annahme, daß die Benennung des Feldes von der ersten Äbtissin des hier gelegenen Jungfern-Klosters stammt. Dieselbe hieß Helena Djewotschkina und nach ihr können immerhin das Kloster und das Feld den Beinamen djéwitschy erhalten haben. In dem zur Erinnerung an die Wiedereroberung von Smolensk 1524 gegründeten Kloster hat manche Fürstentochter in stiller Zelle ihr Leben beschlossen: Juliane, die Schwiegertochter Iwans des Schrecklichen, die Schwester Boris Godunoffs, die Schwester Peter des Großen, die ränkesüchtige Sophia, und seine erste Gemahlin Eudoxia. Nach Unterdrückung des Aufstandes des Strelzi wurden hier 230 derselben hingerichtet; drei, welche Sophia in einer schriftlichen Petition die Krone angeboten hatten, wurden vor dem Fenster ihrer Zelle, mit Papierrollen in den gefesselten Händen, aufgehängt. Napoleon besichtigte während der Invasion das Kloster mit großem Interesse, gab aber doch beim Rückzug aus Moskau Befehl zu seiner Zerstörung. Durch die Geistesgegenwart und den Mut der Äbtissin Sarah Nikolájewna, welche die zu der Pulvermine führenden glimmenden Lunten rechtzeitig erstickte, wurde das Kloster vor dem Untergang bewahrt.

Wir werfen noch einen Blick hinüber auf die am andern Ufer, neben dem in die Moskwá einmündenden Flüßchen Sjetun sich erhebenden Sperlingsberge, den berühmten Aussichtspunkt und beliebten Spaziergang der Moskauer, und setzen unsere Wanderung fort, um noch dem letzten Stadtteil, dem Samoskwarétschje einen flüchtigen Besuch abzustatten. Die zahlreichen dampfenden Essen verkünden uns schon von weitem, daß wir uns einer Schöpfung der Neuzeit nähern, aber inmitten des regen Lebens und Treibens der



Tröitzky-Kloster.



Fabrikstadt hat sich hier die Vergangenheit doch noch ein stilles Asyl bewahrt. Unweit des Bolota-Platzes — auch einer alten Richtstätte, auf welcher im Jahre 1775 der in einem eisernen Käfig nach Moskau gebrachte Empörer Pugatscheff hingerichtet wurde — befindet sich bei der sog. Steinernen Brücke, kaménny most, ein kleiner Häuserkomplex, in welchem das Altrussentum aus der Zeit vor Peter dem Großen in starrer Negation aller Fortschritte der Neuzeit noch fortvegetiert. Da sieht es nichts weniger als großstädtisch aus. Man glaubt eher, sich in einem unbedeutenden Landstädtchen zu befinden, und in einem Landstädtchen zur Zeit der Urgroßväter der heutigen Russen, denn in dem Äußern und den Sitten und Gebräuchen der hier wohnenden reichen Kaufleute hat sich seit zweihundert Jahren nicht die geringste Änderung vollzogen. Und doch muß man bedauern, daß diese kleine altrussische Insel von Jahr zu Jahr kleiner wird, denn gute, liebenswürdige, treuherzige Menschen sind diese Altrussen — sie sind es, bei denen die berühmte russische Gastfreundschaft jeden Fremden sich rasch heimisch fühlen läßt, und mit Vergnügen denkt man noch nach Jahren an die Abende zurück, die man da beim dampfenden Samovar im traulichen Familienkreise verlebt ...

Wir können von Moskau nicht scheiden, ohne seiner schönen Umgebung gedacht zu haben, in welcher namentlich die zahlreichen alten Adelsschlösser viele Besucher anlocken. Die vorzüglichsten sind das Schloß Ostankino, wo der excentrische Graf Scheremetjeff, als ihn Kaiser Paul besuchte, in einem Wald alle Bäume ansägen und dann auf ein Zeichen umstürzen ließ, damit die Aussicht frei werde — und die Ruine des Schlosses Zarizyno, welches Graf Patjómkin für die Kaiserin Katharina zu bauen begann, das aber nie vollendet wurde, weil Katharina beim Anblick des düstern Gebäudes sofort umkehrte mit den Worten: „Ihr habt mir kein Schloß, sondern ein Grab gebaut!“ (Siehe Seite 88.)

Die größte Sehenswürdigkeit in Moskaus Umgegend ist aber das an der Moskau-Jaroslawer Bahn im Sergijewski Possad gelegene Tróitzky-Kloster, welches im Jahre 1337 der heilige Sergius gründete.

Nichts vermag die hohe Bedeutung der Geistlichkeit für die Entwicklung Rußlands uns so klar zu machen wie die Geschichte des Tróitzky-Klosters. Hier liegt der Grundstein der heutigen russischen Macht, das Bündnis, welches hier in schwerer Zeit zwischen Zarentum und Kirche geschlossen wurde, hat Jahrhunderte überdauert, und Hand in Hand mit einander haben die beiden Gewalten an dem Riesenwerk der Einigung und der Befreiung Rußlands gearbeitet, den Boden für die Reformen Peter des Großen vorbereitet. Die Tatarenhorden Mamais wälzten sich gegen Rußland und dieses hatte nur die Wahl zwischen Unterwerfung oder Kampf auf Tod und Leben. Der Großfürst Dimitri Donskoi, eine der vielen Heldengestalten der russischen Vorzeit, wählte den Kampf. Bevor er aber ins Feld zog, begab er sich in das Tróitzky-Kloster zu dem hochverehrten Sergius. Der heilige Mann segnete ihn, prophezeite ihm den Sieg über die Tataren und gab ihm auch zwei seiner Mönche, zwei gewaltige Streiter, als Begleiter mit. Die Prophezeiung ging in Erfüllung. Auf dem Felde von Kulikowo kam es zur Schlacht. Wie im Jahre 1813, als der Preußenkönig sein Volk gegen den fremden Unterdrücker aufrief, alt und jung begeistert die Waffen ergriff, so war aus den fernsten Gauen Rußlands alles was Waffen tragen konnte zu des Großfürsten Fahnen geeilt und über 150 000 Mann, ein Heer, wie es noch nie ein russischer Großfürst befehligt, stand den Tataren gegenüber. Das Tatarenheer war noch viel zahlreicher, aber der Begeisterung der für ihr Vaterland und ihren Glauben kämpfenden Russen vermochte es nicht Stand zu halten. In erbittertem Kampf wurde das Tatarenheer vernichtet. Dieser Sieg, den er vorausgesagt, vermehrte noch das Ansehen, welches der heilige Sergius bereits genoß, und die Verehrung, die ihm das Volk entgegenbrachte, ging nach seinem Tode auf das von ihm gestiftete Kloster über, welches die von seinem Stifter überkommenen Traditionen treu bewahrte. Es blieb der unüberwindliche Damm, an dem sich alle Sturmfluten brachen, die über Rußland dahin brausten. Moskau und der Kreml fielen im Jahre 1610 in die Hände der Polen, aber das in eine Festung umgewandelte Tróitzky-Kloster widerstand 15 Monate lang dem 30 000 Mann starken Belagerungsheer, von seinen Mönchen und der Bevölkerung der Umgegend heldenmütig verteidigt. Und als dann Minin und Posharsky das Volk zu den Waffen riefen, da waren wieder Mönche aus dem Tróitzky-Kloster die eifrigsten Agitatoren, die das Land durchzogen und überall Begeisterung für die Sache des Vaterlandes erweckten. Später fanden Peter und sein Bruder Iwan in dem Kloster Schutz vor den aufrührerischen Strelzi, und als Peter die Vernichtung der Strelzi vorbereitete, war das feste Tróitzky-Kloster sein Hauptquartier, wo er seine Getreuen um sich sammelte.

Für solche Dienste haben Zaren und Volk sich nicht undankbar erwiesen. Sie lohnten dem Kloster nicht nur durch ihre Verehrung, sondern auch durch zahllose Opfergaben. Kein Kloster der Welt kann sich gleichen Reichtums rühmen wie das Tröitzky-Kloster. Sein Schatz soll einen Wert von fast 2000 Millionen Mark repräsentieren. Seit vierhundert Jahren hat ja kein Zar, keine Zarin, kein Angehöriger eines vornehmen Geschlechtes es verabsäumt, hierher zu pilgern und ein Geschenk zu hinterlassen. Die Heiligenbilder, die Meßgewänder, die Kirchengeräte, die Schmucksachen aller Art, welche die Schatzkammer enthält, bilden das großartigste Museum der russischen Kunst.

Die ungeheuren Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen, über welche die Geistlichkeit verfügt, sind für den Staat finanzielle Reserven, wie sie kein anderes Land aufzuweisen hat. Bei dem Patriotismus und der Opferwilligkeit, welche die russische Geistlichkeit von jeher auszeichnete, würde im Falle der Not der Staat hier eine fast unerschöpfliche Hilfsquelle finden, die ihm bereitwillig zur Verfügung gestellt würde.

Das Tröitzky-Kloster hat den Umfang einer kleinen Stadt. Außer den Wohnungen der Mönche und den eigentlichen Klosterräumen, in denen sich das Refektorium und die 9000 Bände zählende wertvolle Bibliothek befinden, enthält es einen kaiserlichen Palast, das Haus des Archimandriten, 12 Kirchen und Kapellen, ein Frauenhospiz und zwei große Gasthäuser. In den Speisesälen unter der Bibliothek werden jährlich 20 000 Pilger unentgeltlich gespeist, in der Klosterschule 300 arme Kinder unentgeltlich unterrichtet. Hunderte von Bettlern lagern vor dem Thor der Tröitzky-Kirche, alle von der Mildthätigkeit der Pilger und der Mönche lebend. In den Höfen und Gärten herrscht stets ein reges Leben und Treiben, namentlich aber zur Zeit der großen Messen. Die Zahl der Menschen, welche jährlich hierher kommen, wird auf Hunderttausende geschätzt.

An Sehenswürdigkeiten ist hier kein Mangel. Da ist der 88 Meter hohe Turm mit dem größten Glockenspiel der Welt, in dem sich eine 70 000 Kilogramm schwere Glocke befindet — die Kapelle über dem „Heiligen Brunnen", aus dem kein Pilger zu trinken unterläßt — der Obelisk, auf dem die wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte des Klosters verzeichnet sind — und endlich die prachtvolle Uspensky-Kathedrale. An der Außenmauer derselben befindet sich ein von Gras und Unkraut umwuchertes, verfallenes Grabdenkmal (siehe Seite 84). Tausende gehen hier vorüber und beachten es vielleicht gar nicht, und doch ruhen hier die Gebeine eines Mannes, dem einst ganz Rußland zu Füßen lag: Boris Godunoff hat hier die letzte Ruhestätte gefunden. Die Geschichte hat über ihn ihr endgiltiges Urteil noch nicht gefällt, die Ansichten schwanken noch, aber mag nun der junge Zarewitsch Dimitri in Uglitsch durch von Boris gedungene Mörder umgebracht worden sein, oder mag er, wie andere berichten, von der fallenden Sucht ergriffen, selbst Hand an sein Leben gelegt haben — gleichviel, das Schicksal, welches Boris und sein Haus getroffen hat, mahnt doch gar zu lebhaft an das rächende Walten der Nemesis. Nach einer zwar kurzen, aber doch ruhmvollen und für sein Land segensreichen Regierung stirbt er plötzlich auf dem Feldzuge gegen den ersten falschen Dimitri, der ihm die Krone streitig macht. Unter der Polenherrschaft werden seine Gebeine aus der Fürstengruft hervorgeholt und auf der Neglinnaja auf der Stelle verscharrt, wo man die Selbstmörder zu begraben pflegt. Erst nach Jahren finden sie ein Grab und Denkmal im Tröitzky-Kloster. Doch welch ein Unterschied zwischen diesem Grabe und dem eines andern Mannes, dessen sterbliche Überreste die Tröitzky-Kirche umschließt! Dort der mit Edelsteinen übersäte vergoldete Silbersarg des Lieblings des Volkes, des heiligen Sergius — hier die verwitterten grauen Steinplatten mit dem verrosteten eisernen Kreuz über dem Grabe des Mannes, auf dem zum mindesten der Verdacht des Mordes ruht . . .

Zwei Worte nur künden uns, an wessen Grab wir stehen: Usypálnjitza Godunówich — Grabstätte der Godunoffs.





Russisches Landleben.

Als im Jahre 988 der russische Großfürst Wladjimir von seinem siegreichen Zuge gegen Konstantinopel als Christ nach Kijew heimkehrte, erklärte er, wie uns der Chronist Nestor erzählt, „daß alle Einwohner, reiche und arme, am Ufer des Dnjepr sich versammeln sollten, um die Taufe zu empfangen; wenn jemand nicht erscheine, so sei er sein Feind. Die Kijewer widersprachen nicht und urteilten, wenn der neue Glaube nicht gut wäre, so würden ihn Fürsten und Bojaren nicht annehmen. An dem bestimmten Tage strömte eine zahllose Menge Volkes beiderlei Geschlechtes an die Ufer des Dnjepr, und als Wladjimir mit seiner Gemahlin und den Geistlichen erschien, stürzte sich das ganze Volk in das Wasser, die einen bis an die Brust, die anderen bis an den Hals; die Erwachsenen hielten die Kinder empor. Das Mysterium der heiligen Taufe wurde vollzogen."

Daß die Russen den neuen Glauben auf Befehl ihres Herrschers ohne den geringsten Widerstand annahmen, verdient als charakteristisch für das Volk hervorgehoben zu werden, denn dieses Ereignis hat nicht seinesgleichen in der Geschichte und läßt bei näherer Betrachtung seiner Ursachen deutlich erkennen, daß bei den Russen im Durchschnitt die individuelle Bedeutung nicht so grell in den Vordergrund tritt, wie dies bei den Völkern germanischer Rasse der Fall ist. Daraus erklärt sich auch der so ungemein friedfertige Charakter der Russen, sowie manche rätselhafte Erscheinungen ihrer Geschichte. Der Russe bedarf des Zusammenhanges

mit der Masse, um sich stark zu fühlen; vereinzelt, auf sich selbst angewiesen, ist er ein hilfloses Wesen. Darum hat das Gemeindeleben in Rußland eine ganz andere Bedeutung als bei uns, wo nie oder höchst selten bei wichtigen Beratungen ein Beschluß zustande kommen würde, wenn er einstimmig gefaßt werden müßte, wie das in Rußland überall der Fall ist. Früher hat diese Voraussetzung nur als ein durch uraltes Herkommen geheiligtes Gewohnheitsrecht gegolten; in neuerer Zeit hat die moskowitische Schule dieses Gewohnheitsrecht wissenschaftlich zu begründen und als den einzig richtigen Weg zum Volksheil darzustellen versucht. So sagt z. B. Aksákoff in seiner Abhandlung über das altrussische Gemeinwesen:

„Einigkeit im sozialen Leben läßt sich nur auf Grundlage freier, gegenseitiger Übereinstimmung voraussetzen. Die rohe Gewalt, der äußere Zwang, welcher ebenso wenig die freie Meinungsäußerung wie die innere Überzeugung gelten läßt, ist etwas Herabwürdigendes für die menschliche Gesellschaft. Diese kann zur Erzielung der Einheit im Handeln nur ein Mittel anwenden, nämlich das der freien Beratung, wobei die verschiedenen Überzeugungen zum gemeinsamen Gedanken und aus diesem zur gemeinsamen That führen. Eine solche Volksverfassung ist eine Schöpfung des menschlichen Geistes und deshalb auch als Verdienst denjenigen Völkern anzurechnen, die danach leben. Da nun die slavischen Völker seit uralter Zeit diese Bedingungen des sozialen oder volkstümlichen Lebens erfüllt haben, so erscheinen sie schon deshalb auf einer hohen Stufe menschlichen Fortschritts, selbst wenn wir zugeben müssen, daß dieses erhabene Prinzip mehr oder minder das Gepräge der Roheit vergangener Zeiten trägt. So erscheint denn auch das russische Volk, so lange es sich nur in diesen sozialen Lebensformen bewegt, nicht als ein Staatsvolk, welches nach einer äußern, zwingenden Ordnung strebt. Der deutlichste Beweis dafür liegt in dem Umstand, daß das Gemeinwesen bei der Beratung irgend einer Angelegenheit die Einstimmigkeit als den einzig wahren Weg erfordert, denn wo in der Gemeinde bei einer Frage über gemeinsame Angelegenheiten die Ansichten geteilt sind, da hört auch das Gemeinwesen auf, eben weil der allgemeine Wille gebrochen erscheint. Eine entgegengesetzte Richtung verfolgt das Staatsprinzip, welches, wie jede äußere Macht, nur auf Gewalt sich gründet. Die Richtung findet ihren Ausdruck in der Majorität und Minorität. Es steht danach die Wahrheit auf der Seite derjenigen, welche an Zahl überwiegen, das heißt mit anderen Worten: die Mehrzahl hat recht. Allein hier zeigt sich schon offen die äußere Gewalt, denn die Menge siegt durch ihre Kopfzahl und drängt dann ihre einseitige Meinung der Minderzahl zwangsweise auf. Die Majorität ist somit nichts anderes als eine veredelte äußere Gewalt. Eine Entscheidung in dieser Form konnte die innere Wahrheit, die Freiheit des slavischen Gemeinwesens nicht gestatten, und so blieb denn auch die Einstimmigkeit bei Beschlüssen ein charakteristischer Zug unseres Gemeinwesens. Wir wollen es zwar nicht bestreiten, daß vom Standpunkt des streng durchgeführten Staatswesens das Prinzip der Einstimmigkeit sich als ganz unpraktisch erweist, allein ebenso verhält es sich mit der Bruderliebe, der Selbstaufopferung, welche wie jede Tugend und die ganze moralische Seite des Menschen überhaupt sich gleichfalls als unpraktisch erweisen."

Aksákoff verwechselt hier das Moralisch-Innerliche mit dem Juristisch-Äußerlichen. Jenes setzt der Staat im Volke voraus; er kann die Tugend fördern, pflegen, schützen, aber nicht schaffen. Gewisse Tugenden können sich erst im Staate entwickeln.

Die altertümliche Einstimmigkeit bei Gemeindebeschlüssen ist allerdings für das russische Volk höchst charakteristisch, hat aber, genauer betrachtet, eine ganz andere Bedeutung, als die Moskowiter ihr beilegen. Sie beweist nämlich keineswegs, daß die Gemeindemitglieder wirklich immer einig sind, sondern nur, daß sie es immer sein müssen, wenn ein Beschluß zustande kommen soll, weil jede Opposition einzelner der Menge gegenüber gefährlich wäre. Es ließe sich dies leicht durch eine lange Reihe von Beispielen aus dem Leben veranschaulichen, aber ein einziges, von welchem erst vor kurzem die offiziellen russischen Zeitungen berichteten, wird dieselben Dienste thun.

Ein kaiserlicher Kommissär hat verschiedene Dörfer zu besuchen, in welchen bedenkliche Unruhen ausgebrochen sind. Er ist ein durch sein Wohlwollen und Rechtsgefühl bekannter Mann und es gelingt ihm bald, das Vertrauen der Bauern zu gewinnen. Da kommt nun zuerst ein gebeugter Greis zu ihm mit der Klage, daß man seinen Sohn, seine einzige Stütze, nach Sibirien geschickt habe, ohne ihn doch eines Verbrechens zeihen zu können. Dann erscheint noch eine Menge anderer Bauern, deren jeder über erlittene schwere Unbill zu

klagen hat. Jeder bestätigt die Richtigkeit der Klage des andern. Sie werden alle freundlich angehört, machen alle einen guten Eindruck und sind alle einig darin, daß der Starosta (Vorsteher der Gemeinde) schuld an ihrem Unglück sei. Nun wird dieser ins Verhör genommen und zeigt sich als ein Mann, der seine Würde zu behaupten weiß. Nach seiner Darstellung der Sachlage hat er nur nach Recht und Pflicht gehandelt. Es sind ihm Klagen zu Ohren gekommen über einen jungen Mann und er hat die Gemeinde zusammenberufen, um über den Fall zu entscheiden. Die Gemeinde hat einstimmig beschlossen, den jungen Mann auszustoßen und zu beantragen, daß er nach Sibirien geschickt werde. Der Vater des jungen Mannes hat natürlich mitgestimmt, denn wenn seine Stimme gefehlt hätte, so wäre der Beschluß nicht zustande gekommen. Nun beklagt er sich über ein Urteil, das er selbst mit herbeigeführt! Der kaiserliche Kommissär nimmt den unglücklichen Greis beiseite und sagt: „Wie kann ich Dir helfen, wenn Du selbst gegen Deinen Sohn gestimmt hast?“ — „Ich selbst wäre verloren gewesen, wenn ich anders gehandelt hätte,“ jammerte der gebeugte Vater. „Der Starosta ist ein gewaltthätiger Mann, der keinen Widerspruch duldet, und wenn er etwas durchsetzen will, so muß die Gemeinde es einstimmig beschließen.“

Wie mit diesem unglücklichen Vater erging es dem Kommissär auch mit den übrigen Leidklagenden, welche bei ihm Hilfe suchten: die hatten alle mitgestimmt gegen sich selbst! Wie war ihnen zu helfen? Gesetzt, es wäre dem Einfluß des Kommissärs gelungen, durch kaiserliche Gnade dem armen Verbannten die Rückkehr aus Sibirien zu ermöglichen, so hätte er doch niemals wieder Gemeindemitglied in seinem heimatlichen Dorfe werden können, denn wer einmal ausgestoßen ist, der wird nicht wieder aufgenommen. Das ist ebenso uralt geheiligtes Herkommen wie die Einstimmigkeit bei den Beschlüssen, mit welchen das Haupt der Gemeinde wie ein Leithammel voranspringt.

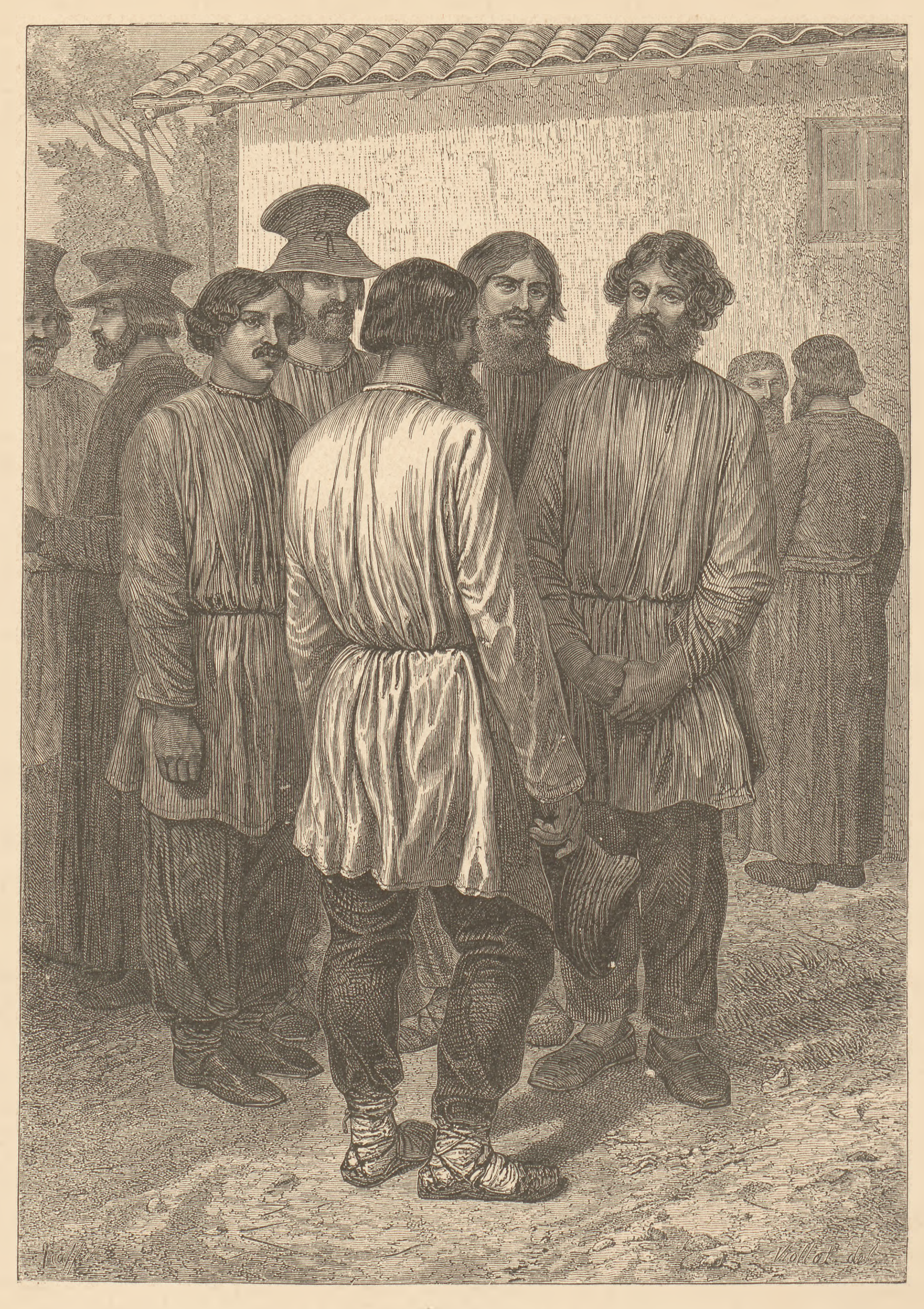
Selbst die als Soldaten ausgehobenen Bauern verlieren ihr Gemeinderecht. Das galt als unumstößliche Regel zur Zeit der Leibeigenschaft, und es ist seitdem nicht anders geworden. Soldat zu werden, galt früher bei dem russischen Landvolk für ein großes Unglück, und man fand es ganz natürlich, daß viele junge Leute Selbstverstümmelungen vornahmen, um zum Heeresdienst untauglich befunden zu werden.

Zur Zeit der Leibeigenschaft hatten die Gutsbesitzer eine vorgeschriebene Anzahl Rekruten zu stellen und es war Regel, daß sie nicht gerade die besten Elemente dazu auslasen. Seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ist der Soldatenstand bedeutend an Ansehen gestiegen und es wird demnach der Eintritt in das Heer nicht mehr als ein so großes Unglück betrachtet wie früher.

Den Gemeindegeist, in dem der russische Bauer erwachsen ist, überträgt er auf alle Verhältnisse, in welche das Schicksal ihn führt. Bekanntlich ruht die russische Gemeinde auf kommunistischer Grundlage. Aller Besitz an Grund und Boden ist gleichmäßig verteilt, so daß kein Glied der Gemeinde mehr Land hat als das andere. Da sich aber die Kopfzahl durch die mündig gewordenen Söhne vermehrt, so wird demgemäß von Zeit zu Zeit eine neue Teilung vorgenommen. Dieses System bringt es mit sich, daß zwar niemand Hungers sterben, dagegen die ganze Gemeinde nie zu rechtem Gedeihen kommen kann, denn selbst abgesehen von der Thatsache, daß die Russen überhaupt schlechte Landwirte sind, nimmt der einzelne an seinem so häufig wechselnden Anteil am Gemeindeeigentum kein so tiefes Interesse, als es der Fall sein würde, wenn er ein dauernd abgeschlossenes, durch wachsenden Wohlstand vermehrbares Grundeigentum zu bewirtschaften hätte. Nun ist bei dieser Gleichteilung des Grundbesitzes in der ländlichen Gemeinde freilich nicht ausgeschlossen, daß der Bauer auch außerhalb der Gemeinde etwas vor sich bringen kann, wenn er z. B. während der Wintermonate in die Stadt geht, um als Kutscher, Arbeiter, Händler u. s. w. Geld zu verdienen, aber solche Nebenbeschäftigungen tragen zur Hebung der Bodenkultur nichts bei, welche eben in dem altertümlichen Gemeinwesen ihr größtes Hemmnis findet, weil dabei verbesserte Arbeitsmethoden mit Anwendung von kostspieligen Werkzeugen nicht aufkommen können.

So wenig vorteilhaft sich daher der Geist des Gemeinwesens für den materiellen Aufschwung des Bauernstandes erweist, so hat doch sicher noch nie ein Bauer daran gedacht, sich von den Fesseln, die er ihm auferlegt, zu befreien; er beherrscht ihn überall, wohin er seine Schritte lenkt.

Wenn der Bauer Soldat wird oder Handwerker oder Kaufmann in der Stadt, kurz, wenn er freiwillig oder gezwungen das Heimatsdorf verläßt, so erlöschen damit alle seine Rechte und er kann nie wieder



Russische Bauern.

in die verlassene Gemeinde eintreten. Dagegen findet er in seinem neuen Berufskreise sofort eine Genossenschaft (russisch: Artéll, am besten zu übersetzen durch „bewegliche Gemeinde"), welche ihm Ersatz für die verlorenen heimatlichen Gemeindevorteile bietet. So bildet z. B. im Militär jede Compagnie einen solchen Artéll für sich, an dessen Spitze ein Artéllschtschik steht, der hier dasselbe bedeutet, was der Starosta in der Landgemeinde. Kein Soldat der Compagnie besitzt Eigentum für sich; was jeder einzelne an Löhnung erhält oder durch Nebenarbeit verdient oder im Kriege erbeutet, das liefert er sofort dem Artéllschtschik ab, der alles zu verwalten hat, was allen gemeinsam gehört.



Frühlingstag auf dem Lande.



Will ein Bauernsohn sich einem Handwerk widmen, so tritt er seine Wanderung nach der Stadt an ohne einen Heller in der Tasche zu haben, aber vollkommen überzeugt, daß er sofort Unterkommen und Lohn in irgend einer Genossenschaft finden wird. Unterwegs läßt ihn die russische Gastfreundschaft nicht umkommen. In der Stadt angelangt, sucht er sofort den gostjinny dwor auf, wo alle Handelszweige und Handwerke nach besonderen Reihen geordnet sind. Da ist z. B. eine Reihe der Schneider, der Schuhmacher u. s. w., deren jede eine besondere Genossenschaft für sich bildet, ähnlich wie auch bei uns im Mittelalter die Handwerksgenossenschaften sich in besonderen Straßen zusammenfanden, was in Nürnberg die Namen der Straßen noch heute bezeugen. Will nun der junge Bauer Schneider oder sonst etwas werden, so findet er ohne Schwierigkeit Aufnahme in die betreffende Genossenschaft, nicht als Lehrling, nicht als Gesell — diese Abstufungen kennt der Russe nicht — sondern als Arbeiter. Seine geübteren Mitarbeiter unterweisen ihn entgegenkommend in den nötigsten Handgriffen und nach dem Maße seiner Anstelligkeit und Ausdauer findet er Beschäftigung und Lohn. Hat er es in einem Fache zu etwas gebracht und seinen Beruf liebgewonnen, so strebt er im Laufe der Jahre danach, bei einem deutschen Meister ein Unterkommen zu finden, um diesem noch die letzten Geheimnisse der Kunst abzulauschen.

Der gewöhnliche Russe entschließt sich zu solchem Schritte nur ungern, da das geregelte deutsche Handwerkerleben seiner ganzen Natur zuwider ist; die höher strebenden Geister aber, denen die Gleichförmigkeit des Genossenschaftslebens nicht genügt und die etwas für sich bedeuten wollen, bringen das schwere Opfer, ein paar Jahre dem deutschen Zwange sich zu fügen, um später auf eigene Faust ihr Glück zu versuchen. Diese Erscheinungen gehören jedoch zu den Ausnahmen. Der Regel nach kann der Russe ohne Genossenschaft nicht leben. Das Bedürfnis dazu ist ihm zur zweiten Natur geworden und äußert sich bei jeder Gelegenheit in auffallender Weise. Wenn z. B. in einem Herrschaftshause Gesellschaft ist und die Bedienten in den Vorzimmern zusammen kommen, bilden sie unverzüglich ein Artéll, wählen einen Vorstand und Ausschuß, dem die Bewachung der Pelze, Mäntel u. s. w. anvertraut wird und dem es zugleich obliegt, die anderen, welche sich in die benachbarten Wirtshäuser zerstreuen, zu benachrichtigen, wenn ihre Herrschaft nach ihnen verlangt.

Das Prinzip des Artélls, der beweglichen Gemeinde, beherrscht das ganze russische Leben, soweit es nicht durch Regierungs- und Polizeimaßregeln beschränkt wird. Was Wunder, daß ein solches Volk die Bureaukratie nach deutschem Zuschnitt unerträglich findet, sich bei jeder Gelegenheit dagegen auflehnt und sich niemals ein Gewissen daraus macht, ihre Vorschriften zu umgehen.

Es geht aus dem Gesagten hoffentlich zur Genüge hervor, daß der Deutsche ein mehr individuelles Gepräge, mehr die Fähigkeit hat, auf eigenen Füßen zu stehen, für sich zu denken und zu handeln, während der Russe überall der Anlehnung bedarf und infolge dessen sich auch leichter den Beschränkungen unterwirft, welche das Genossenschaftsleben mit sich bringt. So erklärt sich der innere Zusammenhang des über so endlose Flächen zerstreuten russischen Volkes, so erklärt sich das charakteristische seiner Geschichte, seine nationalen Großthaten, seine rücksichtslose Opferfähigkeit, wodurch das Land mehr als einmal gerettet wurde, aber auch sein Zurückbleiben hinter anderen Völkern überall, wo das Große sich nicht durch Zusammenhang der Massen, sondern durch individuelles Hervorragen offenbart.

Das russische Bedürfnis des Zusammenlebens spricht sich schon in den ländlichen Wohnungen aus. Die Dörfer, gewöhnlich zu beiden Seiten der Landstraße sich hinziehend, bestehen aus dicht zusammengebauten Holzhäusern, deren Höfe und Gärten nicht wie bei uns durch Zäune und lebendige Hecken getrennt werden. Wie sehr, im Gegensatz dazu, der Deutsche nach Vereinzelung strebt, Haus, Hof und Garten für sich haben will, wie schwer die Glieder einer Gemeinde unter einen Hut zu bringen sind, und wie sehr die Schwierigkeiten der Einigung wachsen nach Maßgabe der größeren Dimensionen, das lehrt unsere ganze Geschichte von der Zeit des Tacitus bis auf unsere Tage.

Die moskowitische Schule hat nicht unterlassen, diesen grellen Gegensatz zwischen dem russischen Volkscharakter und dem der westeuropäischen Völker für ihr System auszunützen, und man kann nicht bestreiten, daß sie es mit viel Geschick gethan hat. Der gemeinsame Gemeindebesitz wurde das komplementäre Seitenstück der zur Giltigkeit von Gemeindebeschlüssen erforderlichen Einstimmigkeit. Man wies auf seine sittlich-religiöse Bedeutung hin, auf die Selbstlosigkeit, auf die opferwillige Nächstenliebe, die allein das russische Zusammenleben ermög-

lichten. Welch ein krasser Egoismus kennzeichnet dagegen die westeuropäische Gesellschaft — hier die Befriedigung des Einzelindividuums durch volle Sicherung seiner Existenz, dort der Kampf aller gegen alle, der Kampf der Besitzlosen, der „Enterbten“ gegen die Besitzenden! Stolz konnte man verkünden, daß es in Rußland kein Proletariat giebt, daß dort nicht wie im Westen Tausenden im Kampf ums Dasein das Schreckgespenst des Hungertodes erscheinen kann, denn auch der Bauer, der in der Stadt als Händler oder Handwerker sein Glück versuchte, fand, wenn es ihm nicht günstig war, jederzeit einen festen Rückhalt an seiner Dorfgemeinde. Kann man da noch lange im Zweifel sein, welchen Zuständen man den Vorzug geben, welche man als die besseren anerkennen soll? Und ist dies nicht auch die Lösung der großen sozialen Frage, welche seit Jahrtausenden die edelsten Geister in Anspruch nahm? Gewiß, der arme, wenig beachtete russische Bauer ist berufen, der Messias der Armen und Elenden auf dem ganzen Erdenrund zu werden, die Prinzipien, auf denen seine Gemeindeverfassung beruht, müssen die Runde über den Erdball machen, sie müssen das Muster sein, nach dem sich eine neue Weltordnung aufbaut, die keinen Egoismus und keine Besitzlosen mehr kennt, ebenso wie jetzt schon kein Russe völlig besitzlos in der Welt dastehen kann.

So deduzierte man und nahm für Rußland den Beruf der Weltreform auf sittlich-religiöser Grundlage in Anspruch. Man verglich den Bauernstaat Rußland mit Ilja Muromez, einem der populärsten Helden der russischen Sage. Der hatte dreiunddreißig Jahre auf der Ofenbank gelegen, immer über einen großen Gedanken nachsinnend, bis endlich für ihn der Augenblick zum Handeln kam — als er sich endlich erhob, erbebte die Erde unter seinen Füßen. In gleicher Weise habe auch Rußland Jahrhunderte lang in Unthätigkeit verharrt, zu großen Thaten sich vorbereitend, bis nun der Augenblick gekommen, in dem es seine schlummernden Kräfte entfalten kann.

Daß der Bauer kein Interesse an der Verbesserung seines Grundstückes und an der Steigerung seiner Ertragsfähigkeit haben könne, wenn es voraussichtlich bei der nächsten Bodenverteilung einem andern zufallen muß, wenn ein anderer und nicht er die Früchte seiner Arbeit ernten soll, das war die Achillesferse des ganzen Systems, aber auch dafür wußte man Rat. Man erkannte den Übelstand an, erklärte aber diese Frage für keine brennende. Rußlands Boden sei so fruchtbar, daß er auch ohne gesteigerte Bodenkultur noch für hundert Jahre und darüber hinaus der Bevölkerung eine reichliche Ernährung sichere. In der Zwischenzeit werde man schon Mittel und Wege finden, um auch die jetzigen Übelstände zu beseitigen, ohne von der Bahn der bisherigen Entwicklung abzuweichen.

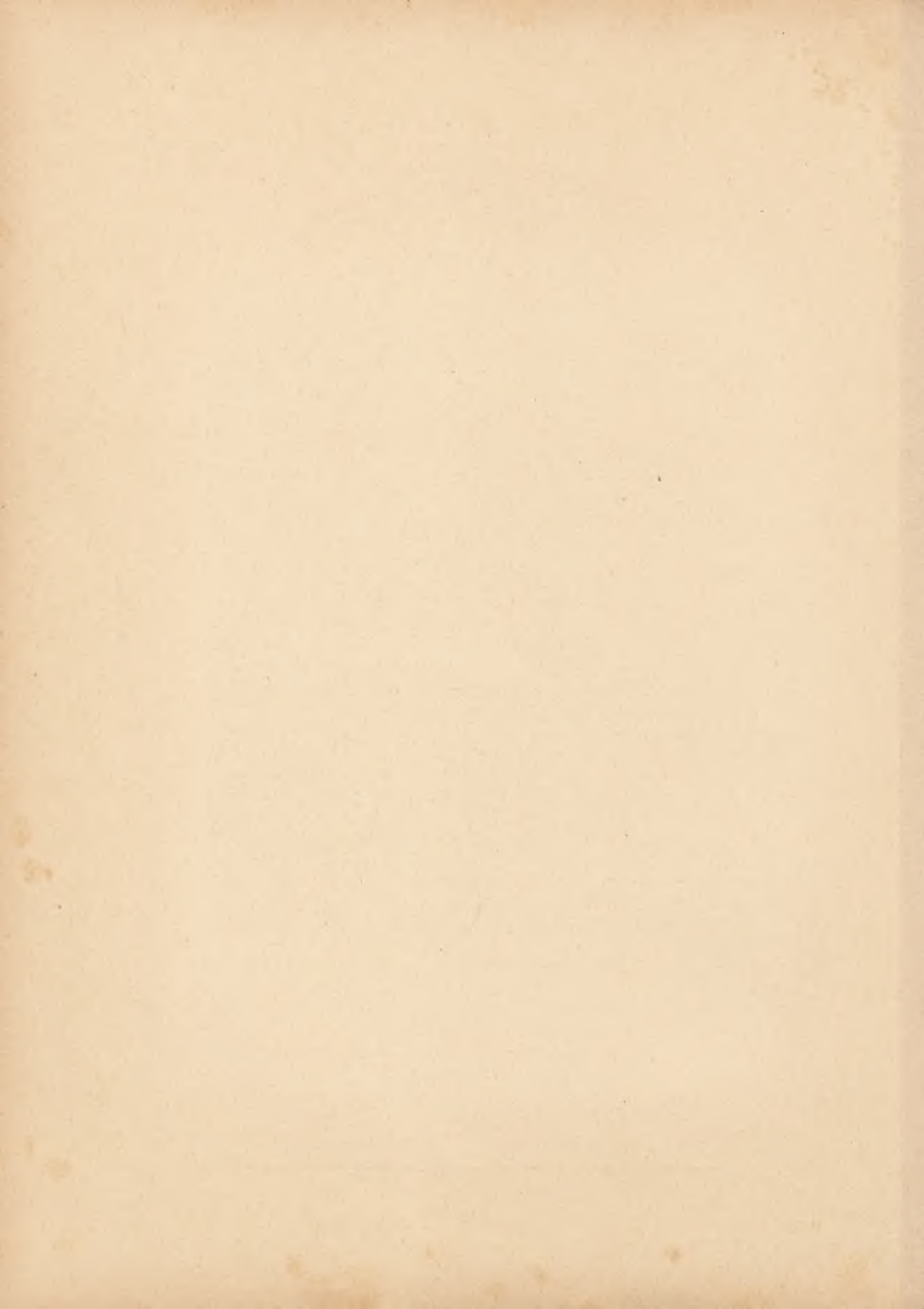
Mag man nun darüber wie immer urteilen, Thatsache ist, daß die bedeutenden Fortschritte, welche viele große Adelsgüter unter rationeller Bewirtschaftung aufweisen, die Masse der Bauern nicht veranlaßt haben, das Beispiel ihrer früheren Herren nachzuahmen und auf Verbesserung ihrer Grundstücke bedacht zu sein. Nach wie vor baut der russische Bauer nur die Getreide- und Gemüsearten, die schon seine Großväter gebaut, und bearbeitet den Boden in derselben Weise wie jene. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß der russische Bauer keinen Drang nach Verbesserung seiner Lage habe — im Gegenteil! — aber er sucht dieselbe nicht durch Landwirtschaft zu erreichen. Er weiß doch, daß er mit derselben stets von der Willkür anderer abhing, als Leibeigener von der seines Herrn, der ihm jeden Augenblick das verbesserte Grundstück abnehmen und ihn auf ein anderes versetzen konnte, jetzt von der Gemeinde, die es ihm in bestimmten Zeiträumen, bei der neuen Verteilung, abnimmt. Was er aber durch Handel und Industrie erwirbt, das ist sein volles Eigentum, das ihm niemand nehmen kann. Auch zur Zeit der Leibeigenschaft durfte sich der Herr nicht an dem Viehstand, dem Ackergerät, der Hauseinrichtung des Bauern vergreifen. So treibt denn der Bauer alles lieber als den Ackerbau; er errichtet eine Lávka (Krämerladen), in der er Branntwein, Stricke, Nägel, Bastschuhe und dergleichen verkauft, er ist Hausierer, Fischer, Kohlenbrenner, Fuhrmann, im Winter Iswóstschik in der Stadt — alles, nur kein Landwirt.

Viel schlimmer noch als alles das und ein weit größeres Hindernis für das Gedeihen der Landwirtschaft ist der unstete Sinn der Russen. Besonders in der ersten Zeit nach der Aufhebung der Leibeigenschaft machte sich dieser in verderblicher Weise geltend. Der Nomade regte sich in dem Bauer, die alte Wanderlust, die er, an die Scholle gefesselt, so lange nicht befriedigen konnte, erwachte wieder. Auf ein vages Gerücht hin, daß in irgend einer fernen Gegend der Boden viel ertragfähiger sei und daß die Regierung dort neuen





Bilder aus dem russischen Landleben.





Auf einem Waldweg.

Ansiedlern unentgeltlich Land überlasse, brachen oft Dutzende von Familien auf, heimlich, bei Nacht und Nebel, um von den anderen nicht am Abzug gehindert zu werden. Was in ihren Häusern nicht niet- und nagelfest war, wurde mitgenommen; für ihre Grundstücke und die auf ihnen stehenden Früchte erhielten die Fortziehenden allerdings nichts, denn das Ackerland war Gesamteigentum und fiel nun an die Gemeinde zurück, aber sie sollten ja in der neuen Heimat, nach der sie zogen, viel besseres Land finden. Ganze Dörfer standen oft leer. Die Einwohner waren fortgezogen, einem Phantom nach. Wenn sie, oft nach wochenlanger Wanderschaft, ihr Ziel erreichten, fanden sie sich getäuscht, denn die Regierung dachte nicht daran, unentgeltlich Land zu verteilen, die Gegend war zwar fruchtbar, aber auch gut bevölkert. Was nun thun? Viele hatten auf der

langen Wanderschaft alle ihre Vorräte verzehrt, das mitgenommene Vieh, das den Strapazen zu erliegen drohte, hatte vielleicht geschlachtet werden müssen, die abgemagerten Pferde waren kaum noch imstande, die mit allerlei Hausgerät beladenen Wagen weiter zu ziehen — das Elend war grenzenlos.

Auch heute kommen solche Wanderungen noch zuweilen vor, trotzdem die Regierungsorgane alles Mögliche aufbieten, die Heimatmüden von der Ausführung ihres tollen Vorhabens abzuhalten.

Dies alles wirkt zusammen, die Früchte der Saat, welche Kaiser Alexander II. durch seinen hochherzigen Erlaß ausgestreut, jetzt noch nicht reifen zu lassen. Der Bauer vergötterte den Kaiser, den „Befreier", der ihm die Menschenwürde wiedergegeben, er schloß ihn in sein Gebet ein, er warf sich vor ihm in den Staub der Straße nieder, wenn er ihm begegnete, und rief ihm laute Segenswünsche nach, aber von der ihm geschenkten Freiheit machte er nicht den Gebrauch, den der Kaiser wohl erwartet. Trotzdem haben die Verhältnisse sich nicht so ungünstig entwickelt als man eine Zeit lang befürchten mußte. Die Gefahr lag nahe, daß der Bauer von der ihm geschenkten Freiheit denselben unsinnigen Gebrauch machen würde, der seinerzeit die Entziehung oder wenigstens Beschränkung derselben als dringende Notwendigkeit erscheinen ließ. So paradox dies klingen mag, so war nämlich jenes Dekret des Reichsverwesers Boris Godunoff, welches den Bauer im Jahre 1593 „für ewige Zeit" an die Scholle bannte, auf der er sich nach den in demselben Jahre ausgefertigten Revisionsbüchern befand, ein Glück für Rußland, trotzdem dieses Dekret die Grundlage wurde, auf der sich später das Hörigkeitsverhältnis der Bauern entwickelte. Bis zum Jahre 1593 waren die russischen Bauern Nomaden, die, sobald ihnen ihr bisheriger Wohnsitz nicht mehr behagte, mit ihrem Vieh und Ackergerät fortzogen, um in einer andern Gegend von einem der großen Grundbesitzer Ackerland in Pacht zu übernehmen. Dieses Nomadenleben der Bauern hatte zur Folge, daß in einzelnen Gegenden der Mangel an Arbeitskräften immer fühlbarer wurde, ja daß große Strecken völlig verödeten, die Äcker nicht bestellt wurden, die Grundbesitzer ihre Steuern nicht zahlen konnten. Die Fürsten und Bojaren, welche in den dünn bevölkerten Landstrichen an der Wolga viel Grundbesitz erworben hatten, lockten die Bauern aus dem Innern des Reiches an sich, denen die dortigen kleineren Grundbesitzer und Bojarenkinder nicht gleiche Vorteile bieten konnten. Da aber die ganze Wehrkraft Rußlands auf den kleinen Grundbesitzern beruhte, lag es im Interesse der Krone, diese vor völliger Verarmung zu schützen, und die Verordnung, welche den freien Bauer ohne Grundeigentum (den krestjänjin), der sich nur für eine bestimmte Zeit verdungen hatte, zwang, für immer an einem Orte zu bleiben, war ein Gebot der Staatsraison. Aber auch dreihundert Jahre Leibeigenschaft haben, wie wir gesehen, die Neigung zum Nomadenleben, die dem Bauer im Blute steckte, nicht ganz zu beseitigen vermocht und von einer Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden, welche bei den Bauern anderer slavischen Völker so hoch entwickelt ist, kann hier gar nicht die Rede sein.

Unter solchen Umständen kann es auch nicht überraschen, wenn der Bauer nicht daran denkt, dauerhafte, steinerne Wohnhäuser zu errichten. So stolze Bauernhöfe mit stattlichem Wohnhaus und soliden, mit Ziegeln gedeckten Wirtschaftsgebäuden, wie man sie z. B. in Böhmen findet, sucht man in den russischen Dörfern vergebens. Die Bauernhäuser sind einander in Rußland in ihrer Grundanlage ziemlich gleich. Gebäude von Steinen oder Ziegeln trifft man noch verhältnismäßig selten, der aus dicken Balken gezimmerte Holzbau ist überall vorherrschend. Wohlhabendere Bauern setzen noch ein Stockwerk auf das Erdgeschoß, aber alle lieben es, den Giebel reich mit Schnitzwerk zu verzieren. Im Innern des Hauses liegt nach der Straße zu die Isba, die geräumige Wohnstube, die sich gewöhnlich durch Sauberkeit und freundliche Einrichtung auszeichnet. Längs der Wände der Stube sind Holzbänke angebracht, unter der Decke Brettergerüste, auf denen sich die Lager der Hausgenossen befinden. In manchen Gegenden ist auch ein Bett vorhanden, welches Bauer und Bäuerin benutzen. Nahe dem Eingang hängen schwarze Heiligenbilder, deren Züge kaum noch zu erkennen sind, uralte Erbstücke, die hoch in Ehren gehalten werden. Vor ihnen brennt Tag und Nacht auch bei den ärmsten Bauern ein Lämpchen. Ein mächtiger Ofen sorgt für die Erwärmung der Stube, und um ihn herum lagern sich die Hausgenossen am liebsten. Ein Schrank, in welchem das Tischgerät aufbewahrt wird, vervollständigt die Stubeneinrichtung. Stühle kennt der russische Bauer nicht. Wenn er im Winter erstarrt und schneebedeckt nach Hause kommt, legt er seine Schuhe ab und streckt sich auf die Ofenbank hin, wo stets eine angenehme Wärme herrscht, die er, einen so großen Kältegrad er auch ertragen kann, in seinen Wohnräumen nicht gern

vermißt. Der aus Lehm und Ziegeln erbaute riesige Ofen muß allezeit Wärme ausstrahlen, und es ist dies auch nötig, wenn der Aufenthalt in der Isba nicht unerträglich und diese zu einem wahren Seuchenherd werden soll. In den kälteren Gegenden wird im Winter auch das Vieh, namentlich das Jungvieh, seltener das Geflügel, in der Isba untergebracht, da es in den leicht gebauten Ställen zu sehr von der Kälte zu leiden hätte. Der Dunst, der sich dann in der Isba entwickelt, müßte feuchte Wände erzeugen, wenn nicht durch starkes Heizen und durch den Ofenrauch dafür gesorgt würde, daß sie trocken bleiben. Sobald Feuer angemacht ist, wird ein Fenster oder die Thür geöffnet, um dem Rauch einen Abzugskanal zu schaffen, und wenn er sich verzogen hat und die Thür geschlossen worden ist, herrscht in der Isba eine angenehme Wärme, welche Stunden lang anhält. Über Nacht sinkt die Temperatur in der Isba allerdings wieder so sehr, daß der Unterschied zwischen ihr und der draußen herrschenden Kälte ziemlich gleich Null wird. Der Bauer sucht sich deshalb so viel als möglich gegen die Kälte zu schützen: er kleidet sich warm und legt die warme Kleidung auch zu Hause nicht ab, er bedeckt die Stelle seines Hauses, wo die Isba sich befindet, vom Dach bis zum Boden mit Stroh, aber alles das schützt ihn in den nördlichen Gegenden nur unzulänglich gegen den grimmen Feind. Mag die Isba noch so groß sein, so ist ein ständiger Aufenthalt in ihr doch nichts weniger als angenehm, da sich zu den allerlei Ausdünstungen, welche durch das Vieh und die Zubereitung der Speisen erzeugt werden, und zu der Feuchtigkeit, welche die zum Trocknen ausgehängte Wäsche hervorbringt, noch viele andere Übelstände gesellen. Keiner der kleinsten ist der kalte Luftzug, der sofort die Temperatur am Boden der Isba um einige Grad und recht empfindlich erniedrigt, sobald die Thür geöffnet wird, welche nach den sogenannten chólodnije sjenji (kalter Korridor) führt. Diese trennen die Isba von der Vorratskammer, in welcher allerlei Geräte, Lebensmittel und Kleidungsstücke aufbewahrt werden; im Sommer dient sie auch als Wohnstube, und wenn sie bezogen worden, ist das Leben der Bauernfamilie auch ein angenehmeres als in der düstern, rauchigen Winterwohnung. Trotz aller Unannehmlichkeiten einer solchen „schwarzen Isba“ (tschórnaja isba) giebt der Bauer in den nördlichen Gegenden ihr aber doch den Vorzug vor der „weißen“ (bjélaja), in welcher der Rauch nicht durch Thür und Fenster, sondern durch den Rauchfang seinen Abzug findet, weil die mit Rauchfängen versehenen Öfen wohl als Backöfen gut zu gebrauchen sind, die Wände jedoch nicht genügend erwärmen und die Feuchtigkeit nicht vertreiben.

In einigen Gegenden wird, wenigstens im Sommer, nicht im Hause gekocht, sondern in kleinen Schuppen hinter demselben, welche gewöhnlich drei Familien als gemeinsame Küche benutzen.

Mit alledem scheint es auf den ersten Blick unvereinbar zu sein, daß, wie wir oben erwähnt, Reinlichkeit zu den Eigenschaften der Bauernstuben gehört, und doch wird sorgsam auf dieselbe geachtet. Man darf eben nicht mit dem Maßstab messen, den wir an unsere Verhältnisse anlegen. Der nordische Winter ist ein schlimmer Gast, und wenn er seinen Einzug gehalten hat, da denkt jeder nur daran, wie er sich der Kälte erwehre, da ist ein gegen die Kälte Schutz gewährender Wohnraum die Hauptsorge eines jeden, und da ist nicht die Zeit, daran zu denken, der Wohnstube auch ein schmuckes Aussehen zu geben. Im Sommer aber und in den Gegenden mit milderem Klima sorgt die Hausfrau, die chasjáika, schon ganz energisch dafür, daß die Wohnstube allezeit sauber sei. Wie unrecht man dem russischen Bauer thut, indem man ihm, wie von vielen Reisenden und Schilderern Rußlands geschehen, Unreinlichkeit zum Vorwurf macht, beweisen schon die fast in keinem Dorfe, in keinem Bauernhause fehlenden Badestuben.

Die Badestuben sind dem Russen geradezu ein unentbehrliches Bedürfnis, und schon die ältesten Chronisten und die byzantinischen und arabischen Schriftsteller, denen wir die ersten Nachrichten über das russische Volk verdanken, wissen von ihnen zu erzählen. In ihrer Anlage sind die Badestuben in den Dörfern freilich sehr primitiv. Sie sind durchwegs Dampfbäder; in einem kleinen, engen Raum wird durch Aufgießen von Wasser auf die erhitzten Platten des Backofens der nötige Dampf entwickelt und der Badende sucht das Hervortreten des Schweißes noch dadurch zu beschleunigen, daß er sich auf Brust und Rücken mit frischen Birkenreisern schlägt. Ist das Blut dann durch die Hitze und die Hiebe in Wallung geraten, so daß der Badende am ganzen Körper wie krebsrot gefärbt erscheint, so stürmt er ins Freie hinaus, wälzt sich im Schnee und kehrt darauf in die Badestube zurück, um dieselbe Prozedur zu wiederholen. Wo keine Badestuben vorhanden sind, verschaffen sich die Bauern ein Schwitzbad auf noch viel einfachere Art, indem sie in den geheizten

Backofen kriechen. Nirgends aber unterläßt es der Bauer, wenigstens einmal wöchentlich, vor dem Sonntag, sowie auch vor allen Festtagen, zu baden und danach ein sauberes Hemd anzuziehen. Es ist dies uralte Sitte und der Bauer thut es weniger aus angeborener Reinlichkeitsliebe denn aus Gewohnheit, aber die Motive sind hier auch nebensächlich, die Thatsache selbst ist es, auf die wir hinweisen müssen. Ein Seitenstück dazu ist das Händewaschen nach jeder Mahlzeit, das gleichfalls seit undenklichen Zeiten gebräuchlich ist.

Nächst der Badestube ist der unentbehrlichste Bestandteil einer Bauernwohnung der Keller, der an der Rückseite des Hauses, nach dem Hofe zu liegt. An ihn grenzen die Stallungen, in denen Pferde, Rindvieh, Schafe und Schweine untergebracht sind. Fast ausnahmslos von Holz erbaut, lassen sie in den meisten Gouvernements viel zu wünschen übrig, und wenn man sie besichtigt, sieht man recht wohl ein, daß es ein Gebot dringendster Notwendigkeit ist, wenigstens das Jungvieh im Winter nicht in solchen Stallungen zu lassen. Sind



Dorf im Gouvernement Twer.

sie doch sogar im Sommer kein angenehmer Aufenthalt! Durch die Fugen der Balkenlagen pfeift der Wind, durch das Dach dringt der Regen ein, und der Boden ist fast das ganze Jahr mit Wasserlachen bedeckt. Vor den Stallungen befindet sich der Düngerhaufen, der den kleinen Hof ziemlich füllt. Die Scheune steht nicht immer im Hof, sehr oft in einer Reihe mit dem Wohngebäude, unmittelbar neben dem großen Hausthor, oder auch auf der andern Seite der Straße.

Ziergärten, wie sie im Westen heute jeder Bauer bei seinem Hause anlegt, kennt der russische Bauer nicht. Durch und durch praktisch, immer nur auf Erwerb bedacht, sieht er nicht ein, wozu er Blumen pflanzen sollte, die ihm doch nichts einbringen, da niemand sie ihm abkauft. Einen Garten hat er zwar, wenn auch nicht immer nahe am Hause, aber dort pflanzt er nur Gemüse, sein Leibgericht, den Kohl, Zwiebel, Rettig und dergleichen. Eine Dornenhecke umgiebt diesen Garten und trennt ihn von dem des Nachbarn, aber kein



Totenfest auf dem Friedhofe.



Strauch, kein Baum bringt angenehme Abwechslung in die Monotonie der Beete — höchstens daß in einer Ecke am Zaun eine Gruppe Sonnenblumen ihre gelben Häupter erhebt, und auch diese einzigen Vertreter der Kinder Floras verdanken die Erlaubnis zur Existenz in ihrer nüchternen Umgebung nur dem Umstand, daß ihre Körner als Leckerbissen sehr begehrt sind.

Obstbäume findet man höchst selten, auch dort, wo das Klima ihrem Gedeihen nicht ungünstig ist. Vom Bäumepflanzen ist der russische Bauer überhaupt kein Freund. Da blinken dem Wanderer, der auf der staubigen Landstraße daherkommt, keine freundlichen, weißgetünchten Häuser zwischen grünem Laub entgegen, da spendet kein Baum, kein Strauch Schatten — zwischen den Häusern, die dicht zusammengedrängt, als suchte eins beim andern Schutz, zu beiden Seiten der Straße stehen, geht es auf holprigem, verwahrlostem Weg Hügel auf Hügel ab durch das Dorf, vielleicht vorbei an einer großen steinernen Kirche mit mächtigen Kuppeln, aber nicht an einem einzigen Baum. Bäume sind für den Bauer nur als Brennmaterial wichtig, und da ihm die Wälder solches noch in Hülle und Fülle liefern, fühlt er keine Veranlassung zu neuen Anpflanzungen. Einige wenige Gouvernements, wie das Rjäsansche, ausgenommen, ist der Waldreichtum in Rußland noch unermeßlich. Von der Wolga bis hinauf nach Finnland und Archangelsk ziehen sich, nur von kleinen Streifen bebauten Landes unterbrochen, jene riesigen Urwälder, in deren Mitte noch nie der Schlag der Axt erklang und wo der wilde Stier und der Bär noch unumschränkte Herren sind. Niemand hindert den Bauer, sich aus solcher Fülle seinen Bedarf zu holen. Findet man daher in einem Dorfe Bäume, so kann man überzeugt sein, daß sie nicht gepflanzt worden, sondern schon dagestanden, als das Dorf angelegt wurde, vielleicht die letzten Reste eines früher diese Stelle bedeckenden, jetzt ausgerodeten Waldes. Alleen, die hier namentlich im Winter, wenn der Schnee die Straßen bedeckt und ihren Lauf unkenntlich macht, von großem Nutzen wären, findet man nirgends. Die Beschaffenheit der Straßen selbst läßt viel zu wünschen übrig. Die Hauptstraßen, namentlich in der Nähe von Petersburg, Moskau, sind allerdings gut erhalten, aber sowie man von diesen auf eine der Seitenstraßen ablenkt, lernt man alle Qualen eines schlechten Weges kennen und darf von Glück sagen, wenn man nicht umgeworfen wird oder im Schlamm oder Schnee stecken bleibt. Die Dorfstraße ausbessern, den das Dorf durchziehenden Bach regulieren oder eindämmen, um sich gegen Überschwemmungen zu sichern, das sind alles Arbeiten, für die der Bauer kein Verständnis hat, und die folglich auch die Gemeinde, der sie obliegen, nie unternimmt.

So sieht es in den Dörfern im allgemeinen aus, aber es giebt auch Ausnahmen, sehr erfreuliche Ausnahmen, und als ein Anzeichen der Möglichkeit allgemeiner Besserung müssen wir es hervorheben, daß solche Ausnahmen immer häufiger werden. Auch auf die Gefahr hin, daß unser Bild der ländlichen Verhältnisse für den Rahmen des Werkes zu breit werde, wollen wir nicht unterlassen, einige solcher Dörfer ausführlicher zu schildern. Geht doch unser Bestreben dahin, Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen!

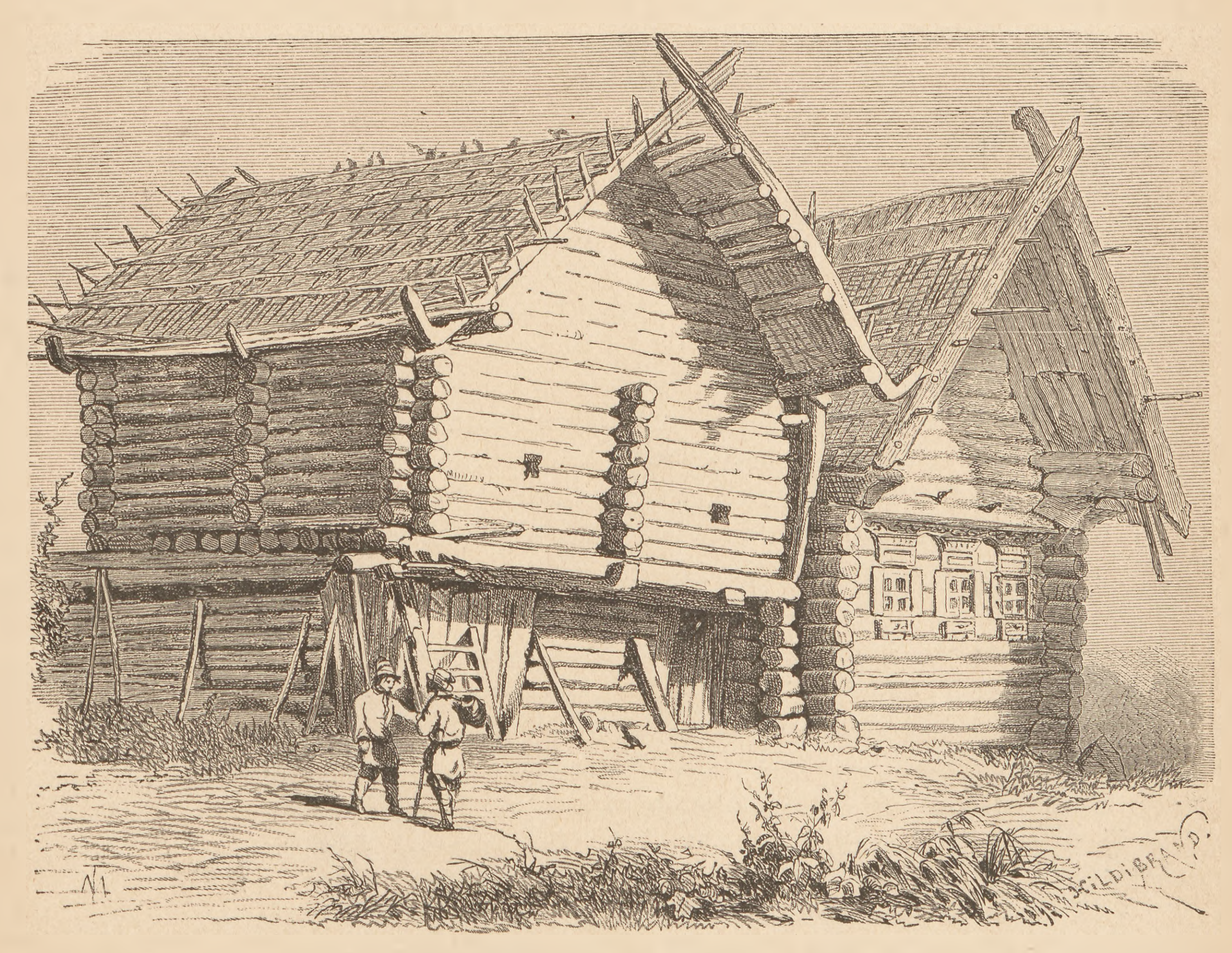
Ein solches Dorf liegt etwa 40 Werst von Njischny Nowgorod entfernt, in einer äußerst fruchtbaren Gegend. Es führt den Namen Bogorodskoje, wurde im Jahre 1615 vom Zaren Michael Feodorowitsch dem uns schon bekannten Volkshelden Kosma Minin zum Lohn für die „Säuberung Moskaus von den Polen" geschenkt und kam später in den Besitz der Scheremetjeffs, denen es bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft gehörte. Das Dorf zählt etwa 800 Häuser, darunter auch einige steinerne, vier steinerne Kirchen und über 6000 Einwohner, ist also, nach unseren Begriffen, ein sehr ansehnlicher Marktflecken. Seine Wohlhabenheit verdankt es aber — ein neuer Beweis für das von uns oben Gesagte — nicht der Landwirtschaft, sondern der Industrie, der Verarbeitung von Fellen aller Art. Es liefert jährlich etwa 300 000 Felle, bei deren Verarbeitung etwa 450 Arbeiter beschäftigt sind. Zu Tausenden werden die Schafe in das Dorf getrieben, dort geschlachtet und ihr Fell in die Fabriken geliefert. Aus dem Schafleder werden dann im Orte selbst Handschuhe verfertigt, und die Ware von Bogorodskoje ist in ganz Rußland wegen ihrer Güte und saubern Arbeit sehr gesucht. Die jährliche Produktion beziffert sich auf nahezu eine Million Paar Handschuhe, wovon mehr als die Hälfte nach Petersburg gesandt wird. Die Einwohner des Dorfes erhalten von den Fabrikanten das Material geliefert und arbeiten in ihren Wohnungen. Für ein Paar Handschuhe werden 15 Kopeken Papiergeld Arbeitslohn gezahlt, wogegen das fertige Paar mit 30 bis 35 Kopeken Silber verkauft wird. Außerdem werden in dem Dorfe noch in bedeutenden Quantitäten Filzschuhe und Filzstiefel fabriziert. Die fleißige

Bevölkerung erfreut sich fast durchgehends einer ziemlichen Wohlhabenheit und einzelne haben Vermögen angesammelt, die man sonst nicht in Dörfern zu finden gewöhnt ist. Zwei Bauern, beide Namens Markoff, gelten als Rubel-Millionäre, und mehrere andere werden auf 100 000 bis 150 000 Rubel geschätzt. Und diese Wohlhabenheit zeigt sich nicht nur in der saubern, netten Kleidung der Frauen und Mädchen, sondern auch in den Wohnungen, unter denen manche mit allem Comfort russischer Stadthäuser versehen sind. Vier gut eingerichtete Schulen, in denen der Unterricht durch die Ortsgeistlichen besorgt wird, zeugen davon, daß die Bewohner dieses Dorfes auch den Wert einer guten Schulbildung zu schätzen wissen und darauf bedacht sind, sie ihren Kindern zu teil werden zu lassen.

Ein anderes derartiges Musterdorf, das aber auch nur der Industrie seinen Wohlstand verdankt, ist Cholui im Gouvernement Wladjimir. Die tausend Einwohner, die es zählt, sind Bauern nur dem Namen, nicht ihrer Beschäftigung nach, denn Ackerbau treibt nicht einer unter ihnen und die mit demselben verbundenen Arbeiten sind ihnen fremd. Alt und Jung ist hier Maler und führt den Pinsel mit mehr oder weniger Geschick. Auf Holztafeln werden Heiligenbilder gemalt, ganz fabriksmäßig, indem der eine die Kleider, der andere die Köpfe malt, ein dritter die Bilder mit Firnis überzieht, und alles mit so überraschender Gewandtheit, daß zwei Maler imstande sind, in der Woche bis 600 Bilder fertig zu stellen. Es sind allerdings keine Meisterwerke, aber für 2 Rubel, die das Hundert solcher Bilder kostet, kann man auch nicht mehr verlangen als hier geboten wird, und die Käufer solcher Bilder sehen auch mehr auf die Billigkeit als auf Schönheit der Farben und die Korrektheit der Körperformen der dargestellten Heiligen. Die in den Klöstern auch für den Massenverkauf gemalten Heiligenbilder sind zwar unvergleichlich schöner, aber sie sind auch bedeutend teurer. So kommt es, daß in Cholui gegen 2 Millionen Bilder jährlich verkauft werden. Auf den fünf Jahrmärkten, die daselbst abgehalten werden, finden sich Händler von nah und fern ein, die auf hunderten von Wagen die gekaufte Ware fortführen, während im Winter, besonders nach Weihnachten, die Zufuhr des Materials beginnt, das die Heiligenmaler brauchen. Da, wie erwähnt, die Bilder auf Holztafeln gemalt werden, sind hunderte von Fuhren nötig, um das zur Verwendung gelangende Holz — meist Linden, Erlen, Tannen, Espen — herbeizuschaffen. Die Kirche geht dabei nicht leer aus, denn der Bauer hält es für seine Pflicht, von jeder Wagenladung einen Klotz der Kirche zukommen zu lassen, welche auf diese Art jährlich über 3000 Stück erhält. Neben den in Cholui fabrizierten Bildern werden auf den Jahrmärkten auch auswärtige Produkte feilgeboten; neben der Kunst tritt die Literatur auf — aber was für eine Literatur! Der Bauer will ein Buch mit nach Hause nehmen, aber er weiß nicht zu bestimmen, was er brauchen kann, und nimmt daher das, was ihm der Händler am meisten anpreist. Daß die Schundliteratur, welche auf diese Weise an den Mann gebracht wird, dem Bauer gar nichts nützt, kümmert den Händler, der ja sein Geld dafür in der Tasche hat, nicht, der Umstand aber, daß nach vorliegenden statistischen Angaben in sechs Buden von auswärts gekommener Bücher- und Bilderhändler für 30 000 Rubel Ware vorhanden gewesen sein soll, wovon für 25 000 Rubel verkauft wurde, dieser Umstand giebt zu denken. Er zeigt, daß der russische Bauer das Bedürfnis fühlt, sich geistig zu vervollkommnen und sich über Dinge zu belehren, die ihm fremd sind, und daß es sehr leicht wäre, auf demselben Wege, auf dem jetzt Schauerromane und ähnliche Erzeugnisse in die Dörfer dringen, gute, dem Landmann nützliche Schriften zu verbreiten. Die ältere Bauerngeneration ist zwar selten des Lesens kundig, ist nicht, wie der Russe sagt, grámotny, aber die jüngere hat bereits Schulunterricht genossen, und auf dieser, nicht auf jener beruhen ja die Hoffnungen für die Zukunft. Und auch die Malergemeinde in Cholui verdiente mehr Beachtung als ihr geschenkt wird. Durch Errichtung einer Schule, welche dem Künstlervölkchen im Bauernkaftan Gelegenheit zu weiterer Ausbildung böte, könnte zweifellos Bedeutendes erzielt werden.

Ein drittes Dorf, dessen wir gedenken müssen, ist Iwánowo, in dem industriereichen Gouvernement Wladjimir nicht weit von der Grenze des Gouvernements Kostromá gelegen. Es ist eine der ältesten Bauerngemeinden und wird schon zur Zeit Iwan III. genannt; später kam es in den Besitz der Familie Scheremetjeff. In der ganzen Gegend stand die Weberei frühzeitig in Flor, und schon Peter der Große hielt es für nötig, dort einen Steuereinnehmerposten zur errichten. Das eigentliche Iwánowo ist ein unscheinbares Dörfchen, aber rings um dasselbe liegt eine Menge Ansiedlungen, die alle dazu gezählt werden und in denen etwa 7000 Menschen ansässig sind, zu denen noch eine fluktuierende Bevölkerung von 10 000 Arbeitern kommt. Hier ist der Sitz

einer in ganz Rußland berühmten Kattunfabrikation, welche sich über die ganze Umgegend in beiden Gouvernements ausdehnt und außer Iwánowo noch an 20000 Menschen beschäftigt. Der große Aufschwung Iwánowos datiert seit dem Brande Moskaus im Jahre 1812. Ehe die niedergebrannten Moskauer Fabriken wieder aufgebaut wurden, bemächtigten sich die Fabrikanten von Iwánowo des ganzen Marktes. Sie zogen die beschäftigungslosen Arbeiter ihrer Konkurrenten an sich, und überdies blieb so mancher intelligente Ausländer, der in Kriegsgefangenschaft geraten war, auch nach dem Friedensschlusse in Rußland und suchte Arbeit in den Fabriken. Dabei waren die Iwánower allezeit darauf bedacht, alle Neuerungen und Verbesserungen bei der Fabrikation, die sich im Auslande bewährt hatten, auch in ihren Fabriken einzuführen und so auch dem Auslande gegenüber stets konkurrenzfähig zu bleiben. Von Jahr zu Jahr wuchs der Reichtum der Fabrikanten,



Russisches Bauernhaus und Scheune im Norden.

aber sie wurden ihres Reichtums doch nie recht froh. Waren sie doch Leibeigene, Sklaven eines Herrn, der ihnen oft in einem Jahre mehr abnahm als sie verdient hatten, und der sie jeden Augenblick zwingen konnte, ihrer Beschäftigung zu entsagen und gleich anderen Leibeigenen den Pflug zu führen. Das Ideal aller war daher die Erlangung der Freiheit, doch erst in den Jahren 1825 bis 1831 gelang es einzelnen, sich loszukaufen — um hohen Preis. Zwanzigtausend Rubel und mehr mußten für den Kopf — oder wie man zur Zeit der Leibeigenschaft sagte: für die „Seele" — gezahlt werden, und damit hatten die Fabrikanten nur ihre und ihrer Angehörigen persönliche Freiheit erkauft. Die Gutsherren, die Scheremetjeffs, wußten gar wohl, was ihnen die Leibeigenen in ihren großen Industriebezirken wert waren, und sie waren nicht willens, die Henne, welche goldene Eier legte, so wohlfeilen Kaufes loszulassen. Der Grund und Boden, auf dem die Fabriken standen, blieb nach wie vor Eigentum des Gutsherrn, und die Fabrikanten mußten für denselben Pachtzins zahlen.

Die Pachtverträge wurden zwar auf eine lange Reihe von Jahren geschlossen, aber nach Ablauf der Pachtzeit der Zins immer wieder in die Höhe geschraubt, so daß manche Fabriken für den Boden, auf dem sie standen, bis 10 000 Rubel jährlich Pacht zahlten. Die Folge war, daß die Fabrikanten außerhalb des Dorfes Grundbesitz zu erwerben suchten und ihre Fabriken dorthin verlegten. So entstanden allmählich in nächster Nähe von Iwánowo drei neue Ansiedlungen, zwischen welchen und dem Mutterdorfe nicht die freundlichsten Beziehungen obwalteten, da die Leibeigenen in Iwánowo mit neidischen Blicken die günstige Lage der jetzt freien Fabrikanten mit ihrer eigenen verglichen, und die freien Fabrikanten auch Alles was in ihren Kräften stand thaten, um die leibeigenen Konkurrenten lahm zu legen und allen Handel und Verkehr an sich zu ziehen. Die neuen Ansiedlungen wurden später zu dem Marktflecken Wosnessensky vereinigt, die Reibereien und Anfeindungen zwischen Freien und Leibeigenen hörten aber nicht früher auf als bis Kaiser Alexander II. die Leibeigenschaft für aufgehoben erklärte. Jetzt ist die alte Feindschaft längst vergessen, und Iwánowo bildet mit dem Wosnessensky Possad und mehreren Dörfern gleichsam nur eine einzige Niederlassung. Rings um die verfallenen Holzhäuser des alten Iwánowo sind prächtige Neubauten emporgestiegen, mehrstöckige steinerne Wohnhäuser; zwischen den Kuppeln der großen Kirchen ragen die hohen Essen der Fabriken empor und in dem geräumigen gostjinny dwor und auf den weiten, mit Buden und Verkaufsläden bedeckten Plätzen herrscht ein reger Verkehr. Die Hauptstraße ist gepflastert, gute Hotels und Restaurants, Klubs, Droschken, elegante Verkaufsläden sind vorhanden und nur die unregelmäßige Anlage erinnert an ein Dorf. Anders in Wosnessensky Possad! Man sieht es den geraden, breiten Straßen gleich an, daß sie nach einem einheitlichen Plan angelegt worden sind, aber die Straßen sind leer und öd, es fehlt der lebhafte Verkehr, der in Iwánowo herrscht. Beide Orte, Iwánowo sowohl als Wosnessensky Possad, haben das Recht, Jahrmärkte abzuhalten; Wosnessensky Possad besitzt ein vorzüglich eingerichtetes Krankenhaus und 1868 trat eine Gewerbeschule ins Leben, die sich, wie es im Studienplan heißt, zur Aufgabe stellt, in erster Reihe den Kindern der Fabrikarbeiter eine sittlich-religiöse Erziehung zu teil werden zu lassen, ferner aber sie zu tüchtigen Werkmeistern, Handlungsdienern und Comptoiristen heranzubilden. Besondere Sorgfalt wird der vaterländischen Geschichte und Geographie, sowie dem Unterricht in der Maschinenkonstruktion gewidmet. Der stetig zunehmende Verkehr führte auch zur Anlage besserer Straßen. Wie traurig es in dieser Beziehung noch vor zwanzig Jahren auch hier aussah, zeigt die Thatsache, daß im Frühjahr 1867, wo der Schnee sehr spät schmolz, fast drei Wochen lang aller Verkehr mit den Nachbarorten stockte. Die Brücken waren vom Wasser fortgerissen, die Wege in einen Sumpf verwandelt; noch im Juni zahlte man infolge dessen für Warensendungen nach einer Entfernung von nur 70 Werst 60 Kopeken Silber pro Pud Gewicht! Wie hemmend und verderblich solche Zustände für einen Industrieplatz mit 7 Millionen Rubel Jahresumsatz waren, brauchen wir nicht weiter auszuführen. Die Iwánower, die schon so viele Schwierigkeiten überwunden hatten, haben aber auch diese Übelstände, so gut es ging, zu beseitigen gesucht und heute noch wird der Herstellung und Erhaltung guter Verkehrsstraßen besondere Sorgfalt gewidmet. Seit 1868 ist Iwánowo auch Bahnstation.

Die Baumwollenfabrikate von Iwánowo, schon im Jahre 1822 durch hohe Zölle gegen die Konkurrenz des Auslandes geschützt, beherrschen heute völlig den russischen Markt. Neben ihnen hat sich noch eine einheimische Industrie, die gleichfalls in einem Dorfe entstanden und groß geworden, gegen die mächtige Rivalität englischer Fabriken siegreich behauptet. Die Messer und Gabeln, deren man sich bei Tische bedient, die Schere, welche die Hausfrau bei ihren Handarbeiten gebraucht, sie sind alle inländisches Fabrikat und tragen den Stempel russischer Fabrikanten. Vor etwa 35 Jahren trat der große Umschwung ein, welcher den englischen Waren, wenn er sie auch nicht völlig vom russischen Markte verdrängte, doch einen gewaltigen Konkurrenten schuf. Bis dahin galten die englischen Stahlerzeugnisse als unübertrefflich, und wenn jemand die Behauptung aufgestellt hätte, daß Rußland zum mindesten gleich Gutes zu leisten imstande sei, würde man ihn für verrückt gehalten haben. Und doch war der weitaus größere Teil der Stahlwaren, die man als englische Erzeugnisse kaufte, in Rußland verfertigt und nur zur Täuschung der Käufer mit englischen Stempeln versehen worden! Da wagte es endlich ein russischer Fabrikant, Iwan Semjonoff Sawjaloff aus dem Dorfe Pawlowo, für die einheimischen Erzeugnisse in die Schranken zu treten, indem er seine vorzügliche Ware nur mit Stempeln in russischer Schrift versah. Und siehe da: sein patriotischer Mut wurde belohnt. Sawjaloff errang mit seinen

Erzeugnissen auf mehreren Ausstellungen die ersten Preise und sein Name war bald in aller Munde. Die Regierung, die hohe Wichtigkeit der von Sawjaloff ausgegangenen Bewegung erkennend, unterstützte ihn wo es nur anging. Zahlreiche Auszeichnungen wurden ihm zu teil: er erhielt das Privilegium, den kaiserlichen Adler auf seinen Waren anzubringen, ein Ehrenkaftan wurde ihm überreicht, eine Medaille ihm zuerkannt u. s. w. Die Aufträge, die ihm von allen Seiten zugingen, mehrten sich so, daß er sie kaum noch bewältigen konnte. Staunend hörte nun alle Welt, daß an den Ufern der Oka und Kischma im Gouvernement Njischny Nowgorod eine blühende Industrie existierte, welche viele tausende von Menschen beschäftigte, und wie man sie früher gar nicht beachtet, so fiel man nun in das andere Extrem und wußte sie nicht genug zu preisen und in den Himmel zu erheben. Das Dorf Pawlowo, der Hauptsitz der Stahlindustrie, wurde als das russische Birmingham bezeichnet — ein Vergleich, der in jedweder Beziehung ein übel angebrachter war.

Die Industrie, welche plötzlich so großes Aufsehen erregte, war schon Jahrhunderte alt. Sie hatte bereits die Aufmerksamkeit Peter des Großen auf sich gelenkt und es war damals versucht worden, auch die Gewehrfabrikation hier einzuführen, doch vermochten die Fabriken in Pawlowo nicht mit den berühmten Erzeugnissen von Tula zu konkurrieren. Das Dorf Pawlowo, von welchem alle in der ganzen Umgegend verfertigten Stahlwaren den Namen erhalten haben, zählt in etwa 1000 Häusern über 7000 Einwohner und besitzt etwa 700 Werkstätten. Nächst ihm ist das 10 Werst entfernte Dorf Worsmá der wichtigste Platz der Stahlindustrie, und an diese Dörfer reihen sich auf einem Flächenraum von 200 □Werst noch 32 Dörfer des Kreises Gorbatoff im Gouvernement Njischny Nowgorod an. Über 20 000 Menschen sind in diesen Dörfern in etwa 2000 Werkstätten beschäftigt, aber hier ist die Lage des Arbeiters keine so günstige wie in Bogorodskoje und Iwánowo, denn im Schweiße seines Angesichts verdient er kaum das tägliche Brot. Die Mehrzahl der Arbeiter verarbeitet zu Hause das ihnen von den Fabrikanten gelieferte Material und verdient dadurch bis vier Rubel Silber wöchentlich. Von diesem Gelde müssen alle Haushaltungsausgaben bestritten werden. Ackerbau giebt es in den meisten Dörfern nicht, der Boden ist nicht sehr ertragfähig, und wo einige Äcker vorhanden, da sind sie gewöhnlich verpachtet. So muß alles, was die Familie zum Leben braucht, im Basar gekauft werden, und wenn Krankheiten eintreten, ist der Ruin der Familie kaum abzuwenden. Die Armut, die hier herrscht, zeigt sich schon in der Kleidung. Männer und Frauen kleiden sich in den billigen Kattun von Iwánowo, denn Leinwand oder gar Tuch zu kaufen erlauben ihnen ihre Mittel nicht. Alt und Jung, die Greise und Frauen ebensowohl wie die Kinder, alle müssen sich tüchtig rühren, um das zum Lebensunterhalt nötige Geld zu verdienen. In den Dörfern, in denen auch noch Ackerbau betrieben wird, besorgen diesen die alten Leute und die Frauen, die Männer arbeiten in den Werkstätten und verlassen diese nur zur Zeit der Ernte auf 8 bis 14 Tage. Im Winter suchen auch die alten Leute in den Werkstätten Beschäftigung. Das beste Erträgnis liefern noch die Wiesen, und das Heu wird von hier zu Schiffe auf der Oka nach weiten Entfernungen versandt (siehe Seite 117).

Trotz der Armut ihrer Bewohner haben aber alle diese Fabrikdörfer ein freundliches, sauberes Aussehen. Worsmá sowohl als Pawlowo kann man kaum mehr Dörfer nennen. Das erstere, an der Kischma und den Ufern eines schönen Sees gelegen, hat breite, gerade Straßen, hübsche Gärtchen befinden sich bei den Häusern, gut erhaltene Holzzäune trennen die einzelnen Grundstücke von einander und mehrere stattliche Kirchen zeugen von dem frommen Sinn der Bevölkerung. Das hoch über der Oka gelegene Pawlowo sieht noch stattlicher aus. Es hat zwar enge, winklige Gassen, aber dieselben sind stellenweise mit Holz gepflastert, in den großen Basaren und am Landungsplatz der Schiffe herrscht stets ein reges Leben und Treiben, und unter den neun Kirchen sind mehrere, die durch ihre Größe und ihre innere Ausschmückung das Staunen der Fremden erregen. Früher gab es in dieser Gegend viele Sektierer (Raskólnjiki), sie sind jetzt aber alle in den Schoß der Staatskirche zurückgekehrt und haben ihre Rechtgläubigkeit durch stattliche Kirchenbauten dokumentiert. Auch die reichen Fabrikanten haben es an Spenden zu gunsten der Kirchen nicht fehlen lassen. Sie können dies auch, denn viele sind unermeßlich reich. Ein gewisser Akifjeff, der sich später unter die Nowgoroder Kaufleute aufnehmen ließ, war ein mehrfacher Millionär. Er hat allein für eine Kirche in Pawlowo 100 000 Rubel gespendet.

Das ganze Geschäft ruht hier so zu sagen in den Händen von drei großen Firmen, die schon von Anbeginn die tonangebenden waren. Bald nachdem Sawjaloff der einheimischen Industrie die ihr gebührende

Beachtung errungen hatte, folgten zwei andere Fabrikanten aus Pawlowo, Iwan Koljakin und Peter Gorschkoff, seinem Beispiel und setzten ebenfalls ihre Firma auf ihre Erzeugnisse, und diese drei sind bis auf den heutigen Tag die bedeutendsten Fabrikanten geblieben; von ihnen hängt die Mehrzahl der Arbeiter ab. Neben diesen Vertretern des Großkapitals giebt es auch kleine Leute, die durch etwas bares Geld in der Lage sind, selbständig zu arbeiten. Sie kaufen das nötige Material, verarbeiten es zu Hause mit ihren Familienangehörigen und verkaufen dann die fertige Ware an die Händler und die reichen Fabrikanten oder übergeben sie den herumziehenden Hausierern zum Verkauf. Manche bringen auch ihre Waren nach Njischny-Nowgorod auf die Jahrmärkte und verkaufen sie dort selbst. Durch Sparsamkeit — und der gemeine Russe hat ja nicht viel Bedürfnisse — vergrößern sie mit der Zeit ihr Betriebskapital, nehmen Arbeiter in Dienst und werden schließlich



Russisches Bauernhaus im Süden.

vielleicht Fabrikanten. Neben solchen vom Glück Begünstigten quälen sich freilich viele andere ihr ganzes Leben lang, ohne ihre Lage verbessern zu können. Ohne Kapital, ohne bekannten Namen, sehen sie sich außer stande, mit den großen Firmen zu konkurrieren. Solche Leute versehen ihre Erzeugnisse mit irgend einem englischen Stempel — wobei es auf einige orthographische Fehler nicht ankommt — und die Hausierer verkaufen sie dann in den kleineren Orten zu bedeutend höheren Preisen als englische, importierte Ware. Solche, meist an Qualität schlechtere, Ware wird auch in großen Massen nach Asien versandt, nach Chiwa, Bochara, Taschkend und Persien, und der englische Reisende, der in Persien mit einer der dort gebräuchlichen eigentümlichen Gabeln speist, ahnt nicht, daß dieselbe trotz des englischen Stempels russisches Erzeugnis ist. Es werden jährlich etwa 10 000 Dutzend zweischneidiger Federmesser aus Pawlowo nach Persien exportiert, dort an den Seiten stumpf gemacht und als Gabeln verkauft. Tief drinnen in Mittel-Asien trifft man auch noch ein anderes Erzeugnis

Heuernte am Flusse.



von Pawlowo: die Schlösser an den hölzernen Koffern, welche bei den Orientalen im Gebrauch sind. Etwa 6000 Koffer mit Schlössern aus den Werkstätten von Pawlowo werden jährlich auf dem Markte zu Njischny-Nowgorod verkauft und nach Armenien, Persien, ja bis Afghanistan versandt. Außerdem werden in Pawlowo und Umgegend noch verschiedene andere Gegenstände verfertigt, wie Hammer, Zuckerzangen, Lichtscheren, Bürsten für Tuchfabriken, Dolche, Degen, Gewehre u. s. w. Die Preise sind sehr niedrig; ein Dutzend Tischmesser kann man schon für einen Silber-Rubel erhalten, ein Dutzend zweischneidiger Federmesser, von der Sorte, die hauptsächlich nach Asien versandt wird, für 60 Kopeken Silber.

Alle diese Industriedörfer liefern durch ihr Gedeihen den Beweis, daß der russische Bauer imstande ist, etwas zu leisten, daß es ihm weder an Fähigkeiten noch an Lust zur Arbeit gebricht, wenn man nur nicht von ihm verlangt, daß er seinen Fleiß der Scholle zuwende, auf der er geboren ist. Wenn er im Hause des Gutsherrn irgend eine kunstvolle Schnitzerei erblickt, wird er sie vielleicht sofort und mit den unzulänglichsten, primitivsten Werkzeugen nachzuahmen suchen und mit bewundernswerter Ausdauer auch eine gute Nachahmung fertig bringen, nie aber wird ihm einfallen, bei der Bewirtschaftung seiner Grundstücke jene Verbesserungen nachzuahmen, welche auf dem Gute seines frühern Herrn der deutsche Gutsverwalter eingeführt hat. Ebenso hält er hartnäckig fest an seinem Holzhaus, trotzdem jährlich hunderte von Bränden die Gefahren erkennen lassen, die es mit sich bringt. Es hieß vor kurzem, die Regierung beabsichtige, feuersichere Musterhäuser in verschiedenen Gegenden des Reiches in den Dörfern errichten zu lassen, und es wäre nur zu wünschen, daß diese Absicht zur Ausführung gelange und die Musterhäuser recht viel Nachahmung finden. Jetzt kommen jährlich zahlreiche Familien durch eigene Unvorsichtigkeit oder durch böswillige Brandlegung um ihr ganzes Hab und Gut. Nur feuersichere Wohnhäuser können dem namenlosen Elend steuern, das jährlich nach der Ernte, wenn die Scheunen gefüllt sind, über viele Familien auf dem Lande hereinbricht. So vorzüglich die Feuerwehren in Petersburg und Moskau organisiert sind, ebenso mangelhaft sind die Löschvorrichtungen auf dem Lande. Die Bauern lassen ruhig alles, wie es zu Olims Zeiten war, und wenn nicht etwa der Gutsherr eine Feuerspritze besitzt, so bedeutet in den meisten Fällen ein Brand im Dorfe, wo ein Holzhaus dicht an das andere grenzt, den Untergang des ganzen Dorfes.

Häufig geschieht es, daß man auf dem Lande oder in kleinen Städten von einer gut und sauber gekleideten Bauernfrau angesprochen wird, welche ein kleines Kind auf dem Arm trägt und ein größeres an der Hand führt, das sie vorschiebt, damit es eine Gabe erbitte. Erstaunt fragt man, wie die Frau dazu kommt, zu betteln.

— Habt Ihr denn keine Felder?

— O ja, bátjuschka-bárin, Felder haben wir.

— Sie sind wohl unfruchtbar? ... Oder war in diesem Jahr eine Mißernte?

— Eine Mißernte war nicht ... der Boden ist bei uns auch gut und fruchtbar ...

— Warum bettelt Ihr also?

— Der Herr hat uns heimgesucht, lautet die Antwort. Es war im Winter, der Bach zugefroren, wir hatten kein Wasser zum Löschen ... das ganze Dorf ist abgebrannt, bis auf ein einziges Haus, das Haus des Wassil Iwánowitsch ... er muß doch ein guter Mensch sein, daß Gott ihn so beschützt hat ...

— Und was wollt ihr nun beginnen?

— Wir gehen in die Welt ... wohin der Herr uns führen wird. Die Männer arbeiten zu Hause auf dem Felde, wir aber wollen Geld sammeln, um uns ein neues Haus bauen zu können, ehe der Winter kommt ...

— Was kostet denn ein neues Haus?

— Dreißig bis vierzig Rubel.

— Dreißig bis vierzig Rubel! ... Eine solche Summe hofft Ihr von fremden Leuten zu erhalten?

— Bei Gott ist alles möglich, bátjuschka-bárin, und es giebt so viele fromme Menschen in der Welt, welche gern ihren Überfluß mit den Armen teilen.

Das sind wirkliche Unglückliche, und man giebt ihnen gern eine Gabe, um dazu beizutragen, daß sie sich aus dem unverschuldeten Unglück emporraffen. Die Fünfkopekenstücke sammeln sich in der Tasche der

sparsamen Frau, mancher giebt ihr auch ein größeres Geldstück, denn der Russe kann fremde Not nicht kaltblütig mit ansehen, und so bekommt sie vielleicht schließlich doch die Summe zusammen, welche sie braucht. Leider fehlt es auch hier an den Drohnen im Bienenkorbe nicht, von denen wir schon früher gesprochen haben, und gar viele geben sich für Abbrändler aus, nur um das Mitleid zu erregen und eine größere Gabe zu erhalten.

Wohl in keinem andern Lande der Welt wird so viel unter der Firma des Brandunglücks geschwindelt wie in Rußland. Da liegt im Gouvernement Moskau, im Kreise Bogorodsk, eine Gruppe Dörfer, benannt Sachod. Die Bevölkerung derselben lebt nur vom Betteln. Wenn der Herbst gekommen ist, werden die Dorfverwaltungen unablässig mit der Bitte um Pässe bestürmt, deren sie an 2000 auszustellen haben. Auf elenden Karren, deren Holzwerk vielfach Brandspuren zeigt und die von abgemagerten Gäulen gezogen werden, verlassen um diese Zeit die Sachodjinzy ihre Dörfer und verbreiten sich wie ein Heuschreckenschwarm über die angrenzenden Gouvernements. Der Russe kennt die sauberen Brüder, aber sein Unglück ist, daß er gutmütig und sein Mitleid leicht erregt ist. Wer scheidet da die Spreu vom Weizen? Wer kann die wirklichen Unglücklichen von den das Unglück fingierenden Sachodjinzy unterscheiden? Die letzteren wissen den Brand, der ihr Dorf heimgesucht, das namenlose Elend, das er zur Folge gehabt, mit so glühenden Farben zu schildern, daß sie selten die beabsichtigte Wirkung verfehlen. Mildthätige Hände spenden ihnen Gaben aller Art in Hülle und Fülle. Wenn sie dann im Frühjahr in ihre Dörfer zurückkehren, bringen sie Geld, Kleidungsstücke und Lebensmittel in Menge mit. Die Polizei hat zwar in der letzten Zeit ihr möglichstes gethan, um die Sachodjinzy von diesem leichten und einträglichen, in der industriellen und höchst arbeitsamen Gegend aber sehr außergewöhnlichen Erwerb abzubringen, jedoch die strengsten Maßregeln haben nichts anderes erzielt, als daß die Verfertigung falscher Pässe und Dokumente, in welchen Brandbeschädigte oder Kollekteure für Kirchenbauten empfohlen werden, immer häufiger wurde.

Das Bettlerunwesen grassiert übrigens auch in anderen Gegenden Rußlands. Das Comité für Versorgung der Bettler hat eine Statistik darüber veröffentlicht, der wir folgende Daten entnehmen: In 71 Gouvernements giebt es 293441 Bettler beiderlei Geschlechts; davon sind 3233 Edelleute, 3491 geistlichen Standes, 20 Kaufleute, 43434 Kleinbürger, 181932 Bauern, 11344 Soldaten mit ihren Familien. Namentlich das Bauernvolk betreibt den Bettel gewerbsmäßig; bei ihm ist er nicht die Folge von Not und Elend, sondern eine seit undenklichen Zeiten bestehende und wegen ihrer Einträglichkeit sehr beliebte Industrie. Diese Bettler sind nicht arm, sie haben zu Hause ein Wohnhaus, Felder und Vieh, besitzen wohl auch ein gut Stück bares Geld — sobald aber der Schnee zergeht, regt sich in ihnen die Wanderlust. Die elendesten, zerlumptesten Anzüge werden hervorgeholt, und dann geht es frisch und munter „in die Welt hinaus“. An Leuten, die mit täuschender Naturwahrheit die Rolle von Blinden oder Stummen spielen können, an wirklichen und an fingierten Krüppeln ist kein Mangel. Der Bauer, der einen solchen als Begleiter mitnehmen will, kann seine Auswahl unter Hunderten treffen. Besonders gesucht sind die Blinden. Wenn der Führer eines solchen Staretz (Greis) sein Geschäft versteht, kann die goldene Ernte gar nicht ausbleiben. Wo sich das Paar zeigt, in den Dörfern, in den Basaren, auf den Jahrmärkten, überall finden sich gute Seelen, die dem bedauernswerten Greis eine Gabe reichen, und der Polizei, welche die Blindheit näher untersuchen könnte, geht das edle Paar wohlweislich aus dem Wege, hält sich deshalb auch von allen Städten fern, wo ohnehin die Bevölkerung nicht so freigebig ist wie auf dem Lande. Ein charakteristisches Kennzeichen dieser Sorte Bettler ist, daß sie ihnen gereichtes Brot verschmähen und, wenn sie nicht Geld bekommen können, um etwas Getreide oder Mehl, ein Stück Tuch oder Leinwand bitten — mit anderen Worten: um Gegenstände, die sich leicht in irgend einer Schenke in Branntwein umsetzen lassen, denn wenn das Tagewerk vollbracht ist, sucht das Paar eine jener schmutzigen Kneipen auf, wo bereits gleiche Brüder ihrer harren und das tagsüber Erbettelte in Wodka, Kwas und ähnlichen Getränken verjubelt wird. Die Kabaks, die den Bettlern als Herbergen dienen, müßten von der Feder eines Victor Hugo geschildert werden; er würde darin eine unerschöpfliche Fundgrube für Scenen im Genre des in „Notre-Dame de Paris“ geschilderten ehemaligen Bettlerviertels von Paris finden, aber auch der Pinsel eines Hogarth fände hier reiche Ausbeute.

Wer den russischen Volkscharakter in seinen abstoßendsten Schattenseiten kennen lernen will, der muß ihn in den Kabaks studieren, die nirgends fehlen, in der größten Stadt ebensowenig wie in dem kleinsten Dorfe.



Wallfahrer, vor einer Kirche lagernd.



Das Laster der Trunksucht, welches unter den niederen Volkskreisen, um des Dichters Worte zu gebrauchen, wie eine ewige Krankheit sich von Geschlecht zu Geschlecht schleppt, feiert da seine Orgien. Als der Bauer noch Leibeigener war und im Schweiße seines Angesichts für seinen Herrn arbeiten mußte, war der Aufenthalt im Kabak seine einzige Erholung. Beim Branntwein vergaß er dort wenigstens für einige Stunden die Qual und Pein des Alltagslebens. Und was ihm in jenen traurigen Tagen zur Gewohnheit geworden, das ist Gewohnheit geblieben, auch nachdem die früheren unwürdigen Fesseln beseitigt sind. Die große Masse der Bauern kennt auch heute kein anderes Sonntagsvergnügen als ein Zechgelage im Kabak, aber — zur Ehre des russischen Bauernstandes sei es gesagt — das Bestreben, diesen heillosen Zuständen ein Ende zu machen, tritt immer mehr zutage. Von den Bauern selbst gehen die Reformbestrebungen aus, und darum kann man ihnen wohl ein günstiges Prognostikon stellen. Wer die inländischen Nachrichten in russischen Zeitungen aufmerksam verfolgt, der wird häufig die Mitteilung finden, daß diese oder jene Dorfgemeinde den Ausschank von Wein und berauschenden Getränken verboten habe; bis 50 Rubel Strafe werden dem Übertreter des Verbotes angedroht und eine Geldstrafe außerdem jedem, der von dem verbotenen Handel Kenntnis erlangt und ihn nicht sofort zur Anzeige bringt.

Ein Glück ist es dabei, daß der Russe, wenn er noch so betrunken ist, doch niemals seine Gutmütigkeit verleugnet. Wie die meisten Dichtungen seiner großen Dichter in wehmütigen Mollakkorden, in einem unbefriedigten und unbewußten Sehnen ausklingen, so bemächtigt sich auch des gemeinen Mannes, wenn der Branntwein ihm zu Kopfe steigt, eine gewisse Wehmut. Er ist jetzt ausgelassen lustig und vergießt im nächsten Augenblick Thränen; er fällt jedem um den Hals, der ihm nahe kommt, und küßt ihn; als der Gipfelpunkt des durch Trinken erzeugten Wohlbehagens kann es gelten, wenn fünf oder sechs Mann, auch mehr, jeder die Arme um den Nacken des Nachbars geschlungen, singend und johlend umherwanken. Das ist aber auch alles; der Bauer ist im Kabak ein lärmender Gast, aber nie ein Unfriedenstifter, nie ein Raufbold. Im Kabak will er nur trinken und sich nach Herzenslust austoben. Hier, wo er bezahlt, ist er Herr; hier war er auch zur Zeit der Leibeigenschaft ein freier, durch nichts in seiner tollen Laune beschränkter Mann. Das hat ihm den Kabak lieb gemacht, und die Gewohnheit zieht ihn auch heute noch immer nach der ihm lieb gewordenen Stätte. Überhaupt steckt dem Bauer trotz zwanzigjähriger Emanzipation noch so viel von den Gewohnheiten der Leibeigenen im Blute, daß noch manches Jahrzehnt vergehen wird, bevor die letzten Spuren der Vergangenheit in neuen Generationen verschwunden sein werden, und es dürfte daher wohl angezeigt sein, hier einige Mitteilungen über das Wesen der Leibeigenschaft einzuschalten, über die im Auslande noch viele irrige Ansichten verbreitet sind.

Der Leibeigene haftete an der Scholle und konnte nur mit ihr verkauft werden. Leibeigene ohne Land zu verkaufen war verboten. Mann und Frau, sowie Geschwister, mochten sie nun Waisen sein oder nicht, durften beim Verkauf nicht getrennt werden. Dagegen konnte der Herr den Leibeigenen auf ein anderes, vielleicht weit entferntes und viel schlechteres Grundstück versetzen; er konnte ihn züchtigen lassen und ihm die strengsten Strafen auferlegen, ihn nach Belieben mißhandeln, wenn nur der Leibeigene nicht verstümmelt oder lebensgefährlich verletzt wurde. Verbrechen der Leibeigenen straften die gewöhnlichen Gerichte, deren Beistand die Herren jedoch häufig auch bei geringeren Vergehen in Anspruch nahmen. Der Herr konnte auch seinen Leibeigenen der Regierung zur Deportation nach Sibirien oder zur Einreihung ins Heer übergeben, beides sehr gefürchtete Strafen; der Militärdienst war damals unter der strengen Zucht noch eine schwere, drückende Last, und schon bei dem Gedanken an eine Deportation nach Sibirien vermochte sich der Beherzteste eines Grauens nicht zu erwehren, denn damals wurde den Herren Verbrechern die Reise in das Land jenseits des Ural noch nicht so bequem gemacht wie heute und Humanität kannte man jenseits des großen Grenzgebirges noch viel weniger als diesseits desselben. Wurde ein Leibeigener von den Gerichten zu Deportation oder zu Zwangsarbeit verurteilt, so wurde dadurch die Leibeigenschaft aufgehoben und auch seine Frau wurde frei und konnte ihm nach seinem Verbannungsorte folgen.

Der Herr konnte seine Leibeigenen jederzeit für frei erklären, ohne Rücksicht darauf, ob er ihnen das bisher bebaute Land ließ oder es ihnen abnahm. Außerdem wurde jeder Leibeigene mit seiner ganzen Familie frei, der ein von seinem Herrn geplantes Attentat gegen den Kaiser oder sonstige hochverräterische Handlungen

desselben zur Anzeige brachte. Kam das Gut durch Kauf, Schenkung oder Erbschaft in den Besitz eines Nichtchristen, so wurden alle auf demselben befindlichen Leibeigenen frei, mußten aber dem Besitzer des Gutes für den Kopf $5^1/_2$ Rubel zahlen. In gewissen Fällen zahlte auch die Regierung ein Loskaufgeld an den Herrn des Leibeigenen und zwar 114 Rubel für den Mann und 57 Rubel für die Frau; so in dem Falle, wenn die Freilassung nachträglich angefochten und für ungiltig erklärt wurde, der Freigelassene sich aber inzwischen bereits ein Gewerbe gewählt hatte. Jeder Freigelassene war nämlich verpflichtet, sich bis zur nächsten Zählung ein Gewerbe zu wählen. Unterließ er dies, so wurde er von der Regierung als Kolonist verschickt oder kam unter die Soldaten, und seine Kinder in eine Militärschule. Leibeigene, die in Kriegsgefangenschaft gerieten, wurden freie Leute, wenn sie aus derselben zurückkehrten.

So sehr jedoch der Leibeigene der Willkür des Herrn preisgegeben war, völlig rechtlos war er nicht. Grundbesitz durfte er zwar nicht erwerben, und wenn ihm solcher zufiel, wurde das Grundstück verkauft und



Bettler auf dem Lande.

ihm das Kaufgeld eingehändigt, aber Eigentum an Mobilien zu erwerben, war ihm nicht verwehrt. Allerdings war es eine seltsame Art Eigentum, kaum dem peculium der römischen Sklaven vergleichbar, da der Herr es ihm jeden Augenblick abnehmen konnte, aber es bildete sich doch allmählich zur Regel heraus, daß die Hauseinrichtung, das Ackergerät und das Vieh als unantastbares Eigentum des Bauern angesehen wurden. Es lag ja im eigenen Interesse der Herren, den Bauer nicht in dem zu schädigen, worauf seine Leistungs- und Zahlungsfähigkeit beruhte.

Der Leibeigene konnte sich auch mit Bewilligung seines Herrn in einer Stadt niederlassen, dort ein Gewerbe betreiben, oder sich in die Kaufmannschaft aufnehmen lassen, aber dem Herrn stand es jederzeit frei, ihn zurückzurufen. Viele Bauern, die sich als Kaufleute in Städten niederließen, wurden Millionäre, erwarben vielleicht mehr Vermögen als ihre Herren besaßen, aber sie blieben trotzdem Leibeigene, die Herren dachten

nicht daran, in einen Loskauf zu willigen, da jeder solche Leibeigene für sie eine hohe Rente repräsentierte, die sie jeden Augenblick noch erhöhen konnten, indem sie seinen fernern Aufenthalt in der Stadt von der Zahlung größerer Abgaben abhängig machten.

Wie die Leibeigenen unter der unermeßlichen Grausamkeit vieler Herren zu leiden hatten, ist in Schriften, die es auf Erregung von Sensation abgesehen hatten, schon oft genug geschildert worden; wir können darüber hinweggehen. Wie jede Sklaverei, erzeugte auch die Leibeigenschaft entsetzliche Scheusale. Und doch wurden bald nach der Aufhebung der Leibeigenschaft sehr viele Stimmen laut, die der Sehnsucht nach den früheren Zuständen Ausdruck gaben, und heute noch trifft man ältere Leute, welche sich nach den Tagen der Leibeigenschaft zurücksehnen! Die Ursache dieser befremdenden Erscheinung ist unschwer zu erkennen. In dem Übergangsstadium, in dem er sich jetzt befindet, hat der Bauer einen schweren Kampf ums Dasein zu bestehen. Drückende Abgaben lasten auf ihm, während andererseits zahlreiche materielle Vorteile, die sein Verhältnis zum



Bettelnde Frau mit Kindern.

Herrn ihm gewährte, weggefallen sind. Den Gutsherren fällt es heute nicht mehr ein, den Bauern zu gestatten, aus ihren Waldungen sich unentgeltlich Brenn- und Bauholz zu holen, wie sie es früher gethan; früher konnte der Bauer mit Erlaubnis des Herrn sein Vieh auch auf die herrschaftliche Weide treiben, was ihm jetzt verwehrt ist, und wenn — was in einem Lande wie Rußland, wo man Hecken und Einzäunungen gar nicht kennt, kaum zu vermeiden ist — sein Vieh sich einmal auf den herrschaftlichen Boden verirrt, so muß der Bauer jetzt dafür eine empfindliche Geldstrafe zahlen, während er im gleichen Falle früher nur einen Verweis oder im schlimmsten Fall Prügel erhielt, die er ja gewöhnt war und sich nicht zu sehr zu Herzen nahm. Ebenso konnte der Bauer, wenn Seuchen ihm sein Vieh geraubt hatten oder ihm in Folge von Mißernten Getreide zur Aussaat fehlte, auf Unterstützung seitens des Herrn rechnen. Dieser war sogar verpflichtet, den in Not geratenen Leibeigenen zu unterstützen, und der Gutsbesitzer, dessen Leibeigene beim Betteln erwischt

wurden, mußte 1 Rubel 50 Kopeken für den Kopf Strafe zahlen. Der Bauer hatte daher stets einen Rückhalt an seinem Herrn und war vor völliger Verarmung geschützt. Das hat nun alles aufgehört. Dagegen sind viele neue Lasten an Stelle der alten getreten, die durch die Art ihrer Verteilung höchst drückend sind und jeden Aufschwung des Bauernstandes hindern. Der Bauer hat dem Staat, dem Kreis (dem Zemstwo) und seiner Gemeinde Abgaben zu entrichten. Diese Abgaben betragen zusammen etwa $9^1/_2$ Rubel für jedes männliche Mitglied des Hausstandes, da aber das Kind in der Wiege schon ebenso besteuert wird, wie der erwachsene, arbeitsfähige Mann, so sind sie ungemein drückend.

Dazu kommt noch ein anderer Übelstand. Der Besteuerung liegen die Zensuslisten zugrunde, in welche die gesamte männliche Bevölkerung eingetragen wird. Von Zeit zu Zeit — die Zeiträume sind nicht bestimmt und in den einzelnen Gouvernements verschieden — werden diese Listen „revidiert" und die Zahl der Steuerpflichtigen, der „Revisionsseelen", richtig gestellt. In dem Zeitraum von einer Revision zur andern aber hat die Gemeinde so viele einzelne Steuerquoten zu entrichten als in die Listen Revisionsseelen eingetragen sind, ohne Rücksicht auf die inzwischen Gestorbenen und Geborenen, gleichviel ob die männliche Bevölkerung in dem Zeitraum zu- oder abgenommen hat. Die Steuerquote ist überall dieselbe, ohne Rücksicht auf die Qualität, ja ohne Rücksicht auf die Quantität des Ackerlandes, über welches eine Gemeinde verfügt.

Daraus ergeben sich nach unseren Anschauungen ganz abnorme Verhältnisse. Ein Bauer im Gouvernement A., der sechsmal mehr Ackerland besitzt als ein anderer im Gouvernement B., und dem unter normalen Verhältnissen sein Grundstück einen dreimal so großen Gewinn abwirft als jenem, zahlt deshalb doch nicht mehr Steuern, wenn die Zahl der Hausgenossen bei beiden gleich ist. Die Regierung fragt nicht danach, wie viel Ackerland der Steuerpflichtige besitzt; die Verteilung desselben ist ausschließlich Sache der Gemeinde, und die Steuer wird per Kopf der männlichen Bevölkerung auferlegt, mag nun das Ackerland benützt werden oder nicht. Und doch ist die Zahl der Angehörigen des männlichen Geschlechtes kein Maßstab für die Erwerbsfähigkeit einer Familie! Gebrechliche Greise und Kinder bilden vielleicht in einem Haushalt die Zahl der männlichen Angehörigen, während der andere ausschließlich kräftige Männer zählt. Eine Witwe mit drei Kindern im Alter von ein bis drei Jahren kann in die Lage kommen, dieselbe Steuer zahlen zu müssen, die ein Vater mit seinen zwei erwachsenen Söhnen zahlt, und doch ist zweifellos der letztere viel eher im Stande als die alleinstehende Frau, sein Grundstück zu bewirtschaften und ertragsfähig zu machen.

Diese eigenartigen Verhältnisse, im Verein mit der geringen Neigung des russischen Bauern zum Ackerbau und seiner ewigen Wanderlust, die er nach Aufhebung der Leibeigenschaft nach Herzenslust befriedigen kann, lassen in der großen Masse der Bauernschaft keinen rechten Wohlstand aufkommen. Wenn man sie berücksichtigt, wird man es auch erklärlich finden, daß viele heute noch in der Aufhebung der Leibeigenschaft keine Wohlthat, sondern nur eine Last erblicken. Namentlich gilt dies von den Gouvernements im Norden und einzelnen Landstrichen in der Mitte des Landes, wie das Gouvernement Smolensk, wo der Boden für den Ackerbau wenig geeignet ist, der dort auch sehr zurückgegangen ist. Der Bauer ist eben nicht fernsehend genug, um über den Lasten, welche ihm die Bodenablösung augenblicklich noch auferlegt, die Vorteile nicht zu übersehen, welche ihm die Zukunft verspricht. Wenn man ihn fragt, wie er mit der Neugestaltung der Dinge zufrieden sei, gesteht er zwar zu, daß manches besser geworden, „aber," fügt er in einem Atem hinzu, „auch manches schlechter".

In dieser Antwort liegt eine tiefe Wahrheit; sie trifft sozusagen den Nagel auf den Kopf. Es ist unvermeidlich, daß sich in der Übergangszeit gute und böse Nachwirkungen zugleich geltend machen, und der Bauer — namentlich das heranwachsende jüngere Geschlecht, welches die früheren Drangsale nur vom Hörensagen kennt — fühlt heute die letzteren mehr als die ersteren, weil sie sich besonders in seinem Familienleben bemerkbar machen. Dieses ist durch die Aufhebung der Leibeigenschaft völlig umgestaltet worden, und seine Umgestaltung zählt auch mit zu den Ursachen, welche die jetzige Kalamität verschuldet haben, obwohl andererseits aus ihr zweifellos eine Saat ersprießen wird, die für die Zukunft die herrlichsten Früchte verspricht. Bis zum Jahre 1861 war die bäuerliche Familie, in ähnlicher Weise, nur in kleinerem Umfange, ebenso eine Wirtschaftsgenossenschaft wie die Bauerngemeinde. Die Hausgenossen besaßen das Haus und alles was zum Hause gehörte, die Hauseinrichtung, das Ackergerät, das Vieh gemeinsam. Was der einzelne erwarb, wurde

nicht sein Privateigentum, sondern floß in die gemeinsame Kasse, und der erwachsene Sohn, der auswärts, in der Stadt oder in einer Fabrik arbeitete, war verpflichtet, seinen ganzen Lohn nach Abzug eines zu seinem Lebensunterhalt erforderlichen kleinen Betrages nach Hause zu schicken. Die Verwaltung der gemeinsamen Kasse lag dem Familienoberhaupt ob, dem Chosjäïn oder, wie er auch in einigen Gegenden hieß: Bolschák, Familienältester. Gewöhnlich war es der Großvater, doch konnte auch ein anderes Familienmitglied, das für besonders dazu geeignet galt, diese Stelle bekleiden, unter gewissen Umständen sogar eine Frau. Der Chosjäïn war im Kreise der Familie unumschränkter Gebieter, dessen Befehlen sich jeder zu fügen hatte, und nur in pekuniären Angelegenheiten bedurfte er der Zustimmung der anderen Familienmitglieder, ohne welche er nichts unternehmen konnte. Es herrschten also in der Familie dieselben demokratischen Grundsätze, die wir schon bei der Gemeindeorganisation kennen gelernt haben. Ein Erbrecht im modernen Sinne kannte der Bauer nicht. Was sollte er auch erben, da doch alles gemeinsames Eigentum war? Starb das Familienoberhaupt, so trat ein anderer an seine Stelle, aber die Vermögensverhältnisse der einzelnen wurden durch den Todesfall nicht geändert. Es war nichts vorhanden, was geerbt werden konnte — höchstens konnten die Kleider des Verstorbenen und sonstige wenig wertvolle Kleinigkeiten in Betracht kommen. Für den weitaus größern Teil der Bevölkerung — die Kronbauern eingerechnet etwa 40 Millionen Menschen! — existierte also eine der wichtigsten staatlichen Einrichtungen, das Erbrecht, gar nicht, und wie sie schon als Unfreie sich von der übrigen Gesellschaft schieden, so waren die Bauern durch ihre Gemeinde- und Familienorganisation noch mehr in eine Ausnahmestellung dem ganzen Staatswesen gegenüber geraten.

Die Vorteile dieser Einrichtung sind ebenso leicht zu erkennen wie ihre Nachteile. Für den leibeigenen Bauer, der sich keine Knechte halten konnte, die ihm sein Feld bestellen halfen, waren ein paar rüstige Hände ein schätzenswertes Kapital. Die Braut, welche der Sohn ins Haus brachte, erhielt zwar außer ihren Kleidern von ihren Eltern keine Aussteuer, aber die Familie, in welche sie durch die Heirat eintrat, gewann in ihr eine Arbeitskraft mehr. Je mehr Arbeitskräfte eine Familie zur Verfügung hatte, desto besser konnte sie sich stehen. Daher jenes stramme Zusammenfassen und Zusammenhalten aller Familienglieder unter dem eisernen Regiment des Chosjäïn, gegen welches sich aufzulehnen gleichbedeutend mit einem Bruch mit der ganzen Familie war. Wie wenig angenehm aber ein Familienleben sein mußte, wo mehrere Familien, mehrere Generationen nicht nur unter einem Dache lebten, sondern auch alles gemeinsam besaßen, braucht wohl nicht erst ausgemalt zu werden. Ein Familienleben nach unserer Auffassung, ein herzlicher, liebevoller Verkehr war ganz unmöglich. Zwist und Streit waren an der Tagesordnung, ewig und ewig genährt durch die vielen Frauen, von denen gern jede das Regiment geführt hätte, von denen sich keine der andern fügen wollte. Die Schwiegermütter erfreuen sich bekanntlich nirgends eines guten Rufs, aber kein Volk hat sie in so schwarzen Farben gemalt, wie das russische Volk in seinen Volksliedern, welche unendlich viel von den Leiden der Schwiegertöchter zu erzählen wissen. Diesen unerquicklichen Zuständen hat das Jahr 1861 ein Ende gemacht. Während das Genossenschaftswesen in der Gemeinde die Leibeigenschaft überdauerte, sind die Familiengenossenschaften auf den Aussterbeetat gesetzt und werden bald ganz verschwunden sein. In sittlicher Beziehung kann das Landvolk dadurch nur gewinnen, aber durch das eigene Heim, in das der Bauer sich nicht mehr mit einem Dutzend Verwandten zu teilen braucht, wird allmählich auch der Hang zum Nomadenleben eingeschränkt werden und der Bauer wird ein gemütliches Familienleben, das ihm heute völlig fremd ist, schätzen lernen. Augenblicklich übt allerdings die Auflösung der Familiengenossenschaften einen sehr nachteiligen Einfluß auf die Vermögensverhältnisse der Bauern aus. Jeder Bauernsohn will jetzt, wenn er heiratet, seinen eigenen Haushalt gründen und nicht, wie es seine Voreltern gethan, in der elterlichen Isba mit Frau und Kindern weiter leben. Zum Bau eines eigenen Hauses ist aber Geld nötig, und dieses muß geborgt werden — geborgt gegen meist sehr hohe Zinsen, 20 bis 25 Prozent. So beginnt der neue Haushalt gleich mit einer drückenden Schuldenlast und ohne daß der Bauer auch nur mit annähernder Gewißheit vorausbestimmen kann, wann er imstande sein wird, sich seiner Schulden zu entledigen. Eine einzige Mißernte kann ihn unfähig machen, die hohen Zinsen zu bezahlen, und kann seinen Ruin zur Folge haben.

Glücklicherweise hat die Gesetzgebung dafür gesorgt, daß der Bauer nicht durch unverschuldete Unglücksfälle zum besitzlosen Proletarier werden kann. So wie der Gemeinde, wenn sie auch noch so sehr

überschuldet ist, doch niemals das ihr gehörige Gemeindeland abgepfändet werden kann, so ist auch alles, was der einzelne Bauer zur Bewirtschaftung seines Grundstückes braucht, von der Haftung für seine Schulden ausgeschlossen. Nie können ihm seine Pferde oder sein Ackergerät abgepfändet werden, er kann nicht völlig verarmen, die Gelegenheit, sich wieder emporzuarbeiten, bleibt ihm. Diese Vorteile kommen dem ohne sein Verschulden, durch Mißernte oder Krankheiten ins Unglück Gestürzten ebenso zugute wie dem leichtsinnigen Wirtschafter, aber für den letztern steht als Schreckgespenst die körperliche Züchtigung im Hintergrunde, zu



Ein Staretz.

welcher die Gemeinde ihn verurteilen kann, wenn er sich leichtsinnig ruiniert hat und außer Stande ist, seinen Verpflichtungen gegen Staat, Gemeinde und andere Gläubiger nachzukommen. Die Gemeinde straft aber nicht nur das lässige Mitglied, sondern sucht es auch — und mit ihm sich selbst — vor allem Schaden zu bewahren durch eine Bevormundung, die sich bis auf die häuslichen Angelegenheiten erstreckt. Der Mir, wie die russische Dorfgemeinde in ihrer Gesamtheit heißt, beschließt nicht nur über die Verteilung des Gemeindelandes, über die Aufnahme neuer Mitglieder, über die Entlassung aus dem Gemeindeverbande und sonstige, in den Wirkungskreis von Dorfbehörden gehörige Angelegenheiten, sondern er schreibt auch genau vor, wann die

Aussaat, wann die Ernte beginnen soll, wann das Heu gemacht werden darf, erwägt, ob dem oder jenem zu gestatten sei, bauliche Veränderungen an seinem Hause vorzunehmen oder ein neues Haus zu bauen, und tritt sogar als oberster Richter auf, wenn in einer Familie Streit und Unfrieden herrschen, welche der Chosjaïn nicht zu unterdrücken vermag. Solche Verhandlungen sind für die Mehrzahl der Dorfbewohner weit wichtiger als die Wahl des Gemeindeältesten, nach welcher Würde kein Bauer besondere Sehnsucht hegt. Er sucht vielmehr durch alle möglichen Mittel sich einer Wahl zu entziehen, denn die wenigen Rubel Gehalt, welche der Starosta bezieht, sind für den Bauer viel zu wenig verlockend, und andere Vorteile gewährt die Würde eines Starosta nicht, ja nicht einmal ein besonderes Ansehen. In den Versammlungen des Mir, in welchen die Wahl eines Starosta auf der Tagesordnung steht, sind daher stürmische Scenen, wie sie in anderen Ländern bei Wahlen vorzukommen pflegen, etwas ganz Unerhörtes. Überhaupt wird alles in der größten Ruhe erledigt, und



Russisches Bauernkind im Norden.

gewöhnlich stimmen die Anwesenden ohne lange Debatte dem ihnen durch den Starosta unterbreiteten Vorschlag bei und geben durch den allgemeinen Ruf: ládno! ládno! (schon gut!) ihre Zustimmung zu erkennen. Stürmisch geht es in der Bauernversammlung nur dann zu, wenn das Gemeindeland zur Verteilung gelangt, denn da werden materielle Interessen des Einzelnen berührt, und wo der Geldbeutel in Mitleidenschaft gezogen wird, da weiß sich der Bauer zu wehren. An dem Tage, an dem der Mir diese für jede Familie hochwichtige Entscheidung treffen soll, herrscht schon vom frühen Morgen an ungewöhnliche Erregung im ganzen Dorfe. In allen Häusern und auf der Straße wird über die Verteilung diskutiert, und auch die Frauen beteiligen sich lebhaft an den Debatten. Ist dann das große Werk vollbracht, beschließt gewöhnlich ein frohes Zechgelage den ereignisreichen Tag.

Den Versammlungen des Mir können seltsamerweise auch Frauen beiwohnen und in denselben, wenn ihre Männer abwesend sind, den Vorteil ihres Hauses wahren, aber wenn sie auch noch so zungengewandt

und schlagfertig sind, viel Beachtung finden sie doch niemals. Die geringe Achtung vor den Frauen ist eine der Hauptschattenseiten im Leben der russischen Landbevölkerung. Was er von der Frau im allgemeinen hält, drückt der Bauer nicht sehr galant durch das derbe Sprichwort aus: Lange Haare, kurzer Verstand. Trotzdem kann, wie schon erwähnt, in Ausnahmefällen auch eine Frau, die sich durch Klugheit und Energie auszeichnet, Familienoberhaupt werden, doch das sind Ausnahmen, die große Masse der Bauernfrauen ist zu einer Existenz verdammt, um die sie keine ihrer Schwestern anderer Nationen beneiden wird. Der Frau liegen gewöhnlich nicht nur die häuslichen Arbeiten ob, sondern sie muß auch, während der Mann auswärts irgend einer ihm zusagenden Beschäftigung nachgeht, schwere Arbeit auf dem Felde verrichten. In Rußland haben im Vergleich mit der bei uns herrschenden Sitte Mann und Frau die Rollen getauscht. Nicht die Frau, sondern der Mann zieht mit den Erzeugnissen seiner Wirtschaft in die Stadt auf den Markt; er verkauft Geflügel, Eier, Butter, Milch, die Frau dagegen bestellt das Feld. In manchen Gegenden, so in Großrußland, fallen ihr die schwersten Feldarbeiten zu, während der Mann mit seinen Waren gemächlich durch die Straßen Moskaus wandert oder sie auf irgend einem Marktplatz feilbietet. Die Frau ist da nicht die geliebte Gefährtin des Mannes, sondern seine Dienerin. Als er um ihre Hand warb, haben ihn ihre Tugenden und körperlichen Reize gewiß weniger dazu bestimmt als die Wahrnehmung, daß sie gesund und kräftig sei, also eine tüchtige Arbeiterin sein werde. In den seltensten Fällen werden Ehen aus persönlicher Neigung geschlossen. Der Chosjaïka oder Bolschuka, der Gattin des Familienoberhauptes, liegt die Sorge um eine passende Braut für den heiratsfähig gewordenen Sohn ob, und wenn sie selbst keine solche kennt, wendet sie sich an eine Swacha, eine der Ehevermittlerinnen von Profession, die in allen Städten und größeren Dörfern vorhanden sind (siehe Seite 17), und diese findet gewiß bald eine passende Partie. Von einer Romantik, wie sie das Liebeswerben bei den Westslaven umgiebt, kann bei einer solchen Art der Eheschließung selbstverständlich nicht die Rede sein, und die russische Volksliteratur vermag auch nicht einen so reichen Schatz reizender Liebeslieder aufzuweisen, wie ihn z. B. die Czechen besitzen, Lieder, in denen sich ein tief inniges Gefühlsleben ausdrückt und die von Lebenslust und tollem Übermut der Glückseligkeit übersprudeln.

Wir haben schon oben (Seite 40) gesehen, daß in früheren Zeiten in Rußland auch das Los der Frauen höherer Stände kein beneidenswertes war. Erst mit der zunehmenden Kultur wurde ihr Los ein besseres, und sie haben sich allmählich jene Stellung errungen, welche jedes civilisierte Volk seinen Frauen einräumt — ja sie sind, wie wir später sehen werden, zu einer viel freieren Stellung gelangt, als sie Sitte und Herkommen der deutschen Frau als zulässig erscheinen lassen. Auf dem Lande aber, wo die westeuropäische Kultur nur sporadisch günstigen Boden gefunden hat, in dem sie Wurzel schlagen und sich entfalten konnte, ist bei der Beurteilung der Frauen die orientalische Anschauungsweise mit geringen Abschwächungen maßgebend geblieben. Der Bauer ist in der ganzen Welt das konservativste Element, und in Rußland weicht er um so schwerer von seinen Gewohnheiten und Anschauungen ab, weil er keine Gelegenheit hat, andere Verhältnisse kennen zu lernen, die ihn zum Vergleich und zur Nachahmung herausfordern könnten. Im Gegenteil — er hat noch ein Vorbild vor Augen, das ihn in der Überzeugung von der Richtigkeit der Stellung, welche er dem weiblichen Geschlecht anweist, bestärken muß: die Frau des Ortsgeistlichen, des Popen, befindet sich in keiner bessern Lage als die Bauernfrauen. Sie muß gar tüchtig arbeiten, im Hause und auf dem Felde, um die Bedürfnisse ihrer bescheidenen Wirtschaft zu decken, denn wie in vielen katholischen Ländern ist auch in Rußland der Dorfgeistliche nicht auf Rosen gebettet; er ist hier leider nur zu häufig der Ärmste unter den Armen.

Der russische Pope ist unter den vielen interessanten Charakterköpfen, denen man in Rußland begegnet, einer der interessantesten. In dem schlichten, bescheidenen Mann, dessen ganze Erscheinung von nichts weniger als von Wohlleben zeugt, vermutet man, wenn man ihm auf der Straße begegnet, gewiß nicht den Sänger, dessen mächtige, klangvolle Stimme man soeben in der Kirche bewundert, vermutet man nicht die hoheitsvolle, imposante Erscheinung, die man am Altar gesehen. Sowie der russische Pope seinen Ornat angelegt hat, ist er ein ganz anderer Mensch geworden. Der hohen Würde seines Berufes sich bewußt, steht er da, ein Vertreter der göttlichen Majestät, ein geborener Levit. Da der Priestersohn stets wieder dem Beruf des Vaters sich zuwendet und der Zufluß neuer Elemente zu dem wenig Verlockendes bietenden Beruf ein sehr geringer ist, so prägt sich in allen russischen Priestergestalten ein charakteristischer Zug aus, wie er nur den Angehörigen





Pope im Ornat.



Ein Altgläubiger.



einer streng von der übrigen Gesellschaft geschiedenen Kaste eigen sein kann. Trotz alledem erlangt der Pope fast nie auch nur annähernd ein solches Ansehen, wie es der Dorfgeistliche in katholischen Gegenden ausnahmslos genießt. Wir haben bereits auf den grellen Gegensatz zwischen der weißen und schwarzen Geistlichkeit hingewiesen und durch die historische Entwicklung beider das hohe Ansehen, dessen sich die letztere erfreut, zu begründen versucht. Außerdem wirkt noch so manches zusammen, was dem Dorfgeistlichen fast unmöglich macht, in der Gemeinde eine so angesehene Stellung zu erlangen, wie unsere Pfarrer und Pastoren. Daß der Pope nicht so gebildet ist wie unsere Geistlichkeit, hat wohl wenig Einfluß auf seine Stellung in der Gemeinde. Gelehrsamkeit hat in den Augen des Bauern keinen Wert. Am meisten leidet das Ansehen des Popen jedenfalls darunter, daß die Religiosität der großen Masse sich mehr im starren Festhalten an Äußerlichkeiten, im strengen Beobachten gewisser Formen und Gebräuche offenbart und eine Vertiefung in den Geist der Glaubenslehre gar nicht kennt. Alle Sekten, die aus dem Schoße der russischen Kirche hervorgegangen sind, haben sich von der Staatskirche nur wegen abweichender Meinungen über Ceremonien und äußerliche Gebräuche getrennt — z. B. die Form des Kreuzeszeichens, die mehr oder minder häufige Anwendung des Amen und Hallelujah in der Messe u. dgl. — und philosophische Zänkereien, wie sie durch die Sekten des Orients und Occidents hervorgerufen wurden, blieben den Russen fremd. Dadurch aber, daß der Geistliche dem Volke nicht in erster Reihe als der Ausleger und Verkünder des Wortes Gottes, sondern nur als der Vollbringer gewisser, durch den Ritus vorgeschriebener Handlungen erscheint, wird seine Person neben den Ceremonien, auf welche das Volk den Hauptwert legt, vollständig zur Nebensache. So großes Gewicht der gemeine Mann auf alle kirchlichen Gebräuche und alle Amtshandlungen des Popen legt, die er genau kennt und streng kontrolliert, so schwer er es empfinden würde, wenn der Pope bei dem jährlichen Rundgang mit dem wunderthätigen Heiligenbild der Dorfkirche nicht auch sein Haus beträte, so zahlt er doch nichts so ungern und so widerwillig, als die Abgaben an seinen Seelenhirten. Und doch sind diese sehr gering und dem Popen zur Erhaltung seines mehr als bescheidenen Haushaltes geradezu unentbehrlich. Wenn man bedenkt, wie schnell der gemeine Mann durch fremde Not gerührt und zum Helfen bereit ist, steht man hier vor einem Rätsel. Dem Popen gegenüber verwandelt sich die berühmte Mildthätigkeit des Russen in das gerade Gegenteil; der mag selbst zusehen, wie er mit der zahlreichen Familie, die er zu ernähren hat, sein Auskommen findet. Ausnahmen giebt es selbstverständlich auch hier; in wohlhabenden Gemeinden und bei gut dotierten Kirchen ist auch die Stellung des Popen eine andere als in Dörfern, in denen die Not in vielen Häusern ständiger Gast ist, aber leider sind nur zu häufig die ärmsten Pfarren auch diejenigen, in denen die Familiensorgen des Popen die größten sind und er zeitlebens aus einer drückenden Lage, die sein ganzes Auftreten beeinflußt, nicht herauskommt.

Da der Weltgeistliche heiraten darf und nur ein verheirateter Kandidat angestellt wird, haben sich in Rußland bei der Besetzung der Pfründen Grundsätze herausgebildet, die wesentlich von den bei uns geltenden abweichen. Der Pope besitzt kein Vermögen; die Kinder, die er hinterläßt, finden auch keinen Rückhalt an dem Heiratsgut der Mutter, denn dem Popen bietet sich nicht, wie dem protestantischen Pastor, Gelegenheit, durch Vermählung mit einer Tochter aus einer wohlhabenden Bürger- oder Bauernfamilie eine Mitgift zu erlangen, welche nach seinem Tode seine Frau und seine Kinder vor Not schützt. Keine Bauerntochter und noch viel weniger eine Bürgerstochter würde einen Popen heiraten. Die Weltgeistlichkeit ist seit Jahrhunderten ein exklusiver Stand, und Popensöhne und solche, die sich dem geistlichen Stande widmen wollen, suchen ihre Lebensgefährtinnen nur unter den Popentöchtern. Da aber diese kein Vermögen besitzen, wäre das Los der Witwe und der Waisen eines Popen ein sehr trauriges, wenn nicht anderweitig für sie gesorgt würde. Die Sorge für ihre Zukunft übernimmt nach dem Tode ihres Ernährers der Bischof. Er ist der Vormund aller Popen-Waisen seines Sprengels. Hat der Pope eine heiratsfähige Tochter hinterlassen, sucht der Bischof einen für sie passenden Bräutigam unter den Kandidaten um vakante Stellen. Der Auserwählte heiratet die Popentochter und erhält die Pfründe. Vorher jedoch muß er sich mit seiner zukünftigen Schwiegermutter auseinandersetzen, die sich ein bestimmtes Einkommen zu ihrem und der etwa vorhandenen unmündigen Kinder Lebensunterhalt sichert, gewöhnlich auch im Hause bleibt. Der junge Seelsorger übernimmt damit gleich eine bedeutende Last für seinen zu gründenden Hausstand, eine Last, die bei sich gleich bleibendem Einkommen von Jahr zu Jahr, je mehr seine Familie wächst, immer drückender wird, ganz abgesehen davon, daß das Zusammen-

leben mit der Schwiegermutter in den seltensten Fällen zur Vermehrung häuslicher Gemütlichkeit beiträgt. Trotzdem sind die Popentöchter, mit deren Hand eine feste Anstellung erlangt werden kann, viel umworbene Persönlichkeiten, und der sich dem geistlichen Stande Widmende unterläßt es nicht, schon als Seminarist unter den Erbtöchtern des Landes sorgfältig Umschau zu halten, um die Gelegenheit zu einer guten Partie ja nicht zu versäumen.

Für die Zukunft der Hinterbliebenen des Popen ist daher immer gesorgt. Hat er nur eine Witwe und Töchter hinterlassen, so heiratet die älteste seinen Nachfolger; ist die älteste Tochter noch nicht heiratsfähig, so bleibt das Amt bis zu ihrer Verheiratung unbesetzt; sind jedoch Söhne vorhanden, so folgt der älteste Sohn dem Vater im Amte nach und seine Mutter und Geschwister leben in der Pfarrwohnung weiter bis sich für sie vielleicht später eine bessere Versorgung findet. Dagegen wird die Exklusivität des Popenstandes auch nach anderer Seite entschieden gewahrt durch das Verbot der Ehe zwischen einem Laien und der Witwe oder Tochter eines Popen, von welchem nur in seltenen Fällen Dispens erteilt wird. Früher war die Abschließung der schwarzen Geistlichkeit vom Laienstande eine noch strengere als jetzt: der Popensohn war gezwungen, sich dem geistlichen Stande zu widmen, entweder Pope oder Mönch zu werden, heute ist ihm nur noch untersagt, ein Handwerk zu betreiben, dagegen kann er die Erlaubnis erlangen, sich dem Staatsdienst zu widmen oder in das Heer einzutreten.

Wenn die Frau des Popen stirbt, darf der Pope keine neue Ehe schließen. Durch den Tod seiner Lebensgefährtin ist er auch unfähig geworden, sein Amt weiter auszuüben; er muß dasselbe niederlegen und sich, wenn er nicht vorzieht, in den Laienstand zurückzutreten, in ein Kloster aufnehmen lassen. Ein solcher Eintritt ins Kloster hat aber nicht zur Folge, daß der frühere Pope nun der ihm an Bildung überlegenen Klostergeistlichkeit gleichgestellt wird; er teilt alle Pflichten seiner Klosterbrüder, ohne jedoch der Rechte der schwarzen Geistlichkeit teilhaftig zu werden, und er kann auch nie zu einer höhern Stellung in der Hierarchie emporsteigen. Daß er einmal Pope war, das zwingt ihn für das ganze Leben in die Ausnahmestellung, welche er als solcher einnahm.

Früher hatte diese strenge Abschließung der Weltgeistlichkeit gegenüber den anderen Ständen manche Übelstände zur Folge, die jetzt beseitigt oder doch sehr vermindert sind, seitdem den Popensöhnen auch eine andere Laufbahn offen steht. Man hatte die schwarze Geistlichkeit mit einer chinesischen Mauer umgeben, um zu verhindern, daß die Laien massenhaft in sie eintraten, in der Absicht, sich dadurch dem Militärdienst zu entziehen; aber die durch die Erblichkeit der Ämter geschaffene Priesterkaste vermehrte sich bald so, daß nicht genug Pfarren vorhanden waren, um alle Bewerber um Pfarrstellen befriedigen zu können. Neben der in Amt und Würden befindlichen schwarzen Geistlichkeit wuchs ein Proletariat heran, das von Jahr zu Jahr der Gesellschaft lästiger wurde und dem Ansehen des ganzen Standes nicht förderlich war. Die großen Städte übten, wie immer so auch hier, auf die Beschäftigungslosen eine besondere Anziehungskraft aus und sie strömten in solchen Scharen dahin, daß die Regierung sich veranlaßt sah, jedem Priester zu verbieten, ohne vorher eingeholte Erlaubnis seinen Aufenthaltsort zu verlassen. Dieses Verbot wurde aber nicht sehr beachtet, und erst als man anfing, die außerhalb ihres Wohnortes betroffenen Geistlichen unter die Soldaten zu stecken, hörte der Andrang nach den großen Städten auf. Solche stellenlose Geistliche lebten in Petersburg, Moskau und anderen Städten davon, daß sie reichen Leuten, die in ihrer Hauskapelle eine Messe lesen lassen wollten, ihre Dienste anboten. Eine andere Einnahmequelle verschaffte ihnen der Gebrauch, sich von einem Popen ein Gebet in die Mütze sprechen zu lassen, das man dann in dieser nach Hause trug und denselben Vorteil davon hatte wie von einem Gebet, das der Pope in der Wohnung selbst gesprochen. Aber auch hier war das Angebot größer als die Nachfrage. Dem Russen steckt überdies der Handelsgeist in allen Gliedern, und er kaufte nichts ohne vorher tüchtig um den Preis gefeilscht zu haben. Er hielt es zwar für seine Pflicht, Messen lesen zu lassen, aber er ließ sie von jenem lesen, der dafür am wenigsten verlangte. Suchte daher ein Russe unter den vor einer Kirche stehenden Popen einen für seine Hausandacht zu gewinnen, so gab es stets eine lärmende Auktion. Man weiß in Rußland manches ergötzliche Histörchen von solchen Unterhandlungen mit Popen zu erzählen. Zog sich der Handel in die Länge, so holte oft der Pope ein Stück Brot oder Kuchen aus seinem Talar hervor und drohte, ein Stück abzubeißen, wodurch er — weil nicht mehr nüchtern — für diesen Tag

unfähig geworden wäre, die Messe zu lesen. Viele ließen sich dadurch einschüchtern und nahmen, um auf die Messe nicht verzichten zu müssen, das Angebot des Popen an. Es kamen jedoch auch andere, die ihren Mann kannten, und diese erwiderten auf seine Drohung ruhig: „Beiß' nur zu, bátjuschka (Väterchen) ... wenn Du die Messe nicht lesen kannst, wird sie ein anderer lesen." Und der bátjuschka überlegte sich's. Ein solcher Handel mit dem Heiligsten schadete aber sehr dem Ansehen der Geistlichkeit, weshalb ihn schon der Metropolit Ambrosius untersagte. Das Verbot zog ihm den Haß der Popen zu, und seine grauenhafte Ermordung bei einem Volksaufstande war eine Folge dieses Hasses, der die Popen so verblendete, daß sie den Pöbel gegen ihren eigenen Oberhirten hetzten, der am Altare mit Knütteln und Beilen erschlagen wurde.

Jetzt ist ein wesentlicher Schritt zur Besserung der Verhältnisse der Weltgeistlichkeit dadurch gethan, daß die Popensöhne nicht mehr gebunden sind, den Stand des Vaters zu wählen. Man trifft heute Popensöhne unter den Universitätsprofessoren, unter Beamten, Fabrikanten und Kaufleuten. Die abermalige Entstehung eines geistlichen Proletariats ist also nicht zu befürchten. In sozialer Beziehung hat sich die Stellung des Popen in den letzten zwanzig Jahren auch gebessert; allerdings ist dies nicht sein Verdienst, sondern nur eine Nachwirkung der großen Reform Alexanders II. Zur Zeit der Leibeigenschaft war der Pope nicht viel besser



Betversammlung der Malakanji.

gestellt als die Leibeigenen. Vom Gutsherrn verachtet, wurde er von diesem oft arg mißhandelt und mußte zur Zielscheibe roher Scherze dienen, wurde überhaupt nicht viel besser behandelt als ein Leibeigener. Wagte er, sich gegen den Gutsherrn aufzulehnen, so war sein Verderben besiegelt, denn in jener Zeit ging in Rußland noch Geld und Ansehen vor Recht, und es wurde dem Gutsherrn leicht, durch einflußreiche Verbindungen jede Klage des Popen niederzuschlagen. Anstatt Genugthuung und Entschädigung erhielt dann der unvorsichtige Kläger im günstigsten Fall einen Verweis von seiner obersten Behörde, häufig aber wurde er nach einer schlechteren Pfarre versetzt. Die Popen ergaben sich daher geduldig in ihr trauriges Los und ertrugen ohne Murren die ärgsten Mißhandlungen, da sie wußten, daß Widerstand ihre Lage nur verschlimmern konnte. Zeigten sie sich unterwürfig und fügten sie sich allen Launen des Gutsherrn, dann fiel ja auch manchmal eine kleine Gabe für sie ab, die ihnen in ihrer bedrängten Lage hoch willkommen war.

Arm waren die Popen stets. Ihre pekuniäre Lage erheischt zu ihrer Besserung so tiefgreifende Reformen, daß in Bezug auf sie wohl nicht so bald eine Initiative, weder von der weltlichen noch von der geistlichen Obrigkeit zu erwarten ist. Der Pope bezog niemals einen festen Gehalt; sein Einkommen

besteht noch heute nur aus dem Ertrag des ihm angewiesenen Grundstückes, aus den Gebühren für die von ihm vorgenommenen kirchlichen Handlungen, Taufen, Trauungen, Beerdigungen und Messenlesen, und den Geschenken an Geld oder Wirtschaftserzeugnissen, die er bei dem Umzug mit dem Heiligenbilde erhält. Der Tag, an dem dieser Umzug stattfindet, ist der größte Festtag im Leben des Popen, denn, wenn er auch von dem einzelnen meist nur wenig erhält, so bilden doch viele kleine Bäche auch einen Strom und die Vorratskammer der Popenfrau, in der es gewöhnlich unheimlich leer aussieht, füllt sich für einige Zeit. Die Popenfrauen pflegen zuweilen den Gemahl bei diesem Umzug zu begleiten, unter dem Vorwand, die Geschenke, die er erhält, tragen zu helfen, in Wirklichkeit aber, weil sie hoffen, ein besseres Geschenk zu erlangen als der gutmütige, mit allem zufriedene Gemahl. Das Gesetz verbietet aber den Popenfrauen eine solche Beteiligung an dem Umzug des Popen.

Aus alledem ist schon ersichtlich, daß das geringe Ansehen, welches der Pope genießt, und sein geringes Einkommen die Hauptschwierigkeiten sind, die einer Hebung des ganzen Standes im Wege stehen. Männer von Talent und Bildung werden sich einem Stand nicht zuwenden, der so wenig Verlockendes bietet, um so weniger, da ihnen der Eintritt in ein Kloster die Möglichkeit bietet, die höchsten Würden in der Hierarchie zu erlangen. Man darf aber auch nicht außer acht lassen, daß der Pope mit dem Bildungsgrad, den er besitzt, doch vollständig den Anforderungen entspricht, die an ihn gestellt werden. Ein protestantischer Pastor z. B. wäre in einem russischen Dorfe nicht am Platze. Der russische Bauer verlangt nicht einen Pfarrer, der schön predigen kann und ihm zuweilen derb ins Gewissen redet, er braucht keinen Pfarrer, der mit dem Inhalt der Bibel wohlvertraut ist, denn auf das Lesen der Bibel legt der Russe nicht ein solches Gewicht wie der deutsche Protestant; der Bauer verlangt nur, daß der Pope mit dem kirchlichen Ritus wohl vertraut sei und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit an den alten Gebräuchen festhalte. Was der Protestant unter innerer Vertiefung versteht, ist dem russischen Bauer völlig fremd.

Wie streng die große Masse des Volkes bei der Beobachtung von Ceremonien und anderen Äußerlichkeiten vorgeht, zeigt am deutlichsten die Geschichte des russischen Sektenwesens, in erster Reihe der großen Spaltung der russischen Kirche, welche unter dem Namen Raskól bekannt ist.

Der russische Raskól (Schisma) datiert aus den Tagen des Patriarchen Nikon (geb. 1605, gest. 1681), seine Veranlassung aber ist in viel früherer Zeit zu suchen. Durch Verschulden wenig geschulter Abschreiber hatten sich schon im 12. Jahrhundert in die Kirchenbücher, namentlich in die liturgischen Schriften, viele Fehler und Irrtümer eingeschlichen und in den nördlichen Gegenden Rußlands, wo der Verkehr mit der Mutterkirche in Konstantinopel kein so reger war wie in den südlichen Gegenden, kamen allmählich auch verschiedene kirchliche Gebräuche zur Geltung, welche von den traditionellen der griechischen Kirche wesentlich abwichen. Als sich später das Band, welches die russische Kirche mit Konstantinopel vereinte, immer mehr lockerte und schließlich das Moskauer Patriarchat völlig unabhängig wurde, gewannen diese abweichenden Gebräuche immer mehr Verbreitung und wurden schließlich allgemeine Regel. Als die Buchdruckerkunst in Rußland Eingang fand, hoffte man, fehlerfreiere Bücher als durch die Abschreiber zu erhalten, aber die Drucke wurden nach den fehlerhaften Abschriften angefertigt, wimmelten also selbstverständlich wieder von Fehlern. Die traurigen Zustände, welche bis ins zweite Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts herrschten, die Wirren, welche dem Aussterben des alten Herrscherhauses folgten, verhinderten die oft beabsichtigte Revision und Säuberung der Kirchenbücher, bis endlich der Patriarch Nikon, der „persönliche Freund" des Zaren Alexei Michailowitsch, die Reform in Angriff nahm. Er beschloß, ein Rituale herauszugeben, welches von allen im Laufe der Zeit eingeschlichenen Irrtümern und Zuthaten frei war, und dieses im ganzen Lande an Stelle der unrichtigen geschriebenen oder gedruckten einzuführen. Das Werk war im Jahre 1654 vollendet und wurde an alle Kirchen des Großfürstentums versandt. Die Wirkung war eine sehr verschiedene: während die gebildete schwarze Geistlichkeit, in richtiger Würdigung der Absichten des Patriarchen, sein Buch anstandslos beim Gottesdienst einführte, sahen andere voll Entsetzen, daß es eine ganze Reihe von Gebräuchen abzuschaffen suchte, und erblickten in dem Vorgehen des Patriarchen eine verwegene Neuerung. An der Spitze der mit derselben nicht einverstandenen stand die Zarin Maria Ilinischna, eine fromme, in allen religiösen Gebräuchen wohl erfahrene Frau, die aber nicht genügende Bildung besaß, um Nikons Thätigkeit richtig beurteilen zu

können. Durch ihren Beichtvater, der sie in ihrer Abneigung gegen Nikons Reformen bestärkte, wurde die ganze Geistlichkeit des Kreml gegen diesen aufgehetzt, und nicht lange währte es, so pflanzte sich der Streit aus den fürstlichen Gemächern auf die Straße fort. Auf dem Lande machten sich die Neuerungen nicht so bald bemerkbar. Die Popen legten zwar die ihnen zugesandten Bücher auf dem Chor aus, nahmen sich aber nicht die Mühe, ihren Inhalt zu prüfen, und sangen die Messe ohne in die Bücher hineinzublicken ruhig in der alten Weise. Da jedoch die Klostergeistlichkeit Nikons Anordnungen annahm, mußte es schließlich doch den Laien auffallen, daß der Gottesdienst von der weißen Geistlichkeit anders abgehalten wurde als von der schwarzen. Das Volk begann zu murren, es kam zu Streit und heftigen Auftritten. Die schwarze Geistlichkeit denunzierte die weiße beim Patriarchen, daß sie seinen Anordnungen nicht Folge leiste. Strenge Untersuchungen folgten, die Schuldigen wurden mit Geldstrafen belegt, die Hartnäckigsten, die sich nicht fügen wollten, in Klöster gesteckt, einzelne wohl auch mit Stockschlägen bestraft oder in die Verbannung geschickt. Die Aufregung wuchs von Tag zu Tag. Die Partei der Zarin beschuldigte den Patriarchen immer lauter des Verrats am Glauben und das Volk begann allmählich den Einflüsterungen Gehör zu schenken. Man fragte sich, was den Patriarchen bewogen habe, die Neuerungen einzuführen, und seine Feinde waren um eine Antwort nicht verlegen: in erster Reihe, das war ja selbstverständlich, war er ein Werkzeug des Satans, des ewigen Feindes der Christenlehre; nächst dem Satan beeinflußte ihn aber der römische Papst. Nun war in jener Zeit in Rußland nichts so verhaßt wie der Katholicismus, der allgemein als die größte Ketzerei galt, welche die Kirchengeschichte kennt. Es war auch noch im frischen Angedenken, wie die Polen am Anfang des Jahrhunderts in Moskau und den von ihnen besetzten russischen Gebieten gehaust hatten, und Pole und Katholik war ja gleichbedeutend. Jetzt hatte sich allerdings das Blatt gewendet: der Zar kämpfte siegreich gegen die Polen, schon waren Wilna und Grodno besetzt und Warschau selbst war von dem russischen Heer bedroht. „Die Polen," erzählten die Feinde des Patriarchen dem Volke, „sehen ihr Verderben vor Augen und suchen sich zu retten, indem sie durch den Verräter Nikon Unfrieden in Rußland erregen. Laßt Euch von ihm nicht betören. Die Rechtgläubigkeit ist in Gefahr!" Im Uspensky Sobor des Kreml kam es zu heftigen Auftritten zwischen dem Patriarchen und der Geistlichkeit, die auch in seiner Gegenwart die alten Gebräuche hartnäckig verteidigte.

In demselben Jahr wütete eine schreckliche Pest in Rußland. Tausende starben, Dörfer und Städte verödeten, die Leichen lagen unbeerdigt in den Häusern, auf den Straßen. Die Felder wurden nicht bestellt, und der Pest folgte Hungersnot und Teuerung. Dazu gesellten sich schreckende Zeichen am Himmel: ein Komet, eine Sonnenfinsternis, blutige Wolken. Das Volk sah darin Äußerungen des göttlichen Zornes über den abtrünnigen Nikon und wurde in seiner Opposition gegen die Verordnungen des Patriarchen nur noch bestärkt. Dieser aber dachte nicht daran, nachzugeben. Was er einmal begonnen hatte, pflegte er mit eiserner Energie durchzuführen; für ihn gab es nur ein Vorwärts, kein Rückwärts. Obwohl nur ein Bauernsohn aus einem Mordwinendorfe an der Wolga, war er doch jetzt der mächtigste Mann im Lande; er war des Zaren Stellvertreter, während dieser im Felde weilte, die mächtigsten Bojaren beugten sich vor ihm, und sogar die Zarin fürchtete ihn. Als dann der Zar aus dem Feldzuge heimkehrte, ließ Nikon durch eine Versammlung sämtlicher Erzpriester des Landes seine Reformen bestätigen. Einer der Hauptstreitpunkte, einer wenigstens, der der großen Masse des Volkes als der wichtigste erschien, war das Kreuzeszeichen: ob man sich wie bisher mit zwei Fingern, oder wie Nikon vorschrieb mit drei Fingern bekreuzen sollte. Die erstere Kreuzesform wurde nun für eine Ketzerei erklärt, die der nestorianischen und anderen Ketzereien gleich komme, und mit verdoppelter Strenge wurde gegen die Ungehorsamen eingeschritten. Abgesandte Nikons sollten überall die alten Kirchenbücher konfiszieren, aber es gelang ihnen nur in wenigen Orten. Die als Ketzer verfluchten Anhänger des Kreuzeszeichens mit zwei Fingern erklärten ihrerseits Nikon für einen Ketzer und setzten seinen Abgesandten entweder thätlichen Widerstand entgegen oder flohen mit den Kirchenbüchern in die Wälder und Einöden.

Indessen hatte sich bei Hofe allmählich ein Umschwung zu Ungunsten Nikons vollzogen. Der glückliche Ausgang des Krieges gegen Polen, den der Zar auf Nikons Rat unternahm, hatte dessen Einfluß auf den Herrscher sehr erhöht, so daß er ihm nach seiner Rückkehr jenen Ehrentitel zuerkannte, den der erste Romanoff seinem Vater, dem Metropoliten Philaret beigelegt: großer Herrscher. Nikon lehnte aber diese hohe Ehre

bescheiden ab und beanspruchte diesen Titel nie, obwohl es später von seinen Feinden behauptet wurde. Durch die Hoffnung, die zu dem unverfälschten Glauben der griechischen Kirche sich bekennenden Bewohner Kareliens und Ingermanlands mit Rußland zu vereinigen und dadurch seine Partei zu verstärken, ließ sich aber Nikon nun verleiten, den Zar zum Kriege gegen Schweden zu bereden. Der unglückliche Verlauf dieses Krieges verstimmte den Zar und führte zu einer Erkaltung seiner Beziehungen zu Nikon, welche seine zahlreichen Feinde bei Hofe wohl zu benützen und durch immer neue Verleumdungen den Zar gegen ihn aufzubringen wußten. Wie sich früher alles vor Nikon als Günstling des Zaren gebeugt hatte, so wurde er jetzt von seinen täglich kühner werdenden Feinden mit Schmähungen und Beleidigungen überhäuft, und alle Versuche Gutgesinnter, den Zar zu versöhnen, blieben erfolglos. Da legte Nikon feierlich in der Kirche sein Patriarchengewand ab und zog sich in ein Kloster zurück, nachdem er die Leitung der Kirchenangelegenheiten dem Metropoliten Pitrim übertragen. Seine Feinde aber erhoben nun nur um so kühner ihr Haupt; sie verlangten die Wahl eines andern Patriarchen, wozu jedoch Nikon seine Zustimmung nicht geben wollte. Er vermochte sich nicht mit dem Gedanken vertraut zu machen, einer Macht zu entsagen, die er doch faktisch gar nicht mehr besaß, und so kam es denn zu einem Jahre dauernden Proceß, in dem Nikons Gegner alles aufboten, um ihn zu verderben, wobei der Zar ein ziemlich teilnahmloser Zuschauer blieb.

So kam das Jahr 1666 heran. Anknüpfend an die apokalyptische Zahl 666 erwartete man in diesem Jahre das Erscheinen des Antichrist. Nach der Meinung der Strenggläubigen war dies kein anderer als Nikon, und Pflicht eines jeden war es, ihn zu bekämpfen. Ein Concil, das im Dezember des Jahres im Kreml eröffnet wurde, sollte endlich den kirchlichen Wirren ein Ende machen. Außer den Häuptern der russischen Kirche waren die Patriarchen von Antiochien und Alexandrien, ein georgischer, ein serbischer und sechs griechische Metropoliten, die Erzbischöfe vom Berg Sinai und von der Wallachei erschienen. Eine solche heilige Versammlung mußte die Glaubensreinheit wieder herstellen und den Glaubensverräter Nikon bestrafen. Aber die große Masse, welche so urteilte, wurde arg enttäuscht: Nikons Feinde setzten zwar auf dem Concil seine Absetzung durch, doch er wurde nicht wegen seiner Neuerungen abgesetzt, sondern auf Grund einer Reihe von falschen Anklagen, die ihn des Übermuts und der Habgier beschuldigten, das eigenmächtige Verlassen des Patriarchensitzes ihm zum Vorwurf machten, und dergleichen mehr. Alle angeblichen „Neuerungen" Nikons jedoch bestätigte das Concil als mit der reinen Glaubenslehre völlig übereinstimmend.

Ein Schreckensruf flog durch das ganze Land. Nun konnte das Weltende nicht mehr fern sein, denn selbst das Concil fiel vom rechten Glauben ab. Jetzt hieß es, allen Verkehr mit den Irrlehrern abzubrechen, um sein eigenes Seelenheil zu retten. Das Schisma war unvermeidlich geworden. Gleich anfangs kam es jedoch zu einem Schisma innerhalb des Schismas. Ein Teil der Altgläubigen, besonders die Landbevölkerung im hohen Norden und in Sibirien, wollte von der Priesterschaft überhaupt nichts mehr wissen, erklärte, jeder Mensch sei sein eigener Priester, und schaffte auch die Ehe ab. So entstand die Gemeinde der Priesterlosen, die Bespopówschtschina. Die Altgläubigen in den Städten dagegen behielten sowohl die Geistlichkeit als auch die Ehe bei und bildeten die altgläubige Priestergemeinde, die Popówschtschina.

Religiöser Fanatismus wird durch Verfolgungen nur mehr angefacht, selten unterdrückt; so auch hier. Die scharfen Verordnungen, welche gegen die Altgläubigen erlassen wurden, bestärkten sie nur in ihrem Glauben. Ganz in apokalyptischen Phantastereien befangen, erwarteten sie vom Ende des Jahrhunderts noch Schlimmeres als schon über sie gekommen war. Und darin wenigstens täuschten sie sich nicht: die schlimmsten Tage kamen erst nach dem Regierungsantritt Peter des Großen. Voll Entsetzen blickten die Altgläubigen auf seine Reformen und verkündeten es immer lauter, der Antichrist selbst sitze auf dem Throne und arbeite unter der Maske des Zaren an der Vernichtung der Kirche. Alle Reformen Peters waren ihnen ein Greuel: seine europäische Kleidung, die er auch dem Volke aufzunötigen suchte, das Verbot der langen Bärte, durch welches das Gesicht der Rechtgläubigen nach deren Ansicht so entstellt werden sollte, daß es der Herr am jüngsten Tage nicht wiederzuerkennen vermöge, ferner Peters Umgang mit Ausländern, mit offenbaren Ketzern, die Einführung der Censuslisten, die als Listen des Satans erklärt wurden, und ganz besonders die Einführung des neuen Kalenders. Daß das Jahr am 1. Januar und nicht wie bisher am 1. September beginnen solle, wollte den Altgläubigen nicht in den Sinn. Das Argument, das sie dagegen anführten, charakterisiert sie treffend. Gott kann, sagten



Auf den Kirchenstufen.



sie, die Welt nicht am 1. Januar erschaffen haben, sondern er hat sie im Herbst geschaffen, als die Äpfel schon reif waren. Woher hätte sonst Eva den Apfel genommen?

Wie sehr uralter Aberglaube die ganze Anschauungsweise der Raskolnjiki beeinflußt, zeigt unter anderem das bei ihnen geltende Verbot der Spiegel. Seine Veranlassung war eine alte Volkssage, die folgendermaßen erzählt wird:

Ein frommer Einsiedler, der in der Einsamkeit die heilige Schrift studierte, bezweifelte die Wahrheit der Bibelstelle: „Bittet, so wird euch gegeben werden", und um sich von derselben zu überzeugen, ging er zum Zar und verlangte dessen Tochter zur Frau. Der Zar war allerdings über ein solches Ansinnen sehr erstaunt, erklärte aber nach einer Beratung mit seiner Tochter, daß er bereit sei, des Freiers Bitte zu erfüllen, doch müsse er, gleichwie seine Bitte etwas außerordentliches sei, sich auch durch eine außerordentliche That der Hand der Zarentochter würdig zeigen. Dieselbe sei bereit, ihn zu heiraten, verlange aber als Hochzeitsgeschenk irgend ein Ding, in dem sie sich selbst sehen könne. Spiegel gab es damals noch nicht, und der gute Einsiedler wußte daher nicht, wo er ein solches Ding finden könne. Er that aber das klügste, was er in seiner Lage thun konnte: er suchte ... eingedenk der Worte: Suchet, so werdet ihr finden! Und als er nun die Welt kreuz und quer durchzog, kam er eines Tages zu einer verfallenen Einsiedlerhütte, die leer stand, und ließ sich dort nieder, um ein wenig auszuruhen. Da hörte er plötzlich tiefe Seufzer, und auf seine Frage, ob jemand da sei, erhielt er die Antwort: „Der Einsiedler, der früher hier gewohnt, hat mich vor vielen Jahren in diesen Wasserkrug eingeschlossen. Wenn Du mich befreist, ehrwürdiger Vater, werde ich jeden Deiner Wünsche erfüllen." Der in den Krug Eingeschlossene war aber kein geringerer als der Satan, und nachdem der Einsiedler das Kreuz von dem Kruge fortgenommen und ihn dadurch befreit hatte, erfüllte er auch des Einsiedlers Wunsch und brachte ihm einen Spiegel. Mit diesem kehrte der Einsiedler zur Zarentochter zurück, aber — nun kommt der echt russische Schluß — er heiratete sie nicht, wie wohl ein Einsiedler bei uns zu Lande gethan haben würde, sondern erklärte, daß er sich wieder in die Einsamkeit zurückziehe, um Gott um Verzeihung der großen Sünde zu bitten, daß er die Wahrheit der Worte der heiligen Schrift bezweifelt habe.

So lautet die Sage von der Entstehung des Spiegels, der demnach ein Erzeugnis des Satans ist — und deshalb findet man in keinem von Raskolnjiki bewohnten Hause einen Spiegel.

Nikon wurde zu früh in seiner Reformthätigkeit gestört, sonst wäre er wohl auch dem Aberglauben, der Wurzel alles religiösen Irrglaubens, gleich energisch zu Leibe gerückt.

Die russische Regierung hat sich gegen die Sekten im großen und ganzen sehr tolerant gezeigt. Sie würde zweifellos der Priestergemeinde der Altgläubigen, welche der Staatskirche am nächsten steht, noch mehr Konzessionen gemacht haben, wenn die Verbindung derselben mit den priesterlosen Sekten nicht eine so enge wäre, daß der einen Sekte gemachte Konzessionen nicht auch der andern zu gute kommen müßten. Mit der großen Mehrzahl der übrigen Sekten kann aber der Staat, ohne einen Selbstmord zu begehen, sich nicht in Unterhandlungen einlassen, da sie nicht nur staatsgefährliche, sondern staats*feindliche* Tendenzen verfolgen. Mit den Prinzipien der Skopzi (Eunuchen), der Selbstverbrenner (Soshigátjely) und der Wanderer (Stránjiky) ist der Staatsgedanke unvereinbar. Leute, die sich selbst entmannen, die sich mit ihren Angehörigen in die Flammen stürzen, um der sündhaften Welt zu entfliehen, welche jede Berührung mit der Welt als Befleckung betrachten und in dem Staat nur das Reich des Antichrist sehen, solche Leute und ihre Lehren muß jeder Staat bekämpfen. Peter dem Großen blieb keine Wahl; er mußte mit schonungsloser Strenge gegen die Altgläubigen vorgehen, die in ihrem blinden Fanatismus durch freche Verhöhnung der Staatsgewalt die Vernichtung — nach ihrer Meinung das Martyrium — herausforderten, aber nachdem ihm die Niederwerfung des von den Altgläubigen unterstützten Aufstandes der Strelzi gelungen und seine Macht gegen alle Angriffe gesichert war, als er glaubte, daß die Altgläubigen dem Staate nicht mehr gefährlich werden könnten, trat auch ihnen gegenüber die religiöse Duldsamkeit, die ihn auszeichnete, zu tage. Durch eine Verordnung vom Jahre 1714 gestattete er ihnen freie Religionsübung und verlangte nur, daß sie sich in die Censuslisten eintragen ließen und eine erhöhte Steuer zahlten. Das aufgeklärte Zeitalter der Kaiserin Katharina II. brachte den Altgläubigen noch weitere Konzessionen. Jene, die es mit ihren Anschauungen vereinbaren konnten, wenigstens durch Beobachtung der von der Staatskirche geforderten Gebräuche und Ceremonien sich scheinbar

zu derselben zu bekennen — und deren waren nicht wenige — sind bis auf die neueste Zeit sowohl vom Staat als von der Kirche unbelästigt geblieben; man sah einfach darüber hinweg, daß sie in ihrem Innern anderen Grundsätzen huldigten, und begnügte sich mit der formellen Unterwerfung. Die russische Kirche war zufrieden, wenn neues öffentliches Ärgernis vermieden wurde; die ärgsten Verfolgungen, welche die Sektierer jemals zu erdulden hatten, erscheinen wie ein Kinderspiel im Vergleich mit dem Vorgehen der römischen Papstkirche gegen Glaubensneuerungen. Als ein Beispiel der Milde und Duldsamkeit, welche der heilige Synod, die oberste Kirchenbehörde in Petersburg, obwalten läßt, sei das folgende angeführt: Als das Schisma eintrat, befand sich unter den Anhängern des „alten Glaubens" auch der Bischof von Kolomna, der nun der geistige Leiter der Bewegung wurde, der „Feldherr des Heeres der Rechtgläubigen", wie diese ihn nannten. So lange er lebte, hatten die Raskolnjiki keinen Mangel an Priestern, da sich ihnen einmal viele angeschlossen hatten und der Bischof auch jederzeit geeigneten Persönlichkeiten die Priesterweihe erteilen konnte. Als er aber starb und kein neuer Bischof vorhanden war, trat bei den Sektierern bald Priestermangel ein. Sie waren auf die wenigen Überläufer von der Staatskirche angewiesen, die selten ein begehrenswerter Zuwachs waren und niemals eine geachtete Stellung erlangten. Diesem Zustand suchte eine Anzahl altgläubiger Gemeinden in Südrußland ein Ende zu machen, indem sie sich im Jahre 1781 an die Regierung wandten, mit der Bitte, den Synod zu bewegen, altgläubige Priester zu ordinieren. Diese Bitte wurde in der Hoffnung, das Schisma allmählich zu beseitigen, gewährt, und so entstand die sogenannte „glaubensvereinte Kirche", deren Popen vom Petersburger Synod eingesetzt werden, jedoch am alten, von Nikon abgeschafften Ritus festhalten, wogegen ihre Gemeinde das von den anderen Altgläubigen abgeschaffte Gebet für den Zar wieder eingeführt hat. Diese Kirche ist der herrschenden Staatskirche heute faktisch gleichgestellt.

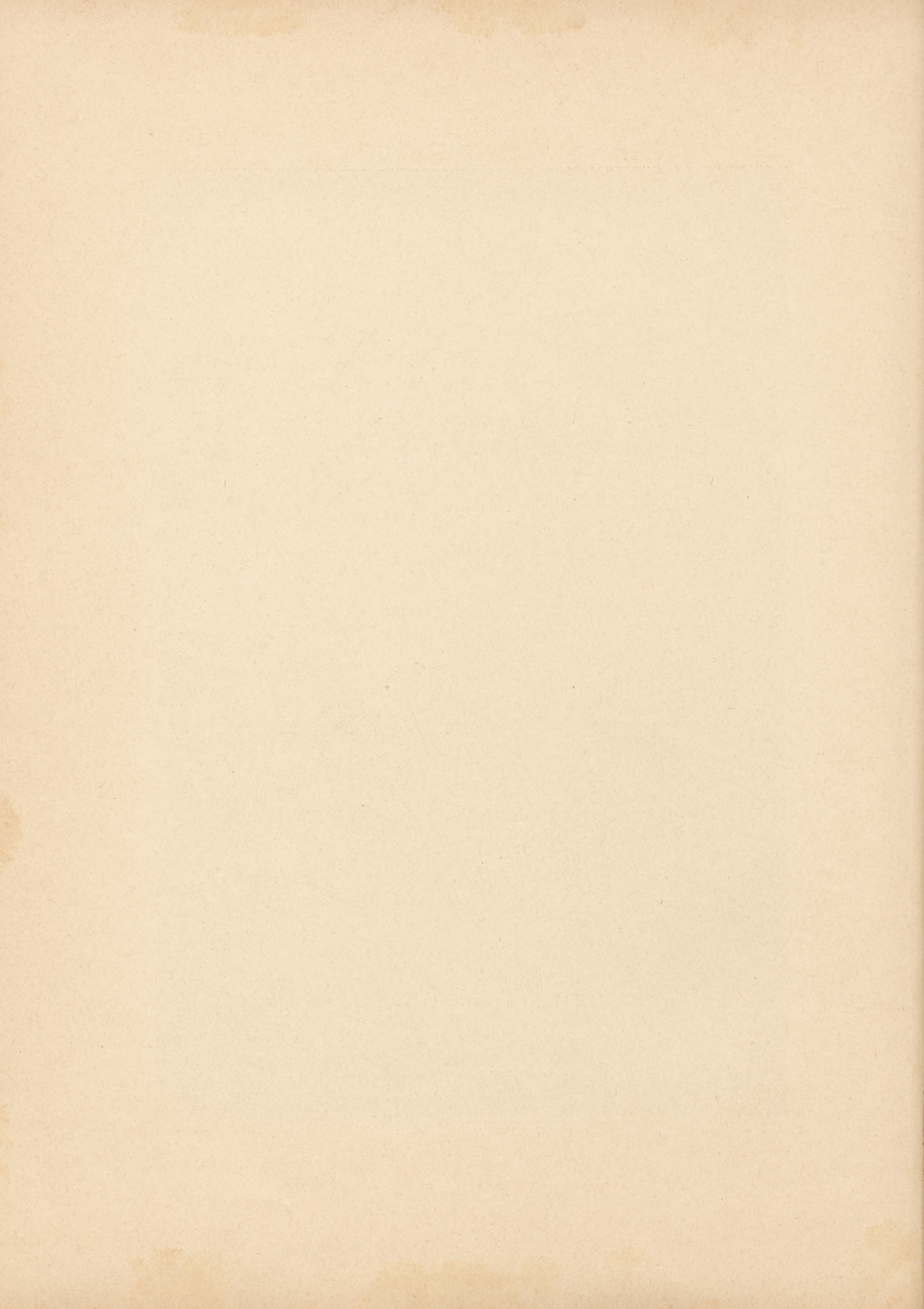
Jene Raskolnjiki dagegen, welche den Priesterstand vollständig verwerfen, führen bis auf den heutigen Tag ein Leben, das nur die fortschreitende Kultur unmöglich machen kann. Sie sind die ureigentlichsten Vertreter des Nomadentums im russischen Volke.

Für die Freunde einer Beendigung des Schismas sind die am Priestertum festhaltenden Altgläubigen von großer Wichtigkeit, da sie das Mittelglied zwischen der Staatskirche und den anderen Sekten bilden. Gelänge es, sie wieder mit der Staatskirche, wenn auch nur formell, zu vereinigen, so wären die Tage der anderen Sekten gezählt. Die Forteristenz der letzteren wird aber ohnehin bei fortschreitender Kultur von Jahr zu Jahr eine schwierigere. Wer Rußland auch nur oberflächlich kennen gelernt hat, wird zugeben müssen, daß das Fortbestehen einer Sekte wie die Wanderer (Stránjiky) in dem weitaus größern Teil des europäischen Rußland durch die veränderten Lebensverhältnisse völlig unmöglich gemacht ist. Menschen, die ihr Heil nur in der Flucht vor der Welt, im steten Nomadenleben und in unversöhnlicher Opposition gegen Kirche, Staat und Moralgesetze erblicken, finden am Ende des neunzehnten Jahrhunderts auch in Rußland keinen günstigen Boden mehr. Die Überzeugung, daß für sie die Tage der goldenen Freiheit vorbei seien, hat sie schon längst zu Modifikationen ihrer Glaubenssätze veranlaßt und zu ihrer Trennung in eigentliche Wanderer und in Asylgeber geführt. Während die ersteren beschäftigungslos von Ort zu Ort wandern, dürfen die letzteren, die Jünger der Sekte, noch aus Rücksicht auf ihre Schwäche in der Gesellschaft anderer Menschen weiter leben, sind aber verpflichtet, in ihren Häusern ein sicheres Versteck zur Aufnahme der eigentlichen Wanderer bereit zu halten. Alter und zunehmende Kränklichkeit verpflichten auch sie, zum Wanderstab zu greifen, denn kein Stránjik darf innerhalb seiner vier Pfähle sterben, nur auf der Wanderschaft soll ihn der Tod ereilen. Wird ein solcher Asylgeber plötzlich schwer krank und fühlt er den Tod herannahen, so läßt er sich aufs Feld oder in den Wald hinaustragen, um dort „auf der Flucht vor den Menschen" sein letztes Stündlein zu erwarten.

In den industriereichen Gegenden Mittelrußlands ebenso zur Unmöglichkeit geworden wie unter der mit deutschen und slavischen Einwanderern durchsetzten Bevölkerung der fruchtbaren Ackerländer des Südens, werden solche Fanatiker immer weiter nach dem Norden zurückgedrängt, wo der geringere Verkehr und die Schwierigkeit staatlicher Kontrolle in dem dünn bevölkerten Gebiet ihnen allein noch die Forteristenz ermöglichen. Die Sekte der Soshigátjely (der Selbstverbrenner) aber, die hauptsächlich in Sibirien verbreitet war und in älteren Schilderungen Rußlands viel wahren und noch viel mehr erfundenen Stoff zur gehörigen Schwarzfärbung russischer Verhältnisse liefern mußte, scheint bereits im Aussterben zu sein.



Bauern bei der Beichte.



Neben allen diesen Sekten, die ihre Entstehung aus den Tagen des großen Schismas ableiten, giebt es in Rußland noch verschiedene andere, die man auch unter dem Namen Raskolnjiky zusammenfaßt, obwohl einzelne schon vor dem Raskól existierten. Sie sind teils unter dem Einfluß gnostischer Lehren, teils unter dem Einfluß des Protestantismus entstanden, und des letztern wegen bezeichnet das Volk ihre Anhänger kurzweg als Freimaurer — mit dem aus franc-maçons korrumpierten Ausdruck Farmassónji. Hierher gehören die sogenannten Napoleonisten, welche in Napoleon, als er im Jahre 1812 gegen Moskau heranrückte, den von den Propheten angekündigten „Löwen aus dem Thal Josaphat“ zu erblicken glaubten und ihm zur Begrüßung eine weißgekleidete Deputation entgegensandten, der jedoch das kleine Mißgeschick passierte, daß sie den Kosaken in die Hände fiel, welche leider in Bezug auf den Verkehr mit dem Feinde andere Ansichten hatten. Hierher gehören auch die Malakanji (Milchesser), welche im Gegensatz zu der orthodoxen Lehre auch in der Fastenzeit den Genuß von Milch für gestattet erklären, und andere. Sie haben sämtlich weder große Bedeutung noch Verbreitung, da sie auf einzelne Gouvernements oder gar Bezirke beschränkt sind.

Die russischen Sekten haben sämtlich nur in den niederen Klassen der Bevölkerung, hauptsächlich unter dem Landvolke, Verbreitung gefunden. Viele Sektierer gelangten zwar als Kaufleute oder Fabrikanten zu großem Reichtum, aber in die höheren, gebildeteren Kreise der Gesellschaft konnten die Lehren der Sekten nicht einzudringen, die Bildung erwies sich überall als unüberwindlicher Damm gegen ihre Verbreitung. Infolge dessen erschienen sie um so eher der großen Masse als die echte nationale Glaubensgemeinschaft und ihre Lehre als der Volksglaube par excellence. Äußerlichkeiten, auf die ja der gemeine Mann so unendlich viel Gewicht legt, waren auch hier von entscheidendem Einfluß. Der Bauer sah, daß zu der Staatskirche sich alle Beamten, Militärs und Gutsbesitzer, überhaupt die höheren Stände bekannten, während die Altgläubigen sich nur aus dem Volke rekrutierten; andererseits sah er auch, daß alle jenen bevorzugten Ständen Angehörigen sich den Bart rasierten und ihn nicht lang wachsen ließen wie der gemeine Mann, und daß sie auch sämtlich die europäische Kleidung im Gegensatz zu seiner nationalen Tracht trugen — Grund genug für ihn, zu glauben, daß die Staatskirche nur für die „Herren“ da sei, während die alle Neuerungen verwerfende Sektiererkirche so recht die Kirche des treu am Alten festhaltenden gemeinen Mannes sei. Dies verschärfte einerseits den Gegensatz zwischen dem Bauernstande und den übrigen Ständen, andererseits trieb es große Massen ins Lager der Sektierer. Dieses Verhältnis hat sich nun auch wesentlich geändert. In den Gouvernements in der Mitte des Landes gab es noch am Anfang des Jahrhunderts kaum ein Dorf, in dem sich nicht mehr oder weniger Raskolnjiky befanden, auch in all den großen Industriedörfern, deren wir Erwähnung gethan, waren sie vorhanden, aber heute sucht man sie dort vergebens, sie sind sämtlich in den Schoß der Staatskirche zurückgekehrt und zahllose von ihnen aufgeführte Kirchenbauten zeugen von dem religiösen Eifer der Neubekehrten.

Als Nachwehen der früheren Zustände sind nur die Abneigung, das Mißtrauen gegen die höheren Stände zurückgeblieben. Dieselben richten sich hauptsächlich gegen die Beamten und Gutsbesitzer. Als im Jahre 1861 das kaiserliche Befreiungsdekret bekannt gemacht wurde, verursachte das Mißtrauen gegen diese beiden Stände an vielen Orten ernste Unruhen. Daß der Kaiser sie für frei erklärte, das glaubten die Bauern gern; sie konnten sich aber mit dem Gedanken, daß sie für den Boden, den sie seit Menschengedenken bebaut hatten, eine Ablösungssumme zahlen sollten, nicht befreunden, und behaupteten, die Beamten hätten ihren Freunden, den Gutsbesitzern zu Liebe das kaiserliche Dekret gefälscht und jene Bestimmung hineingesetzt. Der Glaube an ihren guten Vater, den Zar, unerschütterlich im russischen Bauernstande, machte lange Zeit alle Belehrungsversuche zu schanden. Sie konnten und wollten nicht begreifen, daß der Zar nicht kurzweg den Gutsbesitzern ihr Besitztum nehmen und es den Bauern geben könne. „Unser Vater kann alles,“ erklärten sie hartnäckig. „Wenn er uns das Land der Herren giebt, wird er für diese schon ein anderes Unterkommen an seinem Hofe finden.“

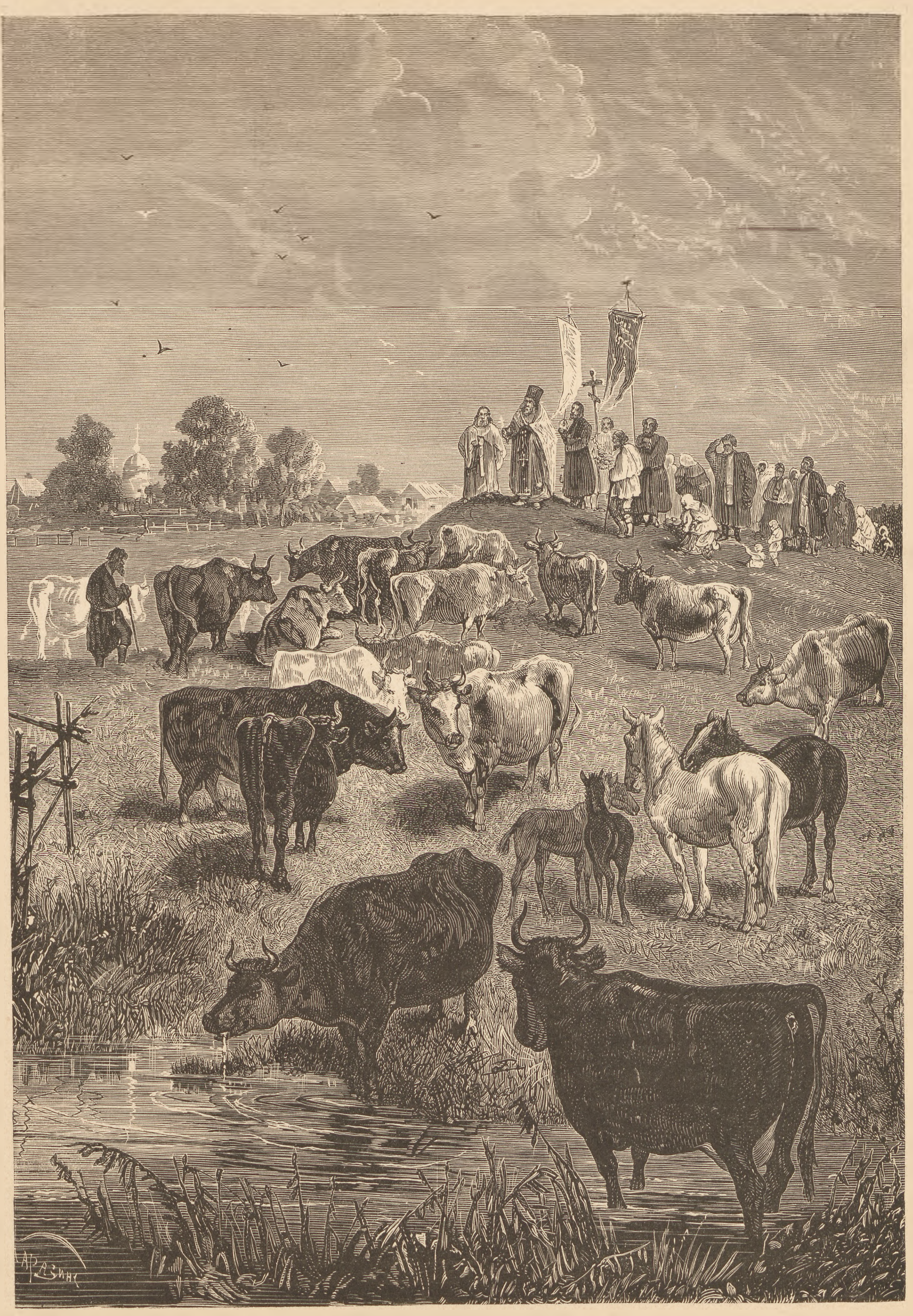
Vielleicht beeinflußte diese Meinung auch eine dunkle Erinnerung daran, daß aller Großgrundbesitz in Rußland sich aus Lehen herausgebildet hatte, welche die Zaren ihren Hofleuten und verdienten Kriegern verliehen. Wie des Zaren Macht Hofleute zu Gutsbesitzern gemacht hatte — so mochten die Bauern denken — ebenso konnte dieselbe auch wieder Gutsbesitzer zu einfachen Hofleuten machen. Solche Belehnungen hatten

schon vor Jahrhunderten stattgefunden, aber sie reichten bis in die neueste Zeit herauf und waren noch in frischem Angedenken. Kaiserin Elisabet erhob bei ihrer Thronbesteigung alle Unteroffiziere und Gemeine des preobrashenskischen Garderegiments, welchem sie in erster Reihe ihre Erhebung auf den Thron verdankte, in den Adelstand und schenkte ihnen Land mit zusammen 14 000 Seelen, so daß jeder Gemeine mindestens 29 Leibeigene nebst entsprechendem Grundbesitz erhielt. Wenn auch später solche massenhafte Güterschenkungen nicht mehr vorkamen, so ist es doch bis in die neueste Zeit Gebrauch geblieben, daß die Kaiser verdiente Personen mit Land und Leuten beschenkten.



Altgläubiger Kaufmann.

So hat sich, wie alles in Rußland, auch der russische Großgrundbesitz in einer wesentlich von den westeuropäischen Verhältnissen abweichenden Weise entwickelt. Wie er uns heute erscheint, ist es fast unmöglich, in Kürze ein umfassendes Bild desselben zu geben; der charakteristischen, originellen Gestalten, welche für ganze Kategorieen des Standes typisch sind, giebt es zu viele. Auch der Großgrundbesitz befindet sich in einem Übergangsstadium, wo das Alte noch nicht völlig verdrängt, das Neue noch nicht völlig zur Herrschaft gelangt ist. Neben der allen Fortschritten der Landwirtschaft in anderen Ländern mit wachsamem Auge folgenden Intelligenz des Standes ist der alte Schlendrian noch in zahllosen Varianten vorhanden und vegetiert fort, obwohl es ihm in der modernen Umgebung von Jahr zu Jahr ungemütlicher werden mag.



Gebet im Dorfe am Georgstage.



Wir wollen versuchen, dem Leser die Porträts einiger der originellsten Gestalten vorzuführen, um ihn auch mit diesem Stande vertrauter zu machen.

Da ist zunächst der alte General Peter Jwanowitsch von B. Er stammt aus einer alten deutschen Adelsfamilie Kurlands, die in anderthalb Jahrhunderten Rußland eine ganze Reihe tüchtiger Soldaten geliefert, welche sich auf den verschiedensten Schlachtfeldern in Europa und Asien ausgezeichnet und fast alle ihre Laufbahn mit dem Generalsrang beschlossen haben. Der Ur-Großvater unseres Generals hatte das Gut M., wenige Werst von der Gouvernementsstadt gelegen, von Katharina II. als Lohn für ausgezeichnete Dienste zum Geschenk erhalten, und seitdem ist dasselbe im Besitz der Familie geblieben und seine Besitzer haben daselbst, wenn sie in späteren Jahren dem Soldatenstand Ade gesagt, von den überstandenen Strapazen in ländlicher Einsamkeit ausgeruht, bis sie zu ihren Vätern versammelt wurden. Auch Peter Jwanowitsch hatte sich, der Sitte seiner Väter getreu, nachdem durch die Verleihung des Alexander Newski der höchste seiner Wünsche erfüllt war, auf das Gut zurückgezogen, um dort den wohlverdienten Ruhestand zu genießen. Trotz seines deutschen Namens ist Peter Jwanowitsch vollständig Russe. Er spricht zwar geläufig deutsch — mit dem etwas hart klingenden kurländer Accent — aber in seinem Hause wird nur russisch gesprochen, denn die Generalin versteht nicht deutsch. Noch als junger Offizier hat nämlich Peter Jwanowitsch die einzige Tochter eines Gutsnachbarn geheiratet, die ihm eine bedeutende Mitgift mitbrachte und deren Erbe später seinen Grundbesitz hübsch abrundete. Marfa Feodorowna ist weder besonders hübsch, noch hat sie in ihrer Jugend von ihrer französischen Gouvernante viel profitiert, aber sie hat ein gutes Herz, ein sanftes Gemüt, und hat ihrem Gatten gewiß noch nie einen ernsten Widerspruch entgegengesetzt, was allerdings zum weitaus größern Teil ihrer Neigung zur Bequemlichkeit zuzuschreiben ist. Man kann ihr das Zeugnis ausstellen, daß sie jetzt eine recht würdige Dame ist, die zu repräsentieren versteht. Die Neigung zur Bequemlichkeit, die sie so sanftmütig macht, beeinflußt auch ihre ganze Tageseinteilung. Ihre Thätigkeit als Hausfrau beschränkt sich fast nur auf Feststellung des Menus zu den täglichen Mahlzeiten, welches in langer Konferenz mit der Regentin der Küchenräume bestimmt wird. Ist diese wichtige Arbeit vollbracht, so ist die Generalin für den Rest des Tages frei. Ein Gang durch Haus und Garten, bei welchem der Dienerschaft noch verschiedene Anordnungen erteilt werden, füllt den Vormittag. Die Zeit des Mittagessens naht heran, und da der General die in seinen Soldatenjahren gewöhnte Pünktlichkeit bei nichts so gewissenhaft zur Geltung bringt als bei der Einhaltung der Mahlzeitsstunden, so eilt die Generalin ins Haus zurück, um nicht Anlaß zu einer Störung zu geben. Nach Tische liebt der General, bequem auf das Sofa hingestreckt, seinen Regierungsanzeiger zu lesen — das heißt, er beginnt ihn stets zu lesen, denn schon nach wenigen Minuten entfällt ihm das Blatt und Gott Morpheus legt seine weiche Hand auf seine Augenlider. Da aber der General bei seiner Lektüre gern ungestört ist, zieht sich Marfa Feodorowna in ihre Gemächer zurück, in denen die Jalousieen geschlossen sind und wo es sich im Halbdunkel nach des Tages Mühen so angenehm träumen läßt. Wenn nach zwei Stunden der General seine Zeitung zu Ende gelesen hat und Marfa Feodorowna wieder im Speisesaal erscheint, stellt sich gewöhnlich auch bald Besuch ein. Der General liebt die Geselligkeit, und sein Haus ist wegen seiner Gastfreundschaft berühmt. Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft kommen mit Frauen und Töchtern angefahren, aus der Gouvernementsstadt kommt der Gouverneur mit mehreren seiner Tschinównjiks (Beamte), es kommt auch der Oberst des dort garnisonierenden Regimentes, ein alter Kriegskamerad des Generals, und einer oder der andere der dienstfreien Offiziere. Wenn ihrer noch so viel kämen, sie wären alle willkommen. Die Gäste bleiben bis in die Nacht, einzelne vielleicht gar einige Tage.

So verläuft ein Tag wie der andere im Leben des Generals, und eine Abwechslung tritt nur dann ein, wenn Regenwetter das Verlassen des Hauses unmöglich macht und Gäste fern hält, oder wenn das würdige Paar sich aufrafft, um einmal selbst Besuche bei den Nachbaren zu machen oder in die Gouvernementsstadt zu fahren. Dazwischen kommen auch häusliche Feste, die schon Wochen vorher viel Sorge und Aufregung verursachen und, wenn der große Tag endlich erschienen ist, im Hause eine völlige Umwälzung hervorrufen, so der Namenstag des Generals und der Generalin, namentlich der letztere, der stets mit großem Aufwand gefeiert wird. Das Haus vermag die Gäste kaum zu fassen; der Oberst, ein galanter Mann, hat die Musik seines Regimentes, die ja in der langweiligen Garnison ohnehin nicht viel zu thun hat, herausgeschickt, und

ihr Erscheinen hat die ganze Dorfjugend in Alarm gebracht, die sich nun vor dem Hofthor, über das hinaus sie den Soldaten nicht folgen durfte, herumbalgt. Die Dorfbevölkerung hat schon am Morgen der guten Bárinja, die stets ein williges Ohr für ihre Klagen und eine freigebige Hand für alle Notleidenden hat, ihre Gratulation dargebracht. In hellen Haufen sind sie herbeigeströmt und von der Generalin unter der Veranda, wohin man ihr einen Lehnstuhl gebracht, gnädig empfangen worden. Für die gute Frau existieren die Umwälzungen der letzten zwanzig Jahre einfach nicht. Die Bauern sind ihr noch immer „ihre Kinder“, denen in Not beizustehen, sie trotz der geänderten Verhältnisse für ihre Pflicht hält, bei deren Kindern sie Patenstelle vertritt — letzteres mit einer gewissen Vorliebe, denn es giebt im Dorf kein Haus mehr, das nicht eines ihrer Patenkinder birgt — und mit deren Frauen sie sich gern über ihre häuslichen Verhältnisse unterhält. Sie will für die Bauern nach wie vor die Gutsherrschaft sein, und mit peinlicher Sorgfalt achtet sie darauf, daß keine der patriarchalischen Sitten, die sie zur Zeit der Leibeigenschaft beobachtet, in Vergessenheit gerate. So erwidert sie denn auch die Begrüßung der Gratulanten, bei Mann und Frau, bei alt und jung mit einem Kuß auf die Stirn. Selbstverständlich gehen die Gratulanten nicht leer aus. Für Mittag ist das ganze Dorf ins Herrenhaus zu Gaste geladen, und was nicht sterbenskrank ist, das kommt. Auf dem großen Rasenplatz vor dem Wohnhause sind Tische und Bänke hergerichtet, und mitten dazwischen brodelt und siedet es auf einem für die Massenbewirtung erbauten Herd in einem Dutzend von Pfannen und Töpfen. Riesenschüsseln voll Schtschi (Kohlsuppe), mit gehacktem Fisch und Sauerkraut gefüllten Pirogi (Pasteten), Kascha (Hirsebrei) und Lammbraten sind kaum aufgetragen auch schon geleert und werden immer wieder durch neue ersetzt, und ebenso geht es mit dem Branntwein, der vorsichtshalber nur in kleinen Dosen verabreicht wird, um die Festfreude nicht zu rasch auf ihren Gipfelpunkt zu treiben. Je näher der Abend kommt, desto lustiger wird die Gesellschaft, der allmählich der Branntwein zu Kopfe zu steigen beginnt, und wenn droben hinter den erleuchteten Fenstern des Herrenhauses der General mit der Frau des Gouverneurs die Polonaise eröffnet, hat unten auf dem Rasenplatz der Ball längst begonnen. Ein Bauer hat eine Geige mitgebracht und kratzt, auf einem Tische stehend, aus Leibeskräften auf ihr herum, und bei dieser nichts weniger als melodiösen Musik dreht sich alt und jung im Kreise und singt und jauchzt. Immer geräuschvoller wird das Treiben, der Geiger und die Tänzer sind ebenso unermüdlich wie der Durst der bald heiser geschrieenen Kehlen unstillbar, aber man läßt die Leute thun was sie wollen, denn die Generalin würde es dem übel vermerken, der „ihre Kinder“ in den Bezeigungen der Freude über ihren Namenstag beschränken wollte. Erst wenn im Herrenhause in später Nachtstunde die Lichter verlöschen, mahnt man die lauten Gäste an die Heimkehr, zu der sie sich nur schwer entschließen, denn am liebsten würden sie bis zum Morgen bleiben. Singend ziehen sie endlich ab, und auf dem Schauplatz des wüsten Gelages bleiben nur noch jene zurück, die des Guten zu viel gethan und längst schon unter einem Tisch oder einer Bank in tiefem Schlafe liegen.

Aber, wird der Leser fragen, was treibt denn der General den ganzen Tag? Ein so großes Gut will doch bewirtschaftet sein, da giebt es hunderterlei Arbeiten, die angeordnet und überwacht werden müssen und angestrengte Thätigkeit erfordern. Gewiß — doch dafür hat der General seinen Verwalter, und auf den kann er sich verlassen. Der alte Andrei ist die Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit selbst, und an was der General nicht denkt, daran denkt er gewiß; ja er überhebt den General in Bezug auf die Wirtschaftsangelegenheiten alles Denkens.

Unser Porträt eines südrussischen Gutsverwalters (siehe Seite 157) ist einer vorzüglichen Aquarellsammlung des Freiherrn C. von Binzer in München entnommen, der einen langen Aufenthalt in Südrußland zur Zeichnung charakteristischer Volkstypen benutzte. Es zeigt den unverfälschten Typus der Gutsverwalter vom Schlage unseres Andrei. Blaue Augen, das in der Mitte gescheitelte lange Haar, der sorgfältig gepflegte hellblonde Bart, der gutmütige Gesichtsausdruck lassen auf den ersten Blick den Vollblutrussen erkennen, wie er in den fruchtbaren Gouvernements des Südens zu Hause ist. Pflichttreue und Arbeitsamkeit sind schon in dem Äußern des Mannes ausgeprägt, aber — viel mehr wird man von ihm auch nicht verlangen können. Für Einführung von Neuerungen hat er kein Verständnis, will von ihnen nichts sehen und hören. Er ist und bleibt ein Wirtschafter der alten Schule. „Wozu teuere Maschinen kaufen, wenn wir für geringen Lohn genug Menschenhände bekommen?“ sagte er einst, als der General davon sprach, englische Maschinen kommen

zu lassen wie ein Gutsnachbar, der seine ganze Wirtschaft nach englischem Muster einrichtete. Unser Andrei kann übrigens leicht mit Geringschätzung von den Maschinen reden, denn das leutselige Wesen der Gutsherrschaft und sein eigener Einfluß im Dorfe sichern dem Gute jederzeit die nötigen Kräfte zur Feldarbeit, die auf anderen Gütern, wo das Verhältnis der ehemaligen Gutsherren zu den frei gewordenen Bauern ein gespanntes ist, oft um keinen Preis zu erlangen sind und daher durch Maschinen ersetzt werden müssen. Wie die Generalin am Morgen mit der Köchin die Speisekarte feststellt, so bespricht um dieselbe Zeit der General mit dem Verwalter die in der nächsten Zeit vorzunehmenden Arbeiten. So wird denn in der alten Weise fortgewirtschaftet, genau so wie es auch die Bauern thun. Ist die Ernte vorbei, stellt sich der Jude ein,



Dorfmusikant.

der schon seit vielen Jahren regelmäßig um diese Zeit kommt, um das Getreide zu kaufen. Käme er nicht, so wäre der General in der größten Verlegenheit, denn er wüßte nicht, was mit seinen Vorräten beginnen, die dann wahrscheinlich verfaulen würden, wenn sich ein Käufer nicht zufällig fände. So ist denn der alte Aaron noch stets ein willkommener Gast, obwohl er, im Bewußtsein, daß er keine Konkurrenz zu fürchten braucht, die Preise möglichst herabzudrücken sucht und auch erst nach Monaten bezahlt, wenn er das Getreide weiter verkauft hat.

Ein Aufschwung des Gutes, eine größere Ertragsfähigkeit desselben ist unter der Leitung des Generals nicht zu erwarten, aber, wenn nicht außerordentliche Unglücksfälle eintreten, wird er zweifellos seinen Erben ein Gut hinterlassen, auf dem sich alles in derselben Ordnung befindet, in der er es übernahm.

Einen andern, von unserem Peter Iwanowitsch wesentlich verschiedenen Typus des russischen Landadels repräsentiert Iwan Alexandrowitsch K. Jetzt führt die Eisenbahn an seinem Gute vorüber, als er aber noch ein Knabe war, kannte man da Eisenbahnen kaum vom Hörensagen, und die nächste Stadt war infolge der grundlosen Wege nahezu zwei Tagreisen entfernt. In dieser Einöde verlebte Iwan Alexandrowitsch seine Kindheit und erste Jugend. Der Pope des Dorfes unterrichtete ihn im Lesen und Schreiben, und als der Wissensvorrat des Popen erschöpft war und er seinen Zögling nichts Neues mehr lehren konnte, kam dieser unter die Obhut der französischen Gouvernante, welche man für seine inzwischen herangewachsene Schwester verschrieb. Dieses Verhältnis war nicht von langer Dauer. Die schwache Frau war dem störrigen Jungen, der für alles Sinn hatte, nur nicht fürs Lernen, nicht gewachsen. Ein Erzieher, der aus Petersburg sehr warm empfohlen wurde, nahm die Stelle der Gouvernante ein. Was er früher gewesen, wußte niemand, und niemand fragte auch danach, ob er genügende Befähigung zu der ihm anvertrauten Stellung besaß; er behauptete es wenigstens und rühmte sich bei jeder Gelegenheit seiner vielseitigen Kenntnisse und seiner bisherigen Erfolge als Lehrer. Als er aber nach einem Jahre wegen verschiedener nicht ohne Folgen gebliebener Liebesverhältnisse mit Töchtern der Leibeigenen mit Schimpf und Schande fortgejagt wurde, waren seines Schülers Kenntnisse noch immer so mangelhaft wie früher, und nur in der französischen Sprache hatte er Fortschritte gemacht. Inzwischen war Iwan Alexandrowitsch achtzehn Jahre alt geworden. Sein Vater sah ein, daß es Zeit sei, an die Zukunft seines Sohnes zu denken, und beschloß, ihn nach Petersburg zu bringen, wo er einflußreiche Freunde hatte, die ihm schon helfen würden, die schwierige Frage zu lösen: welcher Laufbahn sich sein Sohn zuwenden solle. Der russische Landadel betrachtet es als eine Art Pflicht, wenigstens einige Jahre dem Staate zu dienen, sei es nun in der Armee oder in der Verwaltung, und so fest wurzelt diese Sitte, daß viele glauben, eine Familie verliere den Adel, wenn sie in drei auf einander folgenden Generationen nicht einen Staatsdiener aufzuweisen hat. So sollte denn auch Iwan Alexandrowitsch, „obwohl er es eigentlich nicht nötig hatte", seiner Pflicht genügen. Der Oberst, an den sein Vater sich wandte, war mit Vergnügen bereit, den Wunsch des Jugendfreundes zu erfüllen, und wenige Tage später stolzierte Iwan Alexandrowitsch in seiner neuen Fähnrichsuniform durch die Straßen Petersburgs. Und nun begann ein Leben voll Lust und Freude. Der Dienst nahm den Herrn Fähnrich nicht zu sehr in Anspruch, um so mehr aber die verschiedensten Arten von Vergnügungen, deren ja die Residenz in Hülle und Fülle bot. Gleichgesinnte Kameraden waren bald gefunden, und einige Monate wurden in Saus und Braus verlebt. Dann kamen aber die Nachwehen. Iwan Alexandrowitsch war zwar von Hause sehr reichlich mit Geldmitteln versehen, jedoch zu einem Aufwand, wie ihn seine reicheren Kameraden trieben, reichten dieselben nicht hin; er geriet immer tiefer in Schulden und sah sich außer Stande, dieselben zu bezahlen. Ärgernis erregende Auftritte waren die Folge, und da der Fähnrich sich außerdem noch durch mehrere tolle Abenteuer „unmöglich" gemacht hatte, schrieb der Oberst eines Tages seinem Vater einen langen Brief, in den er das ganze Sündenregister des Sohnes niederlegte. Der alte K. kam nach Petersburg, befriedigte die Gläubiger seines Sohnes, dieser erhielt einen ehrenvollen Abschied und kehrte zu den heimatlichen Penaten zurück; seine Kriegerlaufbahn hatte ein Ende. Doch was nun? Für Iwans Vater war diese Frage rasch beantwortet: der Junge blieb auf dem Gute. Einige Jahre vergingen für Iwan Alexandrowitsch in seligem Nichtsthun. Seine einzige Beschäftigung war die Jagd oder Fischerei, am liebsten aber pflegte er durch die Felder zu schweifen, bis er ein schattiges Plätzchen fand, wo er sich behaglich niederstrecken konnte und dann träumen, träumen von der entschwundenen Petersburger Herrlichkeit, und darüber nachsinnen, ob sie denn gar nie wiederkehren werde. Iwan Alexandrowitsch wurde nach und nach ein ganzer Philosoph, und er gelangte zu der Überzeugung, daß die schönen Tage von Aranjuez wiederkehren würden, sobald er nur erst sein eigener Herr geworden und das Gut in seinen Besitz übergegangen sei.

Und dieser Augenblick kam rascher als er dachte. Eine Erkältung, die er sich draußen auf dem Felde zugezogen, warf seinen Vater aufs Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Iwan Alexandrowitsch war nun Gutsherr, und da seine Mutter schon früher gestorben war, hinderte ihn nun niemand mehr, zu leben wie es ihm behagte. Sobald er es anstandshalber thun konnte, eilte er nach Petersburg, das ihn wie ein Magnet anzog. In den Kreisen seiner früheren Kameraden fand er zwar eine sehr kühle Aufnahme, aber Petersburg ist ja groß, und Iwan Alexandrowitsch wußte schon, wo er Gesellschaft fand, in der

er willkommen war. Der alte Gutsverwalter daheim bekam nun einen schweren Stand. Seinen jungen Herrn sah er während des nächsten Jahres nicht wieder, aber um so öfter schrieb derselbe. Geld! Geld! war der stete Refrain in seinen Briefen, und als es nicht geschafft werden konnte, fing das Schuldenmachen wieder an, das ihm schon einmal verhängnisvoll geworden. In das tolle Leben, das er führte, fiel die Aufhebung der Leibeigenschaft wie ein Donnerschlag. Über Nacht hatte er mehr als die Hälfte seiner Einkünfte verloren, mehr als die Hälfte des zum Gute gehörigen Ackerlandes fiel den Bauern zu. Entnüchtert eilte er heim, um zu retten, was noch zu retten war, und sein Glück half ihm, wo sein Verstand keinen Rat mehr wußte. Von seinen Gläubigern gedrängt, den unvermeidlichen Verkauf seines Gutes und seinen völligen Ruin vor Augen, griff er, wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalm, ohne Bedenken nach der rettenden Hand, die ihm gereicht wurde: er heiratete die Tochter eines Gutsnachbarn. Die Braut war einige Jahre älter als er und eine schon sehr verblühte Schönheit, falls sie überhaupt jemals schön gewesen, aber sie erhielt eine Mitgift, welche Iwan Alexandrowitsch ermöglichte, alle seine Gläubiger zu befriedigen und den Verlust, den er durch die Befreiung seiner Bauern erlitten hatte, auszugleichen. Den ihm lieb gewordenen Gewohnheiten konnte er aber nicht mehr entsagen. Gezwungen, auf seinem Gute zu leben, suchte er sich doch dort das Leben so angenehm wie nur möglich zu machen. Das Wohnhaus wurde elegant eingerichtet, und der Lärm glänzender Festlichkeiten, die zahlreiche Gäste herbeiführten, trat an die Stelle der Grabesstille, die in der letzten Zeit in Schloß und Park geherrscht hatte. Das Haus Iwan Alexandrowitsch' galt bald als das gastfreundlichste Haus viele Meilen in der Runde. Er trieb es zwar nicht so toll wie weiland jener gräfliche Sonderling, der durch seine Diener die Reisenden, die über sein Gebiet kamen, mit Gewalt ins Schloß bringen ließ, um sie zu bewirten, und der die Räder von den Wagen solcher gezwungenen Gäste abschrauben ließ, damit sie ihn nicht früher verlassen könnten als bis er sie selbst verabschiedete — aber er trieb es doch toll genug, um nach einigen Jahren wieder in Schulden zu stecken. Seitdem ist er aus den Verlegenheiten nicht wieder herausgekommen, und wird sie auch bis an sein Lebensende nicht los werden. Er hat einen tüchtigen deutschen Gutsverwalter, der redlich bemüht ist, die Rentabilität des Gutes zu steigern, und der diese auch während der letzten zehn Jahre nahezu verdoppelt hat, aber er müht sich vergebens ab, denn Iwan Alexandrowitsch kann nun einmal kein Geld im Hause sehen ohne es sofort zu verjubeln, und zuweilen ist das Getreide schon auf den Halmen verkauft worden, nur um die drängendsten Gläubiger befriedigen zu können.

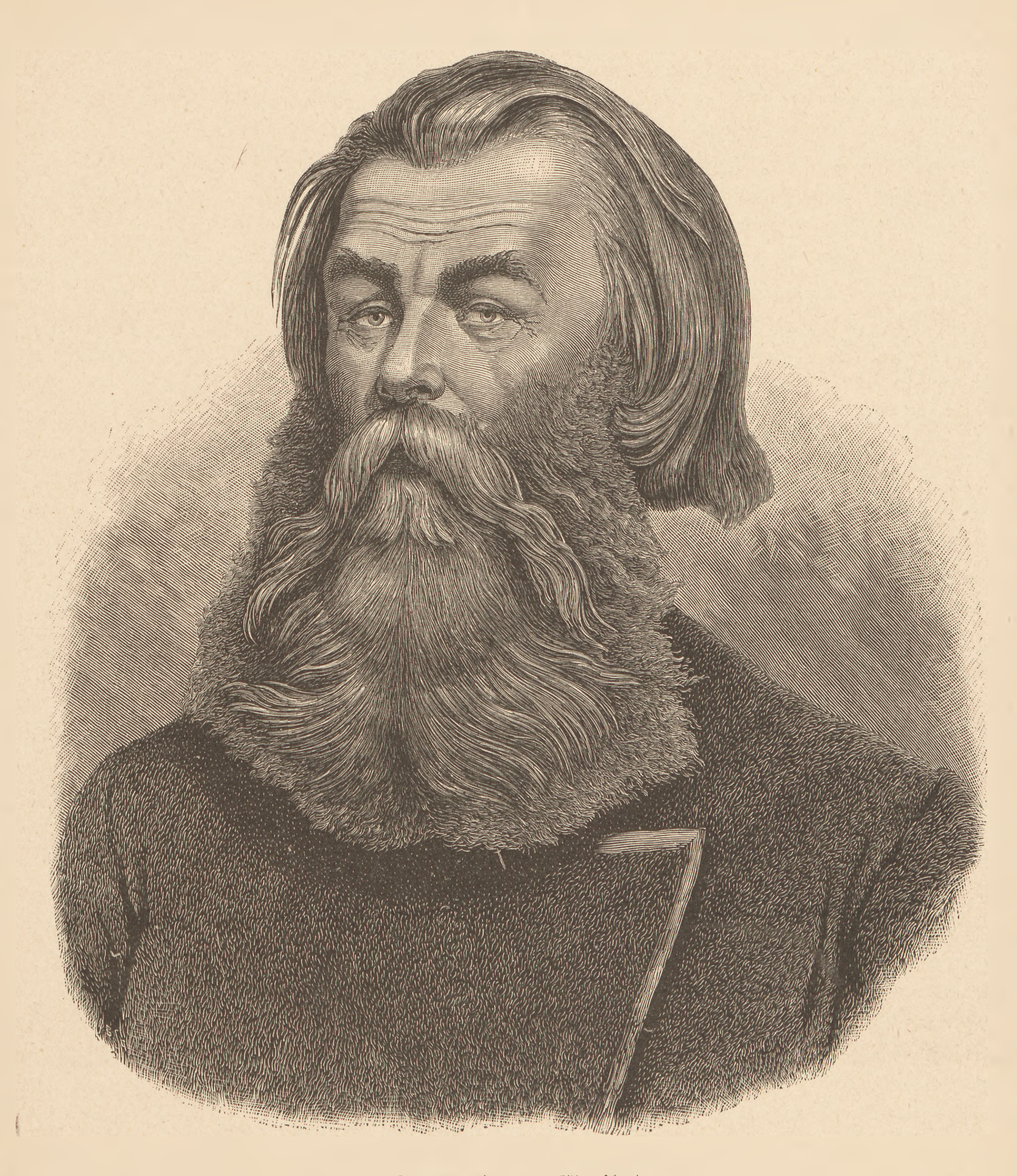
Einen dritten Typus russischer Landwirte lernen wir in Nikolai Feodorowitsch M. kennen. Er bildet einen grellen Kontrast zu den beiden vor ihm geschilderten. Mit der Vergangenheit hat er gründlich gebrochen, er ist ein Sohn seiner Zeit, und in seinen Augen giebt es keine schlechtere Empfehlung als die Berufung auf das ehrwürdige Alter irgend einer Einrichtung oder eines Gebrauches. Ein so patriarchalisches Verhältnis zwischen Gutsherrn und Bauern, wie wir es die Generalin mit peinlicher Gewissenhaftigkeit pflegen sahen, ist ihm ein Greuel. Um die Bauern in seinem Dorfe kümmert er sich nicht; er würde keinen Finger rühren, ihnen beizustehen, und wenn er sie vor seinen Augen verhungern sähe. „Die Leibeigenschaft war eine Last für uns," pflegt er zu sagen. „Gott sei Dank, daß wir sie los sind!" Sein Vater, in dessen letzte Lebensjahre die Aufhebung der Leibeigenschaft fiel, hat zwar die Hälfte seines Ackerlandes abtreten müssen, aber seitdem ist der Wert von Grund und Boden in der fruchtbaren Gegend bedeutend gestiegen, so daß das Gut heute mehr wert ist als vor Aufhebung der Leibeigenschaft, als noch einmal so viel Ackerland und einige hundert Leibeigene dazu gehörten. Unter rationeller Bewirtschaftung hat sich auch der Ertrag mehr als verdoppelt, wozu noch die bedeutende Summe kommt, welche die früheren Leibeigenen jährlich an Ablösungsgebühren zu entrichten haben. Nikolai Feodorowitsch hat daher gewiß alle Ursache, mit den gegenwärtigen Zuständen zufrieden zu sein. Daß ihn die Bauern wegen seines Stolzes ebenso hassen wie er sie wegen des bei ihnen herrschenden Schlendrians verachtet, kümmert ihn wenig; er hängt in keiner Weise von den Bauern ab und braucht auch während der Erntezeit ihren Beistand nicht, denn mit den Sämaschinen, den Dresch- und sonstigen Maschinen, die er aus dem Auslande kommen ließ, hat er auch Arbeiter zu deren Bedienung verschrieben, die ihn von den Einheimischen unabhängig machen und noch den großen Vorteil bieten, daß sie sich nicht berauschen wie jene und nicht zur Arbeit unfähig sind, wenn man sie am meisten braucht. In seinem Hause führt Nikolai Feodorowitsch ein eisernes Regiment; er bezahlt seine Leute gut, aber er beansprucht auch unnachsichtlich die strengste Pflicht-

erfüllung. Er selbst geht allen mit gutem Beispiel voran: vom frühen Morgen bis zum Abend unermüdlich thätig, ist er überall, wo seine Gegenwart nötig ist, und weiß mit raschem Scharfblick die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Vergnügen und Erholung sind Begriffe, die in seinem Wörterbuch fehlen. Ebenso wenig wie mit den Bauern, verkehrt er mit seinen Gutsnachbaren; ihre veraltete Weltanschauung ist mit der seinen unvereinbar, lernen kann er seiner Meinung nach nichts von ihnen, und um mit ihnen zu trinken und Karten zu spielen, ist ihm die Zeit ein zu kostbares Gut. Er hat ihre Besuche nicht erwidert, ihre Einladungen nicht beachtet, und so sind sie schließlich ausgeblieben, damit nur seinem stillen Wunsch entgegenkommend. Deshalb steht aber Nikolai Feodorowitsch nicht außerhalb alles Verkehrs mit der Welt; er ist sogar über vieles besser orientiert als die Herren in der Gouvernementsstadt. Die Post bringt ihm täglich die neuesten Peters-



Ausfahrt in der Butterwoche.

burger und ausländischen Zeitungen, darunter auch land- und forstwissenschaftliche Fachblätter, die sorgfältig studiert werden, denn Nikolai Feodorowitsch sucht sich stets auf der Höhe der Zeit zu halten, alles Gute und Erprobte auch auf seinem Gute einzuführen. Eine reichhaltige Bibliothek, die unablässig vermehrt wird, ist auch nicht bloß zur Zierde da, sondern wird eifrig benutzt. Solche geistige Thätigkeit neben den Arbeiten in Wald und Feld schützt den jungen Gutsherrn davor, daß er nicht, wie er sich ausdrückt, gleich seinen Nachbaren verbauert. Mag er auch auf dem Felde bei der Ernte selbst mit Hand anlegen, Sonnenhitze oder Regen und Sturm nicht achtend die Arbeiter beaufsichtigen, so wie er sein Haus betritt, ist er wieder Gentleman, und wenn ihn heute das Schicksal in die feinsten Kreise der Petersburger Gesellschaft versetzte, er würde sich dort so bewegen, daß niemand vermuten könnte, er habe seit Jahren in einer Einöde gelebt und nur mit Bauern



Gutsverwalter aus Südrußland.

Nach einem Aquarell des Freiherrn C. von Binzer.



und Knechten verkehrt. Und er will sich auch nicht Zeitlebens auf seinem Gute aufhalten; später will auch er nach der Residenz übersiedeln, aber er will dort standesgemäß auftreten, ein großes Haus führen können, und darum arbeitet er jetzt rastlos und angestrengt, um den Ertrag seines Gutes so zu steigern, daß es ihm jenes Einkommen abwerfe, welches er später braucht. Sein Fleiß und seine Intelligenz haben sein Gut bereits zu dem bestbewirtschafteten des ganzen Kreises gemacht, aber es soll noch besser werden. Schon heute ist von den ihm gehörigen Ländereien nicht ein Fleckchen unbebaut, denn was er nicht selbst bewirtschaften konnte, die Felder, die zu weit vom Herrenhause entfernt liegen, hat er verpachtet. Nikolai Feodorowitsch ist aber nicht nur ein tüchtiger Landwirt, sondern er versteht sich auch vorzüglich auf den Verkauf seiner Erzeugnisse. Der Getreidejude, der ihn zu betrügen oder seine Preise zu drücken vermöchte, müßte erst geboren werden. Er hat stets bares Geld in genügenden Summen zur Verfügung, und kann es abwarten, bis die Getreidepreise am höchsten stehen und der Verkauf seiner Vorräte für ihn am vorteilhaftesten ist. Mit zäher Ausdauer, unbeirrt durch Rücksichten, die seine Thatkraft hemmen könnten, geht er auf sein Ziel los, und wer ihn näher kennt und seine Thätigkeit beobachtet, der muß sich sagen: er wird es erreichen.

Landwirte vom Schlage Nikolai Feodorowitsch' gehören heute in Rußland nicht mehr zu den Seltenheiten, und so wenig Anziehendes das junge Rußland mit seinem in ein System gebrachten Egoismus, der alle sanfteren Gemütsregungen ausschließt, bietet, so läßt sich doch nicht leugnen, daß seine Lebensanschauung in Rußland, besonders auf dem Lande, die einzig richtige ist. Der Augiasstall, den das laissez faire der großen Masse der Landwirte geschaffen hat, bedarf zu seiner Säuberung einer eisernen Faust, und Rücksichtnahme auf andere ist hier am allerwenigsten angezeigt, da sie gleichbedeutend mit der fernern Erhaltung der alten Übelstände ist. Der Großgrundbesitz muß eben in derselben Weise einen Läuterungsproceß bestehen wie der Bauernstand. Was an dem Stamm ungesund ist, fällt ab und geht zu Grunde. Der Läuterungsproceß hat zunächst im Norden begonnen, wo der Boden nicht so ertragfähig ist wie die schwarze Erde im Süden. Viele Gutsbesitzer fanden dort nach Aufhebung der Leibeigenschaft die Landwirtschaft nicht mehr lohnend, und der Fälle, daß großer Besitz parzelliert und an die Bauern verkauft wird, werden dort immer mehr. Aber auch im Süden tritt die Notwendigkeit, Reformen in der Kulturmethode einzuführen, immer gebieterischer an den Landwirt heran, und seitdem die Nachlässigkeit aufgehört hat, ein Privilegium einer Kaste zu sein, die sich gegen alle üblen Folgen derselben schützen konnte, wird das frühere in den Tag hinein leben immer schwerer. Hier sind alle Vorbedingungen vorhanden, um die segensreichen Wirkungen der Aufhebung der Leibeigenschaft ins Leben treten zu lassen; wer sie nicht ausnützt, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er zu Grunde geht. Der Allgemeinheit erwächst hierdurch kein Schaden, im Gegenteil, sie kann nur gewinnen, da durch die Parzellierung der großen Güter mehr Land in die Hände der Bauern kommt, die auch dann noch Nutzen erzielen können, wo der große Grundbesitzer nur mit Verlust arbeitet.

Seine Schattenseiten hat allerdings auch das nüchterne Streben solcher Leute wie Nikolai Feodorowitsch. Das Landleben wird all seiner poetischen Reize entkleidet, es sinkt allmählich herab zur Alltagsprosa der Großstädte mit ihrem rastlosen Hasten nach Erwerb und ihrem Arbeitersklaventum, wie es in den Industriedörfern bereits zur Herrschaft gelangt ist. Wo sich aber die Einflüsse moderner Kultur noch nicht geltend zu machen vermochten, dort birgt das Leben der Landbevölkerung auch heute noch einen reichen Schatz von Poesie in ihren Volksliedern, ihren Gebräuchen und ländlichen Festen und in der Unmasse von Aberglauben, der sich überall erhalten hat. In anbetracht der großen Religiosität der Russen ist es dabei eine überraschende Erscheinung, daß sich noch so viele heidnische Gebräuche bis auf unsere Tage erhalten konnten. An die Stelle der alten heidnischen Götter, von denen solche Gebräuche stammen, an die Stelle des Perun, Tschernobog, Bjelbog und anderer, sind zwar Heilige der griechischen Kirche getreten, aber die Gebräuche haben sich erhalten, obwohl die Landbevölkerung längst die wahre Bedeutung derselben nicht mehr kennt. Tausend Jahre Christentum haben nicht vermocht, die letzten Spuren der heidnischen Vorzeit zu vertilgen, und viel Aberglauben spukt noch immer in den Köpfen der Bauern. An den Domowoi (Hausgeist), den Wjeschi (Waldgeist), Wodnoi (Wassermann) und an die Russalki (Waldnymphen), früher sämtlich Götter niedern Grades, glauben sie heute noch. Aber auch die Mehrzahl der ländlichen Feste wurzelt im Heidentum, auch solche, welche die griechische Kirche in ihren Kalender aufgenommen hat.

Die bedeutendsten und schönsten dieser Feste sind jene, die mit dem Frühlingsanfang zusammenfallen. Die Natur ist aus langem Winterschlaf erwacht, und auch für die Landbevölkerung ist die Zeit der Ruhe vorbei. Wie früher die heidnischen Slaven in den Hain hinauszogen, um den Göttern der Erde zu opfern und ihren Segen für die bevorstehende Aussaat zu erflehen, so begrüßt auch jetzt noch die Landbevölkerung den wiederkehrenden Frühling mit feierlichen Umzügen und frohen Festen. Das Hauptfest dieser Art fällt auf den siebenten Donnerstag nach Ostern, wovon es auch seinen Namen Semik (semý heißt der siebente) erhalten hat. Der Semik ist in erster Reihe ein Fest der weiblichen Dorfjugend. Die Mädchen ziehen in den Wald hinaus, brechen dort junge Birken, schmücken sie mit Kränzen und Bändern und tragen sie unter Gesang durch das Dorf und die Felder. In den Gouvernements Moskau, Rjäsan und anderen biegen die jungen Mädchen die Zweige kleiner Birken so, daß sie gleichsam einen runden Rahmen bilden, durch den hindurch sie sich küssen mit den Worten: „Wir wollen uns küssen, liebe Frau Gevatterin, weißes Täubchen, daß es uns nicht verwehrt sei, allezeit gute Freundschaft zu halten.“ Eine besondere Wichtigkeit hat aber der Semik für die jungen Mädchen dadurch erlangt, weil er einer der Tage ist, an denen man Fragen an die unsichtbaren Mächte stellen und die Zukunft erforschen kann. Mit Kränzen, die sie sorgsam gewunden haben, ziehen die Mädchen zum Bache und werfen sie in das Wasser. Schwimmt der Kranz ruhig auf den Wellen weiter, so bedeutet dies, daß das Mädchen in diesem Jahre heiraten wird; sinkt er aber unter, so kann sie sicher sein, daß sie in diesem Jahre nicht unter die Haube kommt oder, wenn sich doch ein Freier finden sollte, sehr bald Witwe werden wird. Mit klopfendem Herzen werfen daher die Mädchen ihre Kränze in das Wasser, und mit angstvoller Spannung verfolgen sie dieselben, bis sie den Blicken entschwinden. In einigen Gegenden bedeutet das Untersinken des Kranzes auch, daß das Mädchen in diesem Jahre sterben wird. In anderen wirft man die Kränze nicht ins Wasser, sondern hängt sie im Walde an den Baumzweigen auf, und die Mädchen kommen dann häufig, nachzusehen, ob ihr Kranz noch da sei. Fehlt er, so ist dies ein schlimmes Zeichen: das Mädchen wird im nächsten Jahre nicht heiraten, oder — nach anderer Auslegung — es wird bald sterben.

In der heidnischen Vorzeit war der Semik ein Fest zu Ehren des Waldgottes. Er wird zu einer Zeit gefeiert, in der sich die Bäume mit dem ersten Laub bedecken, und jene feiern ihn, die das ganze Jahr über am meisten im Walde weilen: die Mädchen. Während Männer und Frauen auf dem Felde arbeiten, bringen die Mädchen fast den ganzen Tag im Walde zu, dort Beeren und Schwämme sammelnd oder Kränze windend. Der Wald und sein Gebieter, der Waldgeist, haben daher für sie eine ganz andere Bedeutung als für die übrigen Dorfbewohner, und die Kränze, die sie an den Bäumen aufhängen, sind die Opfergaben, die einst ihre heidnischen Schwestern dem Gott des Waldes darbrachten.

Der Semik wird in ganz Rußland, bis in den hohen Norden hinauf gefeiert, aber die Kenntnis der Bedeutung des Festes ist dem Volke völlig entschwunden.

Ein anderer großer Festtag, der in ganz Rußland gefeiert wird, ist der Georgstag, Jurjew Den, der zweimal jährlich wiederkehrt, im Frühling (am 23. April) und im Herbst (am 26. November). Am 23. April wird gewöhnlich das Vieh zum ersten Mal auf die Weide getrieben und die Aussaat beginnt, und an diesem Tage betet alles Volk zu dem heiligen Georg, dem Schutzpatron der Herden und des Ackerbaues. In einigen Gegenden des Gouvernements Kostromá pflegt man am Georgstage das Vieh unter folgendem Gesang auf die Weide zu treiben:

Wir sind um die Felder gegangen,
Haben den Georg angerufen,
Den Makarius gepriesen.
O Du unser tapf'rer Georg!
O heiliger Makarius!
Beschützet uns're Herden
Auf dem Felde und hinter dem Felde,
Im Walde und hinter dem Walde,
Unter dem hellen Mondenschein,
Unter dem goldenen Sonnenschein,
Vor dem räuberischen Wolf,
Vor dem grimmen Bären,
Vor den listigen Raubtieren.

Der heilige Georg, der am Ende des 3. Jahrhunderts lebte, gilt fast bei allen christlichen Völkern als Schutzpatron der Herden und des Ackerbaues, in Rußland aber ist der ihm geweihte Tag ganz besonders ein ländlicher Festtag und namentlich ein Festtag der Hirten. Ohne seinen Willen kann ja kein Wolf ein Schaf aus der Herde rauben, und wenn er eins entführte, dann hatte gewiß der Hirt durch irgend eine tadelnswerte Handlung den Zorn des Heiligen erregt, weshalb die Leute zu sagen pflegen: Was der Wolf in den Zähnen hat, das hat ihm der heilige Georg gegeben.

Die Gebräuche am Georgstage sind in ihren Einzelheiten sehr verschieden. Nachdem der Pope das Vieh mit Weihwasser besprengt, wird es mit geweihten Birkenruten auf die Weide getrieben. Der Hirt erhält an diesem Tage Eier und Milch und bereitet sich inmitten der Herde auf dem Felde einen Eierkuchen. In



Begräbnis auf dem Lande.

einigen Gegenden ist es gebräuchlich, nach dem Austrieb der Herden mit den Heiligenbildern einen Umzug um die Felder zu halten. Im Gouvernement Olonetz, wo am 23. April der Schnee gewöhnlich noch sehr hoch liegt, treibt man an diesem Tage das Vieh nicht auf die Weide, aber die Jugend zieht mit Glocken von Haus zu Haus, läutet vor allen Fenstern und sammelt Gaben ein. In Kleinrußland zieht die Gemeinde mit dem Popen an der Spitze auf das Feld hinaus, wo er ein Gebet verrichtet und das hervorsprossende Korn mit Weihwasser besprengt. Die Jugend beiderlei Geschlechtes pflegt sich darauf im Felde herumzuwälzen, denn der Georgstau macht kräftig und erhält gesund. In anderen Gegenden wird alles Vieh, das sich im Dorfe befindet, zusammengetrieben, der Pope spricht ein Gebet über dasselbe und besprengt es mit Weihwasser (siehe Seite 149); auch der Stall wird mit Weihwasser besprengt und in ihm Weihrauch angezündet, um die bösen Geister fern zu halten, die den Geruch desselben nicht vertragen können. Die bösen Geister sind nämlich am

Georgstage, an dem die Menschen Schutzmaßregeln gegen sie ergreifen, auch nicht müßig. In der Ukraine, dem Eldorado der russischen Hexen, wo sie so zahlreich sind wie in keiner andern Gegend, sammeln die Hexen den Morgentau in Tüchern, welche sie dem Hornvieh an die Hörner hängen, das dann abmagert und keine Milch giebt.

Der heilige Georg, der schon bei Lebzeiten viel mit allerhand Ungeheuern und bösen Geistern zu kämpfen hatte, ist auch jetzt noch der unversönliche Feind der letzteren. Namentlich den Teufel verfolgt er ohne Unterlaß, sowie er ihn erblickt, mit Blitz und Donner. Der Teufel flieht vor ihm und nimmt bald Menschengestalt an, bald verwandelt er sich in ein vierfüßiges Tier oder einen Vogel, aber Ruhe findet er erst, wenn er einen Menschen gefunden hat, der über etwas Sündhaftes nachsinnt, in den er hineinfährt. Darum sucht man während eines Gewitters nur an Gott zu denken, und betet, daß man vor dem Versucher bewahrt bleibe.

Bis ins 16. Jahrhundert erhielt sich in Rußland auch der schon von Herodot erwähnte Glaube, daß am Meere Menschen leben, welche am Georgstage im Herbste sterben und am Georgstage im Frühling wieder erwachen. Diese Leute waren Handeltreibende und brachten vor ihrem Tode alle ihre Waren an einen bestimmten Ort, von wo die Nachbaren sich während des Winters holen konnten was sie brauchten, und es dann im Frühling bezahlten.

Der Glaube an Zauberer und Hexen ist in Rußland noch sehr stark verbreitet. Man schreibt ihnen die Fähigkeit zu, mit Hilfe des bösen Wesens sowohl das Vieh als die Menschen zu „behexen" und allerhand Krankheiten über sie zu bringen, und da der Bauer die Hexe als Urheberin der Krankheit ansieht, so wendet er sich selbstverständlich auch an sie, um für sich oder sein Vieh Heilung zu erlangen. Epileptische Anfälle werden allgemein dem Teufel zugeschrieben. Der in Krämpfen sich Windende ist vom bösen Geist besessen, und der Bauer schlägt ein Kreuz vor ihm. Solche Besessene, aus denen, wie der Bauer sagt, „der Böse spricht", namentlich Frauen, trifft man in den Dörfern sehr häufig. Nicht minder häufig trifft man Blödsinnige, denen das Volk stets mit einer abergläubischen Verehrung begegnet. Der Jurodjiwy, wie solche Unglückliche genannt werden, soll nämlich die Gabe des zweiten Gesichts besitzen, und seine verworrenen Reden werden deshalb als Prophezeiungen aufgefaßt.

So zieht sich der Glaube, daß man unter gewissen Umständen die Zukunft erforschen könne, wie ein roter Faden durch das ganze Leben der Landbevölkerung. Wie die Mädchen am Semik durch das Kränzewerfen das Schicksal befragt haben, so werden von ihnen im Laufe des Jahres ähnliche Fragen noch sehr oft gestellt. Die Neujahrsnacht ist besonders zur Erforschung der Zukunft geeignet. Wenn in den Feiertagen ein Schwein geschlachtet worden, bewahrt man dessen Schwanz sorgfältig auf, und in der Neujahrsnacht erhält jeder, der sich beteiligen will, ein Stückchen davon. Man setzt sich im Kreise nieder, spießt das Schwanzstückchen auf ein zugespitztes Holz und steckt dieses vor sich in den Boden. Dann wird der Hund in die Stube eingelassen. Wessen Stück er zuerst frißt, der heiratet im Laufe des neuen Jahres. Die Mädchen erforschen die Zukunft auf folgende Weise: Vier Schüsseln werden auf den Tisch gestellt. In eine legt man ein Stück Kohle, in die zweite ein Stück Holz, in die dritte Asche, in die vierte einen Ring. Die Mädchen greifen nun der Reihe nach in die verschiedenen Schüsseln, und je nach dem Gegenstand, den sie herausziehen, wird ihre Zukunft bestimmt: die Kohle bedeutet Trauer und Leid, das Stück Holz einen alten Mann, die Asche baldigen Tod, der Ring Heirat und ein freudenvolles Leben. In der Neujahrsnacht begeben sich die Mädchen auf einen Kreuzweg, um dort ihre Zukunft kennen zu lernen. Sie nehmen eine Kuhhaut, ein Laib Brot und ein Tischtuch mit, und gewöhnlich begleitet sie bei diesem Gange eine alte Frau, von der es bekannt ist, daß sie in solchen Dingen Erfahrung besitzt. Auf dem Kreuzweg breiten die Mädchen die Kuhhaut aus, legen das Brot darauf und setzen sich um dasselbe herum, indem sie ihr Gesicht mit dem Tischtuch bedecken. Die alte Frau zieht mit einem Brotmesser einen Kreis um die Sitzenden, und nun lauschen diese mit angehaltenem Atem auf jedes Geräusch, das sich vernehmen läßt. Die eine hört dann vielleicht aus der Ferne das Glockengeläute eines heimkehrenden Wagens und schließt daraus, daß sie bald heiraten wird, denn das Geläute meldet den Freier an, der gefahren kommt, um sie zu holen.

Zu den Festen, welche ausschließlich von der weiblichen Jugend gefeiert werden, gehört auch der Tag der Heiligen Kosmus und Damian, der 1. November. Das ganze Jahr sparen die Mädchen und sammeln

Geld für diesen Tag, um die zu Besuch kommenden Freundinnen und jungen Frauen bewirten zu können. In jedem Bauernhause wird am 1. November ein Hahn und eine Henne geschlachtet, ein Opfer für die Heiligen des Tages, das diesen schon im Frühling versprochen worden. Als die Zeit kam, in der die Hennen zu brüten anfangen, ging die Chosjäika von Haus zu Haus, und nachdem sie ein Gebet gesprochen, bat sie um „ein Hähnchen und ein Hühnchen". Sie erhielt darauf zwei Eier, die sie ohne zu danken einsteckte und weiterging. Hatte sie so viel Eier erhalten, daß sie in ihren Kleidern nicht mehr fortbringen konnte, kehrte sie nach Hause zurück. Am Abend, nach Sonnenuntergang, setzte sie sich, die gesammelten Eier in einer Mütze auf dem Schoß haltend, auf eine Bank und betete zu den beiden Heiligen, wobei sie gelobte, an ihrem Festtage einen Hahn und eine Henne zu schlachten, wenn aus den Eiern recht viel junge Hühner hervorgehen würden. Darauf wurden die Eier in den Hühnerstall gebracht und der Henne zum Ausbrüten in das Nest gelegt.

Der meiste Aberglaube spukt überhaupt in den Köpfen der Frauen. Die Männer lachen meist darüber und verspotten die Frauen, wenn sie ihr Geld zu irgend einer angeblichen Hexe oder einem Zauberer (snáchar, kluger Mann) tragen, um seinen Rat und Beistand zu erlangen. Die Hausfrau kann fast gar nichts unternehmen, ohne sich vorher solchen Rat geholt zu haben. Verschwindet irgend ein Gegenstand, wird er gestohlen oder verloren, so sucht sie den snáchar auf, damit er ihr für gute Bezahlung den Dieb nenne, worauf ihr der Schlaue wie alle Orakel eine Antwort erteilt, aus der sich alles Mögliche herauslesen läßt, die aber doch nichts Bestimmtes enthält, wie z. B. Dein Messer hat jemand gestohlen, den Du Dir zum Feind gemacht hast, und dergleichen. Sehr nachteilig erweist sich der Aberglaube, wenn Krankheiten ausbrechen. Anstatt sich sofort an einen Arzt zu wenden, wird der snáchar geholt, und erst wenn dessen Beschwörungen nichts genutzt und die von ihm verordneten Kräuter den Zustand des Kranken wesentlich verschlimmert haben, sucht man Hilfe bei dem Arzt — allerdings dann sehr oft zu spät.

Die männliche Bevölkerung, so sehr sie über die Leichtgläubigkeit der Frauen spottet, ist aber doch auch von Aberglauben nicht völlig frei. Um keinen Preis würde ein Bauer in der Osterwoche irgend eine Feldarbeit verrichten, denn es ist ja von altersher bekannt, daß Getreide, das in der Osterwoche ausgesäet wird, nicht aufgeht. Dagegen muß der Kohl am Donnerstag der Charwoche gepflanzt werden, wenn er gut gedeihen soll. An diesem Tage pflegen in einigen Gegenden die Bauern das Eis aufzuhacken und sich zu baden, weil man nach einem solchen Bade das ganze Jahr gesund bleibt. Derselbe Glaube veranlaßt viele; am Dreikönigstag, sobald die Ceremonie des Eintauchens des Kreuzes ins Wasser vollzogen ist, sich zu entkleiden und ins Wasser zu stürzen — in den „Jordan" — und dann mit einem Kübel voll Wasser nach Hause zu eilen, wo sie sich am Ofen wieder wärmen. Das mitgebrachte „Jordanwasser" wird sorgfältig aufbewahrt, denn es ist ein vorzügliches Heilmittel für alle Krankheiten und hält auch, im Felde aufgestellt, die Hagelwolken ab. Auch sobald es zum ersten Mal donnert, eilen alle Leute ins Bad; wer sich nicht im Bach oder Fluß baden will, der wäscht sich wenigstens zu Hause, indem er das Wasser aus einem Melkeimer, auf dessen Boden ein Ei liegt, durch einen Trauring gießt; das soll bewirken, daß der sich Waschende gesund bleibt, die Kühe viel Milch geben und die Hennen fleißig Eier legen. Erbsen baut man stets auf solchen Feldern, die an der Landstraße liegen oder durch welche ein Weg führt, damit die Vorübergehenden nach Belieben junge Schoten abreißen können, denn Gott vergilt tausendmal, was man auf diese Weise einem armen Wanderer überlassen hat.

An einem Tage der Osterwoche geht der Pope mit den Heiligenbildern von Haus zu Haus, stellt die Bilder neben der Thür auf und verrichtet ein Gebet, worauf er bewirtet und beschenkt wird. Die Geschenke sind in jedem Dorfe durch das Herkommen genau vorgeschrieben; gewöhnlich erhält er 10 bis 15 Kopeken, einige Pirogi und Brot. Nachdem alle Häuser besucht worden, findet noch ein Gottesdienst in der Kirche statt; am Schlusse desselben segnet der Pope einen der zwei zur Eröffnung der Feldarbeiten bestimmten Bauern und reicht jedem ein Stück Brot.

An allen dem Erlöser geweihten Tagen (prásdnjiki Spássa) werden Erzeugnisse des Feldes oder der Wirtschaft in die Kirche gebracht, um vom Priester geweiht zu werden. Am 1. August (pérwy Spaß, der erste Erlöser, auch medówy, Honigtag, genannt) findet eine Prozession statt, wobei alle Pferde des Dorfes zusammengetrieben und vom Popen mit Weihwasser besprengt werden; ist bei dem Dorfe ein Fluß, so weiht

der Pope diesen und die Pferde werden in das geweihte Wasser getrieben. Die Bienenzüchter aber bringen die ersten Honigscheiben in die Kirche, um sie dort weihen zu lassen, wovon der Festtag seinen Beinamen medówy erhalten hat. Darauf folgt am 6. August, dem Fest der Verklärung Christi, (wtoroi Spaß, der zweite Erlösertag), das sogenannte Apfelfest, wobei die Bauern Äpfel in die Kirche bringen und weihen lassen und darauf zum ersten Mal die neuen Früchte kosten, denn vor dem 6. August frische Äpfel zu essen, gilt als eine große Sünde.

Für die Kinder ist wie überall das größte Fest die Weihnachtszeit. Während die Hausfrauen schon vom frühen Morgen an beschäftigt sind, Bliný zu backen, ziehen die Kinder von Haus zu Haus und singen vor den Fenstern uralte Weihnachtslieder, wie sie unter den Namen koleda oder koljada bei allen slavischen Völkern bis auf unsere Zeit sich erhalten haben; nachdem sie ihr Lied beendet, beschenkt sie die Hausfrau mit frischgebackenen Bliný und sie ziehen weiter. Auch der Pope zieht am Weihnachtstage mit dem Kreuze von Haus zu Haus und erhält überall Bliný und ein kleines Geschenk.

Am glänzendsten wird das Fest des Ortsheiligen gefeiert. Jedes Dorf, in dem sich eine Kirche befindet, besitzt auch das Bild eines Heiligen, der sein besonderer Fürbitter bei Gott ist und seine Macht schon häufig durch allerhand Wunder bethätigt hat. Die stillen Dorfstraßen sind an einem solchen Tage nicht wieder zu erkennen. Der Markt, der gleichzeitig stattfindet, hat von nah und fern Besucher herbeigeführt, und auch Verkäufer von Eßwaren aller Art — Pfefferkuchen, Äpfeln, Nüssen, Gurken und dergleichen — haben sich eingefunden und ihre Waren unter Zelten ausgestellt; andere verkaufen gleich von den Wagen herab, auf denen sie die Waren herbeigeführt haben. Der Festtag begann mit einem feierlichen Gottesdienst, während dessen der Geistliche eine auf das Fest bezügliche Predigt hielt. Nach dem Gottesdienst eilt alles nach Hause, wo schon die festlich gedeckte Tafel bereit steht. Schon am Tage vorher begann die Hausfrau zu kochen, zu braten und zu backen, denn heute erwartet man Gäste, und da muß alles in Hülle und Fülle vorhanden sein, und keines der Leibgerichte des Bauern darf fehlen. An einem Ende der Tafel steht eine Kanne Bier, am andern eine Flasche Wodka, aber die Gäste sind anfangs sehr zurückhaltend und trinken nur, wenn der Chosjäïn, der seitwärts an einem kleinen Tische speist, dabei aber die Gäste unablässig selbst bedient, ihnen zutrinkt. Das hat leider zur Folge, daß der Hausherr bald so betrunken ist, daß er seines Amtes nicht ferner walten kann, aber dann ist auch schon bei den Gästen der Damm der Zurückhaltung durchbrochen und sie trinken auch unaufgefordert. Ein solches Fest dauert gewöhnlich drei Tage lang, jeder Tag bringt neue Gäste, verläuft aber sonst genau so wie der vorhergegangene. Die Jugend belustigt sich im Freien mit Spiel und Tanz. Der Reigen ist von einem Festtag ebenso unzertrennlich wie die am Abend sich einstellende allgemeine Trunkenheit, und die Mädchen und jungen Burschen kommen auf den Tanzplatz in ihren besten Kleidern. Die Mädchen lieben grelle Farben, besonders die rote, und auch die Burschen erscheinen in rotem, um die Hüften gegürtetem Hemd, weiten Plüschhosen, langem blauen Tuchrock und schwarzer, mit einer Pfauenfeder geschmückter Mütze. Bis zum Abend, bis die Sonne sinkt, bleiben sie beisammen, und ein Lied nach dem andern wird fast ohne Unterbrechung gesungen.

Das lustigste aller Volksfeste, an dem sich die allgemeine Fröhlichkeit bis zur tollen Ausgelassenheit steigert, ist die Máslenjitza, die Butterwoche, welche dem Oster-Fasten vorangeht. Für die mancherlei Entbehrungen der bevorstehenden langen Fastenzeit sucht sich jeder gleichsam zu stärken. Eine ganze Woche lang dauert der Festjubel, ein Schmaus folgt dem andern, man ist bald hier, bald dort zu Gast, und in verschwenderischer Fülle kommen überall die Speisen auf den Tisch. Die Jugend belustigt sich auf dem Eisberg, der im Dorfe errichtet worden, oder bei den Schaukeln, die gleich jenem zu den beliebtesten Volksbelustigungen zählen, und dazwischen wird allerlei Mummenschanz getrieben, Masken ziehen durch das Dorf und werden, je nachdem ihre Vermummung Beifall findet, mehr oder minder reichlich bewirtet. Am letzten Tage wird die Máslenjitza in feierlichem Zuge aus dem Dorfe geführt — Prinz Carneval verabschiedet sich von seinem Volke. An einen riesigen, speziell zu diesem Zwecke erbauten Wagen werden zehn Pferde, eins hinter dem andern gespannt, und auf jedem sitzt ein Reiter in zerlumptem Anzug, eine lange Peitsche oder eine Rute in der Hand. Im Schlitten ruht ein Betrunkener, neben dem ein Krug Bier und eine Weinflasche stehen, und der einen riesigen, mit Wein gefüllten Pokal in der Hand hält. Vor ihm befindet sich ein Tisch, mit allerlei Speisen bedeckt,



Hausdiener den Samowar bringend.

Nach einem Aquarell des Freiherrn C. von Binzer.



denen er, gleichwie den Getränken, wacker zuspricht. Trotz aller Bitten der Dorfbewohner, doch noch kurze Zeit zu bleiben, verläßt der Zug das Dorf und die Zeit der Festfreude ist zu Ende. Sobald es zu dunkeln beginnt, ziehen dann die Burschen vor das Dorf hinaus, um die Máslenjitza zu verbrennen. Große Strohbündel oder mit Teer ausgestrichene Fässer werden auf einem Felde aufgestellt und angezündet, und mit diesem primitiven Feuerwerk schließt die Butterwoche. Mit dem letzten Glockenschlag der Mitternacht beginnt die Fastenzeit, die Wochen lang dauert und während welcher bei Zubereitung aller Speisen nur Öl statt der Butter verwendet werden darf, welche letztere der Butterwoche, in der sie noch gestattet ist, den Namen gegeben hat.

Und da wir von den ländlichen Festen reden, dürfen wir auch die größten Festtage im Leben jedes einzelnen nicht übergehen: die Feier seiner Hochzeit und was derselben vorangeht. Schon früher erwähnten wir, daß die Chossjáika, wenn es sich um die Vermählung eines Familiengliedes handelt, gewöhnlich den Beistand einer Swacha, einer Ehevermittlerin, in Anspruch nimmt. Hat diese eine passende Braut gefunden, so begiebt sie oder der in einigen Gegenden ihre Stelle vertretende Swat (Brautwerber) sich zu den Eltern des in Vorschlag gebrachten Mädchens und vereinbart mit denselben den Tag, an dem sie die Eltern des Bräutigams empfangen wollen. Diese kommen an dem bestimmten Tag und bitten nach den ersten Begrüßungen, ihnen die Braut zu zeigen. Festlich geschmückt tritt dieselbe in die Isba, verbeugt sich ehrfurchtsvoll vor den zukünftigen Schwiegereltern und zieht sich dann wieder zurück. Dieser Besuch heißt gladjanky, die Brautschau; in einigen Gegenden begleitet dabei der Bräutigam seine Eltern, in anderen kommen diese allein. Ein oder zwei Tage später laden die Eltern des Bräutigams jene der Braut ein, in ihren Hof zu kommen — podvórja smöträt, den Hof zu besichtigen — wobei ihnen alle Wohnräume und zum Hause gehörigen Wirtschaftsgebäude gezeigt werden, damit sie sich überzeugen können, daß ihre Tochter ein gut eingerichtetes Haus vorfinden werde. Häufig werden für diesen Tag von den Nachbaren Einrichtungsgegenstände entliehen, um nur recht große Wohlhabenheit zur Schau tragen zu können. Nach diesem Gegenbesuch bringt der Vater des Bräutigams den Eltern der Braut Brot, Salz und Wodka. Alle Angehörigen der Braut versammeln sich in der Isba, die Kerzen vor den Heiligenbildern werden angezündet und ein Gebet verrichtet. Hierauf wird die Mitgift festgestellt, welche die Braut erhalten soll, wobei der Swat sich als gewandter Vermittler zeigt. Wieder folgt ein Gegenbesuch, wobei die Eltern der Braut von ihrem Brot überbringen, und nun ist endlich die Verlobung geschlossen, nach dem Austausch der Brote kann kein Teil mehr zurücktreten, denn denjenigen, der dies thäte, würde das Unglück sein Leben lang verfolgen. Einige Tage später wird im Hause des Bräutigams die Verlobung festlich gefeiert. Die Eltern der Braut bringen die Speisen und den Wein mit, der Tisch steht bereits gedeckt, sofort nach ihrer Ankunft setzt man sich zu demselben, und das Festmahl — propoi oder propiwánki, wörtlich: das Vertrinken — beginnt.

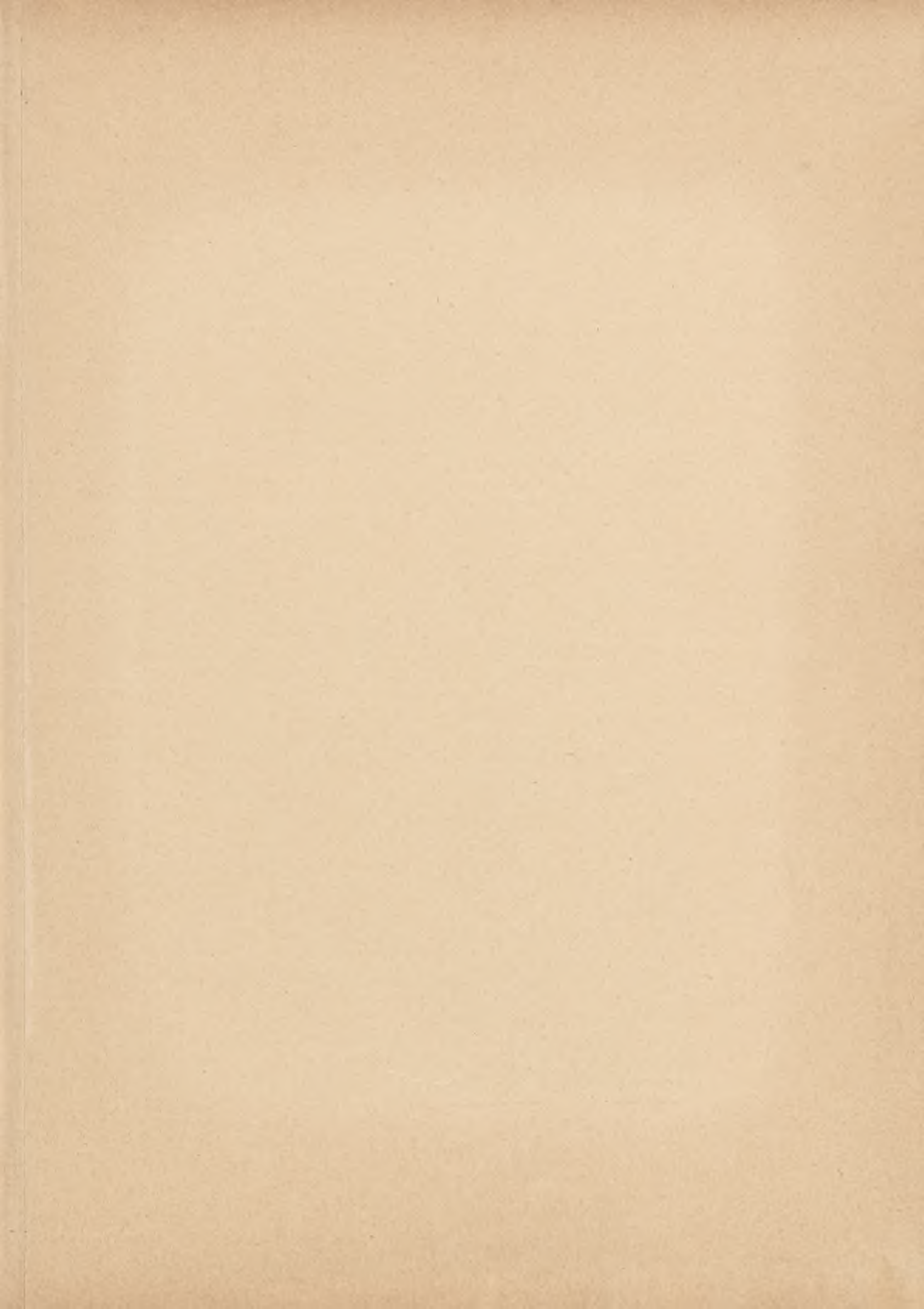
Im Gouvernement Kursk herrscht die Sitte, daß der Bräutigam der Braut ein Geldgeschenk giebt, gewöhnlich ein bis sieben Rubel. Auch wird in einigen Gegenden der Abschluß der Verlobung von den beiderseitigen Vätern durch einen Handschlag bekräftigt, wobei der Swat über ihren Händen einen Pirog in zwei gleiche Teile bricht, um anzudeuten, daß in der Ehe stets Einigkeit herrschen und alle Lasten von den Gatten gleichmäßig getragen werden sollen. Wenn die Eltern der Braut von dem propoi heimkehren, verkündigen sie ihrer Tochter, daß sie sie vertrunken haben (propili) und daß sie verlobt sei, worauf diese der Sitte gemäß zu jammern und zu klagen beginnt und die Eltern fragt, was sie denn gethan habe, daß man sie aus dem Hause schicke — noch ein Überbleibsel aus der Zeit, in der man die Mädchen gewaltsam, gegen ihren Willen zu verheiraten pflegte.

Die Hochzeit selbst wird überall sehr festlich begangen. Am Tage vor derselben kommt der Bräutigam mit seinen Eltern, Verwandten und den geladenen Gästen in das Dorf gefahren, in dem die Trauung vollzogen werden soll. Am Eingang des Dorfes erwarten den Zug die nicht zum Schmause geladenen Dorfbewohner, die ein Seil über den Weg gespannt haben und für das Freigeben des Weges vom Vater ein Geldgeschenk, 3 bis 10 Rubel, erhalten. Außerdem giebt der Bräutigam den jungen Männern und Frauen Geld zu Thee, und den Mädchen und der Jugend Geld zum Einkauf von Kuchen. Ist das Geschenk nach Ansicht der Beschenkten zu klein, so pflegen sie sich durch allerlei Schabernack zu rächen, indem sie z. B. die Räder an den Wagen abschrauben. Zur Bewirtung der Gäste stehen im Gouvernement Jaroslaw und einigen

anderen im Hause der Braut zwei Tische bereit, der sog. „süße Tisch“ und der „Verlobungstisch“, sgowór. Der süße Tisch, so genannt, weil auf ihm Met kredenzt wird, ist nur für die Verwandten bestimmt, und Braut und Bräutigam setzen sich nicht zu demselben. Aber auch wenn später am Verlobungstisch das eigentliche Festmahl beginnt, bleiben Braut und Bräutigam zur Rolle von Zuschauern verurteilt. Man legt zwar Brot und Messer, Gabel und Löffel vor ihren Sitz, aber das Herkommen verlangt, daß sie alle Speisen unberührt an sich vorübergehen lassen und auch den Getränken nicht zusprechen. Dafür werden sie an ihrem Ehrentage mit der größten Auszeichnung behandelt. An der Spitze des Tisches steht eine Bank, über die ein Schaffell gebreitet ist, das man mit einem weißen Tuch überdeckt hat, unter welches man Geldstücke legt — damit es dem Brautpaar in der Ehe nie an Geld fehle. Der Taufpate der Braut geleitet das Paar zu diesem Ehrensitz und ladet es ein, ihn einzunehmen. Vor dem Brautpaar steht auf dem Tisch ein aus Holz geschnitzter Leuchter, krassotá (Schönheit) genannt, mit Kerzen, welche mit Bändern und buntem Papier verziert sind. Zunächst werden nun die Brautgeschenke überreicht, und der Bräutigam erhält von der Braut für jeden einzelnen Gegenstand drei Küsse. Dann beginnt das Mahl. Sind die Eltern der Braut arm, so pflegt der Bräutigam ihnen einige Rubel na stol (für den Tisch) zu geben, in einigen Gegenden ist aber ein solches Geschenk bereits zur ständigen Regel geworden und beläuft sich zuweilen bis auf 50 Rubel. Während die Gäste speisen, singen die Brautjungfern Lieder, welche auf das Fest und die anwesenden Gäste Bezug haben, und nach jedem Lied kommt eine von ihnen mit einem Teller zu dem Gast, der soeben besungen worden, und holt sich eine Gabe. Wenn die Mahlzeit zu Ende ist, wird für Braut und Bräutigam Thee aufgetragen, den sie, wenn eine solche vorhanden ist, in einer Nebenstube zu sich nehmen. Den Schluß der Feier des ersten Hochzeitstages bildet der Abschied der Braut von ihren künftigen Verwandten, wobei es an Thränen nicht fehlen darf, die endlich der Bräutigam durch Überreichen eines Geschenkes stillt.

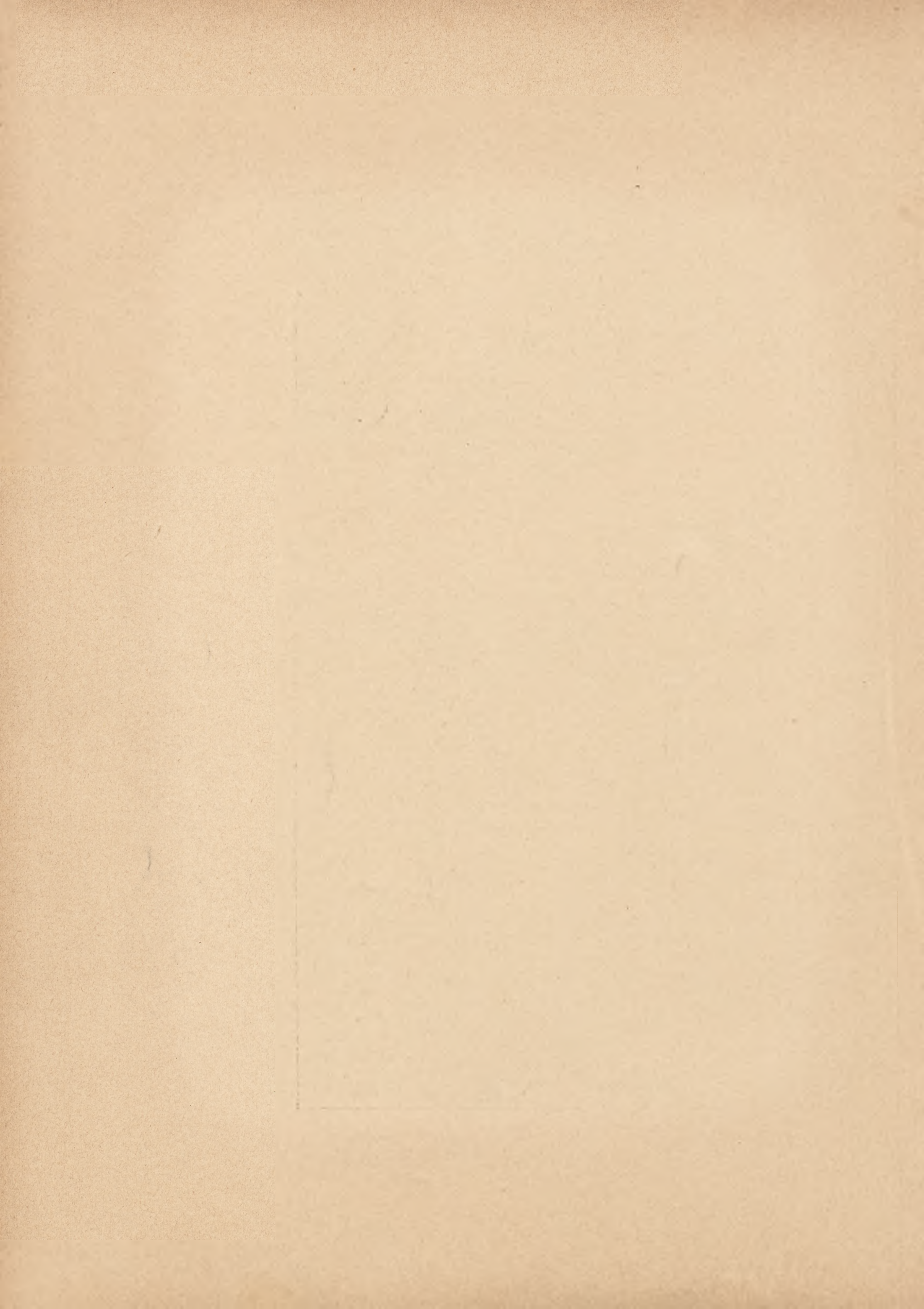
Nach einer solchen Vorfeier erscheint die Verwandtschaft am nächsten Morgen meist etwas angeheitert in der Kirche. Die Swacha ist auch zugegen. Ihr obliegt es, während der Pope die Brautleute um das Lesepult herumführt, unbemerkt einen hölzernen Löffel vor die Füße derselben zu legen. Wenn das Brautpaar diesen zertritt, so hat es sich gleichzeitig von allen Krankheiten und Übeln befreit. Nach vollzogener Ceremonie kehrt man ins Haus der Braut zurück, wo dem Brautpaar Wodka (Branntwein) gereicht wird. Dann setzen sich Braut und Bräutigam neben einander auf eine Bank, zwei Personen halten zwischen ihnen ein Tuch so, daß sie sich nicht sehen können, und hinter dieser improvisierten Wand flechten die Frauen der Braut die Haare und setzen ihr den Frauenkopfputz auf. Ist die Toilette beendet, wird ein Spiegel herbeigeholt, in den Braut und Bräutigam zu gleicher Zeit blicken müssen.

Nun werden die Wagen oder Schlitten bestiegen, und es geht, so schnell die Pferde laufen können, der neuen Heimat der Braut zu. Ist der Bräutigam in seinem Heimatdorfe eine beliebte Persönlichkeit, so empfängt man ihn bei seinem Einzug mit Pistolenschüssen, eine mit Fahnen geschmückte Triumphpforte ist errichtet, die Häuser sind mit Tannenzweigen verziert, und die jungen Burschen begleiten zu Pferde den Hochzeitszug (siehe Seite 97). Am Hausthor erwarten Vater und Mutter des Bräutigams mit Brot und Salz und den Heiligenbildern die Neuvermählten. Diese verneigen sich vor den Bildern, küssen die Eltern und erhalten ein Stück Tuch und einen Rubel als Geschenk, worauf die Eltern mit den Heiligenbildern dreimal um sie herum schreiten. In die Stube eingetreten, wird das Brautpaar von dem Taufpaten zum Tische geleitet, wo es sich niederläßt. Jeder der Anwesenden tritt heran, trinkt ein Glas auf das Wohl der Neuvermählten und küßt diese, worauf er auf einen vor ihnen stehenden Teller einige Geldstücke legt. Nach jedem Kuß, den sie von einem der Gäste empfangen, küssen die Brautleute sich selbst dreimal. Nach dieser Ceremonie werden sie in ein Nebenzimmer geführt, wo ein Mahl für sie bereitet ist, das sie allein verzehren, während die Gäste in der Wohnstube an dem Tisch, an dem das Brautpaar soeben gesessen, bewirtet werden. Nachher folgt eine mehrstündige Pause, welche die Gäste benutzen, frische Luft zu schöpfen oder ihren Rausch auszuschlafen. Wenn sie sich später, neu gestärkt, „zum Thee“ einfinden, nimmt auch das Brautpaar in ihrer Mitte Platz und spricht nun bereits ohne Scheu auch in Gegenwart Fremder den Speisen und Getränken wacker zu. Man nennt den Tisch, an dem diese Schlußbewirtung stattfindet, die Fürstentafel, weil der Bräutigam neben seinen Eltern sitzend wie ein Fürst den Vorsitz führt. Mit dem „Thee“ schließt die Reihe der Hochzeitsfestlichkeiten.





Totenfeier auf einem Friedhofe im Gouvernement Twer.





Überschwemmung im Wolgagebiet.



Der Hochzeit folgt meist am nächsten Morgen noch eine kleine lustige Nachfeier. Um die junge Frau auf die Probe zu stellen (pitát uma-rasuma) wird allerlei Kurzweil mit ihr getrieben. Man versperrt ihr den Weg; da nimmt sie den Kehrbesen und fegt den Weg von der Thür bis zum Tische rein. Die Verwandten werfen kleine Münzen auf die Erde, die sie aufhebt und einsteckt. Dann hindert man sie beim Holzholen; sie legt es neben die Thür auf die Bank. Der Swat wird für ihre Ungeschicklichkeit und jugendliche Unerfahrenheit verantwortlich gemacht und eine Strafe ihm zuerkannt, die sofort auf der Straße vollzogen wird. Eine Bank wird vor das Haus getragen, der Swat darauf gelegt und mit Ruten und Leibgürteln tüchtig durchgehauen. Endlich tritt der Bräutigam dazwischen und bittet um Gnade für den Schuldigen, den er mit einigen Gläsern Wodka loskauft. Die Gäste kehren in das Haus zurück, wo sie nochmals, aber diesmal ohne alle besonderen Ceremonien, bewirtet werden und sich dann verabschieden.



Vor einer Poststation.

In einigen Gegenden herrscht auch die Sitte, daß sich die Braut am Morgen vor dem Hochzeitstage in die Kirche begiebt, um dort einem Dankgebet (molébna) beizuwohnen oder, wenn sie Waise ist, eine Seelenmesse (panichida) für ihre Eltern lesen zu lassen. Nach der Messe wirft sich dann die Braut weinend dem Popen zu Füßen und fleht um seinen Segen, worauf sie sich auf den Friedhof, zu den Gräbern der Eltern begiebt. Eine Frau, gewöhnlich die Taufpatin, begleitet sie und stützt und tröstet die heftig weinende, obgleich diese einer Stütze nicht bedarf, denn sobald sie dem Herkommen genüge gethan und den Friedhof verläßt, ist die Braut sofort wieder munter und guter Dinge und eilt in der fröhlichsten Stimmung zu den Hochzeitsfeierlichkeiten.

So bietet das Leben auf dem Lande in mannigfaltigster Abwechslung eine fast ununterbrochene Reihe von Lustbarkeiten und Vergnügungen — aber es bietet deren auch leider nur zu viel. Die große Menge der Feiertage, während welcher alle Arbeit ruht, ist einer gedeihlichen Entwicklung der Landwirtschaft nicht förderlich. Über eine Woche dauernde Feste, wie die Butterwoche, haben ohnehin noch eine, kürzere oder längere Zeit andauernde, Unlust zur Arbeit im Gefolge, die sich nur zu oft dann einstellt, wenn der Feldbau am meisten rastlose Thätigkeit erfordert. In Rußland ist aber dieser Übelstand nicht so leicht zu beseitigen, wie er bei uns in katholischen Gegenden, in denen an Feiertagen auch kein Mangel war, in den letzten Jahrzehnten so ziemlich beseitigt worden ist. Das russische Volk hängt zäh an allem alten Herkommen, und ein Versuch, ihm seine Feiertage zu beschränken, würde auf den hartnäckigsten Widerstand stoßen und eine allgemeine Erregung zur Folge haben, an der er unbedingt scheitern müßte.

Das starre Festhalten am Alten dokumentiert kein Fest so deutlich wie die jährliche Totenfeier (trisna) auf dem Friedhofe, auch ein Überbleibsel aus heidnischer Vorzeit, das tausend Jahre Christentum nicht zu beseitigen vermochten. Zu Ehren der Vorfahren auf deren Gräbern zu essen und zu trinken — letzteres besonders ohne Maß — das ist eine Sitte, die mit unseren Anschauungen schwer vereinbar ist. Ein solches fröhliches Treiben, wie es während der trisna auf einem russischen Friedhof herrscht (siehe Seite 109), würde bei uns Vielen geradezu als Entweihung der heiligen Stätten erscheinen. In Rußland aber nimmt niemand Anstoß daran, wenn an diesem Tage die Ruhe des Friedhofes durch die Klänge einer Drehorgel gestört wird und man am Abend im feuchten Grase hingestreckt Leute erblickt, die nicht mehr im Stande sind, ohne Unterstützung nach Hause zu gehen.

Die Gewohnheit ist der Despot der Menschen, sagt Puschkin — und in Rußland ist sie es mehr als irgendwo in der ganzen Welt.



Burlaki auf der Wolga.





Die Wolga.

Wie der Deutsche vom Vater Rhein, so spricht der Russe vom „Mütterchen Wolga". Der Riesenstrom, der in gewaltigem Bogen das halbe Land durchzieht, ist dem Russen ein heiliger Strom, geheiligt durch tausenderlei Erinnerungen und durch zahllose Großthaten seiner Geschichte. Jahrhunderte lang waren die Geschicke Rußlands aufs engste mit ihm verknüpft, er sah das verzweifelte Ringen des Russentums mit den von Osten anstürmenden Barbarenhorden, sah den Sieg des erstern, und lange Zeit, bis zur Erwerbung der Seehäfen an der Ostsee, war im vielumstrittenen Wolgagebiet der Schwerpunkt des Reiches. An seinen Ufern sind die Russen auch zum ersten Mal als Kolonisatoren aufgetreten. Am Anfang des 13. Jahrhunderts wurde dort von ihnen Nischny-Nowgorod gegründet. Der Einfall der Tataren und die Herrschaft der goldenen Horde unterbrachen zwar bald darauf den Strom der Auswanderung nach den fruchtbaren Wolgagegenden, aber sowie Rußland wieder erstarkte, machte sich auch sofort der Drang, der den Russen unwiderstehlich nach Osten zog, wieder geltend. Unter Iwan III. wurde das Zarentum Kasan, das aus den Trümmern von Batus Reich entstanden war, tributpflichtig, und Iwan IV. unterwarf sich alles Land an der Wolga bis hinab nach Astrachan.

Man hat sich im Ausland gewöhnt, mit großer Geringschätzung von der Kulturarbeit Rußlands zu sprechen und dem Russen jede Befähigung als Kulturträger zu bestreiten. Rußland, so hört man häufig sagen, vermag zwar Länder zu unterwerfen und ihm Widerstand leistende Völker auszurotten, es hat aber nie vermocht, unkultivierte Länder der Kultur zu erschließen. Und doch liegen uns Länder gar nicht fern, welche deutlich zeigen, was der Russe in Arbeiten des Friedens zu leisten vermag: der früher unwirtliche, jetzt in ein rasch aufblühendes Land verwandelte Kaukasus und die weiten Landstrecken an der Wolga. Große Städte, die als Handelsplätze Weltruf genießen, sind an den Ufern der Wolga entstanden, an die Stelle gelichteter Urwälder und unfruchtbarer Steppen sind Niederlassungen getreten, in denen durch Ackerbau und Viehzucht wohlhabend gewordene slavische und deutsche Kolonisten leben, Eisenbahnen durchziehen das Land, große Dampfer, wie sie kein anderer europäischer Strom aufzuweisen hat, vermitteln den Verkehr auf dem hunderte von Meilen langen Wasserweg, und jedes Jahr, ja jeder Tag bringt neue Fortschritte, neue Verbesserungen, neue Errungenschaften. Bis ins 16. Jahrhundert war die Wolga thatsächlich ein asiatischer Fluß, und erst durch die russischen Kolonisten wurden die Grenzen Europas über die Wolga hinaus ausgedehnt, kaum hundert Jahre vor Peter dem Großen, unter dessen Regierung der Strom die erste europäische Flotte und das erste europäische Heer in den Kaspisee hinabtrug. Und alle diese Erfolge sind erzielt worden ohne Ausrottung der alten Bevölkerung des Landes: heute noch trifft man an den Ufern der Wolga die Niederlassungen der Mordwinen, der Tscheremissen, Tschuwaschen und Wotjäken, und der Tatar zieht als Hausierer von Ort zu Ort, ohne zu ahnen, daß seine Vorfahren einst hier geherrscht haben. Einzelne dieser Volksstämme sind heute auch in der Sprache völlig russifiziert, während andere, wie die Mordwinen, alle ihre nationalen Eigentümlichkeiten, einzelne sogar ihren Glauben, den Götzendienst der Schamanen, ungehindert beibehalten haben. Überall mengt sich an der Wolga das alte mit dem neuen, Kultur mit Unkultur, asiatische Bilder wechseln mit europäischen, und von Süd und Nord, von Ost und West strömen hier alle charakteristischen Typen des Riesenreiches zusammen, so daß man, wenn man die Wolga von ihren Quellen bis zur Mündung gesehen hat, getrost behaupten kann, man habe Rußland kennen gelernt. Trotz der Konkurrenz der Eisenbahnen ist die Wolga heute noch, und vielleicht mehr denn je, die Hauptpulsader alles Verkehrs in Rußland. Zwei Wasserwege führen von ihr nach dem Norden, zum Weißen Meer — drei nach dem Westen, zum Baltischen Meer — zwei nach Süden, zum Schwarzen Meer, und sie selbst verbindet das europäische Rußland durch den Kaspisee, in den sie mündet, mit dem fernen Osten Asiens. Das Volk hat die hohe Wichtigkeit der Wolga als Wasserstraße frühzeitig erkannt und wegen des lebhaften Handels, den sie ins Leben gerufen, und wegen ihrer fruchtbaren Ufergegenden, durch welche sie für Hunderttausende zur Ernährerin wird, sie durch denselben Ehrennahmen ausgezeichnet, den die altehrwürdige Hauptstadt Moskau trägt: Mütterchen Wolga.

Die gewaltige Größe der Wolga kann man erst dann richtig beurteilen, wenn man sie mit anderen europäischen Strömen vergleicht. In der Luftlinie ist ihre Mündung von den Quellen 225 geographische Meilen entfernt, ihre wirkliche Länge aber beträgt in Folge der vielen Windungen 3161½ Werst, während die Donau nur 2660, der Rhein 1225 Werst lang ist. (Eine Werst 1,0668 Kilometer gleich.) Noch größer wird jedoch der Unterschied, wenn man die Stromgebiete vergleicht: das Stromgebiet des Rheins umfaßt 4080 Quadrat-Meilen, das der Donau 14400, das der Wolga aber etwa 30000 Quadrat-Meilen, also ein Gebiet, das ungefähr so groß ist wie Deutschland, Österreich und Frankreich. Und dieser großen Ausdehnung entspricht auch der Wasserreichtum der Wolga. Unterhalb Nischny-Nowgorod ist sie bereits über eine Werst breit, unterhalb Dubowka, wo sie sich dem Don nähert, 7 bis 8 Werst, im Frühjahr aber, wenn der zerfließende Schnee all die tausende von Gewässern, die sich in die Wolga ergießen, aus ihren Ufern treibt, verwandeln sich die Länderstrecken an der Wolga in ein unübersehbares Meer. Von der Mündung der Sura bis Kasan bedeckt die Wolga im Frühling häufig bis 20 Werst, weiter unten, mit der Achtuba vereint, bildet sie eine Wasserfläche von 30 bis 50 Werst Breite und bei Astrachan verschwimmt die bis auf 200 Werst sich ausbreitende Wassermasse in der Ferne völlig mit dem Horizont.

Ein so gewaltiger Fluß mußte schon im frühesten Altertum für den Handelsverkehr in den Grenzgebieten Europas und Asiens von großer Wichtigkeit sein, trotzdem sind die Nachrichten über ihn, welche uns griechische und römische Schriftsteller vermittelt haben, sehr spärlich. Herodot weiß nur zu berichten, daß an der Wolga



Kathedrale in Jaroslawl.

die Tissageten wohnten; spätere Geographen lassen die Wolga durch das Land der Sarmaten und Skyten fließen. Über den Lauf der Wolga fehlten nähere Angaben, und noch Pomponius Mela und andere wissen nur zu berichten, daß östlich vom Schwarzen Meer ein großer Strom vorhanden. Später rückten Hunnen, Alanen, Bulgaren und Chasaren in die Wolgagebiete ein. Als die Slaven Rußlands zum ersten Mal in der Geschichte auftraten, wohnten südöstlich von ihnen die Chasaren, ein mächtiges, räuberisches Volk, in mehrere Stämme geteilt, die sich teils zur jüdischen, teils zur christlichen Religion bekannten und deren Fürsten von einem Oberfürsten (Chakan) abhingen, welcher in der Stadt Atel oder Balangiar an der Wolga residierte. Die Slaven sind, wie schon erwähnt, erst spät aus ihren Stammsitzen in der Mitte des Landes bis zur Wolga

vorgedrungen, aber nach der Bezwingung des Kasanschen Fürstentums muß die Russificierung an der Wolga rasche Fortschritte gemacht haben, da bereits wenige Jahrzehnte später von dorther der Anstoß zu einer nationalen Erhebung ausgehen konnte. Nischny-Nowgorod, die jüngste unter den russischen Städten, war es, in welcher der Fleischer Minin das Volk zum Befreiungskampfe gegen die Polen aufrief, und die Wolgagegenden lieferten die ersten Freiwilligen zu seinem und des Fürsten Posharski Befreiungsheer. Länger dauerte es jedenfalls, ehe Gesetz und Ordnung in Neurußland zur vollen Geltung gelangten. Neben den russischen Kolonisten in den Städten und der meist nomadisierenden eingeborenen Landbevölkerung war massenhaft Gesindel aller Art vorhanden, das von Raub und Plünderung lebte und sich wiederholt in für Rußland verderblicher Weise bemerkbar gemacht hat — so bei den Aufständen des Stenko Rasin und des Jemeljan Pugatschew.

Die Zeiten solcher Unsicherheit sind nun längst vorbei, und heute kann man die Wolga entlang ebenso sicher reisen wie irgendwo im Herzen Deutschlands. Überall herrscht reger Verkehr. Schon wenige Werst von ihrem Ursprung wird die Wolga für kleinere Schiffe fahrbar, und von da ab schwillt sie durch zahlreiche Zuflüsse so an, daß sie von Twer abwärts bereits jene großen Dampfer zu tragen vermag, welche durch Bau und Einrichtung vielfach an die Mississippidampfer erinnern. Dem breiten, in majestätischer Ruhe dahingleitenden Strom sieht man es nicht an, wie unscheinbar sein Ursprung ist. Sieben kleine Quellen kommen aus den Sümpfen im Südwesten des Waldai-Gebirges hervor und vereinigen sich zu einem Bächlein, das bald wieder in einem See verschwindet. Die Sümpfe, aus denen die Wolga entspringt, sind offenbar Überreste eines großen Sees, der in grauer Vorzeit die ganze Umgegend bedeckte. Mehrere derselben sind nur mit einer dünnen Schicht Moos und Wasserpflanzen bedeckt, unter der sich Wasser befindet, dessen Tiefe noch nicht ergründet wurde. Nachdem die Wolga die Sumpfgegend verlassen, fließt sie noch durch mehrere Seen, deren letzten, den Wolgo-See, sie nach ihrer Vereinigung mit der wasserreichen Shukopa bereits als breiter Fluß verläßt.

Hier befindet sich, etwa zwei Werst von dem Dorfe Chotoschichin (Gouvernement Twer) entfernt, ein großartiges Wasserwerk, welches verdiente, daß ihm mehr Beachtung zu teil würde, als es bisher gefunden hat. Ist es doch sogar in Rußland nur wenig bekannt!

Wenn wir durch die sumpfigen Schluchten emporsteigen, wird die tiefe Grabesstille, die uns umgiebt, plötzlich von einem dumpfen Brausen unterbrochen, welches sich, indem wir weiter schreiten, allmählich zu einem donnerartigen Getöse steigert. Aus dem Walde heraustretend, erblicken wir vor uns eine breite Wassermasse. Eine Pappelallee zieht sich am Ufer hin, und hinter grünen Gebüschen blinkt uns ein freundliches Häuschen entgegen, ein willkommener Anblick in dieser Einöde. Hier wohnt der Aufseher, dessen Obhut die großen Schleusen anvertraut sind. Er geleitet uns gern zu dem Wasserwerk und erläutert uns dasselbe. Etwa 4 Millionen Kubikfuß Wasser werden hier in einem großen Reservoir angesammelt. Gewaltige Wälle und Dämme, durch eingerammte, mit Steinen belastete Baumstämme gegen den Wasseranprall geschützt, sind hier aufgeführt worden, hoch in den Bergen, fern von allem Verkehr, in einer öden Gegend, in der im Winter nur das Geheul der Wölfe die Stille unterbricht. Eine starke Holzbrücke, von mächtigen Pfeilern getragen, verbindet die beiden Ufer bei der Schleusenöffnung und trägt das Räderwerk, welches die fünf Durchlässe öffnet, durch welche die Fluten in das hier an beiden Ufern bedeutend erhöhte Wolgabett sich stürzen. Bei normalem Wasserstand lassen die Schleusen so viel Wasser durch, daß die Schiffbarkeit der Wolga bis zur Einmündung der Maloga, also auf einer Strecke von etwa 500 Werst, erhalten bleibt. Ihre hohe Wichtigkeit für die Schiffahrt zeigt sich erst bei anhaltender Dürre, denn der Einfluß des Öffnens der Schleusen ist so bedeutend, daß nach demselben noch auf etwa 400 Werst Entfernung in Uglitsch ein Steigen des Wasserstandes bemerkbar ist, und 63 Tage lang bis zur Maloga der normale Wasserstand erhalten werden kann.

Von nun an wächst die Wolga rasch. Nachdem sie sich mit ihrem ersten bedeutenden Nebenfluß, der Wasusa vereinigt, ändert sie ihren Lauf und fließt anstatt nach Südosten 165 Werst weit nach Nordosten. Sie hat nun bereits eine ansehnliche Breite und wird auch schon von größeren Schiffen befahren, so daß die Städte Rshew und Subzow, an denen sie vorbeifließt, unter den Handelsstädten an der Wolga eine beachtenswerte Stellung einnehmen.

Die ganze Physiognomie des Flusses ist verändert. Fischerboote, Flöße und schwerbeladene Segelschiffe durchziehen seine Wellen, und reges, geschäftiges Treiben herrscht an den vielen Landungsplätzen. Bald lernen

wir auch ein seltsames Völkchen kennen, das so viel interessante Eigenart entwickelt, daß es verdiente, einen Historiographen zu finden, der in ausführlicher Monographie seine Sitten und all die verschiedenen Einrichtungen des — sit venia verbo — Staates, den es bildet, uns schilderte. Es sind fahrende Leute, aus allen Teilen Rußlands zusammengeströmtes Volk, Zigeuner auf der Wolga — und man faßt sie zusammen unter dem Gesammtnamen Burlaki (siehe Seite 173).

Das Volk nennt Burlaki „die Herumirrenden von da unten", wenn sie Schiffsdienste auf der Wolga von Astrachan bis Nischny-Nowgorod nehmen, und „die Herumirrenden von da oben", wenn sie Matrosenarbeit zwischen Nischny-Nowgorod und Rybinsk und weiter hinauf auf den Schleusenkanälen zwischen Rybinsk und Sankt Petersburg verrichten. Es ist ein interessantes Völkchen, das noch seines Geschichtschreibers harrt. Von den Zigeunern durch seine Betriebsamkeit und von den Lazzaronis durch seine Rechtlichkeit unterschieden, gleicht es doch beiden durch Armut und Bedürfnislosigkeit. Was jedoch die Burlaki vor allem fahrenden Volk wesentlich auszeichnet, ist die patriarchalische Rechtspflege, welche sie unter sich ohne Zuziehung studierter Richter üben. In Rußland ist die Familie der Mikrokosmos des Staates. Deshalb ist die väterliche Macht die Basis für allen Rechtszustand. Der Russe muß überhaupt einen Herrn haben; hat er keinen, dann sucht er sich einen. So war es seit Jahrhunderten in dem waldreichen Norden und in dem kornreichen Süden, und so wird es trotz aller Umwälzungen bleiben. Diesem Grundsatz huldigend, haben die besitz- und heimatlosen Burlaki einen Leiter gewählt, den sie Bätjuschka (Väterchen) nennen. Er ist Vorstand des Genossenschaftsbundes, des Artél, und hat als solcher nicht nur über die strenge Befolgung der Zunftgebräuche, sondern auch über die Abschlüsse der Artél-Kontrakte zwischen den Schiffern und dem Rheder zu wachen und jede Übervorteilung der ersteren zu verhüten. Dieser Leiter, nur den Burlaki und den Schiffseigentümern bekannt, ist gewissermaßen unfehlbarer und absoluter Beherrscher seiner Untertanen, weil seine Entschlüsse niemand kontroliert und jeder seiner Untergebenen dieselben widerstandslos befolgt. Er hat als echter Burlak keinen festen Wohnort, ist überall und nirgends, aber stets bei der Hand, drohende Konflikte zwischen den Schiffern und den in Zarizyn, Saratow, Samara, Simbirsk und Nischny-Nowgorod stationierten Agenten der Astrachaner Rheder zu beseitigen. Er ernennt für jede Barke einen Aufseher, auf den als erste und letzte Instanz ein Teil seiner Macht übergeht. Dieser Aufseher waltet seines Amtes nur während einer Fahrt und wird niemals zweimal hinter einander dazu ausersehen. Er heißt Pristawnjik (Beistand) und hat dem auf zehn Jahre gewählten Bätjuschka strenge Rechenschaft über seine kurze Amtsführung abzulegen. Der Pristawnjik unterscheidet sich durch gar nichts von seinen Schutzbefohlenen, bezieht auch keinen höhern Sold, genießt aber das volle Vertrauen der Hafenagenten, welche ihm Speise und Trank für die Schiffsmannschaft liefern, die er von dem Solde in Abrechnung bringt. Wenn beim Schlichten der Zwistigkeiten sein begütigendes Zureden nichts hilft, greift er zum Kantschu, der unter allen Umständen den Frieden herbeiführt. Rache nach vollzogener Züchtigung kommt selten vor, dazu ist der Russe zu gutmütig und friedliebend; diese ungeschriebenen, nur durch Tradition überlieferten Gesetze gelten auf der ganzen großen gemeinsamen Wasserstraße, auf der in einer Ausdehnung von vierhundert Meilen schiffbaren Wolga. Und dabei wird ihre Befolgung nicht etwa mit Gold aufgewogen. Für das Stromaufwärtsschaffen einer schwerbeladenen Barke, welches zwölf bis sechzehn Wochen schwerer Arbeit erfordert, bekommt der Burlak vierzig Rubel. Das ergiebt zwei Rubel fünfzig Kopeken Wochenlohn, eine Summe, bei welcher jeder andere Mensch bei dem sprichwörtlich gewordenen Burlakenappetit verhungern müßte. Der Burlak weiß aber der Teuerung in den Uferstädten der Wolga dadurch ein Schnippchen zu schlagen, daß er den knurrenden Magen mit dem Nebenverdienst tröstet. Dieser Nebenverdienst ist der Fischfang, dem der Burlak in jeder freien Stunde und Dank der fischreichen Wolga nicht resultatlos obliegt. Der Fischfang und das Ausschlafen des Rausches auf den Planken der Barke ist des Burlaken einziges Privatvergnügen. Abweichend von den anderen „Herumirrenden", die auf dem festen Lande mit Heiligenbildern hausieren und als Schwindler berüchtigt sind, ist der auf der Wolga „Herumirrende" eine arme, aber ehrliche Haut.

Die Barke, welche der Burlak zu steuern und bei Windstille auch zu rudern hat, verhält sich zu den zierlichen, in England und Belgien verfertigten, dann wieder zerlegten und sorgfältig eingepackt nach der Wolga gebrachten Dampfbooten wie eine Schildkröte zum Eichhörnchen; in ihrer Bauart sind seit Jahrhunderten keine Verbesserungen vorgenommen worden, aber sie genügt vollständig den an sie gestellten

Forderungen ihres Eigentümers und ist außerdem eine Zeitlang das Heim anspruchsloser und deshalb zufriedener Menschen, die bei der schweren Arbeit ebenso wie in müßigen Stunden ihrer Lebensfreude durch weithin schallenden Gesang Ausdruck geben und deshalb in den Hafenorten von alt und jung gern gesehen werden.

Die einfache Kleidung macht ebensowenig wie die frugale Kost große Ansprüche an den Geldbeutel des Burlaken; desto mehr kostet ihn aber die Befriedigung seines Durstes. Zum Glück giebt es auf dem Schiffe keine Spirituosen, und bei dem seltenen Anlegen des Schiffes kann sich der Burlak auch nur selten betrinken, unterläßt es aber niemals, wenn ihm die Gelegenheit dazu geboten wird. Leider ist von dieser Unmäßigkeit auch der Pristawnjik nicht frei, was jedoch durchaus nicht seinem Ansehen schadet. Wenn der Deutsche oder Franzose seinen Vorgesetzten in trunkenem Zustande fände, würden alle Bande der Disciplin gelöst sein; der Russe dagegen legt ihn zu Bett und gehorcht ihm morgen, wenn er den Rausch ausgeschlafen hat, mit derselben Treue wie zuvor.



Auf einem Wolgadampfer.

Eine weitere gute Eigenschaft des Burlak, der nicht wenig darauf stolz ist, daß er eines Tages zum Pristawnjik, ja selbst zum Bätjuschka gewählt werden kann, besteht darin, daß er seine alten und verkrüppelten Kameraden auf eigenthümliche Weise unterstützt. Die zur Arbeit untauglich gewordenen Burlaki lassen sich in den Hafenorten nieder und errichten, vom Artel unterstützt, Trank- und Speisewirtschaften, in denen wieder nur Burlaki verkehren. In diesen Genossenschaftsherbergen werden auch die Kranken untergebracht.

Diese hellen und dunklen Charakterseiten hat aber nur der leichtlebige, aus Kleinrußland stammende Burlak aufzuweisen, der von Astrachan oder Zarizyn bis Nischny-Nowgorod fährt, denn der Ruderknecht, welcher die Wolgaschiffe von Nischny-Nowgorod bis Rybinsk schafft, ist großrussischer Abkunft und mit wenigen Ausnahmen ein starrer und verbissener Sektierer.

Diese Eiferer, welche jede Lebensfreude in den Höllenpfuhl verwünschen, stammen aus Sopelki, einem zwischen Kostromá und Jaroslawl am rechten Wolgaufer liegenden Dorfe. Nach den Satzungen des Gründers ihrer Sekte, eines Deserteurs Namens Ephim, müssen sie auf ihren Fahrten stets darauf bedacht sein, die



Eisgang auf der Wolga.



asketischen Lehren der Stránjiky zu verbreiten. Sie leben sehr mäßig im Sinne der Vegetarianer und sind wie diese allen geistigen Getränken abhold. Die kümmerliche Nahrung bei schwerer Arbeit und das stundenlange Beten macht sie mürrisch und menschenscheu. Deshalb zieht sich das Volk von ihrem Umgang scheu zurück. Die Aufrechthaltung des Artél gegen die Übervorteilung von Seite der Schiffsherren, sowie die Wahl des Schiffsführers findet in derselben Weise wie bei ihren kleinrussischen Berufsgenossen statt. Nur die Wahl des Bátjuschka unterbleibt, weil sie als Bezpopówzi kein sichtbares Oberhaupt ihrer Gemeinde dulden.

Nun bleibt uns noch die Schilderung der dritten Burlakikategorie übrig. In Rybinsk wird die Schiffsfracht auf kleinere Fahrzeuge verladen, um die Schleusenkanäle passieren zu können, welche Rybinsk durch die Maloga und den Ladoga-See und durch die Scheksna und den Bjelo-Osero mit Sankt Petersburg verbinden. Hier übernimmt die dritte Gattung von Burlaki die Schiffsführung. Dieselben sind finnischer Abkunft und kommen vom Onega-See. Wie die Mongolen Südrußlands, sind auch die Finnen Großrußlands zum großen Teil slavisiert und unterscheiden sich nur selten durch Sprache und Sitten, wohl aber durch ihren minder kräftigen Körperbau von ihren reinrussischen Nachbaren. Das genossenschaftliche Zusammenwirken scheint den finnischen Burlaki nicht zu behagen, denn sie schließen ihre Schiffskontrakte ohne die Einrichtung des Artél persönlich ab und unterordnen sich einem vom Schiffsherrn aufgestellten, meistentheils russischen Schiffskommandanten. Sie sind thätig und nüchtern und kehren mit ihren Ersparnissen im Herbst in die Heimat zurück, um wie echte Zugvögel im Frühjahr an den Ufern der Wolga wieder zu erscheinen.

Die Tage der Burlaki sind aber leider auch schon gezählt. Ein mächtiger Konkurrent ist ihnen in der Neuzeit entstanden, gegen den sie nicht aufzukommen vermögen, und nicht lange wird's dauern, so werden sie durch ihn gänzlich von der Wolga verdrängt sein. Die Warenbeförderung durch Segelschiffe, welche Wochen lang unterwegs sind, ist mit der Schnelligkeit des Verkehrs, die unsere Zeit verlangt, unvereinbar. Von Jahr zu Jahr nimmt die Dampfschiffahrt auf der Wolga größere Dimensionen an, drückt die Frachtpreise herab und erschwert den armen Burlaki die Existenz. Hunderte von Dampfern verkehren zwischen Twer und Astrachan, und unter diesen befinden sich Kolosse, wie man sie sonst nur auf den großen Strömen Nordamerikas findet. Man nennt sie auch amerikanische Dampfer, weil sie nach amerikanischen Mustern gebaut sind. Diese schwimmenden dreistöckigen Häuser sind in erster Reihe zur Frachtenbeförderung bestimmt, doch nehmen sie auch Passagiere auf, und der Comfort, den sie den Reisenden bieten, sichert ihnen einen Vorzug vor den anderen Dampfern, trotzdem sie an Schnelligkeit von den kleineren weit übertroffen werden, bei denen namentlich der lange Aufenthalt auf den Landungsplätzen, wo Waren ab- und eingeladen werden, entfällt. Heute verkehren auf der Wolga fünf solcher Riesendampfer: Niagara, Kolorado, Missouri, Benardaki und Mississippi, die in Bau und Einrichtung nur wenig von einander unterschieden sind (siehe Seite 185).

Das untere Verdeck eines solchen Dampfers dient noch als Warenraum. Da sind Ballen, Kisten, Säcke und Fässer aufgetürmt, Pferde, Ochsen und Schafe untergebracht, und zwischen den Waren und den Tieren lagern die Passagiere der vierten Klasse auf den mitgebrachten Decken und Pölstern, umgeben von ihrem Gepäck. Der Aufenthalt in diesem Raum ist nichts weniger als angenehm. Der nahe Dampfkessel erwärmt die Luft und die verschiedenartigsten Gerüche verpesten dieselbe: mit der Stallausdünstung vermischt sich Teergeruch, und von der Küche her kommen der Geruch verbrannter Butter und sonstige Düfte. Tag und Nacht ist hier keine Ruhe. Im besten Schlafe stört hier die Passagiere der helle Klang der Schiffsglocke, Brennholz wird auf das Schiff gebracht und mit Gepolter abgeladen, und mehr als einmal muß oft in einer Nacht Platz gemacht werden, um Raum für neue Ankömmlinge zu gewinnen. Die Reisenden dieser Klasse rührt aber dies alles nicht. Sie wissen sich inmitten des Wirrwarrs auf Deck behaglich einzurichten, kochen zwischen den Ballen Thee, essen und trinken, unterhalten sich durch Spiel und Gesang, und strecken sich dann unbekümmert um den Lärm zum Schlafe nieder. Jeder lebt hier nach seinen heimatlichen Gewohnheiten, und niemand legt ihm ein Hindernis in den Weg.

Von diesem, durch die vielen Nationaltrachten stark orientalisch gefärbten Raum führt eine bequeme breite Treppe zum zweiten Verdeck empor. Asien liegt hinter uns, europäischer Comfort und geschmackvolle Eleganz umgeben uns. Wir treten in einen abends durch Lampen und Lustres freundlich erhellten Saal mit Spiegeln an den Wänden, ein reich besetztes Buffet winkt uns, für Musikfreunde ist ein Piano vorhanden

und wer Verlangen nach Lektüre fühlt, der findet eine Bibliothek und ein Lesezimmer mit den neuesten Zeitungen. Aus dem großen Saal führt eine Glasthür auf den Balkon, der um das Schiff rund herum läuft. Da stehen Tische, Bänke und Stühle, und man kann auf dem Balkon, während man die Uferlandschaften an sich vorüberziehen läßt, sich sein Diner servieren lassen, bei dem gewiß Sterletsuppe, eine der Hauptdelikatessen des Wolgalandes, nicht fehlen wird. Gute Küche, sorgfältige Bedienung und Reinlichkeit sind Eigenschaften dieser Dampfer, die um so mehr zu schätzen sind, je seltener man alle drei vereint findet, je weiter man nach Osten vordringt. Die Reisenden, die meist mehrere Tage beisammen bleiben, werden bald bekannt, und so fehlt es während der Fahrt nie an Unterhaltung, auch wenn Regenwetter die Reisegesellschaft in den Salon bannt und der Aufenthalt auf dem Balkon unmöglich wird.

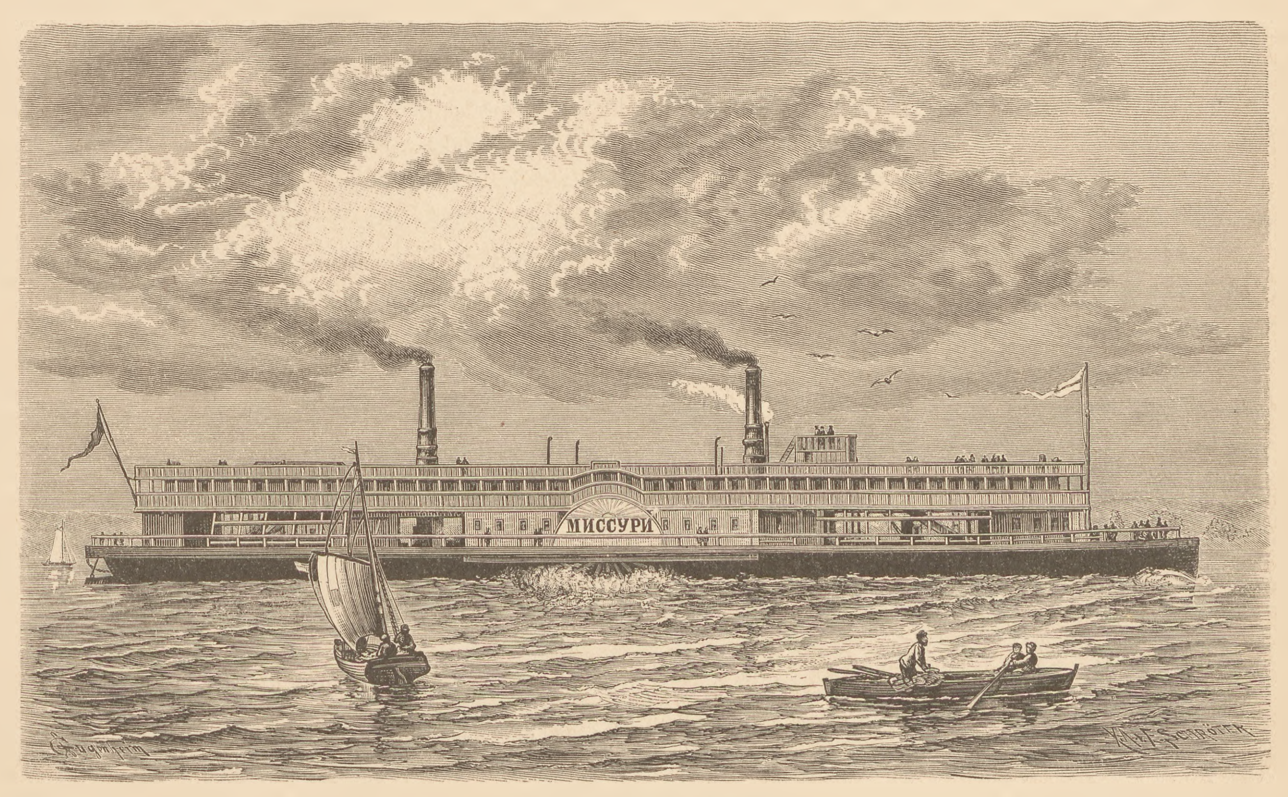
Die Wolga sorgt übrigens dafür, daß es auch an solchen Tagen dem Reisenden nicht an Gelegenheit zur Zerstreuung fehle. So groß und wasserreich der Strom ist, so stellen sich doch der Fahrt auf demselben sehr viele Hindernisse entgegen. Die Wolga führt viel Sand, der sich an seichteren Stellen des Flußbettes lagert und dort oft große Sandbänke bildet. Solche Untiefen (perekáty) sind für die Schiffahrt um so gefährlicher, als sie häufig wechseln, bald höher, bald niedriger sind. Sobald sich daher ein Schiff mit bedeutendem Tiefgang einer jener Stellen nähert, die als Untiefen bekannt sind, beginnt die Maschine langsamer zu arbeiten, ein Matrose mißt unablässig am Vorderteil des Schiffes mit dem Senkblei die Wassertiefe und verkündet laut die Resultate der jeweiligen Messung. Langsam gleitet das Schiff über die gefährliche Stelle hinweg, und erst wenn dieselbe glücklich passiert ist, setzt das Schiff mit vollem Dampf seine Fahrt fort. Trotz aller Vorsicht bleiben aber die größeren Schiffe doch häufig im Sande stecken, und dann vergehen oft mehrere Stunden, bevor das Schiff wieder flott wird. Andere Schiffe kommen herangefahren und halten vorsichtig an, wie sie das festgefahrene erblicken, da sie aber hören, daß es bei einem Wasserstande von 6 Fuß auf den Sand geriet, setzen sie ihre Fahrt ruhig fort, da 6 Fuß für ihren Tiefgang noch vollkommen genügend sind und sie deshalb hoffen, über die Untiefe anstandslos hinwegzukommen. Einige Minuten später sitzen auch sie fest. Um das Hindernis, welches das festgefahrene Schiff bildet, hat sich auf dem Strombette inzwischen ringsum ein Sandhügel gebildet, die ganze Sandbank ist gewachsen und die Tiefe jetzt schon eine viel geringere. In solchem Falle kann es vorkommen, daß vier bis fünf Schiffe nahe bei einander im Sande feststecken und sich Stunden lang vergeblich bemühen, wieder frei zu werden. Wenn sie in vier Stunden frei werden, können sie von Glück sagen; häufig dauert die Gefangenschaft bis zwölf Stunden und darüber.

Solche Untiefen sind auf der Wolga zahlreich vorhanden, am zahlreichsten auf der Strecke zwischen Twer und Rybinsk. Sie sind eine Folge des geringen Gefälles der Wolga, welches von ihren Quellen bis zur Mündung nur wenig über 24 Meter beträgt, und des vielen Sandes, den sie mit sich führt. Im Frühjahr, während des Eisgangs, reißt der Strom oft große Felsstücke mit sich fort, lagert sie irgendwo am Ufer ab, Sand häuft sich um dieselben an, und nach wenigen Tagen ragt vom Ufer eine Sandbank in den Strom hinein. Vielleicht entstand am gegenüberliegenden Ufer eine ähnliche Sandbank, beide nähern sich mit der Zeit, und die Ufersandbänke (pobótschnja genannt) vereinigen sich zu einem die Wasserstraße sperrenden Damm, dem perekat. An einer andern Stelle bildete sich eine Sandbank mitten im Flusse, sie wächst von Tag zu Tag, erhebt sich über den Wasserspiegel, und im nächsten Frühjahr befindet sich eine stellenweise schon mit Gras bedeckte Insel an der Stelle, über welche vor zwölf Monaten noch die größten Dampfer ohne Anstoß hinwegfuhren. Die Wolga ist deshalb so reich an Inseln wie kein anderer europäischer Fluß. Auf der Strecke von Twer bis Nischny-Nowgorod sind bereits gegen 40 vorhanden, doch sie sind noch unbedeutend; unterhalb Kasan aber trifft man sie zu hunderten, und darunter einzelne von bedeutender Größe, wie den Sarpinsky ostrow unterhalb Zarizyn, auf dem sich Niederlassungen und Felder befinden. Durch die Anschwemmungen wird oft der ganze Lauf des Flusses geändert. Der Treibsand versperrt einen Arm des Flusses, und es entstehen langgestreckte Buchten, Lagunen (mórtze) und kleine Seen. Die Schiffahrt würde, wenigstens im obern Lauf der Wolga, den größten Teil des Jahres hindurch für größere Schiffe gesperrt sein, wenn durch das oben erwähnte große Wasserreservoir nicht für eine Regulierung des Wasserstandes gesorgt wäre.

Besonders gefährlich werden die Untiefen des Stromes zur Zeit der Überschwemmungen. Die Dampfer verlassen dann häufig das Flußbett und fahren über das überschwemmte Land hin, wo die Fahrt trotz der

unter dem Wasserspiegel verborgenen Baumstämme und Gebüsche doch minder gefährlich und ein Auffahren auf Sandbänke weniger zu erwarten ist, doch ist ein solches Abweichen von der gewöhnlichen Bahn nur bei Tage gestattet, um Kollisionen mit unter Wasser stehenden Häusern zu vermeiden. Zuweilen kommt der Dampfer in die Lage, anhalten zu müssen, um Überschwemmten, die sich auf die Dächer ihrer Häuser geflüchtet haben und von dort den in einer Entfernung von nur wenigen Schritten vorüberfahrenden Dampfer anrufen, ein Boot zu Hilfe zu senden.

Unübersehbar dehnt sich nach allen Seiten die Wassermasse aus, bedeckt mit treibendem Holz, fortgeschwemmtem Hausgerät und gestrandetem Schiffsgut. Selbst steuerlose Barken, von der Bemannung verlassen, vervollständigen das Bild der kämpfenden Elemente, das bei strömendem Regen und heulendem Sturm an die Schreckenstage der Urzeit erinnert. Mit der größten Vorsicht verfolgt der Dampfer seinen Weg. Der Kapitän, dessen Standpunkt auf dem obersten Verdeck ist, verläßt dieses den ganzen Tag nicht, denn wenn schon der reguläre



Der Wolgadampfer Missouri.

Lauf der Wolga durch die wechselnden Untiefen den erfahrensten Steuermann täuschen kann, so befindet man sich hier in völlig unbekanntem Fahrwasser.

Das dritte Stockwerk des Dampfers darf während der Fahrt keiner der Passagiere betreten. Nur wenn der Dampfer für längere Zeit bei Sonnenuntergang anhält, um Waren abzuladen oder neue Holzvorräte an Bord zu schaffen, wird den Tataren, die sich etwa in der vierten Klasse befinden, gestattet, heraufzukommen und hier ihre Andacht zu verrichten. Sie breiten dann irgend einen alten, zerfetzten Teppich auf dem Boden aus, knieen nieder und murmeln ihre Gebete, indem sie, die Hände gegen die Ohren gepreßt, sich gegen das untergehende Tagesgestirn verneigen.

Die anderen Passagiere benutzen den langen Aufenthalt an den Landungsplätzen gewöhnlich zu einem Spaziergang am Strande oder zu einem Gang in die Stadt, oder sehen den Arbeitern zu. Riesige Holzstöße liegen am Ufer bereit und werden von den Arbeitern, die das Schiff mit sich führt, an Bord gebracht Sämtliche Dampfer auf der Wolga werden mit Holz geheizt, zum großen Nachteil der Uferlandschaften, in

denen die Wälder immer mehr ausgerodet werden. In keinem Lande Europas wird mit dem Waldreichtum so verschwenderisch umgegangen wie in Rußland, in keinem haben aber auch Dampfschiffahrt und Eisenbahnen, anstatt als Kulturbeförderer zu wirken, solche Verwüstungen in den Waldungen angerichtet. Weisen doch die russischen Waldbestände in den letzten Jahrzehnten eine Verminderung um fast 60 Millionen Dessjatinen (russisches Flächenmaß) nach! Nicht bloß bei der Wolga, sondern fast bei allen Flüssen machen sich die verderblichen Wirkungen der Waldabholzung durch zunehmende Versandung bemerkbar, zu der sich dann noch die schroffen Witterungsextreme gesellen, welche sich bald in anhaltender Dürre, bald in verheerenden Überschwemmungen äußern und entweder Mißernten bewirken oder in wenigen Stunden die Früchte jahrelanger Arbeit zerstören. Durch Zahlen ist die Thatsache konstatiert worden, daß in zwölf Jahren seit Eröffnung der Eisenbahn Moskau-Jaroslaw die Wälder im Gouvernement Moskau vollständig devastiert wurden, so daß heute bereits fühlbarer Mangel an Brennmaterial herrscht. Interessante Mitteilungen über die Abnahme der Wälder brachte im Jahre 1880 der „Golos", der nachwies, daß der Holzbestand im Innern des Reiches dem regulären Bedarf nicht mehr genüge. In zehn Gouvernements — Twer, Jaroslaw, Wladjimir, Moskau, Kaluga, Tula, Rjäsan, Smolensk, Tambow und Orel — seien nur noch 12 798 000 Dessjatinen Wald vorhanden, was, da die Bevölkerung dieser Distrikte über 14 Millionen beträgt, nur etwa 0,8 Dessjatine für jeden Einwohner ergebe, während man doch pro Kopf der Bevölkerung 2 Dessjatinen rechnen müsse — dort, wo Fabriken, Eisenbahnen und Dampfschiffe als Konsumenten hinzukommen oder die kältere Temperatur mehr Feuerungsmaterial nötig mache, noch viel mehr. Der „Golos" berechnete, daß der Waldreichtum des Gouvernements Jaroslaw in den acht Jahrzehnten dieses Jahrhunderts sich um 59 Prozent vermindert habe. Im Jahre 1861 war das mit Wald bestandene Land von 1 646 000 Dessjatinen schon auf 800 000 gesunken, und die folgenden Jahre brachten neue bedeutende Verminderungen des Holzstandes, der 1867 nur noch 700 000 Dessjatinen betrug und bis zum Jahre 1880 sich um weitere 100 000 verminderte.

Der weitaus größere Teil der Waldungen ist Staatseigentum oder — wie man in Rußland sagt — „Kronsgut", namentlich in den nördlichen Gouvernements. Im Gouvernement Olonetz z. B. sind 86 Prozent alles Waldbodens Eigentum der Regierung. Seit den letzten zwanzig Jahren hat man angefangen, die Staatsforsten einer rationellen Bewirtschaftung zu unterziehen, und dieselbe ist heute bereits auf etwa 11 Millionen Dessjatinen ausgedehnt, gegenüber den 113 Millionen Dessjatinen, welche der Krone gehören, allerdings noch eine sehr kleine Zahl, aber immerhin schon ein Anfang. Jedes Gouvernement hat seine Forstverwaltung, an deren Spitze ein Oberforstmeister steht, und ein Heer von 27 119 Forstbeamten wacht über den Schutz der Staatsforsten. In den Waldungen jedoch, die sich in Privatbesitz befinden, ist von einer rationellen Forstwirtschaft so gut wie nichts zu merken, riesige Waldstrecken werden alljährlich zum Abholzen verkauft, und an eine Aufholzung des niedergeschlagenen Waldes denkt niemand. Eine Waldbauverordnung soll zwar demnächst zu erwarten sein, bis heute aber existiert keine, und der einzige Schutz gegen Waldverwüstung sind die lokalen Verordnungen, zu denen sich einige Semstwos (Landämter) durch die Holznot gezwungen, aufgerafft haben, und durch welche bestimmt wird, wie viel Waldboden jeder Grundbesitzer in Kultur zu erhalten verpflichtet ist.

Die Mißwirtschaft der Besitzer von Privatwaldungen und der Mangel einer rationellen Waldwirtschaft würden aber nicht imstande sein, in einem Lande, welches heute noch das waldreichste Europas ist, solche Kalamitäten hervorzubringen, wie sie bereits in zahlreichen Gegenden herrschen, wenn nicht noch andere Übelstände hinzukämen. Hat doch noch im Jahre 1872/73 die Kommission für Erforschung der Lage der Landwirtschaft das Waldareal des europäischen Rußland (abgesehen von dem gleichfalls waldreichen Polen) auf 142 300 000 Dessjatinen berechnet. Und solche Übelstände sind in der Chat auch recht zahlreich vorhanden. Keiner der geringsten unter ihnen ist der unausrottbare Waldfrevel. Wenn man liest, daß in den Staatsforsten trotz des großen Beamtenheeres jährlich 62 114 Fälle von Waldfrevel vorkamen, so kann man sich annähernd eine Vorstellung davon machen, wie es in den Privatwaldungen zugeht, die nicht über ein so großes Forstpersonal verfügen und überdies fast ausschließlich darauf angewiesen sind, zu Waldhütern Bauern zu bestellen, die ihresgleichen gegenüber stets gern ein Auge, wenn nicht beide zudrücken. Der russische Bauer kann sich nun einmal nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Wald nicht für jedermann da sei,

sondern seine Ausnutzung einem Einzigen zustehe. Er sieht nichts Unrechtes darin, wenn er seinen Holzbedarf aus dem Walde des Gutsherrn deckt, der in seinen Augen doch nur der Usurpator des allen gemeinsam gehörenden Waldes ist, und blutige Zusammenstöße zwischen Holz stehlenden Bauern und Waldhütern gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten. Der Gutsbesitzer steht dem allgemeinen Angriff auf sein Eigentum ziemlich wehrlos gegenüber. Der Waldfrevler kann sicher sein, daß seine ganze Gemeinde alles thun wird was in ihren Kräften steht, um ihn der Bestrafung zu entziehen, das Gerichtsverfahren ist mit so vielen Umständen verbunden und die Beurteilung der Vergehen seitens der Richter eine so milde, daß die Geschädigten meistens auf eine Verfolgung des Schuldigen verzichten. Kommt es aber zu einer Verurteilung, so sitzt der Verurteilte die wenigen Tage Gefängnis, die ihm zuerkannt wurden, ab und — ist ein nächstes Mal beim Holzholen vorsichtiger. Der Waldeigentümer jedoch muß noch froh sein, wenn der Waldfrevel nicht größere Dimensionen annimmt. Es kommt auch vor, daß Bauern, obwohl sie ihren Holzbedarf aus den Staatswaldungen decken dürfen, dies doch nicht thun, weil der nächste Kronswald mehrere Werst entfernt ist und ihnen der Transport des Holzes zu beschwerlich wird. In solchem Falle wird einfach der Wald des Gutsherrn angezündet, denn die Bauern rechnen darauf, daß ihnen nachher die verkohlten Baumstämme überlassen werden und sie in dem niedergebrannten Walde später gute Weidegründe für ihr Vieh finden.

In welcher Weise die Bauern in den Wäldern wirtschaften, kann man aus der Schilderung der Verhältnisse in dem waldreichen Gouvernement Nowgorod ersehen, welche der vor kurzem verstorbene Fürst Suworow entwarf. Bäume, äußert er sich, die zu Mastbäumen dienen könnten, werden von den Bauern gefällt, um aus ihnen Bretter zu einem Sarg zu gewinnen. Die dichtesten Dickichte werden angezündet und niedergebrannt, um auf dem Boden ohne Düngung zwei Jahre säen zu können, worauf derselbe unbebaut liegen bleibt. Infolge dessen, fügt der Fürst hinzu, ist die Klage über Holzmangel allgemein. Und so geht es nicht nur im Gouvernement Nowgorod, sondern ziemlich überall zu. Es wird versichert, daß in den Gegenden am Ural jährlich über 20 000 Dessjatinen Wald den Flammen zum Opfer fallen, und daß, abgesehen von verhältnismäßig wenigen Fällen, in denen Unvorsichtigkeit den Brand verschuldete, Bauern die Brandstifter waren. Leute zum Löschen aufzutreiben, ist in solchen Fällen fast unmöglich. Die Bauern sehen ruhig zu, wie das gierige Element sich ausbreitet, und freuen sich schon der Vorteile, die ihnen aus seinem Verheerungswerk erwachsen werden. Mit Mühe und Not gelingt es schließlich den Behörden, sie zum Einschreiten zu veranlassen, um zu verhindern, daß die Flammen auch die Wohnhäuser ergreifen.

Neben den durch Unvorsichtigkeit der das Vieh im Walde weidenden Hirten entstandenen und den böswillig angelegten Bränden räumt aber auch noch die in vielen Gouvernements übliche Brandkultur unter den Holzbeständen auf. Und dabei wird überall die nötige Vorsicht außer acht gelassen, an eine Einschränkung des entfesselten Elementes wird stets erst dann gedacht, wenn sie nur noch mit einem Aufgebot aller Kräfte zu erzielen ist. Wiederholt haben schon bei solchen Waldbränden ganze Dörfer, Marktflecken, ja sogar kleine Städte den Untergang gefunden, aber der landläufige Schlendrian ist dadurch nicht gebessert worden. In den Jahren 1839 und 1841 wurden allein im Kreise Wetluga 50 000 Dessjatinen Wald durch zwei Brände vernichtet, wobei auch mehrere Dörfer und eine Stadt den Flammen zum Opfer fielen. Auch wenn ein Dorf nicht unmittelbar am Walde liegt, von demselben vielleicht durch feuchtes Wiesenland oder steinigen Boden getrennt ist, bleibt die Gefahr für die Menschenwohnungen, welche durch das Anlegen eines Waldbrandes heraufbeschworen wird, immer noch eine sehr große. Gesellt sich zu demselben ein Sturmwind, der den Funkenregen weithin über die Felder treibt, so sitzt oft der rote Hahn auf dem Dache, lange bevor der Waldessaum in Flammen steht.

Die einzige Waffe, mit welcher die Landbevölkerung das Feuer bekämpft, ist dieses selbst. Wie man in Amerika Präriebrände dadurch aufzuhalten sucht, daß man dem nahenden Feuer ein anderes entgegensendet, so verfährt man auch in Rußland bei Waldbränden. Männer und Frauen, alt und jung wird aufgeboten zur Bekämpfung des Feuers und zieht in den Wald hinaus. Dort werden die Leute in langer Reihe aufgestellt und müssen mit möglichster Schnelligkeit einen etwa eine Arschin (russische Elle) breiten Graben auswerfen, worauf das Gesträuch und trockene Moos jenseits dieses Grabens angezündet wird. Auf der andern Seite stehen die Bauern, bereit, herübergewehte Funken sofort zu ersticken, so daß das Feuer sich nur nach der ihm

vorgeschriebenen Richtung ausbreiten kann. Anfangs brennt es langsam, sowie es sich aber allmählich weiter ausbreitet, und die Atmosphäre sich erwärmt, tritt es auch immer gewaltiger auf und schließlich wälzt sich ein Flammenmeer dem andern entgegen, ein großartiges Schauspiel voll wilder Naturschönheit. Nicht immer ist jedoch dadurch die Gefahr schon abgewendet. Wenn die an dem Graben aufgestellten Bauern nicht genau aufpassen und die herübergewehten Funken im vertrockneten Moos und Laub Nahrung finden, zucken vielleicht plötzlich die Flammen inmitten der Bauernreihe auf und erreichen nun doch noch die Menschenwohnungen, von



Auf der Wolfsjagd.

denen man sie ablenken wollte, wenn es nicht gelingt, nochmals einen Graben zu ziehen und nochmals ein Gegenfeuer anzulegen, oder wenn nicht ein ausgiebiger Regen als Retter in der höchsten Not sich einstellt und die Flammen erstickt.

In anbetracht solcher Verwüstungen ist das Erträgnis der Waldungen immer noch ein überraschend großes. Man schätzt den durchschnittlichen Holzexport auf 30 Millionen Rubel, den Wert des im Inlande jährlich verbrauchten Holzes — wohl kaum zu hoch — auf über 260 Millionen, wovon etwa 14 Millionen auf den Bau von 80 000 neuen Bauernhäusern entfallen, die teils zur Begründung neuer Hausstände, teils an Stelle von etwa 60 000 jährlich baufällig werdenden oder niederbrennenden Häusern erbaut werden. Der jährliche Holzverbrauch der Eisenbahnen wird nur auf 500 000 bis 600 000 Kubikfaden im Werte von

Ein Schneegestöber.

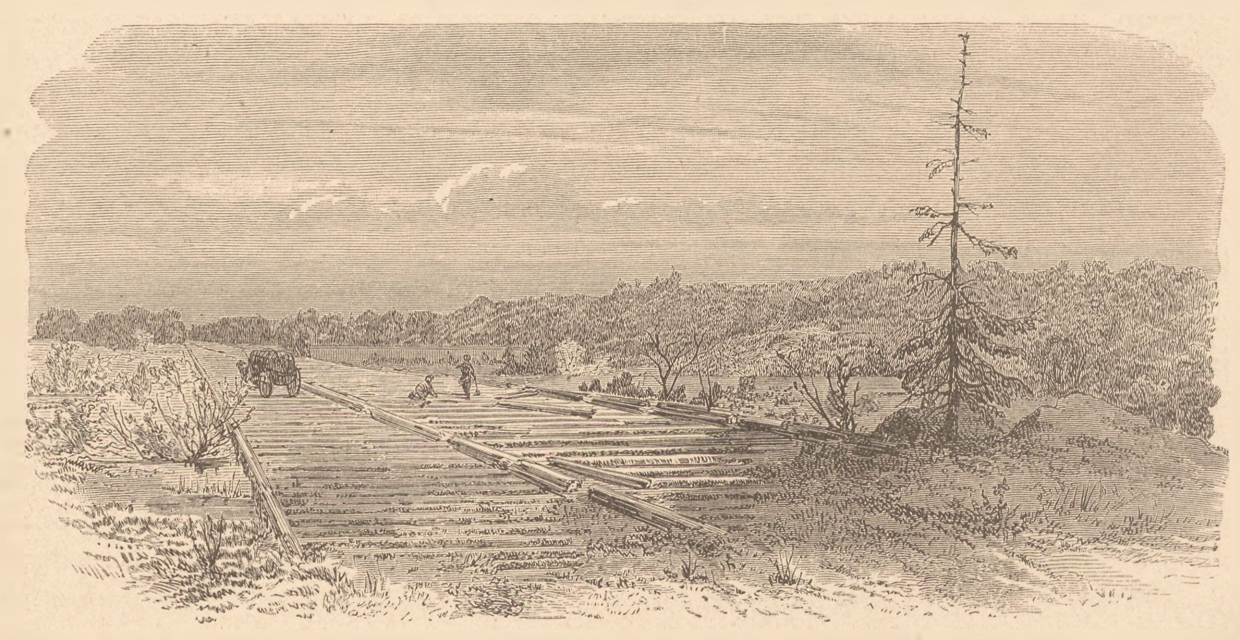


etwa 2 Millionen Rubel geschätzt — in anbetracht der verschwenderischen Feuerung unzweifelhaft viel zu niedrig, obwohl man jetzt angefangen hat, auf den Eisenbahnen und den 600 bis 700 Dampfschiffen, welche den Verkehr auf der Wolga und ihren Nebenflüssen vermitteln, mit Steinkohle zu heizen und vielfach auch Rohnaphta oder Naphtarückstände als Heizmaterial verwendet. Jedenfalls ist es hoch an der Zeit, daß endlich der Holzverschwendung Einhalt gethan wird, denn noch wenige Jahrzehnte ähnlicher Mißwirtschaft, und das heute waldreichste Land Europas würde ebenso holzarm sein wie es heute schon einzelne seiner Bezirke sind. Hat man doch bereits berechnet, daß Rußland 64 Prozent mehr Holz verbraucht, als es im Verhältnis zu seinen Holzbeständen verbrauchen darf, und daß seine Waldungen bei unvermindertem Verbrauch in einem Vierteljahrhundert erschöpft sein müssen.

Welchen Schatz Rußland, ohne ihn gebührend zu würdigen, in seinen Wäldern besitzt, kann man daraus ersehen, daß in denselben alle Baumarten vorkommen, die zum Waldbau geeignet sind. Fichten und Tannen trifft man vom hohen Norden, wo sie dominieren, bis zur Grenze der Schwarzerde, und die polnischen Wälder sind zu drei Vierteilen Fichten- und Tannenwälder. Neben Fichten und Tannen trifft man im Norden den Lärchenbaum und die sibirische Ceder (Pinus cembra). Erle und Pappel bilden den Übergang von den Nadelhölzern des Nordens zu den Laubwäldern des fruchtbarern Südens. Im Centrum des Landes sind am häufigsten die Birke, Eiche und Schwarzeller; der Südosten, zwischen Nischny-Nowgorod und Kasan, hat Eichen, Ebereschen, Linden, Ulmen und Pappeln; im Südwesten trifft man Linden, Sommereichen (Quercus pedunculata), Weißbuchen und eine Ulmenart (Ulmus campestris); im Süden neben Buchen, Eichen, Eschen, Ulmen und Pappeln Nußbäume, tatarischen Ahorn, Wegedorn, wilde Apfelbäume u. s. w. Rechnet man für die 114 500 000 Dessjatinen, welche von den 142 300 000 Dessjatinen Waldareal des europäischen Rußlands wirklich mit Holz bestanden sind, nur durchschnittlich 50 Rubel — obwohl der Wert einzelner sechs bis zehnmal höher ist — so erhält man als beiläufigen Gesamtwert der Waldungen im europäischen Rußland 5725 Millionen Rubel, und die besser verwertbaren polnischen Waldungen hinzugerechnet über 6 Milliarden Rubel. So sind die Waldungen Rußlands eine Quelle des Nationalreichtums, um welche es alle anderen Länder beneiden müßten, wenn es ihnen eine bessere Pflege zu teil werden ließe. Der russischen Regierung gebührt alle Anerkennung, daß sie mit gutem Beispiel vorangeht und sogar große pekuniäre Opfer nicht scheut, um entwaldete Gegenden aufzuforsten, wie sie es z. B. in den Steppen des Südens versucht, aber sie steht leider vor einem Augiasstall und hat gegen alte verrottete Gewohnheiten zu kämpfen, die sich nicht über Nacht beseitigen lassen. Zu wünschen ist, daß der Regierung die Aufforstung des Südens, dieser Kornkammer Europas, gelinge. Heute hat der Landwirt einen schweren Kampf mit den durch die Ausrodung der Wälder beeinflußten klimatischen Verhältnissen zu bestehen, und er darf beanspruchen, daß das Interesse aller recht und billig Denkenden sich ihm zuwende, denn auf der andern Seite steht nur ein Häuflein verschuldeter Gutsbesitzer, die ihren Wald opfern, um sich aus einer Geldklemme zu ziehen, und spekulierender Holzhändler, die durch derartige Gelegenheitskäufe auf Kosten des Landes zu Millionären werden. Dem leichtsinnigen Abholzen sowohl als den Waldbränden muß energisch entgegengetreten werden. Solche Sommer wie jene der Jahre 1857 und 1872, in denen die Berichte über Waldbrände eine ständige Rubrik in den Journalen bildeten, kann Rußland nicht mehr oft vertragen. Doch wie ist diesen Übelständen abzuhelfen? Eine gute Dorfpolizei würde das sicherste Mittel sein, aber in Rußland ist eine solche Einrichtung geradezu unmöglich. Die riesigen Landstriche mit dünner Bevölkerung lassen sich nicht unter Polizeikontrolle stellen. Uns dünkt, daß Abhilfe nicht vom Ministerium des Innern, sondern vom Ministerium der Volksaufklärung zu verlangen ist. Lehrer und Geistlichkeit müssen das Volk darüber aufklären, daß der Schaden, der ihm durch einen Waldbrand erwächst, unendlich größer ist als der momentane Nutzen, den die gewonnene Viehweide gewährt. So lange das Volk nicht den Wert des Waldes kennen lernt, ist auch nicht zu erwarten, daß es ihn wie eine wertvolle Sache behandelt. Dabei darf man aber auch nicht übersehen, daß Ermahnungen zur Schonung des Waldes häufig deshalb auf unfruchtbaren Boden fallen würden, weil der Bauer von der Ausnutzung des Waldes lebt. Es hieße, einem Hungernden die Vorteile des Fastens preisen, wenn man in Gegenden, in denen der Feldbau nicht genug Getreide zur Ernährung der Familie liefert und die männliche Bevölkerung daher einen Nebenerwerb als Holzhauer sucht, diesen beschränken wollte; hier müßte das Gesetz eingreifen, um zu verhindern, daß ohne Wahl mit den ältesten Baumriesen

zugleich der sie umgebende junge Nachwuchs niedergelegt werde, und der erste Schlag einer Axt, der in einem Walde ertönt, nicht für alle Zeiten den völligen Untergang desselben bedeute.

Heute ist für ganze Dörfer an der Wolga und ihren Nebenflüssen die Arbeit als Holzfäller ein Nebenerwerb, der bei der geringen Ertragfähigkeit des Bodens nicht entbehrt werden kann. Wie der Winter kommt und der sumpfige Boden vom Frost gehärtet ist, zieht dort die ganze männliche Bevölkerung in den Wald, um im Solde der Holzhändler zu arbeiten, und erst im Frühjahr, wenn die Feldarbeiten beginnen, kehrt sie wieder. Durch angestrengte Arbeit kann der Mann bis hundert Rubel Papiergeld verdienen — ein Blutgeld, wenn man bedenkt, zu welcher Existenz er bei dieser Arbeit während der langen Wintermonate verdammt ist. Wäre der Bauer imstande, einen auch noch so kleinen Teil Wald zur Abholzung selbst zu erstehen, so würde seine Lage unstreitig eine zehnmal bessere sein; dazu fehlt ihm aber das bare Geld, und ihm bleibt keine andere Wahl, er muß die Bedingungen eingehen, welche der Holzhändler stellt, Bedingungen, die ihn zum Sklaven desselben machen.

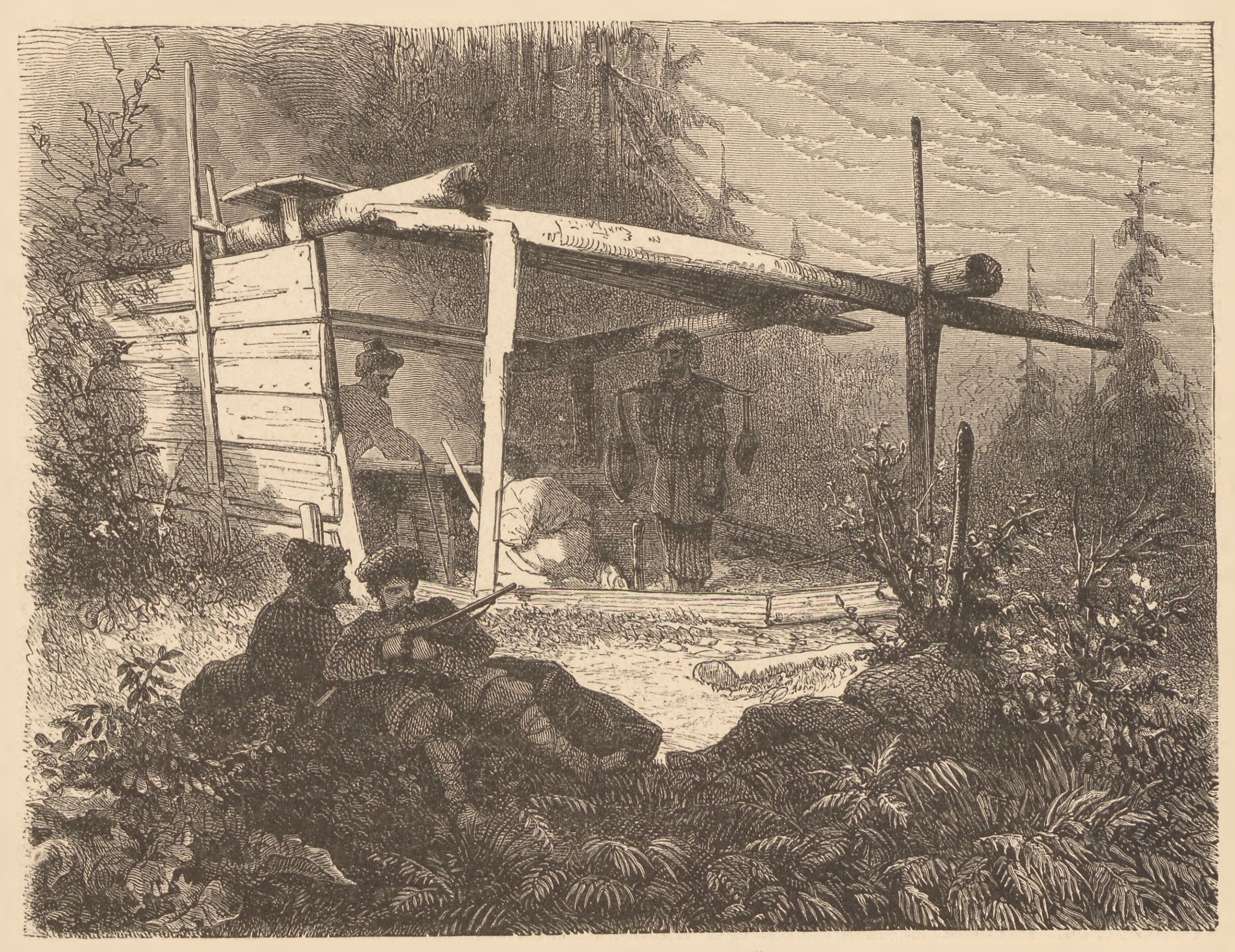


Ein Knüppeldamm im Walde.

Da die Holzhauer den ganzen Winter im Walde bleiben, so ist ihre erste Sorge vor Beginn der Arbeit, sich dort eine Hütte zu erbauen, falls eine solche von der letzten Winterarbeit her nicht noch vorhanden ist. Viel Arbeit wird auf eine solche Winterwohnung (simnjitza) nicht verwendet, und infolge dessen ist sie auch kein besonders behaglicher Aufenthaltsort, aber der Bauer, der an das Leben in niedriger, rauchgeschwärzter Isba gewöhnt ist, macht keine großen Ansprüche an Bequemlichkeit. In einem zwei Fuß tiefen und zwei bis drei Quadratklafter Flächeninhalt umschließenden Graben werden starke Balkenwände errichtet, in einer Höhe von fünf bis sechs Fuß mit einer Balkenlage überdeckt, und die Hütte ist fertig. Der Boden bleibt ungedielt, eine Öffnung in der einen Wand ist zugleich Fenster, Thür und Rauchfang. Breite Holzbänke dienen als Lagerstätten, eine von festgestampfter Erde gebildete Erhöhung als Herd, auf welchem die ganze Nacht ohne Unterlaß ein Holzfeuer erhalten wird und wo auch die Speisen zubereitet werden. Die Thür schließt die Öffnung in der Wand nur bis etwa zu dreiviertel der Höhe, damit über sie hinweg der Rauch freien Abzug finde. Daher ist der obere Raum einer solchen Hütte stets mit dichtem Rauch gefüllt, so daß es unmöglich ist, in derselben lange aufrecht zu stehen, aber unterhalb der Rauchschicht herrscht behagliche Wärme, zu deren Erhaltung schon ein kleines Holzfeuer genügt. Neben dieser Hütte befindet sich eine ähnliche, in welcher die Pferde untergebracht werden. Schon früh am Morgen, noch im Halbdunkel, beginnt die Arbeit.

Durch langjährige Übung haben die Bauern darin große Gewandtheit erlangt. Obwohl sie keine anderen Werkzeuge besitzen als ihre Axt, werden doch die größten Bäume niedergelegt, die Äste und die Rinde entfernt und der Stamm so glatt behauen, daß er wie poliert aussieht. Dann wird er mit Hilfe der Pferde zum nächsten Fluß gebracht, wo er bis zum Frühjahr liegen bleibt. Gewaltige Holzmassen türmen sich so während der Wintermonate am Flußufer auf, die, wenn die Eisdecke geschmolzen ist, zu Flößen zusammengebunden in die Wolga hinabgeschwemmt und auf dieser zum Wohnort des Holzhändlers befördert werden.

Seltsamerweise, der Gewohnheit des Russen völlig zuwider, kommt bei den Holzfällern niemals ein Artél vor. Jeder schließt selbst seinen Vertrag mit dem Holzhändler ab und jeder führt auch in der simnjitza seine



Lager der Heimatlosen im Walde.

eigene Wirtschaft. Brot, Kartoffeln und Hülsenfrüchte bilden die Nahrung der Holzfäller, und eine Abwechslung kommt in diese Speisekarte nur dann, wenn sich ein Wild in einer der kunstreich gestellten Fallen fängt oder die Jagd Ausbeute liefert. An Wild ist glücklicherweise in den russischen Wäldern noch kein Mangel, so sehr Menschen und Raubtiere demselben nachstellen. Die letzteren — im Wolgagebiet allerdings meist nur Wölfe, da Bären dort schon sehr selten geworden sind — werden aber auch zuweilen den Arbeitern im Walde recht lästig. Im Sommer halten sich die Wölfe zwar in den waldigen Schluchten verborgen, leben einzeln und meiden die belebteren Gegenden, im Winter aber vereinigen sich große Rudel zu gemeinsamen Raubzügen, und der Hunger treibt sie sehr oft in die Dörfer, wo sie mitten in den Bauernhöfen die Hunde anfallen. Es sind verwegene und dabei äußerst schlaue Gesellen, und der Bauer hat mit ihnen seine liebe Not, denn wenn ein Wolf irgendwo einen erfolgreichen Raubeinbruch ausgeführt hat, kommt er nie in der nächsten Nacht wieder,

gleich als wüßte er, daß man ihm nun auflauert, sondern kommt erst dann wieder, wenn er glaubt, daß die Wachsamkeit nachgelassen hat.

Die Wolfsjagd bildet in ganz Rußland einen beliebten Sport. Besonders beliebt ist die Jagd im Schlitten, aber zugleich auch eine der gefährlichsten von allen, da bei aller Kühnheit und Kaltblütigkeit ein unvorhergesehener Zufall dem Jäger verderblich werden kann. Man wählt zu solcher Jagd einen großen, geräumigen Schlitten, bindet scharfe Sensen an die Seiten und an die Rückwand, um die Wölfe am Heraufspringen zu hindern, stellt Bänke so hinein, daß jeder Jäger mit dem Gesicht nach einer andern Seite sitzt, gute, erprobte Pferde werden vor den Schlitten gespannt, und gegen Abend verläßt die Jagdgesellschaft — gewöhnlich vier bis fünf Personen — den Hof und fährt in den Wald, einer Gegend zu, in welcher man Wölfe vermutet. An einem langen Strick schleppt der Schlitten ein Bündel Heu nach, das als Köder für die Wölfe dient und ihren ersten Ansturm von dem Schlitten selbst ablenken soll. In einem Sack wird ein junges Schwein mitgenommen. Sobald man im Walde angekommen ist, beginnt einer der Jäger das Schwein zu zwicken, um es zu veranlassen, laute Klagetöne auszustoßen, durch welche die Wölfe herangelockt werden sollen. Das Mittel verfehlt nie seinen Zweck, erreicht ihn gewöhnlich sehr rasch. Nicht lange währt's, da kommt in langen Sätzen ein ganzes Rudel Wölfe hinter dem Schlitten her. Sind ihrer nicht zu viele, so fährt man langsam weiter und streckt von Zeit zu Zeit einen der sich weiter vorwagenden Wölfe durch einen gut gezielten Schuß tot in den Schnee; ist dagegen das Rudel zahlreich und verkündet das Geheul und die Keckheit, mit der sich einzelne ganz nahe heranwagen, daß der Hunger der Raubgesellen sehr groß ist, so heißt es beizeiten an den Rückzug denken. So schnell die Pferde laufen können, geht es der Heimat zu, die Wölfe immer hinterher. Schuß auf Schuß kracht aus dem Schlitten und streckt bald hier bald dort einen der Verfolger nieder, aber die übrigen lassen sich nicht abschrecken und ermatten auch nicht, keuchend, mit wild funkelnden Augen stürmen sie vorwärts. Kann man sich ihrer nicht mehr erwehren, wird das Schwein geopfert, um einen Vorsprung zu gewinnen, während sie darüber herfallen. Doch wehe den Jägern, wenn der Lenker des Schlittens seiner Aufgabe nicht gewachsen ist oder derselbe in der Dunkelheit vom Wege ab auf unebenen Boden gerät, wo er gegen Steine oder hervorragende Wurzeln anstoßen und umgeworfen werden kann! Die Jäger haben zwar, um für alle Fälle gerüstet zu sein, außer ihren Schußwaffen noch Säbel und Beile mitgenommen, aber sie würden kaum Zeit finden, von denselben Gebrauch zu machen: ehe sie sich aufraffen könnten, wären sie bereits von der gierigen Meute zerfleischt. Schon oft sind Jäger, die so zur Wolfsjagd auszogen, nicht wiedergekehrt . . . später aber hat man irgendwo im Walde, umgeben von einigen Wolfsleichen, menschliche Gebeine gefunden, die man an noch vorhandenen Fetzen von Kleidungsstücken als die Gebeine der vermißten Jäger erkannte.

Noch gefährlicher als die Jagd im Schlitten ist eine andere, gleichfalls sehr beliebte Art, den Wolf zu jagen. An eine Stelle, wo sich häufig Wölfe zeigen, wird irgend ein Aas gelegt, und die Jäger verstecken sich wohl bewaffnet im Gebüsch, um von dort die durch den Geruch der Lockspeise herangelockten Wölfe niederzuschießen. Kommen die Wölfe in großer Anzahl, so kann ein solches Wagnis leicht ein schlimmes Ende nehmen, da die Jäger nicht entfliehen können und gezwungen sind, sich auf Tod und Leben zu verteidigen.

Die Wolfsjagd erfordert einen geübten Schützen. Der Wolf hat ein zähes Leben und setzt auch mit mehreren Kugeln im Leibe noch die Verfolgung fort, bis ihn ein Schuß in den Kopf niederstreckt. Die Thiere haben die Gewohnheit, auch im schnellsten Laufe, ohne anzuhalten, nach der Stelle zu schnappen, an der sie verwundet wurden, so daß ein Jäger stets genau zu erkennen vermag, wo seine Kugel den Wolf getroffen hat. Gewöhnlich richtet der Wolf seinen Angriff nur auf Tiere, auf Pferde, Rinder und die Hunde in den Bauernhöfen, doch wenn er einmal Menschenfleisch gekostet hat, sucht er solches mit großer Vorliebe und dringt dann mit beispielloser Verwegenheit in die Menschenwohnungen ein. Gar nicht selten kommt es vor, daß Dörfer, in denen Schußwaffen nicht vorhanden sind, Tage lang durch ein Rudel Wölfe von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten werden, da niemand sich auf die Straße wagt, aus Furcht, von den Wölfen angefallen zu werden. Es nützt dann wenig, wenn die Hofthore sorgfältig verschlossen gehalten werden: über den an der Rückseite der Gebäude klafterhoch liegenden, bis zu den Dächern reichenden festgefrorenen Schnee gelangen die Wölfe in den Hof, und gelingt es ihnen dann noch, in den Stall einzudringen,

so genügen wenige Minuten, eine große Herde zu vernichten. Sehr oft bekommt aber den Eindringlingen ihre Verwegenheit doch schlecht. Sie finden die Stallthür offen und stürzen sich heißhungrig auf ein in der Mitte des Stalles liegendes Lamm, ohne die um dasselbe aufgestellten Fallen zu bemerken — und am nächsten Tage wandert ihr Fell in die Stadt und der Bauer holt sich die für Erlegung eines Wolfes von der Regierung versprochene Prämie.

Durch die Prämien, welche die Regierung für jeden erlegten Wolf zahlt, werden jährlich große Wolfsjagden veranlaßt, aber die Landplage scheint unausrottbar, und wie für jeden abgeschlagenen Kopf der Hydra hundert andere hervorwuchsen, so vermehren sich die Wölfe trotz des unter ihnen angerichteten Blutbades noch unaufhörlich. Es ist noch gar nicht abzusehen, nach wie viel Generationen wenigstens in den kultivierteren Teilen des Landes Zustände eintreten könnten wie z. B. in England, wo die Wölfe heute völlig ausgerottet sind. In den riesigen Wäldern werden sie noch lange Schlupfwinkel finden, in denen sie sich allen Nachstellungen entziehen können, geradeso wie dieselben Wälder noch lange das Vagabundenleben der Stranjiki, der Heimatlosen, begünstigen und ermöglichen werden. Obwohl die Mehrzahl dieser Glaubensfanatiker (vergleiche das Seite 144 Gesagte) die Urwälder der nördlichen Gouvernements Archangelsk und Olonetz vorzieht, so finden sich doch auch viele in den Waldungen an der Wolga. Neben den Gaben, welche sie von ihren noch unter anderen Menschen wohnenden Gesinnungsgenossen, den Asylgebern, erhalten, bilden Jagd und Fischfang ihre Hauptnährungsquelle, und die wildreichen Wälder und die fischreiche Wolga sorgen dafür, daß sie nicht Not leiden müssen.

Die Wolga ist nicht nur sehr fischreich, sondern die in ihr vorkommenden Fischgattungen zeichnen sich auch sämtlich durch Größe und Schmackhaftigkeit aus. Da werden oft Hausen gefangen, die bis 40 Pud schwer und so groß sind, daß ein auf ihnen sitzender Mann mit den Füßen den Boden nicht erreicht. Außerdem giebt es Lachse und Sterlets, Welse und Störe in Menge. Viele tausend Menschen leben an den Ufern der Wolga ausschließlich vom Fischfang, und von Simbirsk abwärts, namentlich aber im Achtuba-Arm der Wolga und im Delta bei Astrachan trifft man häufig große Fischerdörfer, deren Bewohner durch den Fischfang wohlhabend werden, trotzdem daß die Abgaben, welche die Regierung für die Bewilligung des Fischfangs erhebt, ziemlich bedeutend sind. Gute Fische werden in den größeren Städten heute gut bezahlt, und jene goldenen Zeiten sind längst vorüber, in denen, wie z. B. unter der Regierung Peter des Großen, ein ziemlich großer Fisch im Wolgaland nur 2 Kopeken (etwa 3—4 Pfennig) kostete und man dort für 6 Kopeken ein Pfund Kaviar erhalten konnte.

Was wir über die Waldkultur in Rußland gesagt haben, gilt jedoch leider auch in Bezug auf die Ausbeutung des Fischreichtums des Landes: wir begegnen auf den Flüssen und Seeen Rußlands derselben rücksichtslosen, schonungslosen Ausbeutung der vorhandenen Schätze wie in den Wäldern, und auch hier ist es hoch an der Zeit, in andere Bahnen einzulenken, denn der Fischreichtum hat bereits in vielen Flüssen in bedenklicher Weise abgenommen. An eine rationelle Fischzucht, durch welche sich der Wohlstand großer Landstrecken heben ließe, an künstliche Zucht der nützlichsten und im Handel begehrtesten Fischgattungen dachte bis vor kurzem niemand. Ein erfreulicher Anfang auf dem Wege zum Bessern wurde durch Gründung einer Fischzuchtgesellschaft gemacht, deren Wirkungskreis zwar ein beschränkter ist, die jedoch in diesem bereits bedeutende Erfolge aufzuweisen hat und wohl berufen sein dürfte, in der Geschichte der russischen Fischerei eine epochemachende Rolle zu spielen.

In seinen zahlreichen Flüssen, Seeen, Teichen und Bächen besitzt Rußland wirtschaftliche Hilfsquellen, die nur zu sehr geringem Teil erschlossen sind und noch dadurch an hoher Bedeutung gewinnen, daß ein Netz von Kanälen die fischreichsten Flüsse mit einander verbindet und dem Fischhandel, namentlich dem Export, ungemein günstige Verkehrswege eröffnet. Schon Peter der Große hatte die hohe Wichtigkeit einer Wasserstraße erkannt, durch welche seine neue Hauptstadt mit den fernsten Gegenden des Reiches verbunden werden konnte. Nach seinem großartig angelegten Plan sollten durch Kanäle, welche zwischen der Wolga, dem Dnjepr, der westlichen und nördlichen Dwina angelegt wurden, das Weiße Meer, die Ostsee, der Kaspisee und das Schwarze Meer verbunden werden. Unter seiner Regierung wurde nur der Kanal zwischen den Flüssen Msta und Twerza vollendet, später zwar durch ein ganzes Jahrhundert fleißig an der Vervollständigung des Kanalnetzes

gearbeitet, aber Peters Riesenprojekt ist trotzdem bis auf den heutigen Tag unvollendet geblieben. Zwischen dem Kaspisee und der Ostsee sind heute drei Wasserstraßen hergestellt: das Wischnjewolotzkische, Marien- und Tichwinsche Kanalsystem, von denen besonders das erste durch die Großartigkeit seiner Bauten Beachtung verdient. Die Schiffe gehen aus der Wolga in die Twerza, dann in den Wischnjewolotzki-Kanal, das Flüßchen Zna und den damit verbundenen Kanal, durch den See Mstjino in die Msta, weiter durch den Ilmensee-Kanal in die Wolchow, und gelangen durch den Ladogasee-Kanal in die Newa. Hunderte von Schiffen sammeln sich jährlich dreimal, im Frühjahr, Sommer und Herbst, beim Beginn dieses Kanalsystems, um, wenn die Schleusen

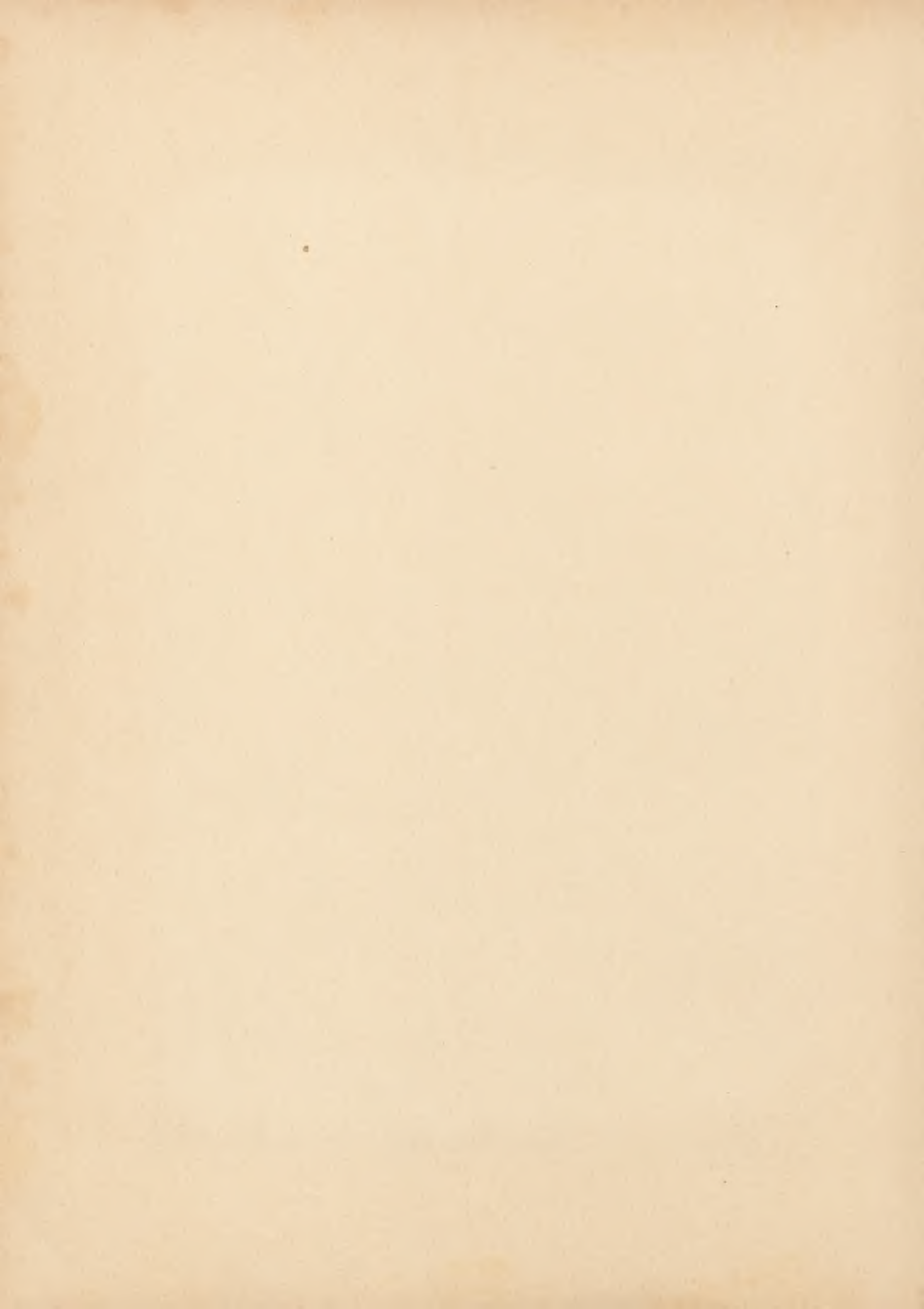


Frauen von Kursk, Orel und Kostromá.

geöffnet werden, vom Wasser gehoben in die Twerza zu gelangen. Alle diese Schiffe sind speciell für die Kanalfahrt gebaut und in Länge, Breite und Tiefgang den Verhältnissen angepaßt; in Petersburg angekommen, werden sie zerschlagen und das Holz verkauft. Die Fahrt dauert 50 bis 70 Tage, und den Kanal passieren jährlich etwa 2000 Schiffe. In neuerer Zeit zieht sich jedoch der Verkehr hauptsächlich nach dem Marien-Kanalsystem, welches bei Rybinsk an der Wolga beginnt. Die Schiffe gelangen durch die Scheksna in den Bjeloserskischen Kanal, der bei der Stadt Bjeloserk vorbei am Ufer des Weißen Sees (Bjelo osero) dahinführt, durch die Flüsse Kowsha und Wytegra in den Onega-Kanal und den Onega-See, gehen weiter durch den Swir-Kanal, bei Neu-Ladoga vorbei in den Ladoga-Kanal, und aus diesem in die Newa. Gegen 6000 Schiffe kommen jährlich nach Rybinsk, mit ihnen an 100 000 Menschen aus den verschiedensten Gouvernements,



Holzfäller im Walde.



welche die Frachten hier in kleinere Barken überladen. Oft liegt vor Rybinsk eine solche Menge Schiffe, daß die ganze Breite des Stromes von ihnen bedeckt ist und man über die Schiffe wie über eine Brücke von einem Ufer zum andern gelangen kann. Noch größer ist der Verkehr auf dem dritten, dem Marien-Kanalsystem, trotzdem daß dasselbe das wasserärmste von allen ist. Es beginnt bei der Stadt Mologa an der Wolga und wird durch die Flüsse Mologa und Tschagoda und mehrere Flüßchen und kleine Seeen gebildet, welche die Verbindung mit dem Tichwin- und Sjasski-Kanal herstellen, aus welchen die Schiffe durch den Ladoga-Kanal in die Newa gelangen. Dieses Kanalsystem wird vorzüglich von Schiffen benutzt, welche Frachten — namentlich Kaffee, Zucker, Wein, Tabak — von Petersburg nach den Wolgagouvernements bringen.

Bei den Städten, welche die Ausgangspunkte der Kanalschiffahrt bilden, geben sich alle die fast zahllosen Arten von Fahrzeugen Rendez-vous, welche auf der Wolga in Gebrauch sind. Da sind die schmucken kleinen Passagierdampfer der Dampfschiffahrtsgesellschaft „Samolet", die man überall zwischen Twer und Astrachan trifft; da sind Schleppdampfer von 50 bis 450 Pferdekraft, die mit 3 bis 4 schwer beladenen Barken langsam stromaufwärts daherkommen; daneben die unförmigen mokschány, große Segelboote mit flachem Boden und senkrechten Wänden, nach dem Flusse Mokscha benannt, an dessen Ufern sie erbaut werden und dann auf der Wolga bis Rybinsk fahren, von wo sie ohne Fracht zurückkehren. Diesen schließen sich die schnellsegelnden rasschiwy an, schmucke Segelschiffe, die hübschesten unter allen Schiffen auf der Wolga; ferner mehrere Arten großer Barken (die barki, barchóty, kolómenki u. a.), kleine Barken, Halbbarken (polubarki) genannt, die 9 bis 11 Klafter langen aslámki, die von der Scheksna kommenden sominki, die surjáki von der Sura, große Prahme (parómi), die im Marien-Kanalsystem verwendeten tjichwinki, die unshenki von der Unsha, die kleinen flachen schitiki und wie die mannigfaltig geformten Lastschiffe sonst noch heißen mögen. Bei der Bergfahrt werden auch Pferde zum Schiffziehen verwendet, neben diesen die Kabestan-Dampfer, von welchen aus ein an ein langes Seil befestigter Anker möglichst weit ins Wasser geworfen wird, worauf man das Seil mit Hilfe von Dampfkraft aufwindet, wodurch der Dampfer und die an ihm befestigten Barken allmählich bis zu der Stelle vorrücken, wo der Anker liegt, der nun an Bord gezogen wird, um dieselbe Prozedur mit ihm zu wiederholen — ein langsames, mühevolles Bugsieren. Noch langsamer geht die Fahrt auf den im Jahre 1815 erfundenen konnomaschinnije suda von statten; sie sind unförmige, viel Holz zu ihrem Bau erfordernde Kolosse, auf denen das Aufwinden des Seiles, welches auf den Kabestan-Dampfern die Maschine besorgt, durch Pferde verrichtet wird, deren oft über hundert in einem Fahrzeug vorhanden sind. Unbehilflich, schwer lenkbar, durch ihre Breite häufig am Passieren schmalen Fahrwassers gehindert, kommen sie immer mehr außer Gebrauch und werden bald völlig verschwunden sein. Zu diesen gesellen sich noch auf einzelnen Strecken und in den Nebenflüssen der Wolga viele, nur für kurze Fahrten bestimmte Fahrzeuge, welche meist, an ihrem Bestimmungsorte angelangt, zerschlagen werden, um das Holz zu verkaufen — so die bjeljány, ungeteerte, daher die helle Holzfarbe (wovon ihr Name) behaltende Barken, welche auf der Kama und der Wetluga in Gebrauch sind, die meshdoúmki, große flache Fahrzeuge, welche die Kama herabkommen und hauptsächlich zum Salztransport bis Njischny-Nowgorod verwendet werden, u. a.

Dem bedeutenden Schiffsverkehr, der sich an den Ausgangspunkten der Kanalsysteme konzentriert, verdanken auch die Städte Twer und Rybinsk den bedeutenden Aufschwung, den sie in den letzten Jahrzehnten genommen haben. Twer, die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, hatte bei der letzten Volkszählung 38 248 Einwohner. In der Geschichte Rußlands hat die Stadt und ihr Gebiet durch die endlosen Kriege, welche die Fürsten von Twer mit den anderen russischen Teilfürsten führten, eine traurige Berühmtheit erlangt. Auch unter der Mongolenherrschaft ruhte der Streit nicht. Nach dem Tode des Großfürsten Andrei bewarben sich Michael von Twer und Georg von Moskau beim Chan Usbek um die großfürstliche Würde. Der Chan verlieh sie dem erstern, sein Nebenbuhler wußte sich aber später in die Gunst des Chans einzuschmeicheln, heiratete dessen Schwester Kontschaka und erhielt als Mitgift die großfürstliche Würde. Michael verzichtete, um den Chan nicht zu erzürnen, auf den Titel Großfürst, als aber Georg ihn auch aus seinem Erbfürstentum vertreiben wollte, setzte er sich tapfer zur Wehr, schlug das mit Georg in sein Gebiet eingefallene Mongolenheer und nahm seines Nebenbuhlers Gemahlin Kontschaka gefangen. Gleich darauf aber bot er die Hand zum Frieden und erklärte, sich dem Schiedsspruch des Chans unterwerfen zu wollen. Leider starb Kontschaka

während der Unterhandlungen, Georg wußte den Chan zu bereden, daß sie von Michael ermordet worden, und als dieser, um sich zu rechtfertigen, in der Horde erschien, wurde er auf Befehl Usbeks grausam ermordet. Das Herz soll, wie die Chronisten berichten, dem Lebenden aus der Brust geschnitten worden sein. Die russische Kirche hat ihn als Märtyrer unter die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen und seine sterblichen Überreste ruhen jetzt in der Kathedrale von Twer. Dem Trauerspiel in der Horde aber folgte noch ein blutiges Nachspiel. Georg genoß die Früchte seiner Verleumdung nicht lange. Dmitri, der Sohn des Ermordeten, gewann die



Frauen aus Wjatka und Perm.

Gunst des Chans, Georg wurde abgesetzt und Dmitri als Großfürst bestätigt. Auf seinen Einfluß vertrauend, eilte Georg an den Hof des Chans, um diesen umzustimmen, doch gleichzeitig erschien dort auch der Fürst von Twer. Die erste Begegnung der beiden endigte damit, daß der Fürst von Twer seinen Gegner niederstieß, doch er selbst wurde bald darauf auf Befehl Usbeks getötet.

Die Stadt Twer, welche den Suprematiebestrebungen Moskaus unter allen russischen Städten den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte, verlor seit den Tagen Iwans III. alles Ansehen und sank zum Rang

einer unbedeutenden Provinzstadt herab, bis die Anlage der Kanäle neues Leben in ihre stillen Straßen brachte. Heute ist Twer ein Hauptstapelplatz für den Handel zwischen Petersburg und Riga einerseits und dem Süden Rußlands andererseits, und seine günstige Lage am Zusammenfluß dreier Flüsse, der Wolga, Twerza und Tmaka, entschädigte es reichlich dafür, daß es beim Bau der Eisenbahn von Petersburg nach Moskau so wenig beachtet wurde, daß man die nächste Eisenbahnstation zwei Werst von der Stadt anlegte. Malerisch an beiden Ufern der Wolga gelegen, ist Twer reich an stattlichen Steinbauten, namentlich in der großen, parallel



Tschuwaschen an der Wolga.

mit der Wolga laufenden Millionaja (Millionenstraße — ein in russischen Städten sehr beliebter Straßenname), die meisten Straßen sind gepflastert, große Plätze und freundliche Anlagen befinden sich in der Mitte der Stadt, und auch an historischen Erinnerungen, an alten Baudenkmälern ist kein Mangel. Unter den vielen Kirchen fesselt uns besonders die imposante, fünfkuppelige Kathedrale, in welcher der als Märtyrer verehrte Fürst Michael und noch zehn Fürsten und Fürstinnen von Twer die letzte Ruhestätte gefunden haben. Der kaiserliche Palast, früher Residenz des Prinzen von Holstein-Oldenburg, der General-Gouverneur von Twer, Nowgorod und Jaroslaw war, ist für den Freund russischer Geschichte dadurch von Interesse, daß hier Karamsin dem

Kaiser Alexander I. und der Großfürstin Katharina Pawlowna die ersten Kapitel seiner Geschichte Rußlands vorlas. Am Ufer der Tmaka, wo sich jetzt ein Boulevard befindet, zeigt man noch die Stelle, welche früher die Burg Twer einnahm. Peter der Große beabsichtigte, die Befestigungen wieder herstellen zu lassen, als aber ein Hochwasser den begonnenen Bau zerstörte, verzichtete er auf den Plan.

Als Hauptort eines der industriereichsten Gouvernements besitzt selbstverständlich auch Twer selbst bedeutende industrielle Etablissements, darunter eine Baumwollspinnerei, welche über 1500 Arbeiter beschäftigt. Die Hauptquelle des Reichtums seiner Bewohner bleibt aber der Handel, in erster Reihe mit Eisen, Getreide und Fischen, außerdem mit Holz und anderen Landeserzeugnissen. Bis tief in den Ural und hinab an die Ufer des Kaspisees reichen die Verbindungen der Twerschen Kaufleute, und in allen diesen Gegenden finden die Agenten, welche ihre Einkäufe besorgen, auch Tausende engerer Landsleute, denn das fleißige Völkchen im Gouvernement Twer stellt ein bedeutendes Kontingent zu den „Wolganomaden". Mehr als 50 000 Mann mit etwa 40 000 Pferden verlassen alljährlich im Frühjahr die Ufer-Dörfer, um als Burlaki oder beim Schiffziehen Beschäftigung zu suchen, und dieses gewaltige Arbeiterheer ruht auch im Winter nicht: wenn die Flüsse gefroren sind und die Schiffahrt unmöglich geworden, übernehmen die Bauern die Beförderung der Frachten auf dem Landwege und bringen in Schlitten Hanf und Talg nach der Stadt Rshew, dem Hauptstapelplatz für diese Warengattungen.

Wie sehr seine Lage an einem Knotenpunkt mehrerer Wasserstraßen Twers rasches Aufblühen begünstigt hat, zeigt ein Vergleich mit einer andern Wolgastadt, die einst gleich Twer die Hauptstadt eines selbständigen Fürstentums war, aber für den Verlust der Vorteile eines Fürstensitzes keinen Ersatz in Handel und Industrie fand. Von Twer 222 Werst entfernt, liegt an der Wolga die Stadt Uglitsch, deren Name durch Schillers „Demetrius" weit über die Grenzen Rußlands bekannt geworden ist. Die Gründung dieser Stadt fällt in das 10. Jahrhundert. Noch im 13. Jahrhundert war sie die Hauptstadt eines Fürstentums, das sich von Moskau unabhängig erhalten hatte. Damals zählte Uglitsch 60 000 Einwohner und besaß 3 Kathedralen, 150 Kirchen und 30 Klöster — das heutige Uglitsch zählt etwa 13 000 Einwohner, und die Zahl der Kirchen ist auf 24, die der Klöster auf 2 zusammengeschmolzen. Es hat weder Handel noch Industrie aufzuweisen, und seine einzige Anziehungskraft beruht in den Erinnerungen an den hier ermordeten Zarewitsch Dmitri, die es umgeben. Der Westeuropäer, der gewöhnt ist, an solchen Stätten eine Sammlung von Reliquien zu finden, die mit der Person eng verknüpft sind, welche einst hier geweilt, wird sich aber hier arg enttäuscht finden. Das hinter Bäumen verborgene, ziemlich verwahrlost aussehende Haus, welches uns als Wohnhaus des unglücklichen Zarewitsch gezeigt wird, birgt kein Demetrius-Museum, keine Sammlung von Andenken an jene traurige Zeit, in welcher hier der letzte Sprosse des alten Fürstenhauses einen frühen Tod fand. Im Gegenteil, man hat noch alles gethan, um die letzten Spuren der alten Zeit hier zu verwischen. Das Haus wurde im Jahre 1462 von einem Bruder Iwans III. erbaut, gehört also zu den ältesten Denkmälern russischer Baukunst. Doch wie sieht es in seinem Innern aus! Es enthält in zwei Stockwerken je eine kleine Kammer, deren eine dem Zarewitsch zur Wohnung gedient haben soll. Diese Kammer hat man vor etwa 40 Jahren in eine Kapelle umgewandelt — ein ganz lobenswertes, zu dem Orte passendes Beginnen, wenn es nur mit mehr Verständnis für das Altertum ausgeführt worden wäre. Man hat aber die Ausschmückung des Raumes mit Wandgemälden einem Uglitscher Künstler übertragen, der Meisterwerke von der Gattung geschaffen hat, die auf den Jahrmärkten und von den hausierenden Händlern mit Heiligenbildern feilgeboten wird. Durch das kleine Fenster dringt das Tageslicht so spärlich herein, als schämte es sich, diesen Schmuck der Wände zu beleuchten. Und noch schlimmer sieht es in dem andern Gemach aus, welches das Haus enthält. Was nicht niet- und nagelfest war, das ist losgebrochen und gestohlen worden. Uns ist nicht bekannt, ob in jüngster Zeit etwas für die Erhaltung dieses interessanten Baudenkmals gethan worden — hoch an der Zeit wäre es jedenfalls.

Besser erhalten ist die hübsche Kirche, welche am Anfang des 17. Jahrhunderts zur Erinnerung an den unglücklichen Zarewitsch und an der Stelle, wo er ermordet worden, erbaut wurde. In dieser Kirche befindet sich außer anderen Dmitri-Reliquien der silberne Sarg des Zarewitsch, welcher jedoch nicht dessen Leiche, sondern nur das von seiner Mutter, der Nonne Marfa, gestickte Leichentuch enthält. Die Leiche wurde später auf Befehl des Zaren Wassili Schuiski ausgegraben und in feierlicher Prozession nach Moskau gebracht.

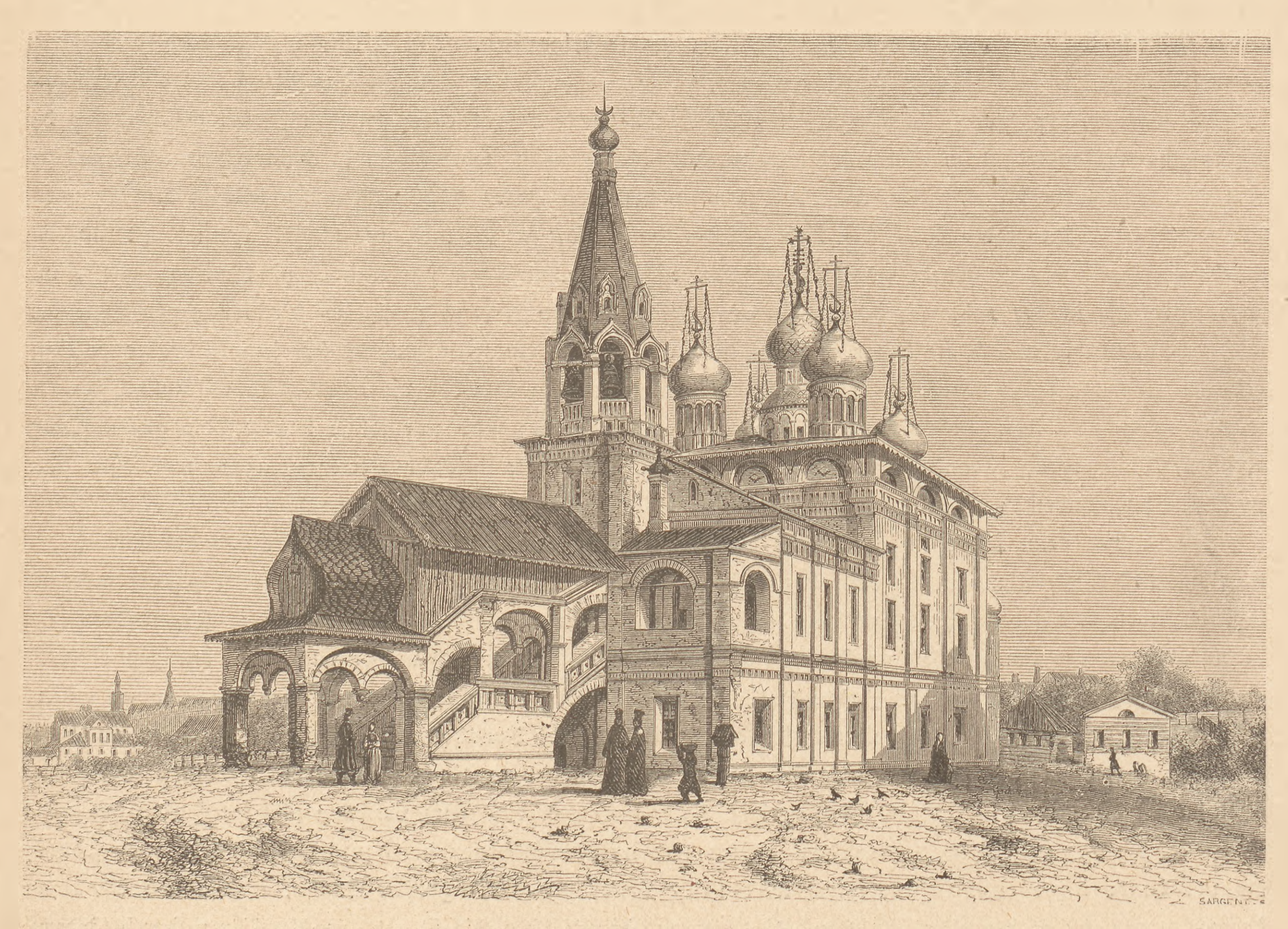
In der Hauptkirche von Uglitsch wird noch die Bahre gezeigt, welche bei Übertragung der Leiche benutzt wurde, sowie die Decke, die über dem Sarge lag.

Außer dem unglücklichen Dmitri hat noch ein Prinz, dem gleichfalls kein freundliches Los beschieden war, in Uglitsch geweilt: Gustav, der Sohn des Schwedenkönigs Erich, der durch seinen Bruder aus der Heimat vertrieben wurde. Boris Godunoff nahm ihn freundlich auf und gab ihm die Stadt Kaluga zu Lehen, da er dachte, daß Gustav seine Tochter Xenia heiraten werde, in welchem Falle er ihm beistehen wollte, die Krone Schwedens oder doch wenigstens die Herrschaft über Lievland zu erlangen. Als er sich aber überzeugte, daß Gustav von einer Verbindung mit Xenia nichts wissen wollte, ließ er ihn auf die Festung Uglitsch bringen, in der er lange gefangen saß, bis man ihn schließlich nach Kaschin brachte, wo er starb. Während seiner Haft beschäftigte sich Gustav viel mit Chemie, wodurch er bei seiner Umgebung in den Ruf kam, ein Schwarzkünstler und Zauberer zu sein, und heute noch weiß man in Uglitsch so manches von den Zaubereien des Schwedenprinzen zu erzählen.

Nach Godunoffs Tode kam für Uglitsch eine traurige Zeit. Die Polen, welche nach des Zaren Schuiski Sturz das ganze Land überschwemmten, erschienen auch vor Uglitsch, das ihnen tapfer Widerstand leistete. Erst bei der zweiten Belagerung fiel die Stadt durch Verrat eines gewissen Iwan Paschin, der die Thorwache trunken machte und darauf die Polen einließ. In einem mehrtägigen, furchtbaren Gemetzel, welches dem Fall der Festung folgte, sollen, wie die Chronisten berichten, gegen 40 000 Menschen teils in den Flammen, teils durch das Schwert der Sieger den Tod gefunden haben; die ganze Stadt, mit 150 Kirchen und 12 Klöstern, wurde ein Raub der Flammen. Von dieser schweren Heimsuchung hat sich Uglitsch nicht wieder erholt, um so weniger, als in der Folgezeit, in den Jahren 1491, 1726 und 1793 furchtbare Brände große Teile der wiedererbauten Stadt in Asche legten, und es ist auch kaum zu erwarten, daß es sich jemals wieder zu einer bedeutenden Stellung emporringen wird. Zwischenstationen — und mehr als eine solche ist Uglitsch gegenwärtig nicht — haben an der Wolga keine Bedeutung mehr, und nur solche Städte, die gleich Twer, Rybinsk, Nowgorod, Kasan, Astrachan u. s. w. Kreuzungspunkte belebter Verkehrsstraßen zu Wasser oder zu Lande sind, haben eine Zukunft.

So hat denn sogar ein Fischerdorf die ehemalige fürstliche Residenz überflügelt: das am Einfluß der Scheksna und Tscherechma in die Wolga und dem Beginn des Marien-Kanalsystems äußerst günstig gelegene Rybinsk, welches bei der letzten Zählung bereits 15 047 Einwohner besaß, eine Zahl, die sich seitdem sehr bedeutend vermehrt hat. Schon im Jahre 1137 wird eines Fischerdorfes an der Stelle des heutigen Rybinsk Erwähnung gethan, aber erst im Jahre 1777 wurde das Dorf zur Stadt erhoben. Sein Aufschwung datiert seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, seit der Vollendung des Kanalsystems, und schon am Ende des Jahrhunderts verkehrten in Rybinsk jährlich etwa 1500 Schiffe, mit etwa 10 Millionen Pud Fracht im Werte von 5 Millionen Rubel. Heute ist der Schiffsverkehr ein so enormer, daß neun Landungsplätze auf einer mehrere Werst langen Strecke eingerichtet werden mußten und trotzdem zuweilen die ganze Breite des Stromes durch die vor Anker liegenden Schiffe gesperrt wird (siehe Seite 199). Die großen Schiffe, welche von Astrachan heraufkommen, laden hier ihre Fracht auf die kleinen tjichwinki über, die sie auf den Kanälen weiter befördern, wogegen von den kleinen Kanalbarken, die von Petersburg kommen, die Fracht auf die großen Wolgaschiffe überladen wird. Tausende sind tagtäglich, den ganzen Sommer hindurch, beim Verladen der Waren thätig; andere beschäftigt der Schiffbau und das Zerlegen der ausrangierten Barken, die nach vielen tausenden zählen, da alle kleinen Schiffe zum Zerschlagen verkauft werden und nur die großen, bis Astrachan verkehrenden die Tour mehrmals zurücklegen — auch eine Illustration der im Wolgagebiet herrschenden Holzverschwendung! Rybinsk, das auch Eisenbahnstation ist, bildet jedoch nicht nur den Hauptstapelplatz für den Handel zwischen Astrachan und Petersburg, sondern auch zwischen dem erstern und Archangelsk, durch ein im Jahre 1828 vollendetes Kanalsystem, welches die Scheksna mit dem Kubinski-See verbindet, auf dessen Abfluß, der Suchona, die Schiffe in die nördliche Dwina gelangen. Die bedeutendsten Handelsartikel sind Getreide, Öl, Fische, Thee, Zucker, Salz, Tabak, Hanf, Leinwand, Talg, Teer, Potasche, Holz und Metalle, namentlich Eisen. Das aus den südlichen Gouvernements kommende Getreide wird meist hier zunächst in die Mühlen gebracht und als Mehl weiter verfrachtet, gleichwie das angeschwemmte Holz zum großen Teil hier zum Schiffbau verwendet wird.

Dem Reichtum seiner Kaufleute und dem bedeutenden Verkehr entspricht jedoch das Aussehen der Stadt keineswegs. Wer an die Prachtbauten westeuropäischer Handelsmetropolen gewöhnt ist, wird sich hier sehr enttäuscht finden. Die Millionäre von Rybinsk leben recht bescheiden in einfachen Holzhäusern, und obwohl sich die Zahl der Steinbauten von Jahr zu Jahr vermehrt, so sind doch noch reichlich zwei Dritteile der Stadt von Holz gebaut. Am Ufer zieht sich ein aus Granit errichteter Quai hin, auch ein Boulevard und ein Theater sind vorhanden, aber damit ist das Verzeichnis der Sehenswürdigkeiten erschöpft. Die elf Kirchen sind fast alle erst in diesem Jahrhundert erbaut, und nur die Kathedrale verdient wegen ihrer gewaltigen Dimensionen Beachtung. Die Stadt besitzt zwei Krankenhäuser, eins für die Einheimischen und eins für die Schiffer, sehr schlecht aber ist für Bildung und Unterricht gesorgt; die öffentliche Bibliothek ist ziemlich unbedeutend, und an Schulen sind nur eine Bezirksschule, zwei städtische Knabenschulen und eine Mädchenschule



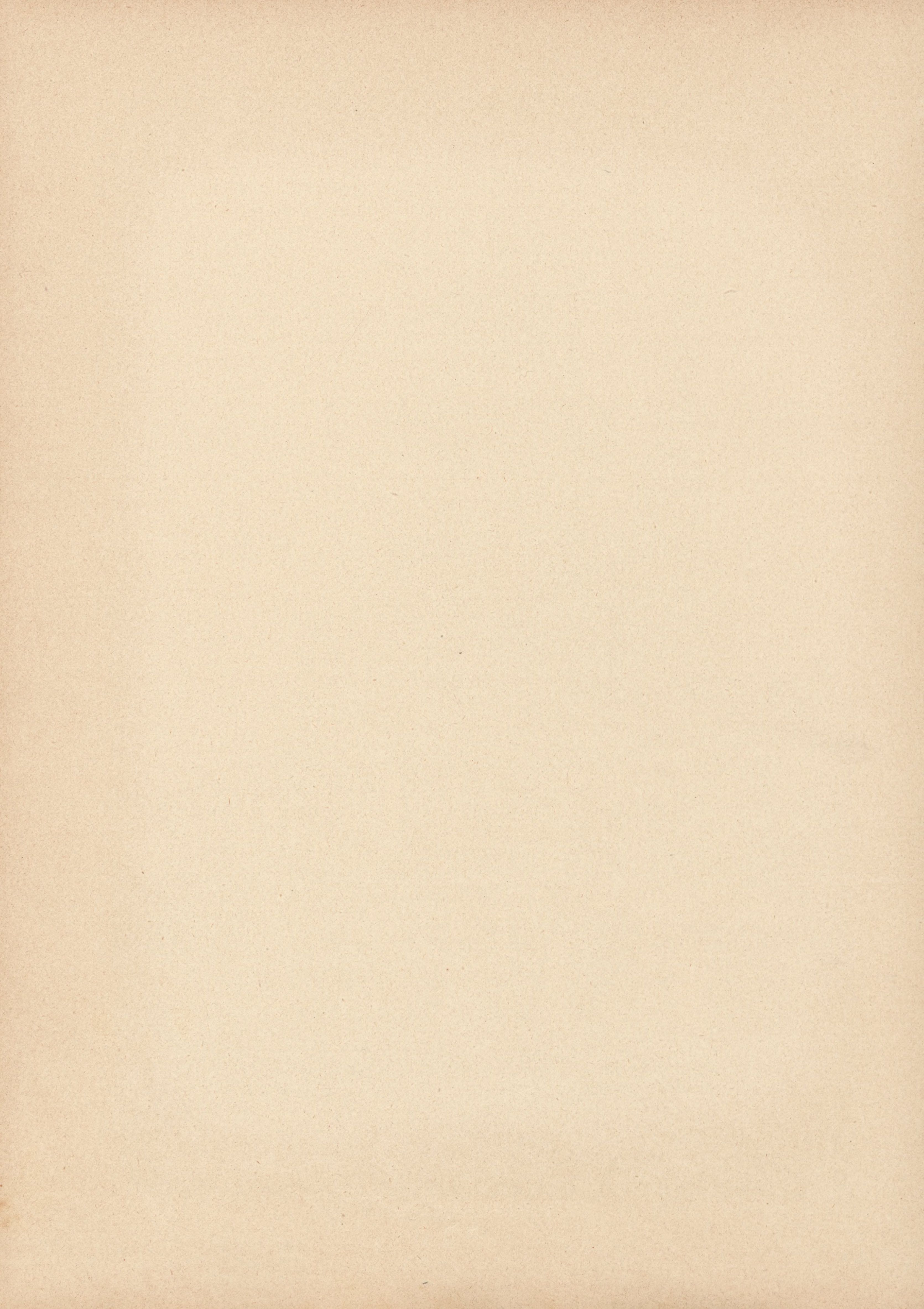
Die Kreml-Kathedrale in Njishny-Nowgorod.

zweiter Ordnung vorhanden. Befremden kann dies eigentlich nicht: Menschen, die gleich den Rybinsker Kaufleuten so zu sagen von der Pike auf sich emporgearbeitet haben, stellen gewöhnlich die praktische Thätigkeit über alles und sehen auf die Theorieen der Schule mit Geringschätzung herab. Daß aber solche Städte zu den immer seltener werdenden Ausnahmen gehören, werden wir auf unserer weitern Wanderung durch Rußland zur Genüge kennen lernen. Schon die beiden nächsten großen Wolgastädte, Jaroslawl und Kostromá, liefern uns sehr erfreuliche Belege für die Thätigkeit der Regierung und der Privaten auf dem Gebiete des Unterrichts und der Volksbildung.

Jaroslawl ist eine der ältesten Städte Rußlands; seine Gründung wird zwischen die Jahre 1025 und 1036 verlegt. Der Großfürst Jaroslaw soll, auf einer Reise durch sein Gebiet von seinem Gefolge getrennt, in einer Waldschlucht am Wolgaufer, nahe dem Flüßchen Kotorost, von einer Bärin angefallen worden sein,



Marienkirche in Njishny-Nowgorod.



die er mit seinem Beil erschlug. Zur Erinnerung an diese That erbaute er an jener Stelle eine Stadt, welche er Jaroslawl nannte. Wie alle russischen Städte hat auch Jaroslawl durch Brände, Belagerungen und Plünderungen im Laufe der Zeiten viel gelitten, aber trotzdem ist eine Menge alter Baudenkmäler erhalten geblieben, von denen einzelne bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen. Von den 77 Kirchen sind 42 vor dem 18. Jahrhundert erbaut worden, doch die alten Bauten beeinflussen nur wenig die Physiognomie der Stadt, die eine durchaus moderne und freundliche ist. Jaroslawl ist einer der Hauptplätze des russischen Eisenhandels, zu dessen Lebhaftigkeit die Nähe Njishny-Nowgorods, des wichtigsten Marktes für den Handel mit Metallen, viel beiträgt, doch viel bedeutender ist seine Industrie. In der Stadt selbst befinden sich 61 Fabriken, vor derselben 17. Leinwand von Jaroslawl erfreut sich in Rußland eines guten Rufes. Die größte der vorhandenen Fabriken wurde schon im Jahre 1722 durch den Kaufmann Trapesnjikoff gegründet und liefert heute jährlich für eine Million Rubel sowohl feine Leinwand als auch grobes Segeltuch. Gegenwärtig ist sie Eigentum einer Aktiengesellschaft. Früher blühte in Jaroslawl auch die Lederindustrie, und das Juchtenleder von Jaroslawl war als das beste Rußlands berühmt, doch jetzt ist Jaroslawl in dieser Industrie von Njishny-Nowgorod und Kasan längst überflügelt.

Nahe bei Jaroslawl liegt Welikoje, eines der vielen russischen Industriedörfer und jetzt der Hauptsitz der Leinwandindustrie des ganzen Gouvernements, von wo auch der kaiserliche Hof seinen Leinwandbedarf bezieht. Jung und alt arbeitet dort in den Fabriken, die Kinder bereiten das Garn zu, die Männer und Frauen weben. Vor dem Dorfe sind große Bleichanstalten nach holländischem Muster eingerichtet.

In der Geschichte der Volksaufklärung in Rußland spielt Jaroslawl eine bedeutende Rolle. Im Jahre 1798 wurde hier durch den Kaufmann Wolkoff das erste Theater Rußlands erbaut, und schon im Jahre 1786 erschien hier eine Zeitung. Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts befand sich in einem der Klöster Jaroslawls eine berühmte Schule, welche jedoch 1214 nach Rostoff verlegt wurde. Jetzt befinden sich in der Stadt außer dem berühmten Demidoff-Lyceum ein Gymnasium, zahlreiche Mittel- und Volksschulen und zwei Bibliotheken.

Noch bedeutend besser ist für den Unterricht in Kostromá gesorgt, das auf dem Gebiete des russischen Schulwesens als eine Musterstadt bezeichnet werden kann. Die etwa 30 000 Einwohner zählende Stadt besitzt ein Knabengymnasium, ein Seminar, eine mit dem Krankenhaus verbundene Feldschererschule, eine Bezirks- und zwei städtische Schulen, ein Mädchen-Gymnasium, das älteste Rußlands, eine Klosterschule für Mädchen, ein Kinderasyl mit einer Schule für verwaiste Mädchen, eine Bezirks-Mädchenschule, eine Schule für Knaben und Mädchen, in welcher unentgeltlich unterrichtet wird, fünf Schulen für die Kinder der Arbeiter, von den Besitzern mehrerer großen Fabriken bei diesen gegründet, einzelne mit 80 bis 100 Schulkindern beiderlei Geschlechtes. Dazu gesellen sich ein ziemlich gutes Theater, die große Bibliothek des Casinos, welche nebst dem Lesezimmer, in dem Zeitungen aufliegen, wöchentlich an drei Tagen jedermann zur unentgeltlichen Benutzung offen steht, und die Leihbibliothek Archipoffs, bei der das Monatsabonnement nur 25 bis 50 Kopeken beträgt. Außer dem großen, vorzüglich eingerichteten städtischen und dem Militärkrankenhaus befinden sich noch Krankenhäuser bei den vier größten Fabriken, und eine der vorhandenen drei Apotheken liefert Unbemittelten die Arzneien unentgeltlich.

Die Industrie Kostromás ist sehr bedeutend. Obenan steht die Maschinenfabrik der Herren Schipoff, die sich auch mit dem Bau von Dampfschiffen beschäftigt. Außerdem sind mehrere Leinwandfabriken, eine Wachskerzen- und eine Tabakfabrik vorhanden; der Jahresumsatz der beiden letztgenannten wird mit 3½ Millionen Rubel angegeben.

Die Stadt Kostromá ist jedoch auch durch die an ihrem Namen haftenden geschichtlichen Erinnerungen hoch interessant. Wir meinen damit nicht die vielen Baudenkmäler aus dem 13. und 14. Jahrhundert, nicht die 35 Kirchen und die großen Klöster, sondern ganz besonders zwei Begebenheiten, durch welche der Name Kostromá in Rußland zu einem populären geworden ist. Es war in jener traurigen Zeit, als noch die Polen in dem niedergeworfenen Rußland hausten. Der letzte Sprößling des Geschlechtes Ruriks, der junge Michael Romanoff, hatte vor den Nachstellungen des von den Polen begünstigten falschen Dmitri Zuflucht in der Stadt Kostromá gefunden, aber seine Feinde spürten ihn auf und er verdankte seine Rettung nur der heldenmütigen Aufopferung des Bürgers Iwan Susanjin, den die Mörder im Glauben, er sei der Fürst, niederstießen, während Michael Romanoff unverfolgt entkam. Ein Denkmal, welches im Jahre 1851 errichtet wurde, erinnert an

diese That heroischer Unterthanentreue: auf einem Granitsockel erhebt sich eine Säule, welche die Bronzebüste Michael Romanoffs trägt, und zu Füßen der Säule kniet Susanjin, den Blick zum Himmel gerichtet.

An die andere oben erwähnte Begebenheit erinnert kein Denkmal, sie lebt aber noch frisch im Angedenken der Generation, welche Zeuge derselben war. Noch einmal wurde in jüngster Zeit ein Einwohner von Kostromá der Lebensretter seines Fürsten, wenn auch nur durch einen Zufall: der Hutmachergeselle Komissaroff, welcher das Leben Alexanders II. rettete. Vom Kaiser und dem ganzen Hofe mit Ehrenbezeigungen und Geschenken überhäuft, hat aber leider der reich gewordene Hutmachergeselle bei dem plötzlichen Glückswechsel alle Selbstbeherrschung verloren, und seine Rangerhöhung ist nichts weniger als ein Segen für ihn gewesen.

Zu seinen vielen Vorzügen gesellt sich bei Kostromá auch noch die Schönheit der Umgebung. Wenn wir nun dem Lauf der Wolga weiter stromabwärts folgen, ändert sich plötzlich die Scenerie. Bisher hatte die Wolga wenig, fast gar keine landschaftlichen Reize; jetzt entschädigt sie uns überreichlich für das, was wir bisher entbehren mußten. Freundliche Dörfer und Städte, von großen Gärten umgeben, wechseln mit Saatfeldern und waldigen Höhen, von denen vergoldete Kirchenkuppeln herabblinken, der Strom selbst hat eine majestätische Breite erlangt, und Schiffe aller Größen bedecken die klaren Fluten. Das linke Ufer flacht sich allmählich ab, während am rechten der waldige Höhenzug sich fast ununterbrochen hinzieht. Die nächste Metropole des Wolgahandels, Njishny-Nowgorod, zeichnet sich daher durch landschaftliche Schönheit vor allen den Wolgastädten aus, die wir bisher kennen gelernt. Sie ist die Diamantenschließe auf dem silbernen Wolgagürtel, der Russias kraftstrotzende Glieder umspannt, und als solche der sehenswerteste Mittelpunkt des internationalen Lebens auf und an der Wolga.

Es giebt auf dem Erdenrund keinen zweiten Fluß wie die Wolga, dessen Anwohner von so grundverschiedener Abstammung und Eigenart wären. Und doch hat die Notwendigkeit des Warenaustausches und nicht der Krieg oder eine durch denselben bedingte Staatsaktion diese Uferbewohner trotz ihrer Verschiedenheit schon in unvordenklichen Zeiten zu einer gewissen Gemeinsamkeit zusammengeschmolzen. Mit der zunehmenden Gesittung und der Vermehrung der Bedürfnisse stellt sich aber auch die Notwendigkeit eines gemeinsamen Ortes zur Verwertung der Landeserzeugnisse und der Jagdbeute ein. Dieser Markt zog ebenso von Ort zu Ort wie die Menschen, welche ihn als Käufer und Verkäufer zum Behufe des Tauschhandels besuchten. Wir wollen seine urkundlich bestätigten Wanderungen im knappen Umriß wiedergeben, denn über seine Schicksale in der geschichtlich nicht beglaubigten Vorzeit giebt es nicht einmal Vermutungen, weil die Sturmflut der Völkerwanderung alle Spuren früherer Handelsbeziehungen verwischte. Erst das neunte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hat die sichere Kunde vom Warenaustausch europäischer und asiatischer Kaufleute aufzuweisen. Zu jener Zeit war es die am Zusammenfluß der Wolga und der Kama gelegene Hauptstadt des bulgarischen Königreiches, wo die handelsbeflissenen Nomaden von der sibirischen Tundra, aus dem Hochlande Mittelasiens, von Persien, Indien und Arabien zusammenkamen, um für ihre Rohprodukte die Erzeugnisse des europäischen Kunstfleißes einzutauschen. Nach dem Zusammenbruch des Bulgarenreiches und der Aufrichtung des tatarischen Chanats wurde der Markt in Kasan abgehalten, um in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in die Nähe der Stadt Makariew, vor das Kloster Jeltowodsk, einen vielbesuchten Wallfahrtsort, verlegt zu werden. Hier, von allen großen Städten entfernt, auf einer sandigen Fläche, in deren regenerweichten Boden die Lastfuhrwerke bis zur Achse versanken, erhob sich die Zelt- und Budenstadt, bis sie im Jahre 1816 eine Feuersbrunst zerstörte. Dieser Umstand, verbunden mit den örtlichen Verkehrsschwierigkeiten, trug wesentlich dazu bei, den Markt nach dem 80 Werst entfernten Njishny-Nowgorod zu verlegen. So entstand im Knotenpunkt der kaspischen Handelswege, die bereits den Griechen und Phöniziern bekannt waren, am Zusammenfluß der Wolga mit der Oka die Njishny-Nowgoroder Messe, welche im Laufe von 65 Jahren nicht nur Rußlands bedeutendster Stapelplatz, sondern auch das Stelldichein der Kaufleute von zwei Weltteilen geworden ist. Die Stadt selbst, regulär gebaut, unterscheidet sich in gar nichts von den anderen Provinzialstädten. Sie hat ohne die Meßleute 50 000 Einwohner und ist an dem steil abfallenden rechten Wolgaufer erbaut. Sie besteht aus zwei durch die Oka getrennten und durch eine Schiffbrücke verbundenen Teilen, wovon der kleinere, tiefer liegende Teil der Schauplatz des ameisenartigen Getriebes ist, das hier alljährlich vom 15. Juli bis zum 25. August alten Stils 200 000 Meßfieranten und aus allen Weltgegenden zusammengeströmte Käufer vollführen.



Ansicht von Nijshny-Nowgorod.



Die Einrichtung und Einteilung des Marktplatzes hat sich seit 1817 nicht wesentlich verändert, nur mußte derselbe, um neuen Anforderungen zu genügen, bedeutend erweitert werden. Ein Wallgraben umgiebt die ältere Marktfläche mit ihren 3000 Buden, zu denen in neuerer Zeit außerhalb des Wallgrabens noch weitere 3000 Buden hinzugekommen sind. Das ergiebt eine Verkaufsstätte von 1700 Meter Länge und mehr als 1 Kilometer Breite. Wer sich diese Budenstadt als ein buntes Durcheinander mit romantischer Unregelmäßigkeit vorstellt, den wird die streng durchgeführte Regelmäßigkeit der Budenreihen sicherlich überraschen. Wie die Posthäuser in ganz Rußland zum Verwechseln ähnlich sind, so sind es auch Nowgorods 6000 Meßbuden trotz ihres vielgestaltigen Aufputzes und ihres himmelweit verschiedenen Inhalts, der aus allen Weltteilen zusammengetragen scheint. Auffallend in diesem Budeneinerlei sind nur vier Gebäude, und zwar das Gouvernementshaus, die orthodoxe sowie die armenische Kirche und die tatarische Moschee.

Das Gouvernementshaus ist nicht nur räumlich, sondern auch sachlich das Herz für den gewaltigen Pulsschlag des kommerziellen Lebens von Njishny-Nowgorod. Die unteren Räume dieses weitläufigen Gebäudes sind zu einem Bazar für Luxuswaren eingerichtet. Hier findet man in geschmackvoller Aufstellung Manufakturwaren aus Deutschland, Frankreich und England, Metallartikel von Tula, Teppiche von Taschkend, wohlriechende Essenzen von Smyrna und Damaskus, Seidenstoffe aus Persien, goldene Filigranarbeiten aus Bokhara und kunstreich geschnittene Halbedelsteine, wie Malachit und Lapislazuli, aus Sibirien. Hier sieht man die weiblichen Meßbesucher mit verlangenden Blicken die flimmernden Herrlichkeiten mustern, zu deren Anschaffung der spärliche Inhalt ihrer Börse meistenteils nicht hinreicht. Doch nicht diese zierlichen und verlockenden Luxusgegenstände sind es, welche den Reichtum des Weltmarktes ausmachen, sondern die unansehnlichen Rohprodukte. Es giebt hier lange, fast unübersehbare Budenreihen, in denen man nur Roß- und Kuhhare, Kalb- und Ziegenfelle von schlitzäugigen Kirgisen, Kamel- und Kaschmirwolle von langbärtigen Bokharesen und sibirische Rauchwaren von Kaufleuten aus Tobolsk und Jeniseisk feilbieten sieht. Perser und Armenier, durch ihre hohen Schaffellmützen kenntlich, verkaufen Tabak und Gewürze, während die Söhne des himmlischen Reiches den weiten Weg von Kjachta über Irkutsk, Tomsk und Perm zur Kama und Wolga nicht gescheut haben, um ihre großen Vorräte von Thee an den Mann zu bringen.

In dem asiatischen Viertel geht es auffallend still zu. Desto lauter lassen sich die Eisenhändler von Alexandrow und Tula vernehmen. Ihre weit und breit bekannte Redseligkeit wird aber von den Kattun- und Leinwandhändlern von Pawlowo noch übertroffen. Die Kurzwarenhändler aus den Ostseeprovinzen und die polnischen Süßholzhändler zeichnen sich durch ihre Schweigsamkeit eben so wenig aus, wie die in Njishny-Nowgorod ansässigen Fleisch- und Fischverkäufer. Letztere hat man wegen zunehmenden Raummangels auf eine Insel in der Oka verwiesen, die durch zwei Stege mit dem Marktplatz verbunden ist. Es ist gar nicht selten, daß man an den Tischen dieser Speisenverkäufer zehn verschiedene Sprachen hört. Trotz dieser babylonischen Sprachenverwirrung halten die Tag und Nacht die Zelt- und Budenstadt durchstreifenden Gorodowojs die Ordnung ohne Waffenanwendung aufrecht, weil der Asiate ebenso wie der Russe vom Anstandsgefühl tief durchdrungen ist. Blutige Schlägereien, wie sie z. B. auf ungarischen Märkten unter Zigeunern vorzukommen pflegen, hat die Polizeiwache in Njishny-Nowgorod nie zu schlichten. Desto strenger hält sie das Verbot des Rauchens innerhalb des Marktes aufrecht. Daß auch Diebe in einem vierzig Tage währenden Gedränge ihr straffälliges Handwerk auszuüben bemüht sind, wird wohl niemanden überraschen, doch giebt es ihrer auffallend wenig, weil sie, auf frischer That ertappt, exemplarisch bestraft werden. Gefährlicher sind die falschen Spieler, die als Offiziere und sonstige Würdenträger verkleidet, in den ersten Hotels ihren Unfug treiben, und die Schwindler, die unter der Maske von biederen Krämern den Meßkredit mißbrauchen und den asiatischen Kaufleuten Waren entlocken.

Nachdem wir die Verkäufer und was drum und dran hängt geschildert haben, wollen wir uns auch die Käufer und die Marktbummler ansehen. In erster Linie ist darunter die ganze Musterkarte des russischen Völkermosaiks von Archangelsk bis Astrachan vertreten. Der immer zu einem Scherz aufgelegte Großrusse ist wie sein melancholischer Stammverwandter vom Don und Dniepr, der Kleinrusse, von dem Gedanken beseelt, soviel wie möglich einzukaufen, was beide leider nur zu oft im Theehaus vergessen. Der sonst so lustige Kosak ist als berittene Stadtwache in Njishni-Nowgorod Standesperson und zieht sein verschmitztes Gesicht in offizielle

Falten, d. h. so lange er im Dienst ist, denn außer dem Dienst trinkt er selbst mit den verrufenen Fabrikarbeitern von Pawlowo und den Webern von Klasma Brüderschaft, die in Scharen herbeiströmen, um die Herrlichkeiten des Marktes zu bewundern, in der Regel aber mit blau geschwollenen Wangen und eingeschrumpftem Geldbeutel heimkehren, ohne etwas gekauft zu haben. Njishny-Nowgorod bei Nacht ist eine interessante Studie, die sich jedoch der öffentlichen Besprechung entzieht. Alle diese anrüchigen Belustigungen werden aber wegen der strengen Marktobservanz so geheim gehalten, daß sie nur dem Eingeweihten zugänglich sind. Der Tatar, Perser und Tscherkesse übernachtet im Gostjinny Dwor und verläßt, wenn er seine Einkäufe bewerkstelligt hat, den Markt, ohne seine Verlockungen kennen gelernt zu haben, und die westeuropäischen Käufer kommen am frühen Morgen von Moskau mit der Eisenbahn an, besorgen im Laufe des Tages ihre Einkäufe und dampfen

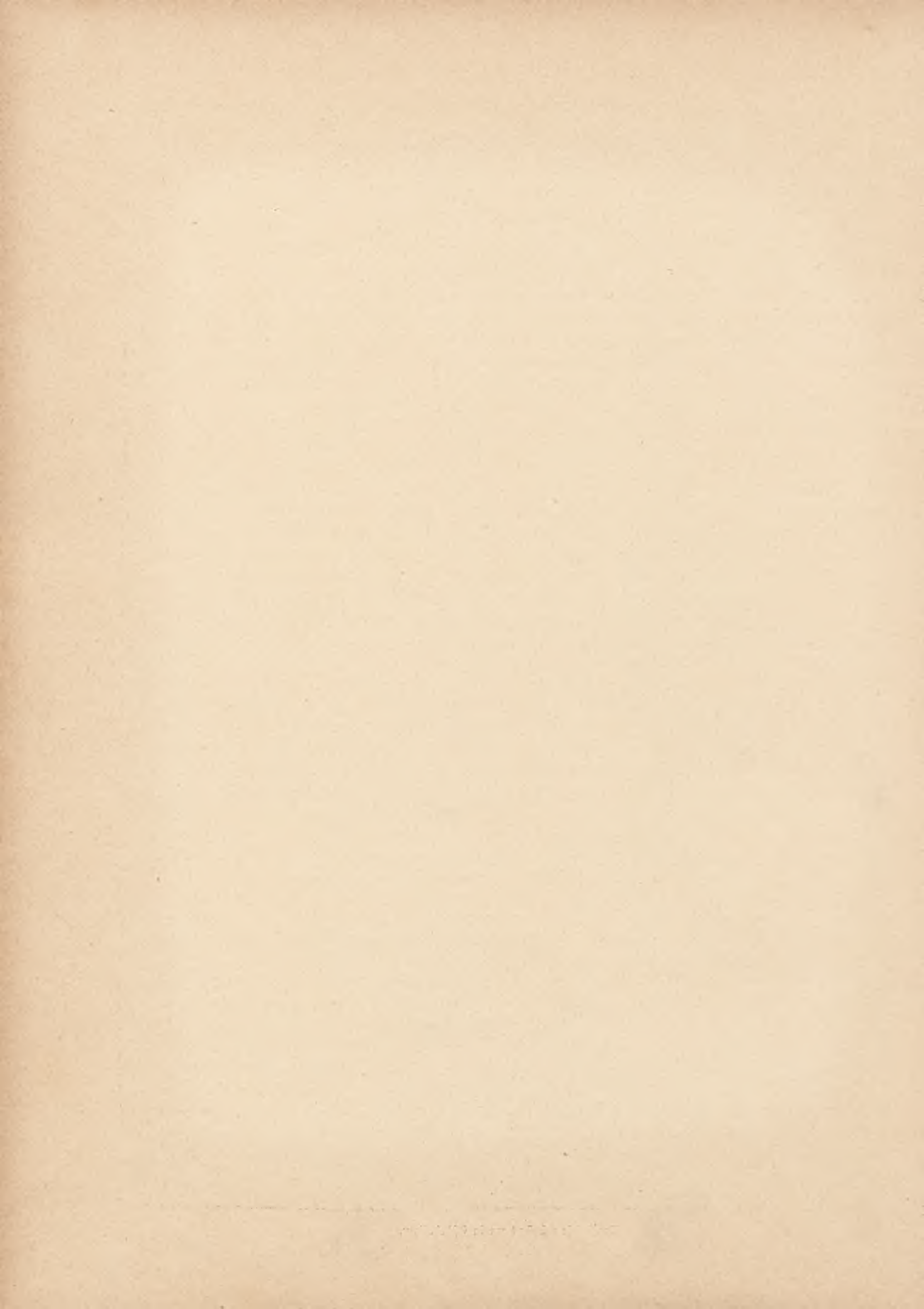


Rechtes Wolgaufer unterhalb Njishny-Nowgorod.

am Abend wieder nach Moskau zurück, um den hochgeschraubten Preisen der Njishny-Nowgoroder Gasthöfe nicht zum Opfer zu fallen. Vor der Einführung der Eisenbahn war es freilich anders. Da brauchten die Meßbesucher einige Tage Rast, um ihre durchgeschüttelten Knochen wieder zu spüren. Jetzt vermitteln zahllose Dampfschiffe den Waren- und Personenverkehr auf der Wolga und Kama und die länderverbindenden Eisenbahnschienen sind schon bis Orenburg gelegt. Und doch haben alle diese Verkehrserleichterungen dem Markt eher geschadet als genützt. So z. B. hat der chinesische Theehandel seit Eröffnung des Suezkanals andere Wege eingeschlagen, die nicht nach Njishny-Nowgorod führen. Wie einst Genua und Venedig durch neuentdeckte Handelswege nach Indien ihre kaufmännische Bedeutung verloren, so kann einst Njishny-Nowgorod aufhören, der Knotenpunkt des orientalischen und occidentalischen Handelsverkehrs zu sein, doch so lange es der am weitesten nach Nordost vorgeschobene Eisenbahnausläufer bleibt, ist an eine Schmälerung seiner Marktbedeutung



Der schiefe Glockenturm in Tschebokfary.



nicht zu denken. Übrigens wäre es nicht das erste Mal, daß Njishny-Nowgorod seiner Bedeutung verlustig ginge, um sie wieder zu erlangen. Ausgrabungen, welche Altertumsforscher in Perekop am Schwarzen Meer und in Taganrog am Asowschen Meer veranstalteten und die in Charkow, Woronesch und Tambow fortgesetzt wurden, lassen die Vermutung aufkommen, daß es schon in uralter Zeit Handelswege gab, welche vom Schwarzen und Asowschen Meer ausgingen, um sich an der Mündung der Oka in die Wolga zu vereinigen. Folglich bestand damals schon an der Stelle des heutigen Njishny-Nowgorod ein wichtiger Handelsort, an welchem sich wie heute Arier und Mongolen zum Warenaustausch einfanden.

Auf der Messe in Makariew betrug der Wert der vorhandenen Waren im Jahre 1697 etwa 80 000 Rubel, im Jahre 1741 etwa 490 000 Rubel, aber 49 Jahre später war er bereits auf 30 Millionen angewachsen. Nach Verlegung der Messe nach Njishny-Nowgorod wuchs der Geschäftsumsatz mit Riesenschritten. Auf der ersten in Njishny-Nowgorod abgehaltenen Messe hatte er 51 365 000 Rubel betragen — im Jahre 1880 war er bereits auf 170 271 933 Rubel gestiegen. Im Jahre 1881 wurden für mehr als 246 Millionen abgesetzt, also um etwa 73 Millionen mehr als im Vorjahre.

Ein weniger günstiges Resultat ergab die Messe im Jahre 1882. Die Warenzufuhr repräsentierte einen Wert von 225 502 978 Rubel, blieb also hinter jener des Vorjahres um 22 677 260 Rubel zurück. Unverkauft blieben für 23 121 184 Rubel Waren, das heißt für 19 946 046 Rubel mehr als im Jahre 1881. Im ganzen betrug der Rückgang des Jahrmarkthandels im Jahre 1882 gegen das Vorjahr 42 623 306 Rubel.

Der jetzige Markt ist im Jahre 1824 von dem Ingenieur-General Betancourt erbaut worden, welcher den Überschwemmungen ausgesetzten Boden bedeutend erhöhte und dann 60 Gebäude mit 2521 Verkaufsläden, eine rechtgläubige und eine armenische Kirche, eine tatarische Moschee und das Börsengebäude nebst vielen anderen dort aufführte. Die Kosten dieser Bauten beliefen sich auf 3 150 000 Rubel und zur Erhaltung der Gebäude wurde von den Geschäftsleuten eine jährliche Steuer im Betrage von etwa 25 000 Rubel erhoben.

Der Markt befindet sich auf einer Landzunge, welche durch die in die Wolga einmündende Oka gebildet wird. Überschreiten wir die Brücke, welche den Markt mit der Stadt verbindet, so fällt uns alsbald eine gewaltige Kirche mit fünf Kuppeln auf, welche über die Häuser am andern Ufer emporragt. Es ist die Marienkirche, oder, wie sie häufiger genannt wird, die Stroganoffsche Kirche (siehe Seite 205). Die letztere Benennung erhielt sie nach ihrem Erbauer, einem reichen Kaufmann Namens Gregor Stroganoff, der keine Kosten scheute, um in seiner Vaterstadt ein in jeder Beziehung großartiges Gotteshaus zu errichten. Unter den vielen Gemälden, welche es enthält, sind besonders ein Christus und eine Mutter Gottes von Caravaggio bemerkenswert. Stroganoffs Eifer, die im Jahre 1719 eingeweihte Kirche auch im Innern der imposanten Außenseite entsprechend auszuschmücken, verdankt eine Sage ihre Entstehung, die sich bis heute im Volksmund erhalten hat. Stroganoff soll, erzählt man, für seine Kirche Gemälde aufgekauft haben, welche der Zar bestellt hatte, und darüber erzürnt, habe dann der letztere befohlen, die Kirche zu schließen und den Gottesdienst in derselben einzustellen. Thatsache ist nun allerdings, daß die Kirche bald nach ihrer Einweihung auf Befehl des Zaren geschlossen wurde, aber die Veranlassung war eine andere als gewöhnlich angenommen wird. Stroganoff hatte sich mit seiner ganzen Familie einem falschen Propheten Namens Prokop Lupchin angeschlossen, der sich für Christus ausgab, und in den oberen Räumen der Kirche fanden die Versammlungen dieser Sekte statt. Als die Regierung davon Kunde erhielt, ließ sie die Kirche für einige Zeit schließen, um den Sektierern die Gelegenheit zu Versammlungen zu entziehen.

Die eigentliche Stadt, die wir nun betreten, erhebt sich amphitheatralisch auf den niedrigen Anhöhen am rechten Ufer der Wolga und Oka. Der Blick, der einmal auf dem reizenden Landschaftsbild geweilt, vermag sich nur schwer von demselben zu trennen. Aus dem frischen Grün der Gärten und Baumanlagen blinken uns freundliche, weißgetünchte Häuser entgegen, malerisch an den Abhängen gruppiert, und darüber erheben sich schlanke Kirchtürme mit im Sonnenglanz funkelnden vergoldeten Kuppeln, und alte Kirchen mahnen an vergangene Zeiten. Hoch über der Stadt, auf der tschasowaja gora (Uhrberg) liegt der Kreml, die alte Citadelle, welche im Jahre 1372 gegründet wurde. Die elf Türme der Kremlmauer sind noch wohl erhalten. Im Kreml wohnt der Gouverneur; außerdem befinden sich dort große Kasernen und ein Arsenal. Ein Denkmal Minins und Posharskis erinnert an Njishny-Nowgorods glorreichste Tage, als es der Mittelpunkt

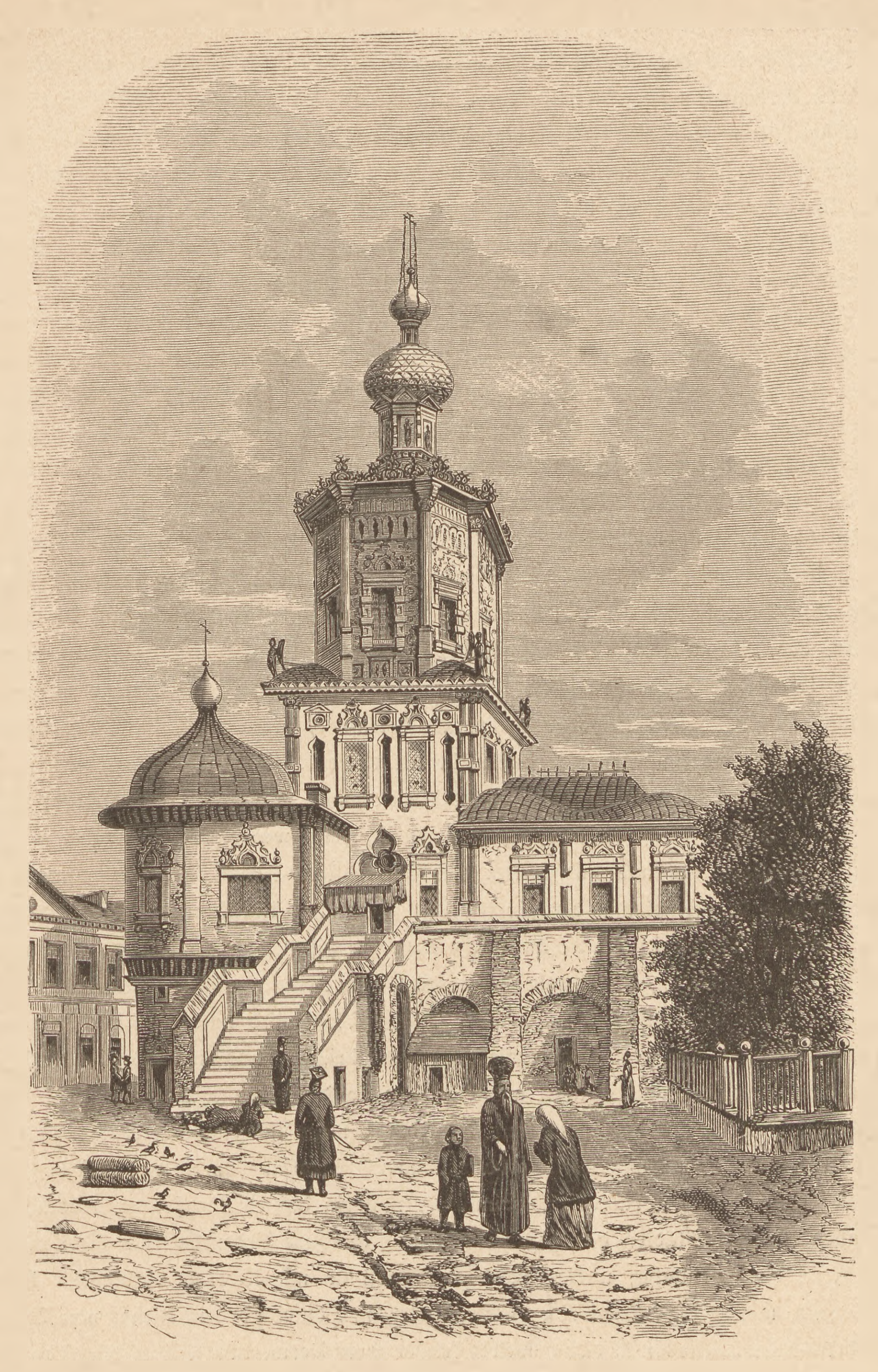
der nationalen Erhebung gegen die Polen war. Im Preobrashenski Sobor des Kreml, welcher im Jahre 1221 erbaut wurde, liegt Minin begraben. Als Peter der Große in Njishny-Nowgorod sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, kniete er vor Minins Grabe nieder und rief: „Hier liegt der Befreier Rußlands!" — und keiner der folgenden Zaren, der Nowgorod besuchte, hat es unterlassen, den gefeierten Nationalhelden durch einen Besuch seines Grabes zu ehren. Trotzdem ist das Denkmal desselben, welches im Kremlhofe steht, höchst verwahrlost. Die Nowgoroder Kaufmannschaft hat für die großen Thaten ihrer Vorfahren, welche das ganze übrige Rußland heute noch preist, ein schlechtes Gedächtnis, ebenso wie ihr aller Sinn für Naturschönheit und die landschaftlichen Reize der Umgebung Nowgorods zu fehlen scheint. Wenn man den Kreml durch das Dmitri-Thor verläßt, gelangt man auf den von hübschen Steingebäuden im Halbkreis umgebenen Blagowjeschtschenski-Platz und über diesen auf einen Boulevard, der am Fuße des Kremlhügels



Ansicht von Kasan.

hinführt. Dort ist an einer Stelle, von der aus man eine herrliche Fernsicht genießt, ein Pavillon errichtet worden, in welchem sich ein Lesezimmer mit in- und ausländischen Zeitungen befindet, aber dieses reizende Belvedère wird von den Nowgorodern fast gar nicht besucht; 10 Kopeken — so viel beträgt der Eintrittspreis — für bloßen Naturgenuß zu zahlen, ist ihnen ein zu hoher Preis, während sie anstandslos das drei- bis vierfache an Eintrittsgeld zahlen, um in dunstigen Sälen oder feuchten, ungesunden Gärten den Produktionen einiger Chansonetten und Akrobaten zuzusehen.

Außer Minin sind in der Preobrashenski-Kirche viele Großfürsten und Metropoliten von Njishny-Nowgorod begraben, darunter Konstantin Wassiljewitsch, der Urenkel Alexander Newkis, Nowgorods erster Metropolit Philaret, welcher Peter den Großen taufte, der Erzbischof Pitirim, der anfangs sich zu den Lehren der Raskolnjiki bekannte, später aber einer der unerbittlichsten Verfolger derselben wurde, und viele andere mehr.



Kathedrale in Kasan.

In der zweiten Kreml-Kirche, dem Archángelski Sobór, ruhen die Nachkommen der ehemaligen Großfürsten von Njishny-Nowgorod, welche bereits zum Hofstaat der Moskauer Fürsten gehörten. Das Großfürstentum Njishny-Nowgorod war nicht lange selbständig gewesen. Anfangs zum Fürstentum Susdal gehörig, erlangte es erst im Jahre 1350 unter Konstantin Wassiljewitsch die Selbständigkeit, und verlor sie schon im Jahre 1418 wieder, seit welcher Zeit es ununterbrochen mit dem Moskauer Fürstentum vereinigt blieb.

Der Kremlhügel mit dem Ilinski- und dem Buschewa-Hügel bilden die sogenannte obere Stadt, wérchny gorod; der zu Füßen der Hügel bis zum Flußufer sich ausbreitende Stadtteil heißt die untere Stadt, njishny gorod. Früher litt die obere Stadt an Wassermangel, und die Einwohner waren gezwungen, ihren Wasser-

bedarf aus der untern Stadt zu holen, jetzt aber ist am Wolgaufer in einem großen Gebäude eine Dampfmaschine in Thätigkeit, welche das Wasser durch eiserne Röhren in den Kreml hinauftreibt. Zwischen der obern und untern Stadt liegt am Hügelabhang der „englische Garten“, eine zwei Werst bedeckende Parkanlage mit langen, schattigen Alleen und vielen Aussichtspunkten, von denen aus man namentlich im Sommer eine entzückende Fernsicht genießt. Der Fluß Potschaina, welcher früher die untere Stadt durchfloß — an seinem Ufer soll Minins Wohnhaus gestanden haben — ist jetzt nur noch ein unscheinbares Bächlein. Der Sage nach soll er aber noch eines Tages riesig anschwellen und dann die ganze Stadt in seinen Fluten begraben.

Wir können dem Leser nicht zumuten, uns auf einer Wanderung durch das halbe hundert Kirchen zu begleiten, welche Njishny-Nowgorod besitzt und die neben dem Jahrmarkt seine Hauptsehenswürdigkeiten sind. Es befinden sich unter ihnen 43 rechtgläubige, 2 Kirchen der Altgläubigen, 1 protestantische, 1 katholische und 1 armenische Kirche, ferner eine Synagoge und eine Moschee. Doch der Besucher Njishny-Nowgorods kehrt immer und immer wieder von solchen Sehenswürdigkeiten zu dem zurück, was der Stadt den meisten Reiz verleiht: der Handel. Ungemein lohnend ist eine Wanderung längs der Ufer-Quais und weiter hinaus, die endlosen Landungsplätze entlang. Wenn man diesen Wald von Masten vor sich sieht, der unübersehbar längs der Ufer sich hinzieht, so gewinnt man schon annähernd eine Vorstellung von dem Verkehr, der sich in Njishny-Nowgorod konzentriert. Auf einer Strecke von 20 Werst ziehen sich die Landungsplätze hin. Schon die Landungsplätze der Dampfschiffe der vielen Dampfschiffahrtgesellschaften, welche auf der Wolga verkehren — des „Samolet“, der „Kama-Wolga-Dampfschiffahrtgesellschaft“, des „Neptun“, „Kaukasus“ u. s. w. — nehmen eine große Uferstrecke in Anspruch. Da die meisten Dampfer die Wolgatour mehrmals im Jahre zurücklegen und also auch Njishny-Nowgorod mehrmals berühren, beläuft sich die Zahl der im Laufe des Jahres bei der Stadt ankommenden Dampfer auf mehr als tausend. Dazu kommen gegen 4000 Ruder- und Segelschiffe und etwa anderthalb tausend Flöße, welche ankommen, und an 5000 Schiffe, welche von hier auslaufen. Und solche Zahlen erscheinen uns fast noch klein, wenn wir die Warenmassen in Betracht ziehen, die aus so vielen Gouvernements und aus fernen Ländern in diesem Sammelbecken zusammenströmen! Da kommen auf der Wolga die Ergebnisse der Ernten aus Rußlands Kornkammer, aus den Gouvernements Saratow, Pensa, Samara, Simbirsk und Kasan, Fische vom Kaspisee, Salz vom Eltonsee, Talg aus Samara, Senf von Sarepta, Felle aus Kasan, Wein von Kislar sowie auch Seide vom fernen Kaukasus. Auf der Kama schwimmen Schiffe in die Wolga und auf dieser nach Njishny-Nowgorod hinab, welche Seide aus Bokchara, allerlei Metalle aus Sibirien, Eisen vom Ural, Salz aus Perm bringen, und auf demselben Wege kommt nach Njishny-Nowgorod der Thee, der von Kjachta aus die weite Landreise zurückgelegt hat.

Nicht so groß wie die Warenzufuhr auf dem Wasserwege ist jene auf dem Landwege, aber doch immerhin sehr bedeutend. In gutem Stand erhaltene breite Straßen führen von Njishny-Nowgorod nach Wjatka und Kasan, nach Pensa, Saratow und Simbirsk, und ein dichtes Straßennetz verbindet Njishny-Nowgorod auch mit allen kleineren Städten des Gouvernements. Größere Bedeutung als die Landstraßen hat für den Handel der Stadt die Eisenbahn, welche sie über Wladjimir mit Moskau verbindet. Die Produkte der industriereichen Gegend, welche diese Eisenbahn durchschneidet, sind durch sie dem Markt von Njishny-Nowgorod näher gerückt und die Schwierigkeiten beseitigt, welche früher ihrer Verwertung entgegenstanden (siehe Seite 114). Für viele Nowgoroder Handelsartikel war die Eröffnung dieser Bahn geradezu epochemachend, da durch sie die Konkurrenz des Weltmarktes ermöglicht wurde, die sich zu allererst bei den Theepreisen fühlbar machte. Als im Jahre 1862 die Einfuhr des englischen, auf dem Seewege aus China gebrachten Thees gestattet wurde, erschien der englische Thee bereits auf der nächsten Messe in Njishny-Nowgorod, und der neue Konkurrent rief unter der ahnungslosen Kaufmannswelt eine beispiellose Panik hervor.

Es ist nicht uninteressant, die Bedeutung der Eisenbahnen in Rußland mit jener der anderen Verkehrsstraßen zu vergleichen, und da wir gerade von ihrem größten Konkurrenten, Rußlands bedeutendster Wasserstraße, der Wolga, reden, so wollen wir hier noch einige Worte über das russische Eisenbahnwesen einfügen.

Ein flüchtiger Blick auf die geographische Lage Rußlands und seine lokalen Bedingungen genügt, um die außerordentliche Wichtigkeit, von welcher die Eisenbahnverbindung gerade für dieses Reich sein muß, voll und ganz zu ermessen. Nicht nur der große Umfang seines Territoriums und die kolossalen Entfernungen,

welche zwischen den einzelnen Produktionsdistrikten und ihren naturgemäßen Absatzorten liegen, allein sind es, welche die Schienenwege für Rußland so wichtig erscheinen lassen, sondern der denkbarste Mangel an anderen Verkehrswegen, vor allem an ausgedehnten Wasserstraßen, war bei der Einführung der Eisenbahnen in Rußland — als die erste Eisenbahnverbindung im Jahre 1851, zwischen Moskau und Petersburg, hergestellt worden war — der maßgebendste Faktor. Es ist merkwürdig, wie arm Rußland an Wasserstraßen ist, und wie geringen Nutzen selbst dieses geringe Maß von Wasserstraßen dem öffentlichen Verkehr darzubringen vermag. Während z. B. Frankreich 26 Kilometer, England 9 Kilometer Wasserstraßen per Quadratmeile ihres Gesamtareals aufzuweisen haben, besitzt Rußland, einschließlich aller seiner künstlichen und natürlichen Wasserläufe, nur $^1/_2$ Kilometer Wasserwege per Quadratmeile, ist also in dieser Hinsicht 52 mal schlechter gestellt als Frankreich, und 18 mal schlechter als England. Nicht genug an diesem Übelstande, sind diese wenigen inneren Wasserwege Rußlands, wie gesagt, bei weitem nicht von dem Werte, hinsichtlich des allgemeinen Güterverkehrs wie auch der anderen Kulturzwecke, wie die Wasserwege im übrigen Europa. Erstens ist die Menge der Wasserkommunikation sehr ungleich verteilt zwischen den verschiedenen Landesteilen des unermeßlichen Reiches, so daß ganze Landstriche selbst den Segen dieser, wenn auch sehr knappen Verbindung zu Wasser entbehren müssen. Außerdem aber ist folgender Umstand von noch größerer Bedeutung. Während in Deutschland sämtliche größere Flüsse ins offene Meer münden und hierdurch einen direkten internationalen Verkehr herstellen, fließt der größte und wichtigste Strom Rußlands, die Wolga, in das Kaspische Meer, welches sowohl für den internationalen als auch überhaupt für jeden andern Verkehr gänzlich ohne Bedeutung ist. Bei denjenigen einiger Flüsse Rußlands, welche ins offene Meer fließen, wie z. B. dem Niemen (Néman) und der Weichsel (Wissla), liegen die Verhältnisse insofern unglücklich für Rußland, als die Mündungen derselben auf dem Gebiete eines fremden Staates, in diesem Falle in Preußen, sich befinden. Und noch ein Umstand! Während z. B. in Deutschland die Ackerbaugebiete und Kohlenreviere zumeist am oberen Teile der Flüsse gelegen sind und mithin ihre Produkte viel leichter stromabwärts verfrachten können, liegen in Rußland diese Verhältnisse gerade umgekehrt, und auf der Wolga müssen die großen Frachten mit bedeutenden Kraftanwendungen stromaufwärts geleitet werden. Zu dieser langen Kette von Mängeln kommt nun ergänzend das Hauptübel hinzu, daß sämtliche Binnengewässer im Laufe von 5—6 Monaten des Jahres überhaupt für die Schiffahrt nicht existieren, indem sie durch die Eisdecke gefesselt sind.

Wir glaubten diese kurze, wenn auch mehr ins rein volkswirtschaftliche Gebiet einschlagende Betrachtung vorausschicken zu sollen — über den ungenügenden Stand der Chausseen und sonstigen Landstraßen Rußlands wollen wir keine vielen Worte verlieren — um darüber klar zu werden, wie sehr die Schienenwege für Rußland von viel wichtigerer Bedeutung seien, als für irgend einen andern europäischen Staat — europäischen deswegen, weil das asiatische Rußland als „eisenbahnloses" noch gar nicht dabei in Betracht kommt.

Man muß es dem Kaiser Nikolaus lassen — und hiermit gehen wir direkt zu unserem Gegenstand über — daß er die ganze Sachlage richtig erfaßt hat und daher, im Gegensatz zu vielen anderen europäischen Monarchen jener und früherer Zeiten, sich rasch und leichten Herzens zum Bau der ersten russischen Eisenbahn entschloß. Es ist dies die Bahn zwischen Petersburg und Moskau (ihrer Lage und Ausdehnung nach etwa mit der Bahn zwischen Berlin und Königsberg zu vergleichen), welche daher auch den Namen „Nikolaibahn" führt und im Jahre 1851 eröffnet wurde. Der kaiserliche Ukas, welcher an das damalige Ministerium in dieser Angelegenheit erging, lautete kurz: „Will Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau!" Aber um so länger dauerten die Beratungen, welche hierauf in dem Ministerium begannen und kein Ende nehmen wollten, da man sich über die Bauentwürfe nicht einigen konnte. Endlich riß die Geduld des Kaisers Nikolaus, und als der Minister eines Morgens wiederum mit einem neuen Bauprojekt kam und über die Schwierigkeiten klagte, welche bei der Lösung dieser Frage kaum zu überwinden seien, da sagte Nikolaus, welcher bekanntlich in Wort und That die äußerste Kürze liebte: „Hier hast Du die Route für diese Eisenbahn." Mit diesen Worten trat der Kaiser an seinen Arbeitstisch, nahm Lineal, Feder und eine Karte Rußlands zur Hand und führte auf letzterer eine gerade Linie zwischen Petersburg und Moskau. „So baut Ihr mir die Bahn!" sagte der Kaiser, und übergab dem verblüfften Minister die Karte. Die Nikolai-Bahn wurde nach jener Aufzeichnung des Kaisers erbaut, wie dies ein Blick auf die Eisenbahnkarte Rußlands sofort zeigt, und die Folge hiervon

war, daß alle rechts und links von dieser geraden Linie liegenden Städte und Ortschaften ohne Bahnverbindung geblieben sind. Nur eine einzige Gouvernementsstadt, die Stadt Twer, kam glücklicherweise auf der geraden Linie zu liegen. Der Bau der Nikolai-Bahn wurde vom Staate vollführt und hat nachgerade wahnsinnige Summen verschlungen. Im ganzen, die späteren Reparaturen mit eingerechnet, kam die Bahn, welche eine Länge von 604 Werst hat, über 90 Millionen Rubel Metall zu stehen, d. h. nahezu 300 Millionen Mark. Wenigstens wurde aus diesem ersten Versuch die nützliche Lehre gezogen, daß der Staat keine Bahnen mehr selbst bauen, vielmehr die Ausführung derselben den Privaten und Gesellschaften anheimstellen solle, indem er den Unternehmern eine Subsidie in Form von Zinsgarantieen gewährt. Dieses System wurde bereits befolgt bei der zunächst nach der Nikolaibahn zu bauenden Bahn, nämlich bei der Petersburg-Warschauer Bahn. Nachdem Moskau und Petersburg der Eisenbahnverbindung teilhaftig, wurde nun daran gedacht, Petersburg auch mit der dritten Residenz des Reiches, wie die offizielle Benennung von Warschau lautet, zu verbinden. Diese Petersburg-Warschauer Bahn, welche zu Regierungszeiten des verstorbenen Kaisers Alexander II. fertiggestellt wurde, ist 1211 Werst lang, hat also genau die doppelte Länge der Nikolaibahn, und kostete 125 Millionen Rubel Metall — immer noch ein enormer Herstellungspreis.

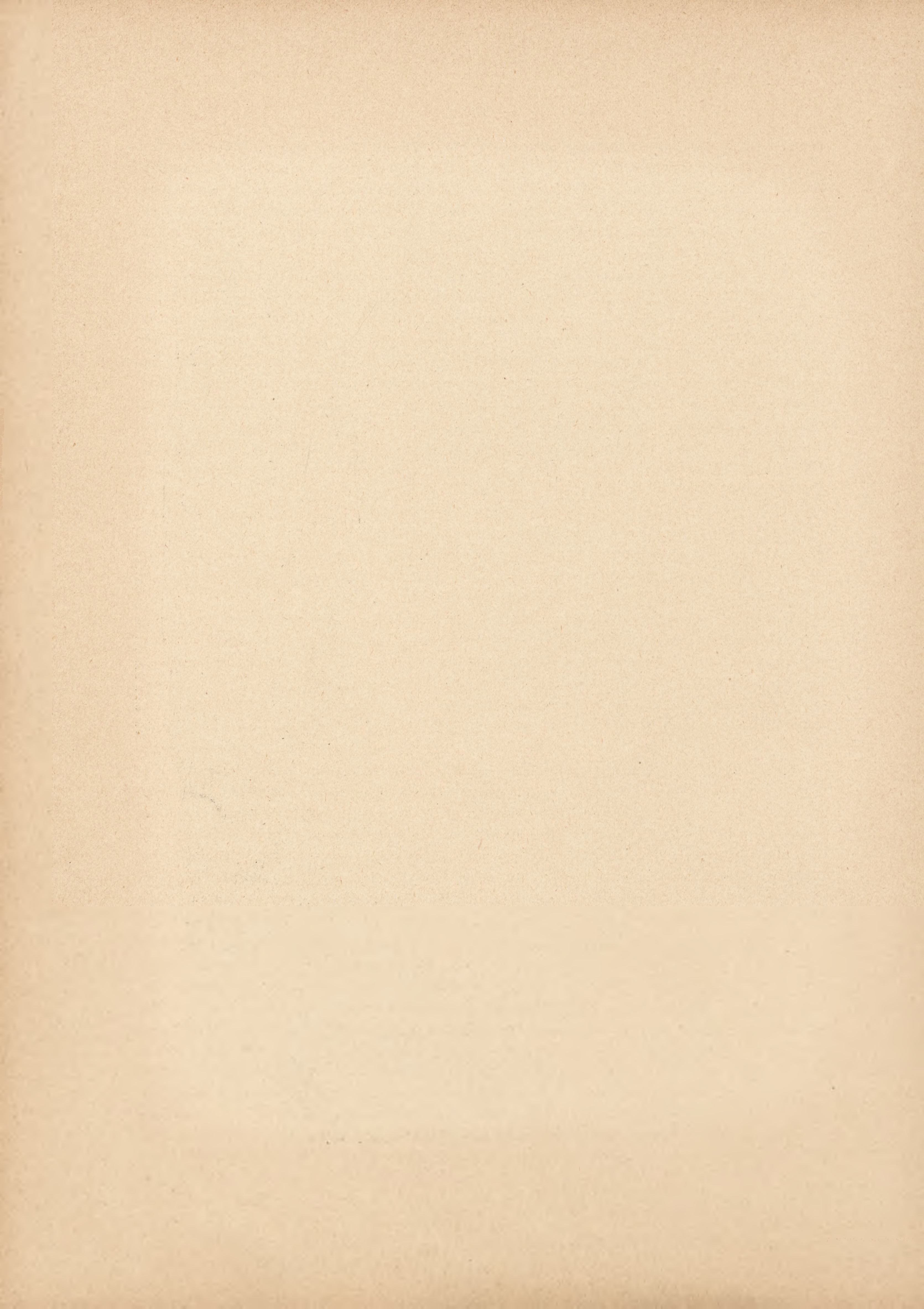
Indessen, ehe wir zur Betrachtung der einzelnen Eisenbahnlinien übergehen, wollen wir einige Merkmale hervorheben, welche denselben im Gegensatz zu den übrigen europäischen Bahnen eigen sind. Es wird uns dann um so leichter sein, eine Eisenbahnfahrt in Rußland dem Leser vor Augen zu führen.

Das erste, was dabei in Betracht kommt und namentlich für den internationalen Verkehr nachgerade eine Lebensfrage wurde, ist der Umstand, daß das russische Geleise nicht dieselbe Spurweite hat, wie die übrigen europäischen Bahnen. Rußland hat für sich eine beträchtlich breitere Spurweite eingeführt, und die natürliche Folge hiervon ist, daß das rollende Material der ausländischen Bahnen auf den russischen Schienenwegen nicht kursieren kann. Ob dies bei der Anlegung der ersten russischen Bahn seitens der Regierung absichtlich geschehen war, um dadurch das russische Reich den ausländischen Verkehrsmitteln unzugänglich zu machen — also eine Art Abschließung Rußlands vom übrigen Weltverkehr — oder ob dies nur eine zufällige Folge der Unaufmerksamkeit der russischen Ingenieure gewesen, wer vermag dies zu beurteilen? Genug — nachdem die ersten russischen Eisenbahnen mit einer breitern Spurweite ausgeführt worden sind, blieb späterhin den anderen Bahnen nichts übrig, und wird auch den noch künftighin zu errichtenden Schienenwegen nichts übrig bleiben als sich diesem Übelstande zu akkommodieren, um wenigstens den direkten innern Verkehr noch aufrecht zu erhalten. In letzter Zeit wurden übrigens Versuche gemacht, einen direkten Verkehr zwischen den ausländischen und russischen Bahnen dennoch möglich zu machen, indem man die betreffenden Waggons mit sogenannten verstellbaren Axen ausrüstet. Indessen läßt sich dieses System nur in einzelnen Fällen anwenden, für den großen Verkehr hingegen scheinen die verstellbaren Axen den gehegten Hoffnungen nicht zu entsprechen. An der russischen Grenze müssen daher alle Eisenbahnpassagiere umsteigen, sowie sämtliche Güter umgeladen werden.

Ein fernerer Übelstand bei den russischen Eisenbahnen ist der Wegfall von Personenwagen IV. Klasse. Es giebt nur drei Wagenklassen. Aber gerade in Rußland, wo der Abstand zwischen den niederen Volksschichten und den besseren Ständen so enorm ist, dürfte die Kreirung einer IV. Wagenklasse ein Gebot der Notwendigkeit sein. Zwar wird jetzt auf einzelnen Bahnen von dem Zugpersonal die milde Praxis geübt, daß sie Arbeiter und „schwarzes Volk" einerseits, und „anständige Leute" andererseits bei Benutzung der III. Wassenklasse von einander trennen, indessen hat diese Praxis, wie gesagt, auf den meisten Bahnen noch nicht Platz gegriffen. Man sieht daher sehr häufig auf Reisen in Rußland, wie Passagiere III. Wagenklasse auf den Zwischenstationen fortwährend sogenannte Zuschlagbillets lösen und mit ihren sieben Sachen nach den Wagen II. Klasse flüchten — für die Zuschauer mitunter ein gewisses Reisevergnügen, für die Betroffenen aber jedesmal eine peinliche Kalamität. Nur auf der Weichselbahn sind Versuche angestellt worden, die Arbeiter zu ermäßigten Preisen in besonderen aber ungedeckten Waggons zu transportieren, eine derartige Einrichtung der Transportierung von Menschen ist aber keineswegs zu wünschen. Eine fernere schlimme Folge des Mangels einer IV. Wagenklasse ist noch, daß dadurch die ärmere Landbevölkerung, nicht im Stande, das Fahrgeld der III. Wagenklasse — welches zwar in Rußland um einen verschwindenden Bruchteil geringer ist als im Auslande — zu entrichten, des Segens des Eisenbahnverkehrs gar nicht teilhaftig werden kann. Man kann daher des öfteren sehen, wie



Am alten Stadtgraben in Kasan.



manche Arbeitertrupps oder einzelne Bauern, die Stiefel oder die Schuhe über die Schultern, barfuß längs der Schienen einhergehen, und zwar Tage hindurch. Bei dem in vielen Landstrichen fast epidemisch grassierenden Hang zur „Übersiedlung" ist diese Thatsache von ganz besonderer Tragweite. Daß hierdurch ein beträchtliches Maß von nationaler Arbeitskraft und folglich auch von nationaler Produktivität verloren geht, ist ja leicht begreiflich, dem russischen Landmann wird es aber leichter, zwei oder drei Arbeitstage zu vergeuden, als irgend einen noch so geringen Betrag für eine Eisenbahnfahrt zu entrichten.

Zu den Hauptübelständen der russischen Eisenbahnen — von deren kleineren Übelständen wollen wir überhaupt absehen — gehört noch in erster Reihe der Umstand, daß sie fast alle eingeleisig sind und nur auf manchen kürzeren Strecken ein Doppelgeleis aufzuweisen haben. In Deutschland gehören bekanntlich eingeleisige Bahnen zu den seltenen Ausnahmen, da alle Bahnen, welche von größerer Wichtigkeit sind, zwei Geleise besitzen. Es gilt aber schon längst als Postulat bei den Technikern und sonstigen Sachkundigen, daß eingeleisige Bahnen nur Halb-Bahnen seien; ja, ein hervorragender Staatsmann soll einmal geäußert haben: Eingeleisige Bahnen sind gar keine Bahnen! Hiernach verlieren die russischen Eisenbahnen sehr an Bedeutung, besonders da sogar solche hervorragende Linien wie die Petersburg-Warschauer nicht doppelgeleisig sind. Wie sehr der Verkehr darunter leidet, braucht nicht erst gesagt zu werden, namentlich aber steigert sich die Kalamität im Falle einer Mobilisierung der Armee. Weder der Truppentransport noch der Privatverkehr können dann in erträglicher Weise vor sich gehen.

Nachdem wir so die Schattenseiten des russischen Eisenbahnwesens — wie gesagt, nur die hauptsächlichsten unter ihnen — beleuchtet haben, ist es uns um so angenehmer, nunmehr zu denjenigen Momenten überzugehen, welche die russischen Eisenbahnen gegenüber den Bahnen des Auslandes vorteilhaft auszeichnen, und daß sie derartige Vorteile besitzen, davon wird sich der Leser bald überzeugen können. Man möge sich nach folgendem eine Eisenbahnreise nach Rußland denken!

Gleichviel von welcher Richtung her man auf dem Landwege an die russische Grenze gelangt ist, ob von preußischem oder österreichischem Gebiet her, es muß, aus den bereits dargelegten Gründen, umgestiegen werden und man befindet sich somit gleich an der Grenze in einem russischen Eisenbahnzug, welcher von dem eben verlassenen deutschen oder andern Zuge sehr wesentlich verschieden ist. Die Waggons haben zunächst die salonartige Bauart, d. h. man kann den Wagen seiner Länge nach durchschreiten und dadurch sich wenigstens in einem Raum, welchen der Umfang eines ganzen Waggons bietet, frei bewegen. Das Zugpersonal ist in seinem Verkehr mit dem reisenden Publikum nicht nur höflich, sondern zum großen Teil überaus freundlich, so daß irgend welche Klagen über die Schaffner (Konduktor) und Zugführer (Ober-Konduktor) fast nie zu hören sind. Lästig ist nur die fortwährende Kontrolle der Fahrbillets der Reisenden, und nicht selten kommt mitten auf der Fahrt der eine Kontrolleur durch diese Wagenthür hinein, während der andere noch kaum jene Wagenthür hinter sich geschlossen hat. Zu dieser Maßregel haben sich die Eisenbahnen gezwungen gesehen infolge der häufigen Vorkommnisse von „blinden Passagieren", wie man die Reisenden ohne Billets zu bezeichnen pflegt. Bei den meisten Bahnen hat jeder Waggon, auch diejenigen III. Klasse, ein Kloset, ein Vorzug, der allein schon genügt, um den russischen Bahnen manches, was an ihnen zu tadeln wäre, nachzusehen. Die Heizung und Erwärmung der Waggons lassen im Winter nichts zu wünschen übrig.

Ein wehmütiges Gefühl erfaßt uns, wenn wir einen Blick auf die Lokomotive werfen, namentlich auf den an sie angehängten Tender, auf welchem das Brennmaterial für das Dampfroß aufgespeichert liegt. Aber was für Brennmaterial?! Da liegt ein förmlicher Berg — denn die russischen Eisenbahntender sind von viel größeren Dimensionen als die der ausländischen Bahnen — vom schönsten Holzmaterial, alles kernige und gesunde Kloben, welche anzusehen es eine wahre Freude sein würde, wenn sie nicht dazu bestimmt wären, in den mächtigen Feuerschlund der Lokomotive hineingeworfen zu werden! Wir haben früher (siehe Seite 186 u. f.) darauf hingewiesen, in welcher unverantwortlichen Weise die Produkte der russischen Waldungen vernichtet werden, und daß man in neuester Zeit Versuche angestellt hat, die Steinkohle und das im Kaukasus gewonnene Naphtha als Heizmaterial für die Eisenbahnen zu verwenden, indessen kommen diese Naturprodukte den Bahnverwaltungen wegen der bedeutenden Transportkosten verhältnismäßig zu teuer zu stehen, während der Wald ja bei der Hand, dicht an den Geleisen steht und seine schönen Bäume so leicht und bequem zu haben sind.

Einen äußerst angenehmen Ruhepunkt bieten bei der ermüdenden Fahrt die russischen Bahnhöfe, namentlich die Wartesäle und die Buffets, freilich II. und I. Klasse. Die Buffets auf den russischen Eisenbahn-Stationen sind in der That über alles Lob erhaben, und wir wüßten nicht, welches Land sich in dieser Beziehung mit Rußland messen könnte. Das Meublement ist freundlich und bequem, die vorgetragenen Speisen und Getränke vortrefflich. Eine riesige Theemaschine (Samowar) und eine Kaffeemaschine zischen Tag und Nacht, im Sommer



Tatar und Tatarenfrauen aus Kasan.

wie im Winter, und ein Thee und ein Kaffee wird verabreicht — der eine wie der andere in großen Gläsern — wie man sie besser in den renommiertesten Cafés der westeuropäischen Hauptstädte nicht haben kann. Und dies nicht etwa auf gewissen einzelnen Stationen, sondern auf allen ohne Ausnahme! Die Preise sind verhältnismäßig nicht hoch, d. h. sie entsprechen den allgemein in Rußland üblichen Preisen.

Was nun die Bahnhöfe im allgemeinen anbetrifft, so muß man es wiederum den russischen Eisenbahnverwaltungen ohne weiteres lassen, daß sie die beste Lösung für diese Frage, wenn man die Bahnhofs-

bauten überhaupt als eine Frage bezeichnen darf, gefunden haben. Die Bahnhöfe in Rußland sind keine Luxusgebäude, wie dies im Auslande zumeist der Fall ist, sind aber äußerst praktisch angelegt. Rußland hat an Bahnhöfen auch keinen einzigen aufzuweisen, welcher irgend einen Vergleich z. B. mit den Bahnhöfen von Berlin, Wien, Paris u. s. w. aushalten könnte. Speziell in Berlin gehören ja einige Bahnhöfe in die Reihe



Markt in Kasan.

der sogenannten Monumentalbauten der Residenz. Hingegen sind die sechs Bahnhöfe Moskaus und die vier Bahnhöfe Petersburgs von so bescheidener Natur, daß sie kaum Beachtung verdienen. Den Polizeidienst auf den Bahnhöfen verrichten merkwürdigerweise nicht die lokalen Organe der Polizei, sondern die Gensdarmerie, so daß an den Bahnhöfen keine Schutzleute, sondern Gensdarmen postiert sind, welche während des Haltens des Zuges sich auf dem Perron befinden.

Zu dem äußern Eisenbahndienst in Rußland sei noch bemerkt, daß eine einheitliche Uniform für das Zugpersonal nicht existiert. Viele Bahnen haben für die Kondukteure die russische Nationaltracht eingeführt: hohe Stulpstiefel, kurzer Kaftan mit Gürtel und Lammfellmütze. Andere Bahnen haben wiederum andere Bekleidungsarten, so z. B. sieht man das Zugpersonal der Liebau-Romnybahn mit weißen Mützen und mit ebensolchen Kitteln.

Was aber die Eisenbahnfahrt in Rußland sehr verleiden kann, ist die überaus ungenügende Art, wie für die etwaigen Anschlüsse gesorgt oder, richtiger gesagt, nicht gesorgt ist. Sobald überhaupt das Umsteigen von einer Bahnlinie auf eine andere erforderlich ist, da liegt der Hase im Pfeffer, und der Reisende muß sich da auf viele Unannehmlichkeiten gefaßt machen. Es geschieht dies zumeist aus dem Grunde, weil die verschiedenen Eisenbahndirektionen sich in den Haaren liegen wegen Tarifstreitigkeiten, Konkurrenzfragen u. s. w., und ihrem Unwillen dadurch Luft machen, daß sie sich gegenseitig die Anschlüsse verleiden! Hat man es doch eine Zeit lang mit ansehen müssen, wie in Petersburg der Zug nach Moskau abging kurz bevor der Zug aus Warschau eintraf, und das war noch zu einer Zeit, wo der Verkehr zwischen dem Westen des Reiches und Moskau zum größten Teil über Petersburg ging. Auf den kleineren Zwischen-Stationen liegen die Angelegenheiten der Anschlüsse noch bis auf den heutigen Tag sehr im argen, und es ist leider gar nicht abzusehen, wann in dieser so wichtigen Angelegenheit Wandel geschaffen werden wird.

Die russischen Eisenbahnbillets enthalten außer den üblichen Namen der Stationen, der Nummer und dem Datumstempel noch ein ganzes Rechenexempel, und zwar den ursprünglichen Fahrpreis, den Betrag der Staatssteuer und die Totalsumme — für das ungewohnte Auge eine seltsame Erscheinung. Es wurde nämlich in Rußland durch Verordnung des Finanz-Ministers General Greigh vom 8. (20.) Januar 1879 eine Eisenbahnbilletsteuer eingeführt. Diese Steuer beträgt: für die I. und II. Wagenklasse 25 % der Fahrpreises, für die III. Wagenklasse 15 % des Fahrpreises, bei allen Zügen; für Passagiergepäck und für Eilgüter 25 % der Frachtpreise. War schon bisher der Personenverkehr auf den russischen Eisenbahnen kein besonders starker, infolge der verschiedenen Schwierigkeiten, welche sich für die Einheimischen bei jedem Ortswechsel bieten, so hat diese Steuer die Hemmnisse des Verkehrs noch um eins vermehrt. Vor allem äußerte sich diese Folge darin, daß die meisten Passagiere, welche bisher I. Klasse fuhren, nunmehr II. Klasse fahren, und somit die Scharte, welche ihnen diese Steuer geschlagen, auswetzen. Die Passagiere II. Klasse tragen diese Steuer geduldig, haben aber noch immer die Möglichkeit, dieselbe abzuwälzen, indem sie, wenn nur irgend möglich, III. Klasse fahren. Hingegen ist aber für die Reisenden dieser letztern Wagenklasse gar kein Ausweg vorhanden, dieser Steuer zu entgehen, dieselbe fällt daher gerade den weniger bemittelten Ständen am meisten zur Last. Es ist schon vielseitig der russischen Regierung zum Vorwurf gemacht worden, daß sie eines solchen, für einen großen Staat wie das russische Reich verhältnismäßig geringen Ertrages wegen — die Eisenbahnbilletsteuer bringt dem Fiskus im ganzen gegen drei Millionen Rubel jährlich ein — den öffentlichen Verkehr in solch empfindlicher Weise hemmt und schädigt. Aber selbst dieser geringe jährliche Ertrag der bezeichneten Steuer wird für den Staatssäckel sehr illusorisch gemacht, denn da die Eisenbahnen, welche fast sämtlich vom Staate garantiert sind, infolge dieser Steuer schlechtere Geschäfte machen, so muß der Staat womöglich den einzelnen Bahnen dasjenige Geld an Subsidien zugeben, was er von der Eisenbahnbilletsteuer einnimmt. Leider ist die russische Regierung entschlossen, die Eisenbahnbilletsteuer für immer bestehen zu lassen.

Von allen russischen Städten ist es die alte Zarenstadt Moskau, welche für die Eisenbahnverbindungen Rußlands die größte Bedeutung hat, welche es aber auch zum guten Teil den Eisenbahnen verdankt, daß sie auf die gegenwärtige Höhe der Entwickelung gekommen ist. Nicht weniger als sechs Eisenbahnlinien münden in Moskau, welche allesamt zu den bedeutendsten Bahnlinien des russischen Reiches zählen und dabei eine sternförmige, systematisch-radiale Richtung von Moskau nach allen Seiten des Reiches einschlagen, und auch eine geschickt angelegte Verbindung der Hauptstadt mit allen Teilen des Landes herstellen, daß in dieser Beziehung kaum irgend eine Hauptstadt in den europäischen Staaten sich mit Moskau vergleichen könnte. Wir wollen diese sechs Eisenbahnlinien — da in diesem Werke Moskau und dessen Verhältnissen eine besonders eingehende Behandlung, und dies mit gutem Recht, zu teil wird — im folgenden kurz aufzählen: 1) Die Nikolai-Bahn, verbindet Moskau mit Petersburg. 2) Die Bahn Moskau-Brest, verbindet Moskau mit

Warschau, 3) Moskau-Kursk, Verbindung mit Südrußland, 4) Moskau-Jaroslaw, Verbindung mit dem Norden Rußlands bis Wologda, 5) Moskau-Rjäsan, Verbindung mit dem Gebiet der untern Wolga und 6) Moskau-Njishny-Nowgorod, Verbindung mit dem oberen Wolgagebiet und der berühmten Messe zu Njishny-Nowgorod. Jede dieser Linien hat ihren eigenen Bahnhof in Moskau. Außerdem hat Moskau eine Verbindungsbahn, welche zwischen den Bahnhöfen dieser Bahnen um die Stadt herum kursiert. Kurz, in dieser Beziehung hat Moskau die Schwesterstadt an der Newa derartig überflügelt, daß sich kaum ein Vergleich zwischen ihnen noch anstellen läßt. Petersburg mit seinen vier Eisenbahnlinien — eigentlich nur drei, denn die vierte ist eine kleine Lokalbahn nach Zarskoje-Selo — erscheint als kleine Provinzialstadt gegenüber Moskau. In Petersburg münden nämlich: 1) Die Nikolai-Bahn, welche wir schon von Moskau her kennen, 2) die Petersburg-Warschauer Bahn, 3) die Baltische Eisenbahn, nach Finnland, und 4) die Zarskoje-Selo-Eisenbahn, welche wie gesagt eine Länge von nicht mehr denn vier Meilen hat. Ihr Bau kostete im ganzen nur $1^1/_2$ Millionen Rubel, so daß der bekannte Bankier Baron Stieglitz sie auf eigene Rechnung erbaut hatte. Einen geraden Schienenweg von Petersburg nach Südrußland giebt es nicht und wird es wohl auch schwerlich je geben, da große Terrainschwierigkeiten in dieser Richtung zu überwinden wären. Man muß daher, will man von Petersburg nach dem Süden des Reiches gelangen, einen ganz bedeutenden Bogen machen, entweder nach rechts über Dünaburg oder Wilna, oder nach links über Moskau. In den meisten Fällen wird der Weg über Moskau vorgezogen. Diese unglückliche Lage Petersburgs zu Südrußland, wie denn überhaupt die Newastadt eine äußerst ungünstige Lage zu allen Teilen Rußlands einnimmt, beeinträchtigt ungemein die Bedeutung der Hauptstadt. Und das Schlimme ist, daß selbst eine denkbar beste Entwickelung des Eisenbahnnetzes stets Moskau mehr zu gute kommen wird als Petersburg.

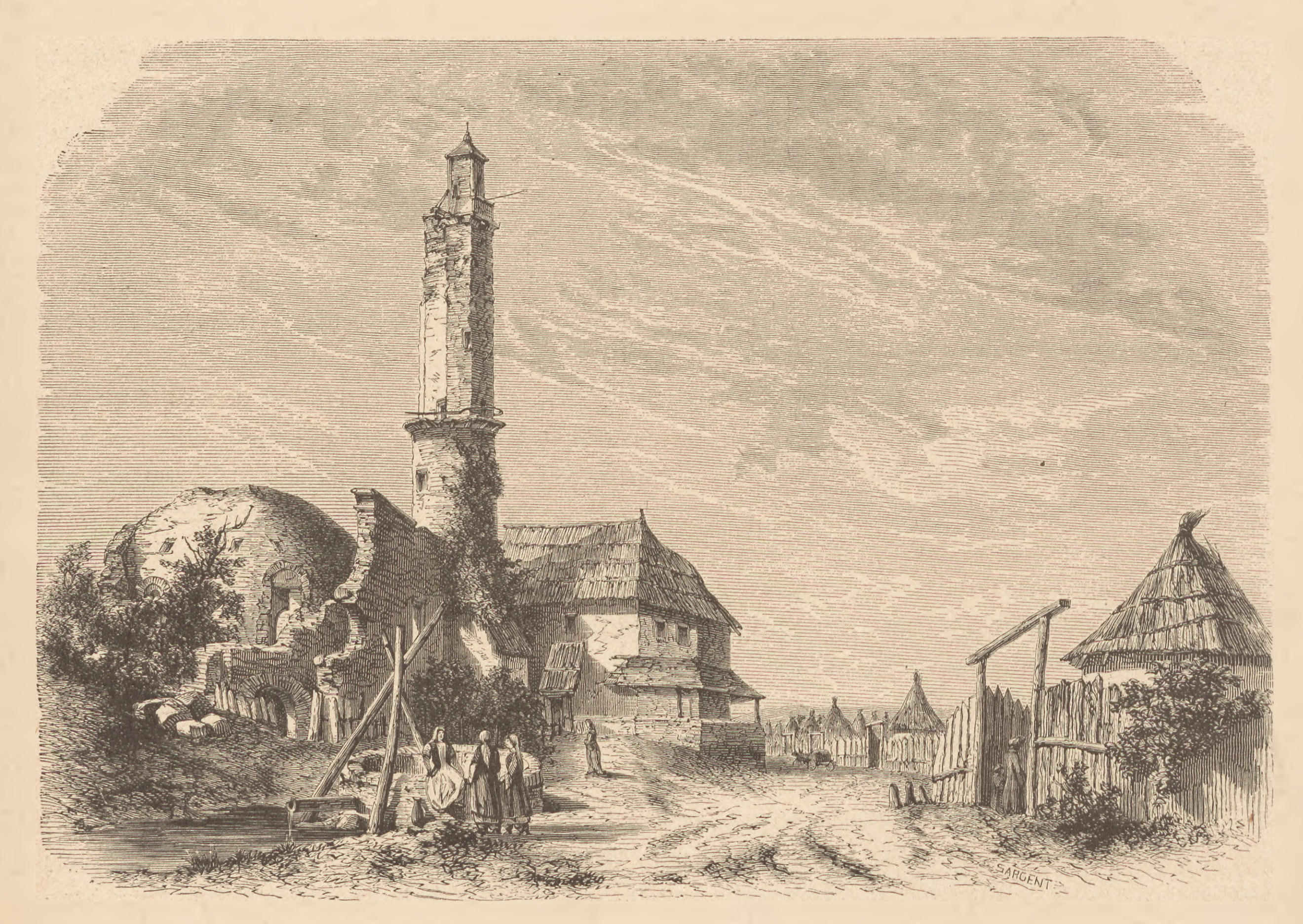
Von den übrigen größeren Eisenbahnlinien wollen wir gleich hervorheben die Libau-Romnyer Bahn, welche von derselben Länge wie die Petersburg-Warschauer und um ihrer Wichtigkeit wegen auch im Auslande allgemein bekannt ist. Sie verbindet Süd-Rußland, sowie die Häfen des Schwarzen Meeres mit dem Baltischen Meer, als dessen Hafen die Stadt Libau zu einer nie geahnten Bedeutung emporgehoben worden ist, denn die Libau-Romnyer Bahn ist eben dazu bestimmt, den Güter-Verkehr, welcher bisher aus Südrußland nach Danzig und Königsberg dirigiert worden war, nach Libau abzuleiten. Bisher ist dieser Versuch russischerseits nur teilweise von Erfolg gekrönt, jedoch haben bereits die obengenannten preußischen Handelsplätze unter der steigenden Konkurrenz des russischen Hafens Libau erheblich zu leiden. Da trotz des bedeutenden Interesses, welches seitens der deutschen Tagespresse gerade dieser russischen Eisenbahnlinie gewidmet wird, das deutsche Publikum keine klare Vorstellung von der Richtung dieser Bahn hat, weil sie nicht aus einer einheitlichen Linie besteht, und man häufig selbst in der Tagespresse unrichtigen Angaben über dieselbe begegnet, so wollen wir hier mit einigen Worten noch diesen Gegenstand berühren. Die Libau-Romnyer Bahn besteht nämlich aus zwei sogenannten Abteilungen: der Libauer Abteilung (Libáwsky utschástok) und der Romnyer Abteilung (rómensky utschástok). Die erste Abteilung geht von Libau bis Koschedary, Station der Petersburg-Warschauer Bahn, oberhalb Kowno; von Koschedary bis Wilniskaja, oberhalb Wilna, benutzt sie das Geleise der Petersburg-Warschauer Eisenbahn, und zwar von Koschedary bis Landworowo die Zweiglinie, von Landworowo bis Wilniskaja die Hauptlinie dieser letztgenannten Eisenbahn; in Wilniskaja beschreitet alsdann die Libau-Romnyer Bahn wiederum ihr eigenes Geleise und heißt von da ab bis zur Endstation Romny die Romnyer Abteilung.

Im ganzen besitzt Rußland etwa fünfzig Eisenbahnlinien, welche eine Gesamtlänge von etwa 22000 Kilometer haben und einen Gesamtwert von $4^1/_2$ Milliarden Mark (bei einem Kurse von 1 Rubel = 2 Mark) repräsentieren. Die Schulden, mit denen diese sämtlichen Bahnen belastet sind, betragen ungefähr $1^1/_5$ Milliarden Mark (nach demselben Rubelkurs wie vorhin berechnet). Bemerkt sei noch, daß wir nur die runden Zahlen genannt haben, da es uns ja nur daran gelegen ist, dem Leser ein ungefähres Bild im großen und ganzen vor Augen zu führen.

Fast sämtliche Eisenbahnen Rußlands sind in Händen von Privat-Gesellschaften, obschon der Gedanke, Staats-Eisenbahnen zu bauen, in Rußland eher rege geworden war als in irgend einem andern Lande. Es war das System einer Verwaltung der Eisenbahnen durch den Staat nicht haltbar, so daß die Regierung

schließlich froh war, als es ihr gelang, die ihr gehörenden Linien an Privatgesellschaften zu verkaufen. So wurde auch unter anderem die kostspielige Nikolai-Bahn, welche ursprünglich Eigentum des Staates gewesen ist, an die Große Russische Eisenbahngesellschaft losgeschlagen. Im Besitze des Staates ist nur noch die Eisenbahnlinie Charkow-Nikolajew, 831 Werst lang.

Die letzgenannte Gesellschaft ist denn auch in der That die hervorragendste unter allen russischen Eisenbahngesellschaften. Es gehören ihr die folgenden drei Linien: Petersburg-Warschau, Petersburg-Moskau (Nikolai-Bahn) und Moskau-Njishny-Nowgorod. Sie besitzt also die Route von Warschau bis Njishny-Nowgorod, wenn man sich diese Route über Petersburg und Moskau denkt, mit einer Gesamtlänge von 2226 Werst, und verdient daher in der That den Namen „Große Russische Eisenbahngesellschaft". Indessen jener direkte



Tatarendorf.

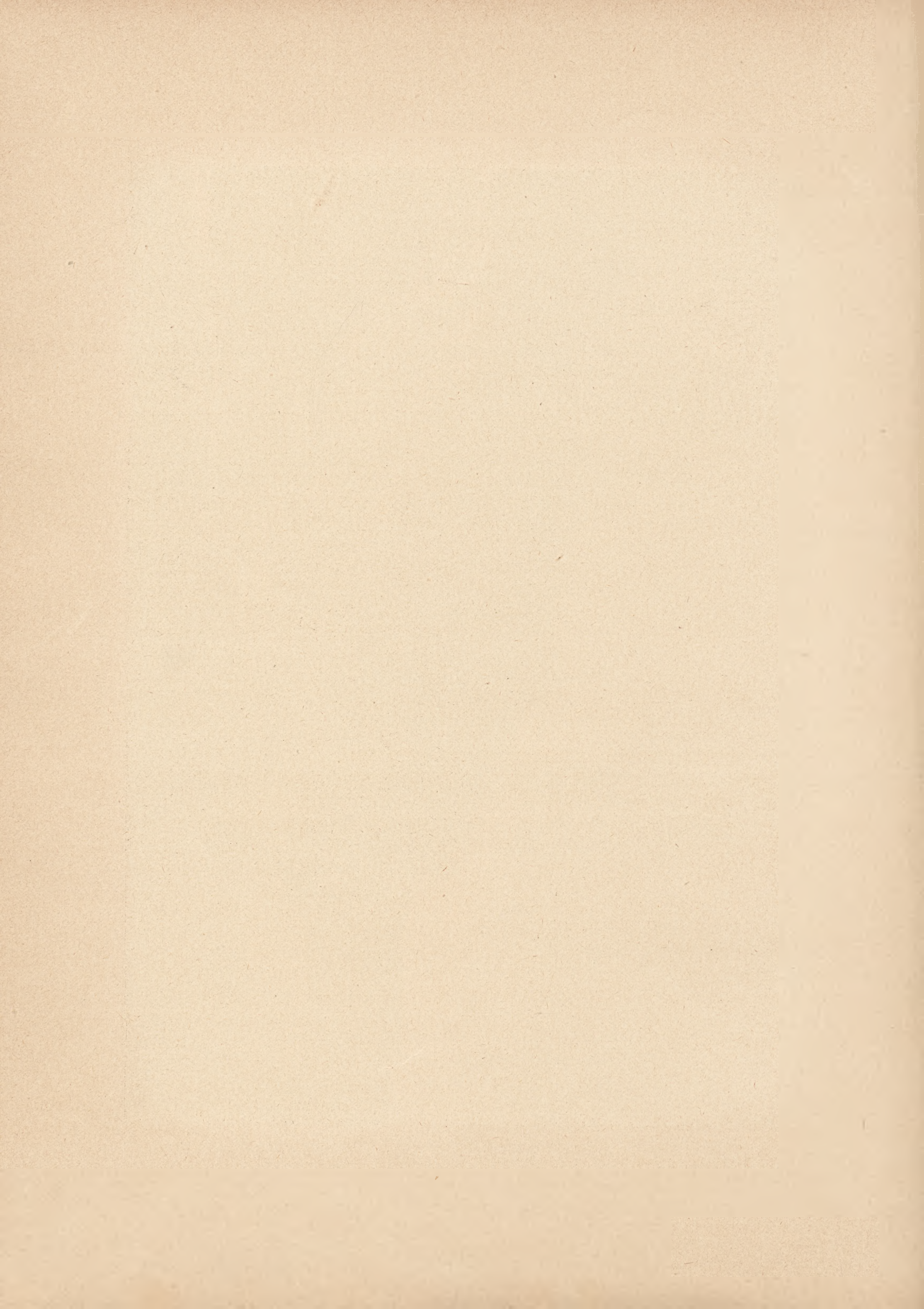
Verkehr von Njishny-Nowgorod nach Warschau und von da weiter ins Ausland kommt ihr nur bis Moskau zu gute, denn der Weg von Moskau nach Warschau über Smolensk, Minsk und Brest ist um ein Dritteil kürzer als über Petersburg.

Mit Bezug auf den auswärtigen und den Binnenverkehr ist noch zu bemerken, daß fast ein Dritteil aller russischen Bahnen als Grenzbahnen bezeichnet werden können, während zwei Dritteile derselben als Innen-Bahnen figurieren. Der Güterverkehr ist übrigens auf diesen wie auf jenen ein ganz enormer.

Um nur ein kleines Bild von dem Umfang dieses Güterverkehrs zu entwerfen, wollen wir folgende Daten anführen, aus welchen man wiederum ersehen kann, wie sehr die Bedeutung Moskaus in Folge der Eisenbahnverbindung gewonnen hat. Laut der statistischen Zusammenstellung des Moskauer Professors Tschuprow hatte Moskau bereits in der Mitte der siebziger Jahre einen jährlichen Warenverkehr (das heißt angekommene und abgegangene Waren) von etwa 200 Millionen Pud. Derselbe Warenverkehr um dieselbe



Waldlandschaft an der Kama.



Zeitperiode in Paris betrug etwa 500 Millionen Pud jährlich, derjenige Berlins 140 Millionen Pud. Moskau nimmt also in dieser Beziehung die Mittelstelle zwischen Paris und Berlin ein, aber dieses Verhältnis gestaltet sich bedeutender zu Gunsten Moskaus, wenn man diesen Warenverkehr im Durchschnitt per Kopf der Bevölkerung verteilt. Es stellt sich dann heraus, daß in Moskau auf jeden Kopf der Bevölkerung durchschnittlich 325 Pud angekommener und abgefertigter Waren jährlich kommen, in Paris nur 268 Pud, und in Berlin nur 167 Pud jährlich per Kopf der Bevölkerung. Was das Verhältnis des Warenverkehrs Moskaus zu den übrigen russischen Städten und Handelsplätzen anbetrifft, so sei dasselbe nur durch die Thatsache gekennzeichnet, daß in Moskau sich fast der vierte Teil des gesamten jährlichen Güterverkehrs auf allen russischen Eisenbahnen koncentriert, das heißt an Abgang und Zugang.

Wir möchten den Leser nicht durch weitere spezialisierte Angaben ermüden, da wir nur zeigen wollten, wie sehr die handelspolitische Bedeutung der alten Zarenstadt Hand in Hand geht mit jener Rolle, welche Moskau in historischer und sonstiger Beziehung innerhalb des großen russischen Reiches spielt, wie aber andererseits noch gar nicht abzusehen ist, welche Höhe der Entwicklung in wirtschaftlicher Beziehung die alte Zarenstadt dank ihrer günstigen Lage im Mittelpunkt des Reiches noch mit der Zeit erreichen wird.

Leider tritt in dieser raschen Entwicklung des Eisenbahnwesens in Rußland ein schwarzer Punkt hervor, welcher geeignet ist, die ganze Freude an dieser kolossalen Institution zu verderben. Es sind dies die ungeheuerlichen Mißbräuche, Unterschleife u. s. w., welche auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens in Rußland so ziemlich die vorherrschende Regel sind. Sowohl bei dem Bau der Schienenwege als auch späterhin bei der Verwaltung derselben gehen die verschiedenartigsten Unregelmäßigkeiten vor sich, und man ist sich nur noch nicht einig darüber, auf welchem Gebiete mehr Mißbräuche stattfinden, ob auf dem des Eisenbahnwesens oder auf dem des Bankwesens. Die zahlreichen Unglücksfälle auf den Eisenbahnen Rußlands während der letzten Jahre sind ja allgemein bekannt. Wir wollen aber sogleich hinzufügen, daß nach den neuesten statistischen Berechnungen die jährliche Durchschnittszahl der durch Eisenbahnunfälle umkommenden Personen in Rußland keineswegs höher ist als in den anderen Ländern. Im Gegenteil, hinsichtlich Frankreichs stellt sich sogar dieses Verhältnis günstiger für Rußland. Die Erklärung hierfür mag nach unserer Ansicht darin liegen, daß auf den russischen Bahnen im großen und ganzen ein geringerer Verkehr herrscht, das heißt: es kursieren auf denselben weniger Züge als auf den übrigen europäischen Bahnen. Andererseits aber darf nicht verschwiegen werden, daß das russische Zugpersonal sehr oft durch eine bewundernswerte Geistesgegenwart und mutige Entschlossenheit schon manchem Eisenbahnunglück im letzten Moment vorzubeugen verstanden hat. Ausnahmen giebt es leider auch bei dieser Regel. So passierte es einmal, daß ein Eisenbahnzug gewissermaßen herrenlos an einer Station mit vollem Dampf vorbeibrauste anstatt anzuhalten, da Zugführer sowie Maschinist, wie man beobachten konnte, auf der Lokomotive ihren Rausch ausschliefen. Allerdings kommen solche Fälle nur sehr vereinzelt vor, jedoch ist schon die Möglichkeit einer solchen Erscheinung allein sehr betrübend.

Der hauptsächlichste Faktor des russischen Volkes, der Bauer — der Bauernstand beträgt bekanntlich in Rußland die Hälfte der Gesamtbevölkerung — verhält sich zu den Eisenbahnen ziemlich gleichgiltig. Im Volksmunde heißt die Eisenbahn „Tschugunka“ (das heißt die Gußeiserne) und die unteren Volksschichten haben für sie wenig Verständnis. Man muß eben zugestehen, daß es gerade die Landbevölkerung ist, welche von der Institution der Eisenbahnen in Rußland für sich noch keinen direkten Nutzen zu sehen vermag, während dem Kaufmannsstand die ihm geschaffenen Vorteile deutlich vor Augen liegen. Immerhin hat das russische Reich sich redlich Mühe gegeben, dem Lande die Segnungen dieses Verkehrsmittels nach Kräften entgegenzubringen.

Auch die Gebiete mit nichtrussischer Bevölkerung werden allmählich in den Weltverkehr mit hinein gezogen. Von allen Seiten nähern sich ihnen Ausläufer des großen russischen Schienennetzes, und an manchen Stellen haben sie die Grenzen solcher Gebiete bereits überschritten, und das Dampfroß braust heute durch Landstriche, in denen vor kurzem nur der Nomade sein Steppenroß tummelte. Wir lernen auf unserer Wanderung wolgaabwärts die ersten dieser nicht slavischen Russen kennen, sobald wir die Grenze des Gouvernements Njishny-Nowgorod hinter uns haben und zur Rechten und Linken kasansches Gebiet sich ausdehnt. Da wohnen zunächst am linken Ufer die Tscheremissen und am rechten die Tschuwaschen, und an diese reihen sich dann weiter südwestwärts die Mordwinen, ostwärts die Baschkiren und Wotjäken, südlich die Tataren und

Kalmücken an. Außer in ihren Hauptsitzen, wo sie in kompakten Massen beisammen wohnen, findet man aber fast alle diese alten Nomadenvölker noch in einzelnen Niederlassungen über mehrere Gouvernements zerstreut; so leben Tschuwaschen außer am rechten Wolgaufer auch noch am rechten Ufer der Kama bis zu deren Mündung in die Wolga, und außerdem findet man sie auch noch in den Gouvernements Simbirsk, Samara Saratow, gleichwie Tataren an der Kama, als Nachbaren der Tschuwaschen, im Gouvernement Astrachan und in der Krim angesiedelt sind und man Tscheremissen nicht nur am linken Wolgaufer im Kasanschen, sondern auch an den Ufern der Sarpa im Gouvernement Astrachan begegnet.

Unter allen diesen Völkerschaften verdienen unstreitig die Tscheremissen die meiste Beachtung, da sie heute auf einer Kulturstufe stehen, die sie bedeutend über alle anderen erhebt, und manche ihrer Eigenschaften verdienten dem russischen Bauer als nachahmenswertes Beispiel vor Augen gehalten zu werden. Wie freundlich

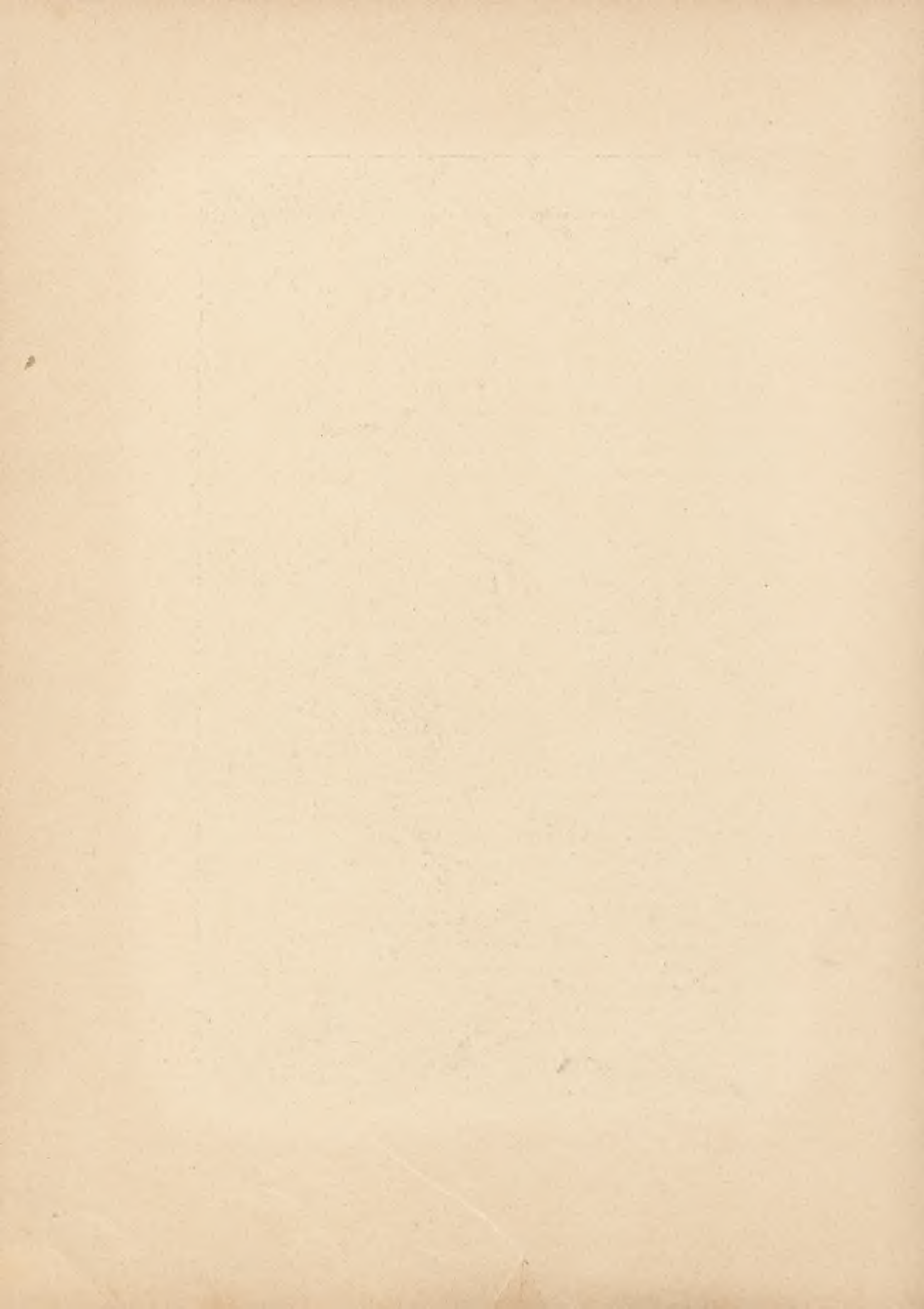


Der Zárew Bugór an der Wolga.

sehen die Tscheremissendörfer aus! Da sind die Häuser nicht zu beiden Seiten einer staubigen Landstraße dicht zusammengedrängt, sondern stehen inmitten hübscher Gärten von Bäumen und Gebüschen umgeben. In jedem Hofraum findet man alte Eichen und Linden, für welche die Tscheremissen eine große Vorliebe haben; überhaupt zeichnen sie sich vor den Russen dadurch aus, daß sie gern Bäume pflanzen und die vorhandenen Baumpflanzungen sorgfältig pflegen. Auch sind bei ihnen die Ackerfelder durch Zäune und Hecken von einander abgegrenzt, was in den russischen Dörfern durch die Gemeinsamkeit des Grundbesitzes verhindert wird. Das Land, welches der Tscheremisse bebaut, ist sein volles Eigentum; er kann es seinen Kindern vererben und braucht nicht wie der russische Bauer mit Besorgnis der nächsten Verteilung des Gemeindelandes entgegenzusehen, durch welche der von ihm bisher kultivierte Boden an einen Andern fallen kann. Die Idee der Zusammengehörigkeit der Gemeindeglieder, die beim russischen Bauernstande zu einer so hohen Ausbildung gelangt ist,



Mondnacht an der Kama.



hat jedoch auch bei den Tscheremissen zu einer kommunistischen Entwicklung des Gemeindelebens geführt. Jeder liefert den Ertrag seiner Ernte, nach Abzug dessen was er unumgänglich zum Haushalt braucht, an den Kaschtan (Gemeindeältester) ab, welcher den Verkauf besorgt und das gelöste Geld zu gleichen Teilen unter die Gemeindeangehörigen verteilt, nachdem er für seine Mühe und zur Deckung der Gemeindeausgaben ein Fünftel abgezogen hat. Selbstverständlich muß der Kaschtan ein erfahrener, gewandter und vor allem ehrlicher Mann sein, und er ist dies auch stets und erfreut sich des Vertrauens seiner Gemeinde mit Recht. Unterschlagungen und Übervorteilungen von seiner Seite sind jedoch auch schon deshalb nicht zu fürchten, weil Diebstahl bei den Tscheremissen fast unbekannt ist. Diebstahl gilt bei ihnen für das verabscheuungswürdigste Verbrechen und ein Dieb findet nie Gnade — er wird unnachsichtig durch den Mir unter die Soldaten gesteckt. Um so überraschender ist die Rachsucht und Unversöhnlichkeit Feinden gegenüber, welche die Tscheremissen bethätigen, und zwar oft in recht seltsamer Weise. Es soll gar nicht selten vorkommen, daß ein Tscheremisse sich im Hofe seines Feindes selbst den Tod giebt, um auf diesen Hof den Fluch des Mordes zu wälzen, und die dadurch Betroffenen zahlen oft bedeutende Summen an die Hinterbliebenen des Selbstmörders, um durch ein solches Sühngeld den an ihrem Hofe haftenden blutigen Makel zu beseitigen.

Die Tscheremissen sind zwar Christen, haben aber allen Aberglauben und eine Menge Gebräuche aus ihrer heidnischen Vorzeit beibehalten. Kalduns und Zauberer stehen bei ihnen in höherem Ansehen als die Popen, und die Verehrung geheiligter Bäume ist ebenso schwer auszurotten wie die Opfer, die sie den alten heidnischen Göttern heute noch darbringen. Anklänge an das Heidentum finden sich auch noch bei ihren Hochzeitsgebräuchen. Der Mann kauft auch noch die Frau — der Kaufpreis beträgt 50 bis 100 Rubel — und Ehen mit Frauen andern Stammes kommen gar nicht vor. Dabei unterscheiden sie sich im Äußern fast gar nicht von den Russen; ihre Kleidung ist ziemlich dieselbe wie jene der russischen Bauern. Die Tscheremissen-Sprache ist ein finnischer Dialekt, jedoch mit tatarischen und russischen Wörtern sehr vermischt.

Mehr als die Tscheremissen haben ihre nationalen Eigentümlichkeiten die Tschuwaschen bewahrt, ein auf etwa 570 000 Seelen geschätztes Volk, welches zum größten Teil im Gouvernement Kasan (etwa 330 000), außerdem aber auch in den Gouvernements Simbirsk, Saratow und Orenburg wohnt. Über ihre Abstammung ist viel gestritten worden. Die Einen halten sie für einen finnischen Volksstamm, da ihre Sprache mit der finnischen große Ähnlichkeit hat trotz der vielen mongolischen und slavischen Ausdrücke, die sie im Laufe der Zeit aufnahm — Andere vermuten türkisch-mongolische Abstammung, da die Mehrzahl der Worte ihrer Sprache türkischen oder mongolischen Ursprungs sei. Keiner der alten Schriftsteller, welche Rußland beschrieben, erwähnt ein Volk dieses Namens, und selbst die russischen Chronisten erwähnen sie zum ersten Mal im Jahre 1551. Die Gegenden, in denen sie heute ansässig sind, waren früher von Bulgaren, Khasaren und Burtassen bewohnt, und viele Ethnographen neigen sich daher der Ansicht zu, daß die Tschuwaschen mit den Burtassen identisch sind. Jedenfalls waren die Tschuwaschen früher unter einem andern Namen bekannt, da es geradezu unmöglich ist, daß den über russische Verhältnisse stets sehr gut orientierten arabischen Schriftstellern ein so großes Volk völlig unbekannt geblieben wäre.

Die Mehrzahl der Tschuwaschen ist schon unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth Petrowna getauft worden; der Rest, etwa 1500 Seelen, bekennt sich zur Lehre Mohammeds, hält aber dabei immer noch zäh an den alten heidnischen Gebräuchen fest. Gleich den Tscheremissen legen sie ihre Dörfer gern am Waldesrand an und pflanzen Bäume vor den Häusern und im Hofe. Ackerbau, Viehzucht und Bienenzüchterei bilden ihre Hauptbeschäftigung. Jetzt ist die Kleidung der Männer von der gewöhnlichen russischen, dem Kaftan, nur wenig unterschieden, früher aber kleideten sie sich genau so wie die Tataren, mit denen sie überhaupt in enger Verbindung standen. Heute noch kommt es häufig vor, daß ein nicht getauftes Tschuwaschenmädchen einen Tataren heiratet. Die Frauen und Mädchen tragen einen mit mehreren Reihen kleiner Münzen verzierten, eigentümlichen Kopfputz (siehe Seite 201), der beim gemeinen Volk sehr hoch, bei den vornehmen Frauen so niedrig ist, daß er sich nur wenig über die Stirn erhebt. Ihre Hemden sind stets mit reicher bunter Stickerei verziert, namentlich am Halse und über der Brust, und über dieselben ziehen sie einen weißen oder grauen Kaftan von gleichem Schnitt wie jener der Männer an.

Die Tschuwaschendörfer haben fast alle zwei Namen, einen der Tschuwaschensprache entnommenen und einen russischen. Die nicht zum Christentum bekehrten Familien wohnen stets abgesondert von den anderen. Früher baute jeder sein Haus wo es ihm gefiel, ohne sich um die anderen Gemeindeangehörigen zu kümmern, seit dem Jahre 1839 aber wird darauf geachtet, daß die Anlage der Dörfer nach einem einheitlichen Plan erfolgt. Der Hang zum Nomadentum und zu ungebundener Lebensweise steckt dem Tschuwaschen noch viel mehr in den Gliedern als dem schon längst an die Seßhaftigkeit gewöhnten Tscheremissen. Eine Gelegenheit, seinen Wohnsitz zu verlassen und einige Tage auswärts zuzubringen, läßt er gewiß nicht unbenützt vorübergehen. Obwohl er das Leben in seinem Hause und im Sommer in einer vor demselben errichteten elenden Hütte dem

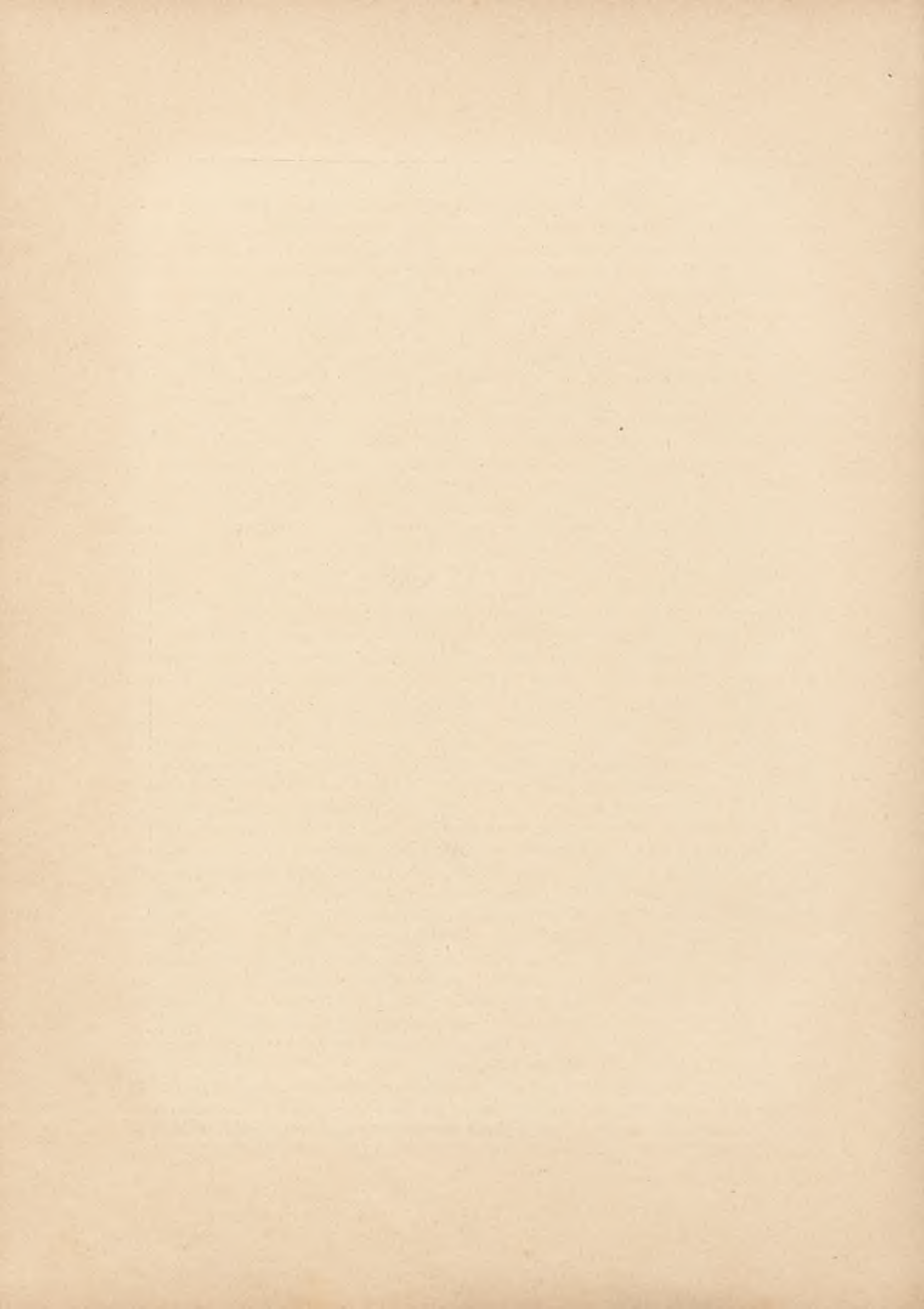


Wohnstube in einem Tatarenhause.

Stadtleben vorzieht, ist doch stets sein sehnlichster Wunsch, einige Tage in der nächsten Stadt zubringen zu können, dort den Basar zu besuchen, die ausgestellten Waren zu bewundern und mit recht viel Neuigkeiten, welche Stoff zur Abendunterhaltung bieten, nach Hause zurückzukehren. Gelegenheit zu einem solchen Ausflug bietet sich stets nach der Ernte; der Tschuwasche fährt mit seinem Getreide nach der Stadt, um dort Käufer für dasselbe zu suchen, wobei er sich jedoch keineswegs beeilt, seine Geschäfte rasch abzuwickeln, denn für ihn ist der Aufenthalt in der Stadt die Haupt- und der Verkauf des Getreides die Nebensache. Nie wird ein Getreidehändler ein Tschuwaschendorf besuchen, denn er weiß wohl, daß ihm dort nichts verkauft wird. Der Händler könnte das Hundertfache des Betrages bieten, welchen der Tschuwasche für seine Erzeugnisse in der



Asyl in Saratoff.



Stadt erhält, er gäbe sein Getreide doch nicht her, denn dann fehlte ihm ja der Grund zu einem längern Aufenthalt in der Stadt, und er verzichtet lieber auf die bedeutendsten pekuniären Vorteile als auf die Befriedigung seines Wandertriebes.

Im Tschuwaschenlande ist ein Erwerbszweig im Flor, welcher in ganz Rußland bekannt ist und mehr Beachtung verdient als er bisher gefunden hat. Wenn man den Petersburger fragt, woher die Millionen von Eiern kommen, die jährlich dorthin zu Markte gebracht werden, so erhält man zur Antwort: „Hinter Moskau her.“ Die Tschuwaschen an der Wolga und ihre Nachbaren, die Mordwinen, sind es, welche die Residenz sowohl mit Eiern als mit Geflügel versorgen. Leider fehlen nähere genaue Daten sowohl über die Geflügelzucht bei den Tschuwaschen als auch in Rußland überhaupt. Man scheint in Rußland die Wichtigkeit dieses wirtschaftlichen Zweiges zu verkennen und zu unterschätzen, und weder die Regierung noch die landwirtschaftlichen Vereine haben bisher etwas zu seiner Hebung gethan, während ein in Moskau gegründeter Geflügelzuchtverein seine Thätigkeit auf Veranstaltung von Geflügelausstellungen beschränkte. Wie bedeutend die Geflügelzucht in Rußland ist, erhellt daraus, daß nach einer Wahrscheinlichkeitsrechnung die jährliche Eierproduktion 1436 Millionen Stück beträgt, welche einen Wert von 49 971 000 Rubel repräsentieren, das Ei nur zu $1^1/_{10}$ Kopeken gerechnet! Die zu einer solchen Produktion erforderliche Anzahl Hühner hat man auf 48 Millionen berechnet, das gesamte Zuchtgeflügel auf über 52 Millionen Hühner beiderlei Geschlechtes im Werte von 21 bis 25 Millionen Rubel. Von diesem Geflügel gelangen jährlich 191 884 000 Stück im Minimalwerte von 47 971 000 Rubel zum Verkauf. Rechnet man zu dieser Summe den Ertrag des Eierhandels und jenen der Zucht von Gänsen, Enten und Truthühnern hinzu, so erhält man als Gesamterträgnis der Geflügelzucht — sehr niedrig berechnet — etwa 120 Millionen Rubel. Und ein solcher Erwerbszweig wird in einem Lande, in dem die Fleischpreise in einzelnen Gegenden bereits eine horrende Höhe erreicht haben, fast gar nicht beachtet! Man überläßt den Halbbarbaren an der Wolga so zu sagen ein Monopol auf einem Gebiete, auf dem sich unter intelligenter Leitung großartige Erfolge erzielen ließen.

Daß von den Tschuwaschen in Bezug auf rationelle Zucht nie etwas zu erwarten ist, davon kann man sich schon durch einen Blick in ihre Wohnungen überzeugen, welche die tiefe Verkommenheit dieses Volkes klar vor Augen führen. Die frühere Wildheit der Tschuwaschen ist zwar seit ihrer Bekehrung zum Christentum ziemlich verschwunden, aber sie haben aus der Zeit ihres barbarischen Nomadenlebens noch sehr viele schlechte Eigenschaften bewahrt. Zu den letzteren gehört die entsetzliche Unreinlichkeit, die in ihren Wohnungen herrscht. Ihre Wohnstuben sind noch ausnahmslos tschórnije isby (siehe Seite 107), ohne Rauchfang, und der Rauch des Herdfeuers zieht durch die Thür ab. Rauchgeschwärzte Wände, ein Fußboden, der an Schwärze mit den Mauern wetteifert, schmutzige Bänke rings an den Wänden, in einer Ecke ein von Lehm gebauter Herd — so sieht es in der Wohnstube eines Tschuwaschen aus. Der Kessel, in welchem die Speisen zubereitet werden, dient zugleich als Badewanne für die kleinen Kinder und als Wassertrog für das Vieh; gereinigt wird er sehr selten. Vom Reinigen ist der Tschuwasche überhaupt kein Freund. Bäder kennt er nicht, und man trifft erwachsene Männer, die sich seit zehn, zwanzig und mehr Jahren nicht gewaschen haben! Daß eine solche Lebensweise zahlreiche Krankheiten zur Folge haben muß, ist klar. Augenentzündungen und Erblindungen kommen sehr häufig vor, die Krätze ist fast in jedem Hause vorhanden.

Ihre südlichen Nachbaren, die Mordwinen, wetteifern mit den Tschuwaschen in Unreinlichkeit, die ihren Gipfelpunkt im Winter erlangt, wenn Schweine, Schafe und Hühner, um sie gegen die Kälte zu schützen, in die Wohnstube aufgenommen werden. Der russische Bauer lebt im Norden, unter hohen Kältegraden, auch nicht in einer durch Reinlichkeit sich auszeichnenden Stube — nimmt doch auch er, wie wir gesehen haben, im Winter häufig das Vieh in seiner Wohnstube auf — aber die Gewohnheit, häufig zu baden, schützt ihn vor solchen Zuständen, wie sie bei Mordwinen und Tschuwaschen herrschen, und vor den vielen Krankheiten, die ihren Ursprung nur in der Unreinlichkeit jener Völker haben.

Die Mordwinen waren einst ein mächtiges, kriegerisches Volk, welches noch am Anfang des 17. Jahrhunderts von nationalen Fürsten regiert wurde und zur Zeit der Polenherrschaft und der falschen Dmitris schwere Drangsale über die benachbarten russischen Gebiete brachte. Die ältesten Nachrichten über sie reichen bis ins 10. Jahrhundert zurück, und die russische Geschichte weiß von langjährigen, blutigen Kämpfen zwischen

Russen und Mordwinen zu erzählen. Die jetzt lebenden Nachkommen der gefürchteten Mordwinen sind harmlose, friedliche Ackerbauer. Streit und Rauferei kommt in ihren Dörfern höchst selten vor und endet stets mit einem Trinkgelage, welches die völlige Versöhnung der Streitenden besiegelt.

Da die Mordwinen erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Christen sind, haben sich bei ihnen noch viele Überreste ihres frühern heidnischen Glaubens erhalten. Wird ein Knabe geboren, legt ihn die Großmutter auf den Herd, streut Thon oder Erde auf ihn und spricht: „Mögen Deine Tage lang sein, und sei hart wie ein Stein!“ Dann nimmt sie das Kind in die Arme, verneigt sich nach allen vier Seiten der Stube und spricht: „O Gott der Götter und Menschen, unser Ernährer, gieb dem Neugeborenen langes Leben und Glück auf Erden!“ Ähnliche Gebräuche kommen bei den Heiratsfeierlichkeiten und den Begräbnissen vor. Die Eltern des Bräutigams kaufen die Braut; je jünger ein Mädchen ist, desto höher steht es im Preise: für ein zwanzigjähriges Mädchen werden bis 100 Rubel gezahlt, mit Überschreitung des 25. Lebensjahres sinkt aber der Preis schnell auf 50 und noch weniger Rubel. Braut und Bräutigam werden nicht gefragt, sie lernen sich oft erst kennen, wenn die Eltern sie bereits verlobt haben. Wenn die Neuvermählten aus der Kirche kommen, begeben sie sich sofort nach dem Hause des Bräutigams, und während sie in dasselbe eintreten, führt ein älteres Familienmitglied mit einer Axt einen kräftigen Schlag gegen den obern Thürpfosten. Der Kerb, der dadurch entsteht, bezeichnet den Zuwachs eines neuen Familiengliedes, und jede Frau in der Familie hat einen Kerb am Thürpfosten. Durch die Trauung ist jedoch die Braut noch nicht vollberechtigte Frau geworden. Während des ersten Jahres ihrer Ehe muß sie mit unbedecktem Haupte einhergehen und heißt wjesh awa (junge Frau), und erst nach Ablauf des Jahres wird sie mit besonderen Feierlichkeiten mit dem Frauenkopfputz geschmückt und heißt dann par awa (gute Frau) oder ‚mas awa (schöne Frau).

Die meisten noch erhaltenen alten Gebräuche hängen mit dem Sterben zusammen. Wenn ein Mordwine im Sterben liegt, wird ein Gefäß mit Wasser neben sein Lager gestellt, damit die Seele, wenn sie den Körper verläßt, sich darin baden könne. Die Lieblingsgegenstände des Verstorbenen, z. B. seine Pfeife, seine Dose, werden ihm ins Grab mitgegeben, außerdem einiges Geld und ein Gefäß mit Wein. Während der Sarg in das Grab gesenkt wird, führt ein Verwandter mit einem Beil einen kräftigen Streich auf eine Bank — er schlägt dem Tod den Kopf ab. Drei Wochen nach dem Begräbnis versammeln sich Freunde und Verwandte im Hause des Todten, laden Bier, Wein und eine Menge Speisen auf einen Wagen und fahren damit zum Grabe. Die Getränke und Speisen werden auf das Grab gelegt, und nachdem der Pope eine Messe gelesen, knieen alle um das Grab herum nieder, der älteste der Anwesenden schneidet von allen Speisen ein Stück ab, steckt es in das Grab, begießt es mit Bier und Wein und spricht dazu: „Kommet, esset, trinket und hungert nicht!“ Hierauf zieht er ein Geldstück hervor, schabt davon über dem Grabe ein Stückchen ab und spricht: „Erquicket ihn reichlich!“ Nach diesen Ceremonien setzen sich alle um das Grab und verzehren die mitgebrachten Speisen, worauf sie sich zu einem zweiten Mahl in das Haus, von dem sie ausgezogen, zurückbegeben. Der älteste Mann oder die älteste Frau der Verwandtschaft — je nachdem ein Mann oder eine Frau gestorben — setzt sich in den Kleidern des Verstorbenen an den Tisch und wird dort festlich bewirtet, wobei er die Rolle des wiedergekehrten Verstorbenen spielt und von dem herrlichen Leben erzählt, welches die Seelen im Jenseits erwartet, wo die Felder reiche Frucht tragen und an allem Überfluß herrscht. Das Leben im Jenseits stellen sich die Mordwinen genau so vor wie das Leben auf Erden, nur daß dort die Seelen an nichts Mangel leiden, und Essen und Trinken — für den Mordwinen die Hauptsache — reichlich vorhanden ist.

Einen grellen Kontrast gegen dieses verkommene Volk bilden die Tataren, deren im Gouvernement Kasan etwa 450 000 vorhanden sind, also mehr als ein viertel der etwa 1 700 000 Seelen zählenden Bevölkerung des Gouvernements. Sie sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag mit regelmäßigen Gesichtszügen, und ihre ganze Erscheinung zeigt von Kraft und Gesundheit. Auch die Tatarenfrauen sind von der Mutter Natur keineswegs stiefmütterlich mit Reizen bedacht, aber ihre unthätige Lebensweise erzeugt bei ihnen schon in jungen Jahren eine sich allmählich zur Unförmlichkeit steigernde Beleibtheit, und die Toilettenkünste, die sie anwenden, um ihre Schönheit nach ihrer Meinung zu erhöhen, sind nicht geeignet, in den Augen des Europäers die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Alle Tatarenfrauen pflegen sich stark weiß und rot zu schminken, sie färben die Augenbrauen und die Lider, um den Glanz ihrer feurigen Augen noch zu erhöhen,

und schwärzen ihre Zähne und Fingernägel. Das Leben der wohlhabenderen Tatarenfrauen ist von dem ihrer Schwestern in den Harems des Orients wenig unterschieden. Je reicher ein Tatar ist, desto sorgfältiger verbirgt er seine Frau vor allen fremden Blicken. Die Kleider wechseln, ihren Schmuck anlegen — das ist die einzige Beschäftigung der Frauen und Mädchen. Die Frauen der ärmeren Tataren dagegen helfen zur Erntezeit



Deutsche Kolonisten an der Wolga.

zeit den Männern auf dem Felde und beschäftigen sich außerdem zu Hause hauptsächlich mit spinnen, weben und Goldstickerei. In letzterer liefern sie recht gefällige Arbeiten, besonders gestickte Käppchen und Schuhe.

Seitdem sie unter russischer Herrschaft stehen und unter Russen leben, haben die Tataren viel von ihren alten nationalen Gewohnheiten aufgegeben. Sie umgeben ihre Häuser nicht mehr mit hohen Holzzäunen, damit kein unberufenes Auge einen Blick in das Innere ihrer Wohnräume werfen könne, und sie haben sich

auch an eine gewisse Regelmäßigkeit bei der Anlage ihrer Dörfer gewöhnt, aber vor die Fenster ihrer niedrigen Häuschen pflanzen sie Sträucher, welche recht dicht wachsen und den frühern Holzzaun vollständig ersetzen. Das Wohnhaus des wohlhabenden Tataren besteht aus einem Vorder- und einem Hintergebäude, die durch einen für die Hausandacht bestimmten Flur getrennt sind. Das Vordergebäude enthält ein Männer- und ein Frauengemach, jedes mit besonderem Eingang. Wie in den russischen Bauernhäusern, sind auch hier längs der Wände breite Bänke angebracht, auf denen jedoch, hinter Vorhängen halb versteckt, mächtige Federbetten aufgetürmt sind. Auf dem Herd stehen zwei Blechgefäße für die Waschungen des Hausherrn und der Hausfrau, die sich nicht in demselben Gefäß waschen dürfen, und daneben hängen zwei Tücher, eins zum Abtrocknen der Hände, das andere für die Füße bestimmt. Außerdem befindet sich in der Stube ein Schrank, in welchem das Theegeschirr aufbewahrt wird, und mehrere Koffer, in denen sonstiges Hausgerät verschlossen ist. In einen Winkel neben dem Herd, der durch einen Vorhang abgegrenzt ist, zieht sich die Hausfrau zurück, wenn Gäste anwesend sind. Vornehme Tataren lieben es, ihre Vorderstube vollständig nach europäischer Art einzurichten, elegante Möbel in derselben aufzustellen, Spiegel an den Wänden aufzuhängen, aber ein solches „Putzzimmer" wird nicht bewohnt, die Familie hält sich gewöhnlich lieber in der Hinterstube auf, welche meist eine echte russische tschórnaja isba ist.

Nomaden sind die Tataren trotz aller kulturellen Fortschritte bis auf den heutigen Tag geblieben. Zu nichts haben sie weniger Neigung als zum Ackerbau, und ihre Felder sind die schlechtbestelltesten in ganz Rußland. In den westlichen Teilen des Gouvernements Kasan beschäftigen sie sich überhaupt nicht mit dem Ackerbau, sondern verpachten ihre Felder an Russen, Tschuwaschen oder Wotjäken, teils gegen bares Geld, teils gegen Ablieferung des halben Ernteertrages. Das eigentliche Element des Tataren, in dem allein er sich wohl fühlt, ist der Handel. Er ist ein geborener Handelsmann, und mag das Kapital, mit dem er angefangen, noch so klein sein, durch seine Gewandtheit, Ausdauer und Sparsamkeit wird er doch mit der Zeit ein wohlhabender Mann. Der Hausierhandel ist in Rußland fast ausschließlich in den Händen der Tataren, und die Kinder Israels haben dort, wo sie als Konkurrenten der Tataren auftreten wollten, stets einen so schweren Stand gefunden, daß sie es bald aufgaben, mit dem verschmitzten Tataren zu konkurrieren. Neben den Hausierern, welche mit gestickten Pantoffeln, mit Hemden, Tüchern und Leinwand, billigen Ringen, Schlössern und noch vielem anderen im Lande umherziehen, giebt es aber unter den Tataren auch sehr reiche Leute, welche auf der Börse in Kasan eine einflußreiche Rolle spielen, Handelsverbindungen mit Bokchara, Chiwa, China und Persien unterhalten und an Bildung manchen russischen Kaufmann übertreffen. Ein Tatar, der nicht lesen und schreiben kann, gehört zu den Seltenheiten, denn die Verachtung, mit der solche Ungebildete behandelt werden, veranlaßt auch die ärmeren Leute, die geistige Ausbildung ihrer Kinder nicht zu vernachlässigen. In den kleinsten Dörfern findet man Schulen. Mit jeder Moschee ist eine Schule verbunden, in welcher die Kinder Religionsunterricht erhalten und lesen und schreiben lernen. Der Mollah der Moschee ist gewöhnlich auch Lehrer, und die reichen Tataren sorgen durch Stiftungen und durch Geschenke dafür, daß die Schulen immer mehr vervollkommnet werden und europäische Kultur, deren Wert sie wohl zu schätzen wissen, auch in den Dörfern Eingang finde. Der Unterricht wird durch den Mollah unentgeltlich erteilt; es ist zwar Sitte, ihn von Zeit zu Zeit zu beschenken, aber die Geschenke — meist Thee, Honig oder Mehl, selten Geld, zuweilen auch ein neuer chalat (tatarischer Kaftan) — übersteigen selten 100 Rubel jährlich. Die Kinder kommen in ihrem siebenten, spätestens achten Jahre in die Schule, und der Unterricht währt fünf Jahre. Mit Sonnenaufgang beginnen die Unterrichtsstunden, und nur von Donnerstag Mittag bis Sonnabend Morgen haben die Schüler Ferien. Die fleißigsten Schüler werden vom Lehrer zu Aufsehern ernannt und stehen ihm in der Ausübung seines schweren Amtes bei. Daß es ein schweres ist, davon kann man sich überzeugen, wenn man eine tatarische Schule betritt. In einer großen Stube sitzen die Kinder auf einer erhöhten Bretterbühne mit unterschlagenen Beinen auf kleinen Polstern, der Lehrer mit seinen Gehilfen in gleicher Weise ihnen gegenüber, Bücher und Schreibzeug zur Seite. Zum Schreiben bedient man sich der Truthahnfedern und statt der Tinte der Tusche. In singendem Ton lesen die Kinder Stellen aus dem Koran, welche der Lehrer erklärt, oder schreiben, das Papier vor sich auf den Knieen, was er ihnen diktiert. Gedruckte Bücher sind, seitdem im Jahre 1802 in Kasan eine tatarische Druckerei gegründet worden, sehr zahlreich vorhanden, und die tatarische

Litteratur vermehrt sich von Jahr zu Jahr, obwohl nur sehr wenig aus dem Russischen übersetzt wird. In den gewöhnlichen Schulen ist jedoch das Hauptunterrichtsbuch der Koran, der Tag für Tag gelesen und erläutert wird. Doch der Unterricht ist nicht die einzige Sorge des Lehrers. In derselben Stube liegen auf ihren Pölstern die erkrankten Kinder, für deren Heilung er ebenfalls zu sorgen hat, denn er ist nicht nur Lehrer, sondern auch Arzt. Und noch auf andere, mit dem Amte eines Lehrers schwer vereinbare Aufgaben erstreckt sich seine Thätigkeit: sind die Schuhe oder der Kaftan eines Schülers zerrissen, so zeigt ihm der Lehrer, wie er den Schaden ausbessern kann, und hilft ihm dabei, und wenn der Unterricht beendet ist, verwandelt er sich gar in einen Koch und beaufsichtigt die Zubereitung der Mahlzeit der Schüler. Dieselbe besteht gewöhnlich aus Brei oder mit gehacktem Fleisch gefüllten Mehlklößen und wird von den Schülern in einem großen Kessel ebenfalls in der Schulstube zubereitet.

Ähnliche Schulen bestehen für die Mädchen, welche von den Frauen der Mollahs im Lesen und Schreiben unterrichtet werden, während sie zu Hause von der Mutter die Verfertigung der beliebten gestickten Schuhe und Kappen lernen. Auch unter den Frauen trifft man nur selten eine, die des Lesens unkundig ist.

Mit großem Eifer wird von den Tataren das Sprachstudium betrieben. Außer der arabischen Sprache, die sie lernen müssen, um den Koran lesen zu können, und außer der russischen Sprache lernen sehr viele persisch und bokcharesisch, um sich mit den Kaufleuten aus jenen Ländern besser verständigen zu können. Bei allem Streben, sich eine höhere Bildung anzueignen, das sie vorteilhaft vor allen anderen Völkern türkisch-mongolischer Abstammung auszeichnet, vermeiden aber die Tataren allen nähern Verkehr mit den Russen und ihren anderen Nachbaren, und halten starr an ihren alten Gebräuchen fest. Wir werden an anderer Stelle noch häufig Gelegenheit haben, den Leser mit den Eigentümlichkeiten dieses Volkes vertraut zu machen, und kehren nun, nachdem wir die Bevölkerung des Kasanschen Gouvernements kennen gelernt haben, wieder zur Wolga zurück, die wir bei ihrem Eintritt in das Gouvernement verließen.

Am rechten Ufer liegt die Stadt Kosmodemjansk (etwa 6000 Einwohner), die im Aufstand des Stenka Rasin im Jahre 1670 eine hervorragende Rolle spielte, jetzt aber nichts Sehenswertes mehr enthält. Um so mehr enthält die nächste Dampfschiffstation, das gleichfalls am rechten Ufer gelegene Tschebokfary. Es ist nur ein unscheinbares Städtchen mit wenig über 3500 Einwohnern, aber durch seine 12 Kirchen und sein Dreifaltigkeitskloster ist es weit und breit berühmt geworden. In der großen Muttergotteskirche befindet sich ein uraltes Bildnis der Mutter Gottes, welches der Stadt im Jahre 1555 von dem heiligen Georg, Erzbischof von Kasan, geschenkt worden. Das mit einer kostbaren Einfassung umgebene Bild wird besonders von den Tschuwaschen hoch verehrt, die es in ihrer Sprache Toramum (Mutter Gottes) nennen. In der Dreifaltigkeitskirche befindet sich ein Bildnis des heiligen Nikolaus des Wunderthäters, der mit der erzbischöflichen Mitra auf dem Haupte dargestellt ist, in der rechten Hand ein Schwert, in der linken eine Kirche haltend. Russen, Tscheremissen, Tschuwaschen und Tataren, gleichviel ob Christen oder Nichtchristen, pflegen vor diesem Bilde ihre Streitigkeiten zu schlichten, da der schuldige Teil beim Anblick des als Schiedsrichter angerufenen Heiligen stets von Schrecken ergriffen sein Unrecht eingesteht. Mehr jedoch als diese wunderthätigen Heiligenbilder interessiert den Fremden, der die Stadt betritt, der schiefe Glockenturm (siehe Seite 215). Er hat sich nicht wie das berühmte Werk Wilhelms von Innsbruck, der Campanile in Pisa, schon während des Baues gesenkt und es ist bei ihm nicht wie bei jenem den Wirkungen der Senkung durch Verstärkung der Mauern auf der einen Seite entgegengewirkt worden, sondern die Neigung nach rechts erfolgte lange nach Vollendung des Baues. Erscheinungen dieser Art sind in Rußland gar nicht selten, ja in der Stadt Jaroslawl giebt es sogar mehrere Türme, die heute schief stehen. Es sind sämtlich ältere Bauten, und die Schuld an der Senkung der Grundmauern trifft in den meisten Fällen die unerfahrenen einheimischen Baumeister und das von ihnen verwendete schlechte Material.

Bei Tschebokfary endet bereits das rein russische Gebiet. Wir nähern uns nun der ehemaligen Hauptstadt jenes Reiches, welches aus den Trümmern der „Goldenen Horde“ entstand und dessen Herrscher lange Zeit bald Verbündete der Russen, bald gefürchtete Feinde derselben waren. Kasan, die Hauptstadt des gleichnamigen tatarischen Fürstentums, wurde im Jahre 1527 von Saïn, einem Sohne des Khans Batu, an Stelle der zerstörten Bulgarenstadt Briarkinoff erbaut. Der Name Kasan bedeutet in der tatarischen Sprache

„Kessel“, und die Stadt soll ihn der Sage nach davon erhalten haben, daß ein Sklave des Khans Saïn, während dieser an einem hier in die Wolga mündenden Flüßchen seine Waschungen vornahm, einen Kessel, mit dem er Wasser schöpfte, in den Fluß fallen ließ, in welchem er trotz eifrigen Suchens nicht mehr gefunden werden konnte. Das Flüßchen soll danach Kasanka, und die Stadt Kasan benannt worden sein.

Das von Saïn gegründete Reich war nicht von langer Dauer. Schon im Jahre 1296, als sich die Kasanschen Tataren in die Streitigkeiten der russischen Teilfürsten mischten, wurde Kasan von Georg, dem Bruder des Großfürsten Wassili Dmitrijewitsch, erstürmt und zerstört, der Zar von Kasan selbst gefangen genommen. Die Stadt lag lange in Ruinen, bis endlich Ulu Machmet, ein Flüchtling aus der Horde von Kiptschak, in derselben Gegend eine Burg erbaute, um welche rasch eine neue Stadt emporwuchs, die er mit seinen ihm gefolgten Anhängern und aus Astrachan, Asoff, der Krim und anderen Gegenden herbeigerufenen Tataren bevölkerte. So entstand das zweite Zarenreich Kasan um das Jahr 1438. Schon im nächsten Jahre erschien Ulu Machmet mit seinen Horden vor Moskau, um sich dafür zu rächen, daß ihn der Großfürst



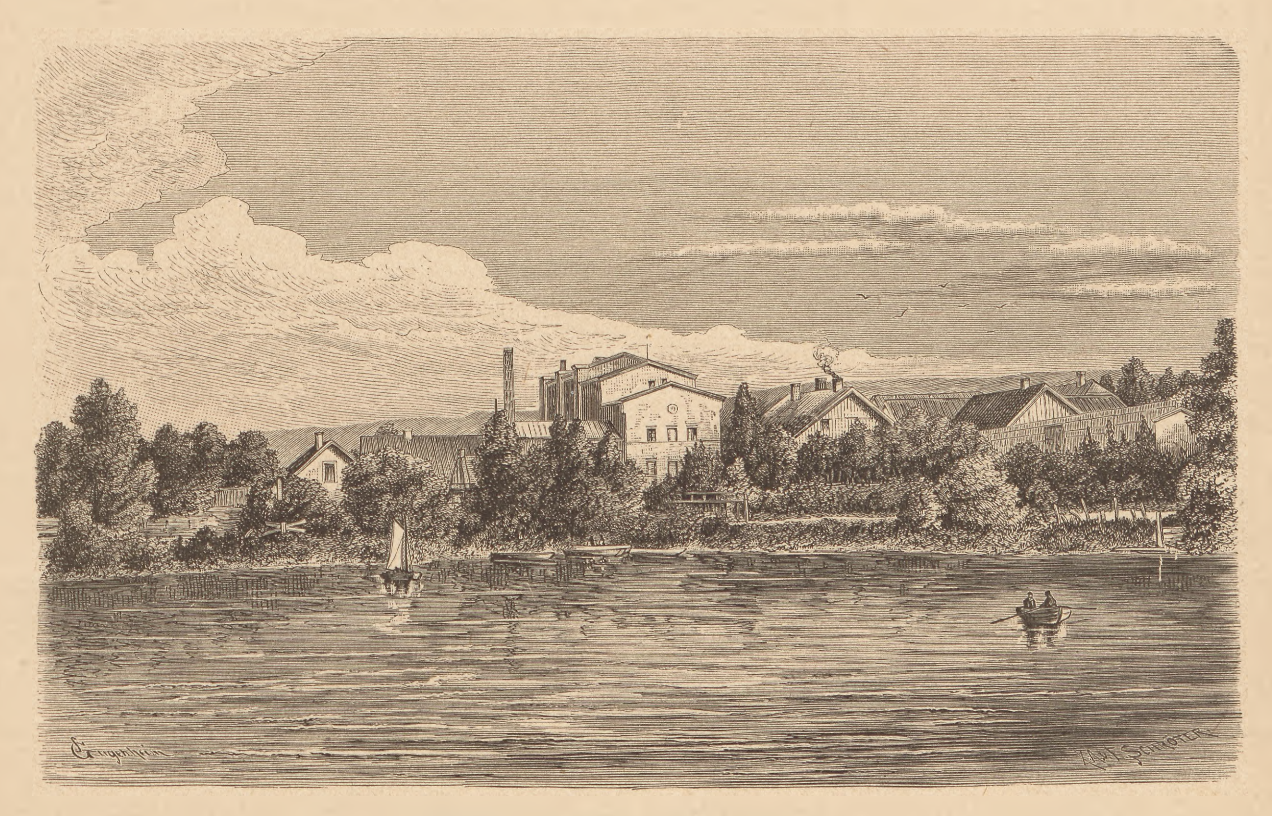
„Saal“ und Vorsteherwohnung in Sarepta.

Wassili der Düstere aus der Stadt Bjeleff, in welcher er sich nach der Flucht aus der Horde von Kiptschak niedergelassen, vertrieben hatte. Zu einem Sturm auf Moskau kam es jedoch nicht, die Tataren lagen zehn Tage lang unthätig vor der Stadt und zogen dann ab, sich damit begnügend, alles Land ringsum zu verwüsten. Ulu Machmet führte seitdem fast ununterbrochen Krieg mit Rußland, eroberte im Jahre 1445 Njishny-Nowgorod, verlor es bald darauf, eroberte es aber zum zweiten Mal, schlug das russische Heer und nahm den Großfürsten gefangen. Bald darauf wurde er jedoch selbst vom Thron gestürzt und sein Nachfolger wurde der Usurpator Mamutek, welcher sich zuerst den Titel Zar von Kasan beilegte.

Wir können hier keine Geschichte des Reiches Kasan bieten; so reich dieselbe an Begebenheiten ist, so ist sie doch für den Nichtrussen von geringem Interesse. Die Kämpfe mit den Russen dauerten fast ohne Unterbrechung fort, dabei gab es endlose Thronstreitigkeiten in Kasan, ein Usurpator stürzte den andern, bis endlich Iwan IV. den schon wiederholt von seinen Vorgängern verfolgten Plan, Kasan sich zu unterwerfen, aufnahm und im Jahre 1552 mit einem 150 000 Mann starken Heer vor der Stadt erschien. Am 23. August

begann die Belagerung und am 1. Oktober fiel Kasan nach hartnäckiger Verteidigung durch Sturm. Iwan hatte selbst, als die bereits in die Stadt gedrungenen Russen wankten und zu weichen begannen, das Banner ergriffen und hatte sie gegen den Feind geführt. Der letzte Zar von Kasan Ediger wurde gefangen nach Moskau gebracht, die Tataren aus der Stadt nach den Vorstädten verwiesen, in jener dagegen russische Kolonisten angesiedelt. Noch unter Iwan wurde Kasan Sitz eines Erzbischofs; Peter der Große erhob es im Jahre 1714 zur Gouvernementsstadt.

Das heutige Kasan ist eine neue Stadt. Große Brände haben es wiederholt in Asche gelegt. 1774 brannte es der Rebell Pugatschew nieder, 1815 fiel ein großer Teil der Stadt und 1842 fast die ganze Stadt den Flammen zum Opfer. Der Kreml aber hat alle Stürme überdauert. Er soll im 15. Jahrhundert vom Khan Ulu Machmet erbaut worden sein und war mit einer doppelten Pfahlmauer umgeben, vor der sich ein tiefer Graben befand. Im Kreml befinden sich der schöne kaiserliche Palast, in welchem der Gouverneur wohnt, drei große Kirchen und ein Kloster. Das interessanteste von allen seinen Bauten ist der Turm Sujumbekas.



Ansicht der Herrnhutergemeinde Sarepta.

Die Tataren erzählen, daß er von der Zarin Sujumbeka erbaut worden, welche in der letzten Zeit vor dem Fall Kasans eine große Rolle spielte, doch ist der Turm seiner ganzen Bauart nach zweifellos erst unter der Kaiserin Anna Iwanowna erbaut worden, wofür auch der Umstand spricht, daß Iwan IV. nach der Einnahme Kasans Befehl gegeben, alle Gebäude von Grund aus zu zerstören. Die Tataren glaubten, daß in dem Knopf des Turmes für sie wichtige Schriftstücke geborgen seien, als aber derselbe im Jahre 1830 auf Befehl der Regierung herabgenommen und untersucht wurde, fand man, daß er leer war.

In der Nähe des Kreml befindet sich das Nonnenkloster zur Kasanschen Mutter Gottes, welches im Jahre 1579 aus Anlaß der Auffindung des berühmten wunderthätigen Bildes erbaut wurde. Am 23. Juni 1579 brach in dem Hause eines gewissen Daniel Onutschin ein Brand aus, der einige Straßen in der Nähe des Kreml in Asche legte. Als Onutschin den Wiederaufbau seines Hauses beginnen wollte, erschien seinem zehnjährigen Töchterchen im Traume die Mutter Gottes und teilte ihm mit, daß unter den Trümmern des Hauses ihr getreues Bild verborgen liege, was Matrona — so hieß das Mädchen — den Behörden anzeigen

solle. Das Kind erfüllte den ihm erteilten Befehl, aber die Geistlichen, denen sie dies mitteilte, schenkten ihr kein Gehör, und selbst der Erzbischof, an den sie sich schließlich wandte, erklärte ihre Erzählung für eine Ausgeburt erregter Phantasie. Da begann Matrona selbst die Ruinen zu durchforschen und fand nach kurzem Suchen ein wohlerhaltenes Bild der Mutter Gottes, das aussah, als wäre es erst vor kurzem gemalt worden. Nun waren die Zweifler bekehrt, das Bild, welches man für eine getreue Kopie jenes Wunderbildes erklärte, welches die Kaiserin Eudoxia aus Jerusalem nach Konstantinopel gebracht hatte, wurde in feierlicher Prozession in eine Kirche getragen, und als es bald darauf einige Wunder verrichtete, sandte der Erzbischof eine Kopie desselben mit einem Bericht über die wunderbaren Ereignisse an den Zaren Iwan IV. Die Folge war, daß auf Befehl des Zaren an der Stelle, wo das Bild gefunden worden, ein Nonnenkloster und eine hölzerne Kirche erbaut wurde. Im Jahre 1594 wurde die letztere durch eine steinerne Kirche ersetzt und das Muttergottesbild, reich mit Edelsteinen verziert, in ihr aufgestellt. Die jetzige große Muttergotteskirche wurde im Jahre 1791 zu bauen begonnen und der Bau 1816 vollendet. Heute noch kommen Tausende jährlich von nah und fern nach Kasan, um vor dem Muttergottesbild zu beten, das zu den verehrtesten Heiligenbildern Rußlands gehört.

Wo die Kasanka sich in die Wolga ergießt, befindet sich das unter Peter dem Großen erbaute Admiralitätsgebäude. Da wurden auch die Schiffe gebaut, welche für die Flotille auf dem Kaspisee bestimmt waren. Heute noch zeigt man dort die Galeere, auf welcher die Kaiserin Katharina II. die Reise durch die Wolgaländer zurückgelegt hat. Zum Andenken an die Russen, welche bei Erstürmung Kasans den Tod fanden, ist 1823 am Ufer der Kasanka ein Denkmal errichtet worden; es hat die Form einer Pyramide, in der sich über dem Grab, welches die Gebeine der gefallenen Krieger enthält, eine Kirche befindet.

Im Frühjahr, wenn die Wolga und Kasanka aus ihren Ufern austreten, ist diese Gegend nicht wieder zu erkennen. Wolga und Kasanka sind verschwunden, soweit das Auge zu sehen vermag, erblickt es ein schäumendes Meer, welches Wald und Feld verschlungen hat. Wie eine grüne Insel ragt dann die Stadt mit ihren Gärten aus der Wassermasse hervor, und die vielen vergoldeten Kuppeln, die Türme und die schlanken Minarets bilden mit den buntfarbigen Gebäuden ein überraschendes Bild.

Kasan hat 86 262 Einwohner, aber die Holzhäuser sind trotzdem immer noch vorherrschend. Die Stadt selbst ist eine vollkommen russische Stadt, Tataren — etwa 8000 — wohnen fast nur in den Vorstädten, wo sich auch ihre 9 Moscheen befinden. Der Staatskirche gehören in Kasan 42 Kirchen und 6 Klöster, den Altgläubigen eine Kirche; außerdem ist noch eine römisch-katholische und eine protestantische Kirche vorhanden. Die hübscheste ist die Peter-Pauls-Kirche, die besonders wegen ihrer zierlichen Formen Beachtung verdient (siehe Seite 217).

Unter den Lehranstalten nimmt die erste Stelle die im Jahre 1804 gegründete Universität ein, mit der eine große Bibliothek, ein physikalisches Kabinet, ein chemisches Laboratorium, eine Klinik, ein anatomisches Museum, eine Sternwarte, ein Münzkabinet, ein zoologischer und ein botanischer Garten mit großer Orangerie verbunden sind. Vor dem imposanten Universitätsgebäude steht ein Denkmal des Dichters Derschawin.

Außer der Universität besitzt Kasan ein Gymnasium, eine Kriegsschule, die Marienschule erster Ordnung für Mädchen, das Rodionoffskische Mädcheninstitut, 5 städtische und 1 Bezirksschule, zu denen sich noch mehrere geistliche Lehranstalten, eine Akademie, ein Seminar u. s. w. gesellen. Das Rodionoffskische Mädcheninstut, das sich eines bedeutenden Rufes erfreut, ist eine der ältesten größeren Lehranstalten Rußlands, denn es ist eine Stiftung der Witwe des Obersten Rodionoff, welcher in den Pugatschewschen Wirren den Tod fand.

Der Handel Kasans ist sehr bedeutend. Er befindet sich zum größern Teil in den Händen der Tataren. Aus den fernsten Gegenden Asiens, aus Persien, China, Indien werden Waren auf den Markt von Kasan gebracht, jedoch auch die Erzeugnisse der einheimischen Industrie sind hier in großen Massen vorhanden. Kasan ist die größte Fabrikstadt an der Wolga; Leder, darunter vorzügliche Juchten, Tuch, Filz, Seile, Talg- und Stearinkerzen und Seife nehmen die erste Stelle unter seinen Erzeugnissen ein. Auch die übrigen Ortschaften des Gouvernements liefern viel Leder und Filzwaren auf den Markt nach Kasan, außerdem Wagner-, Holz- und Bastarbeiten u. s. w.

Von großem Einfluß auf den Handel Kasans ist die Nähe der Kama. Die Kama ist einer der bedeutendsten Nebenflüsse der Wolga. Im Gouvernement Wjatka entspringend bildet sie auf einer

langen Strecke die Grenze zwischen diesem und den Gouvernements Perm und Ufa, und nach ihrer Vereinigung mit der Wjatka gelangt sie auf Kasansches Gebiet, auf welchem sie nach 1650 Werst langem Lauf in die Wolga mündet. Etwa 40 Werst von den Quellen wird sie schiffbar. Die unbehilflichen Fahrzeuge, die auf ihr verkehren, brauchen von dort aus 4 bis 5 Wochen bis zur Wolgamündung und 6 bis 7 Wochen zur Fahrt nach Astrachan. Flußaufwärts sind einige Schleppdampfer in Thätigkeit, doch werden meist Pferde zum Schiffziehen benutzt. Den Personenverkehr vermittelt die Dampfschiffahrtsgesellschaft Samolet bis Perm, doch ist derselbe nicht bedeutend. Ungleich größer ist der Warenverkehr. Salz, Metalle aus dem Ural, die verschiedenen Erzeugnisse Sibiriens, Holz, Getreide, Thee u. s. w. werden in großen Massen auf der Kama nach Njishny-Nowgorod gebracht. An 2000 Schiffe verschiedener Größen vermitteln den Warenverkehr.

Die Kama fließt durch ein sehr waldreiches Gebiet, in welchem die Art der Holzfäller noch nicht solche Verwüstungen angerichtet hat wie in den Gouvernements in der Mitte Rußlands. Da der Boden, je weiter man nach Norden kommt, desto weniger ertragfähig wird, hat die Bevölkerung sich gezwungen gesehen, zu Nebenbeschäftigungen zu greifen, wodurch zahlreiche Hausindustrien entstanden. Im Gouvernement Wjatka beschäftigt die Möbelfabrikation tausende von Händen. Diese Industrie ist deutschen Ursprungs; ein Gutsbesitzer ließ einen deutschen Meister aus Kasan kommen, der mit Hilfe einheimischer Gehilfen, welche er ausbildete, die erste Werkstätte einrichtete. Die Gehilfen hatten ihm aber bald die betreffenden Handgriffe abgelernt, kehrten in ihre Dörfer zurück und arbeiteten für eigene Rechnung. In kurzer Zeit war der Markt mit Möbeln überschwemmt, welche den deutschen täuschend ähnlich sahen, dabei jedoch so billig waren, daß die deutschen Meister nicht mehr konkurrieren konnten. Außer der Möbelfabrikation sind im Gouvernement Wjatka noch andere Zweige der Holzindustrie vertreten, vorzüglich der Wagenbau, doch ist die Herstellungsmethode immer noch eine sehr primitive und Fortschritte in keiner Beziehung zu bemerken. Die jungen Stämme, welche zum Bau der Schlitten, Telegen und Tarantassen (zwei- und vierräderige Wagen) verwendet werden sollen, werden in Pferdemist gelegt, um sie zu erweichen, dann zusammengebogen und den ganzen Sommer hindurch in dieser Lage aufbewahrt; erst wenn der Winter kommt, geht man an die fernere Verarbeitung des Holzes. Nach offiziellen Angaben beträgt der durchschnittliche Jahresumsatz der Wagenbauer im Gouvernement Wjatka 140 000 Rubel; in ganz Rußland dürfte er sich auf 2 Millionen Rubel beziffern. Da die Herstellungskosten nicht bedeutend sind, sollte man meinen, daß die Arbeiter dabei einen guten Verdienst erzielen, leider ist jedoch das Gegenteil der Fall. Die Lage der Wagenarbeiter ist eine sehr traurige. Ein Schlittenarbeiter verdient durchschnittlich 42 Rubel jährlich, ein Räderarbeiter etwa 36, jene dagegen, welche das verschiedene Zubehör verfertigen, nur etwa 30 Rubel. Arbeiter, welche in ihrem Fache größere Vollkommenheit erlangt haben, daher höheren Ansprüchen genügen und auch bessere Preise verlangen können, sind selten. Allerdings haben fast alle noch einen Nebenerwerb durch die Arbeiten ihrer Frauen und Kinder, aber eine große Summe wirft auch dieser nicht ab, und die Not bleibt Jahr aus Jahr ein bei diesen Leuten ständiger Gast. Solche Nebenbeschäftigungen, durch welche gewöhnlich Frauen und Kinder noch etwas verdienen, sind im Gouvernement Wjatka die Verfertigung von Holz für Streichhölzchen und von allerlei Geflechten aus Zweigen oder Birkenrinde. Als selbständige Industrie treten diese beiden Erwerbszweige nirgends auf, sondern dienen stets nur zur Aushilfe dort, wo der Ackerbau und die von den Bauern betriebene Hausindustrie zur Erhaltung des Hausstandes nicht ausreicht.

Viel lohnender ist die gleichfalls als Hausindustrie im Gouvernement Wjatka betriebene Lederproduktion, welche sehr gut prosperiert, trotzdem Rußland bereits bedeutende Lederfabriken besitzt und trotzdem — leider muß man diese Klage immer und überall wiederholen — die primitive Technik die Konkurrenz der Hausindustrie sehr erschwert. Uns stehen nur aus vier Gouvernements — Njishny-Nowgorod, Wjatka, Perm und Archangelsk — genaue Daten über diese Hausindustrie zur Verfügung. Nach denselben beträgt die Produktion in diesen vier Gouvernements 5 225 000 Rubel, woran das Gouvernement Wjatka mit einer Million partizipiert. Übertroffen wird es nur von Njishny-Nowgorod, wo die Produktion 4 Millionen beträgt. Außer in den genannten ist die Lederfabrikation als Hausindustrie noch in 27 Gouvernements vertreten, doch erreicht sie in keinem eine bedeutende Höhe, so daß die Gesamtsumme der Produktion in allen 31 Gouvernements kaum mehr als 6½ Millionen Rubel betragen dürfte. Die Übelstände, welche bei dieser Hausindustrie am meisten gerügt

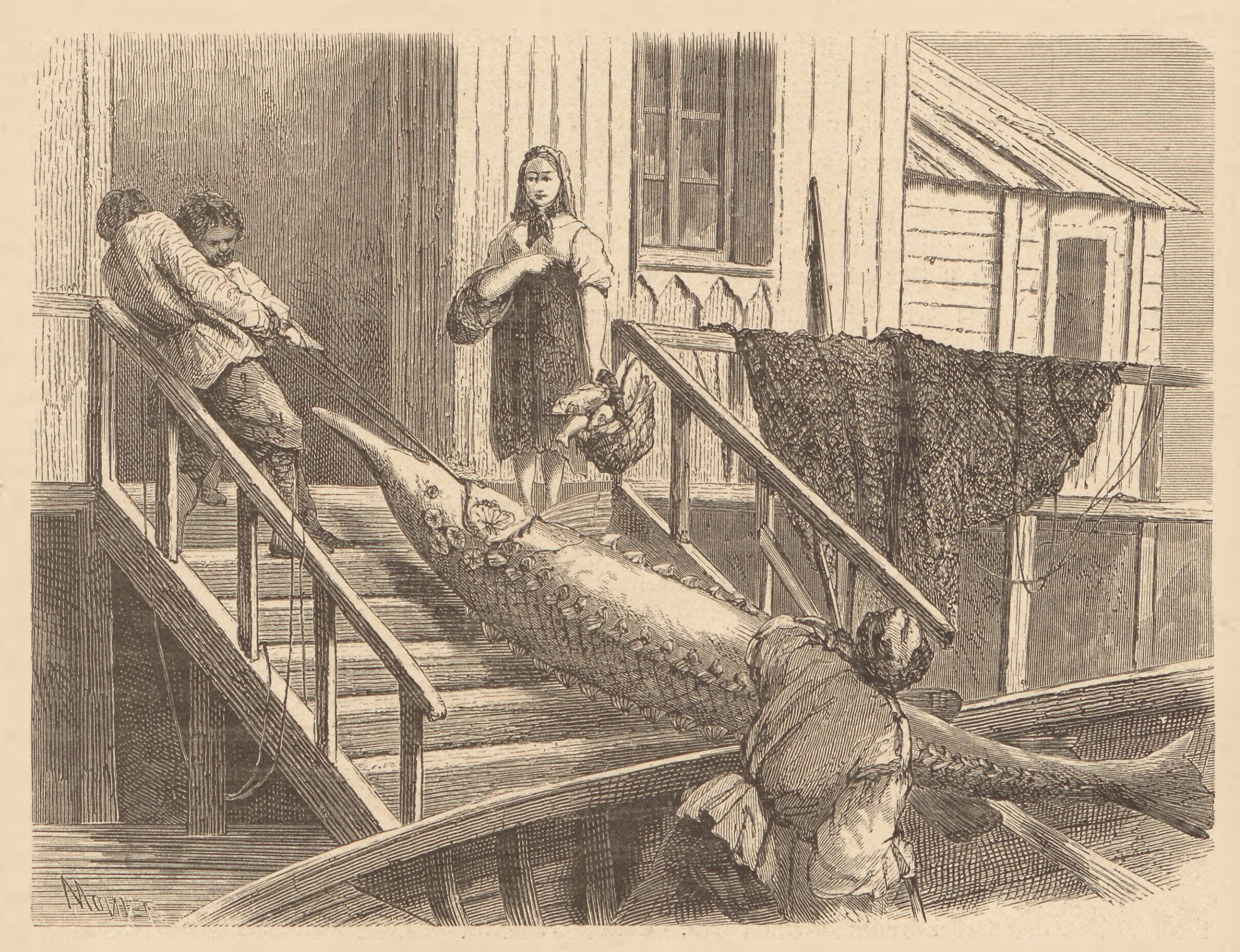
werden, sind: daß die Häute nicht lange genug im Kalk liegen gelassen werden, und daß zu wenig Thran, dagegen zu kräftige Lauge angewendet wird. Eine kaiserliche Kommission, die sich mit Erhebungen über die Hausindustrie beschäftigte, hat in ihrem Gutachten erklärt, daß der Wert des so erzeugten Leders um 15 bis 20 Prozent gesteigert werden könnte, wenn diese Übelstände beseitigt würden, und daß demzufolge selbstverständlich auch die Einnahmen des Arbeiters bedeutend wachsen würden. Im Gouvernement Perm, welches jährlich für



Frau aus Saratoff.

150 000 Rubel Leder erzeugt, hat man Berechnungen angestellt, um zu ermitteln, wie viel ein Lederarbeiter durchschnittlich jährlich verdiene. Da die Preise in den anderen Gouvernements nur unwesentlich verschieden sind, können wir diese Berechnung immerhin auch für diese gelten lassen. Danach stellt sich in den Basaren und auf den Märkten, wo rohe Häute gekauft werden, der Engrospreis einer Kuhhaut auf 1 Rubel 80 Kopeken bis 3 Rubel, einer Roßhaut auf 1 Rubel 20 Kopeken bis 1 Rubel 85 Kopeken. Nimmt man an, daß 50 Roßhäute à 1 Rubel 50 Kopeken, also für 75 Rubel gekauft werden, daß zu ihrer Verarbeitung — wie in oben erwähnter Berechnung angenommen — Weidenrinde, Kalk, Teer u. s. w. für 14 Rubel 14 Kopeken

verbraucht werden, so verdient der Arbeiter an den 50 Stück 40 Rubel 86 Kopeken, da er die Haut mit 2 Rubel 60 Kopeken verkauft. Da er aber im Laufe des Jahres 400 Häute zu verarbeiten imstande ist, beträgt sein Jahreseinkommen 326 Rubel 86 Kopeken, wovon allerdings noch verschiedene Unkosten abzuziehen sind, wie seine Ausgaben beim Besuch der Märkte, der Unterhalt der Pferde, Lohn für Arbeiter u. s. w. Jedenfalls aber bleibt ihm auch dann noch ein reines Einkommen von 300 Rubel, gegenüber den Erträgnissen der anderen Hausindustrien eine riesige Summe; doch ist auch hier dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen: die Zahl der Glücklichen, welche in der Lage sind, zu Engrospreisen und gegen bare Kasse einzukaufen, ist nicht groß. Der Mangel jeglichen Betriebskapitals hindert, wie überall so auch hier, den Aufschwung der Hausindustrie. Der Arbeiter ist nicht imstande, zu Engrospreisen einzukaufen, er muß sein Roh-



Störfang bei Astrachan.

material beim Detailhändler kaufen, oder er bezieht es vom Großhändler. Im letztern Falle ist er am schlimmsten daran, denn nicht genug, daß er das Rohmaterial sehr teuer bezahlt, er muß auch die fertige Ware viel billiger liefern als ein Arbeiter, der nicht von des Großhändlers Gnade abhängig ist. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß die ländlichen Arbeiter sich immer noch gegen die Fabriken behaupten können und im großen und ganzen eine gute Ware liefern. Von einem andern Zweig der häuslichen Lederindustrie, der Fabrikation von Schuhwerk, kann man das letztere heute nicht mehr behaupten. Die Schuhwaren aus den Gouvernements Wjatka, Orel, Twer (namentlich die beiden letzteren sind Hauptplätze der Schuhfabrikation) können mit der städtischen Ware weder in Eleganz noch in Dauerhaftigkeit wetteifern. Der Ruf, dessen sie sich früher erfreuten, ist durch nachlässige Arbeit schwer geschädigt worden, und es ist fraglich, ob die Hausindustrie das verscherzte Vertrauen des kaufenden Publikums jemals wieder gewinnen wird. Nur die Schuh-

waren aus Kimry (Gouvernement Twer) und Bolchow (Gouvernement Orel) trifft man jetzt noch neben den städtischen Fabrikaten in den großen Magazinen Petersburgs und Moskaus, die anderen sind vom Residenzmarkt verschwunden. Die Schuhmacher auf dem Lande sind daher selbst schuld, wenn sich bei ihrem Gewerbe das durchschnittliche Jahreseinkommen eines selbständigen Arbeiters nur auf etwa 80 Rubel beläuft. Man hat zwar nachzuweisen gesucht, daß ihre Lage in manchen Gegenden eine günstigere sei, wenn man dies aber z. B. für den Kreis Kotelnjitschy im Gouvernement Wjatka damit zu begründen sucht, daß dort der Arbeiter angeblich jährlich noch etwa 70 Rubel durch Schuhreparaturen verdiene, so hat man wohl bei dieser Berechnung eine Null zu viel angesetzt. Woher sollte die Masse reparaturbedürftigen Schuhwerks kommen, die nötig wäre, um den Arbeitern in einem so ausgedehnten Bezirk pro Kopf 70 Rubel Jahresverdienst zu verschaffen!

Außer den bisher genannten blüht an den Ufern der Kama, im Gouvernement Perm, noch eine Hausindustrie, deren wir schon früher (siehe Seite 115) bei Schilderung der Dörfer Worsmá und Pawlowo Erwähnung gethan haben: die Fabrikation von Messern und Schloßwaren. Als im 18. Jahrhundert der schon oft erwähnte Graf Scheremetjeff tüchtige Meister aus England kommen und von diesen die Bauern unterweisen ließ, verbreitete sich von Worsmá und Pawlowo aus die Stahlindustrie rasch über die angrenzenden Gouvernements und faßte auch in Perm Fuß — ob zum Heil seiner Bevölkerung, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Das Los der Schmiede ist ein sehr trauriges. Nachdem am Montag im Basar Material und Lebensmittel eingekauft worden, beginnt die Arbeit, welche mit einer Unterbrechung von nur zwei Stunden von 12 Uhr Mitternacht bis 9 Uhr abends dauert! Und so geht es Tag für Tag, nur im Herbst und Winter verringert sich die Zahl der Arbeitsstunden. Den ganzen Sommer hindurch aber arbeiten die Schmiede 19 Stunden täglich in einer schrecklichen Atmosphäre, um einen Wochenlohn von 1 bis 2 Rubel zu verdienen! Von diesem Geld muß am nächsten Montag neues Material gekauft werden, und wenn noch die für die Woche nötige Nahrung beschafft ist, besitzt der Schmied keinen Kopeken mehr; je etwas zu ersparen, ist für ihn eine reine Unmöglichkeit.

Die Flachsindustrie ist unter den Hausindustrien Wjatkas und Perms ebenfalls vertreten, jedoch in letzterem ziemlich unbedeutend. Das Gouvernement Wjatka liefert jährlich 17 bis 20 Millionen Arschin Leinwand im Werte von 850 000 bis 1 Million Rubel, Perm dagegen etwa 200 000 Arschin im Werte von 20 000 Rubel. Die Leinwand zu den Hemden der russischen Soldaten wird fast ausschließlich aus dem Gouvernement Wjatka bezogen, wird jedoch nicht von der Armeeleitung direkt bei den Erzeugern aufgekauft, sondern geht durch die Hände vieler Zwischenhändler. Das verarbeitete Gespinst kommt aus dem Gouvernement Archángelsk und ist meist Maschinenfabrikat; Handgespinst wird immer seltener. Die Übermacht der Fabriken macht sich auch in diesem Industriezweige geltend, jedoch am wenigsten im Gouvernement Wjatka, da dieses nicht wie die Gouvernements Wladjimir, Jaroslaw und Kostromá, die das Centrum der russischen Leinwandindustrie bilden, ausschließlich für den großen Markt arbeitet.

Wir verweilen bei der Industrie dieser Gebiete länger, weil sie sich wesentlich von jenen Hausindustrieen unterscheidet, die wir bisher kennen gelernt haben. Trieben einerseits die Heiligenbildermaler von Cholui (siehe Seite 112) und die Stahlarbeiter des Kreises Gorbatoff (siehe Seite 115) keinen Ackerbau und trat daher bei ihnen die Hausindustrie, welche ihrem ganzen Wesen nach nur eine Nebenbeschäftigung der Landbevölkerung sein darf, an die erste Stelle, so trat bei den Leinewebern von Iwanowo und anderen der Landmann noch mehr zurück, und wir sahen ihn entweder in einen Fabrikarbeiter oder in einen Gewerbetreibenden verwandelt, oder auf dem Wege, ein solcher zu werden. In den Kama-Gouvernements und ebenso in den nördlichen Gouvernements, in denen wir im zweiten Bande dieses Werkes den Leser noch mit mancher Hausindustrie bekannt machen werden, liegen die Verhältnisse anders: die Landbevölkerung arbeitet nicht in Fabriken und kein Zweig der Hausindustrie hat sich dort derart zu einem Gewerbe ausgebildet, daß seinetwegen der Ackerbau völlig unterbleibt. Im Gegenteil gilt da die Bestellung der Felder als erste Aufgabe, und erst wenn die Feldarbeiten beendet sind, wendet sich die Familie der Hausindustrie zu, für welche also ein Zeitraum von 4 bis 6 Monaten frei bleibt, zuweilen mehr, weil in den in landwirtschaftlicher Beziehung weniger produktiven Gegenden der Feldbau nicht soviel Zeit in Anspruch nimmt wie in jenen, in denen die Landwirtschaft auf einer hohen Stufe steht. Häufig beschäftigt sich auch nur das älteste Familienmitglied mit dem Ackerbau, während

alle anderen einen Industriezweig betreiben und jenem nur zur Zeit der Ernte, wenn viele Hände auf dem Felde erforderlich sind, zu Hilfe kommen.

Der Name Hausindustrie paßt daher viel weniger für die Gouvernements der Mitte mit ihrem Fabriks- und Werkstättenbetrieb als für die östlichen und nördlichen Gouvernements, wo die Hausindustrie thatsächlich auf der Arbeit aller Familienmitglieder beruht. Während von der letzten fast in allen Sprachen die Benennung der Industrie abgeleitet ist (Hausindustrie, industrie domestique, domestic industry u. s. w.), hat der Russe den Ausdruck kustárnaja promýschlenost, über dessen eigentliche Bedeutung viel gestritten worden ist. Das Wort von kustárnjik (Strauch) abzuleiten, ist auf jeden Fall unzulässig. Uns scheint am annehmbarsten die von Prof. Petrowski in Kasan gegebene Deutung. Derselbe meint, das Wort kustár sei nichts als ein korrumpiertes deutsches Wort, in ähnlicher Weise entstanden, wie Artél (die russische Bezeichnung des Genossenschaftswesens) aus dem deutschen „Anteil“ entstand; ein kustár wäre demnach ein „Kunstarbeiter“, und kustárnaja promýschlenost würde eine Beschäftigung bezeichnen, zu welcher eine gewisse, größere oder geringere Kunstfertigkeit erforderlich ist. Wir geben dieser Deutung den Vorzug vor allen anderen, weil in allen slavischen Sprachen ähnliche Korrumpierungen deutscher Worte häufig vorkommen.

Die pekuniären Angelegenheiten der arbeitenden Familie oder — um sie mit dem landläufigen Namen zu bezeichnen — der kustári werden in der Weise geordnet, daß der Vater alles verdiente Geld einnimmt, dafür aber verpflichtet ist, die Familie zu ernähren, für ihre Kleidung zu sorgen, die Steuern zu bezahlen u. s. w. Bei Industriezweigen, in denen zeitweilig große Nachfrage herrscht, genügt oft die Anzahl der Familienmitglieder nicht zur Bewältigung der Arbeit. In solchen Fällen werden Lehrlinge aufgenommen, die für den Unterricht, den sie genießen, ein kleines Lehrgeld zahlen, oder es werden Arbeiter gemietet. Das Verhältnis, in welchem die letzteren zu dem Familienoberhaupt stehen, ist sehr verschieden; sie erhalten entweder einen bestimmten Lohn — wöchentlich, monatlich oder nach Ablauf eines Jahres — oder sie erhalten Anteil am Gewinn. Im letztern Falle ist eine Situation geschaffen, durch welche das Wesen der Hausindustrie bedeutend alteriert wird, denn es liegt dann ein Artél vor und die Hausindustrie verwandelt sich in eine genossenschaftliche. Es ist nun die Frage: ist eine solche Umwandlung zu wünschen, oder soll die Hausindustrie in der Fabrikindustrie aufgehen? Die Regierung hat sich viel und in höchst anerkennungswerter Weise mit dieser Frage beschäftigt; sowohl das Finanzministerium als das Ministerium der Reichsdomänen haben durch Kommissionen die Lage der Hausindustrie in den einzelnen Gouvernements prüfen lassen, und diese Kommissionen beschäftigen sich ständig mit der Beratung von Mitteln zur Beseitigung der jetzt herrschenden Übelstände. Man ist darüber einig geworden, daß die Weiterentwicklung der Hausindustrie in eine genossenschaftliche wünschenswert und zu fördern sei. Als Mittel dazu wurden vorgeschlagen die Gewährung eines genügenden Kredits und die Verbreitung von Kenntnissen, welche den Kustári bei Ausübung ihres Gewerbes von Nutzen sein können. Das erstere ist mit ziemlichem Erfolg angestrebt worden und namentlich das im Jahre 1864 gegründete Komittee für ländliche Leih-, Spar- und Industriekassen hat sich große Verdienste erworben; weniger erfolgreich waren bisher die Bemühungen zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Die Semstwos haben zwar viel gethan, aber dem vorhandenen Bedürfnis vermochten sie bisher nicht zu genügen. Man hat Schulen errichtet, man hat industrielle Museen gegründet, in denen alle Erzeugnisse des Gouvernements und die besten Erzeugnisse anderer durch Muster vertreten sind, aber alle diese Muster kranken an dem Fehler, daß sie mehr die städtische als die ländliche Industrie berücksichtigen. Landwirtschaftliche Museen bestehen in Kostromá, Nowgorod, Simbirsk und anderen Städten, aber alle liegen den Gegenden, auf deren Bevölkerung sie einen Einfluß ausüben sollen, viel zu fern. Anerkennung verdienen auch die von vielen Privatpersonen herausgegebenen Broschüren, welche in populärer Form technische Kenntnisse zu verbreiten suchen, aber diesen steht wieder die fast unüberwindliche Abneigung der russischen Landbevölkerung gegen Neuerungen hemmend im Wege. Wie sehr man mit dieser rechnen muß, mag der folgende Fall zeigen: Im Jahre 1872 hatten zwei Firmen in Moskau gefärbte Felle ausgestellt, die im Handel sehr gesucht sind. Diese Felle waren in Rußland gefärbt, während man bisher derlei Ware vom Ausland bezogen hatte. Vergebens bemühten sich aber die Fabrikanten, die Kustári zu überzeugen, wie vorteilhaft die Verfertigung solcher Felle für sie wäre; sie erhielten stets die stereotype Antwort: Das kann nichts gutes sein, denn sonst hätten es unsere Väter auch schon erzeugt.

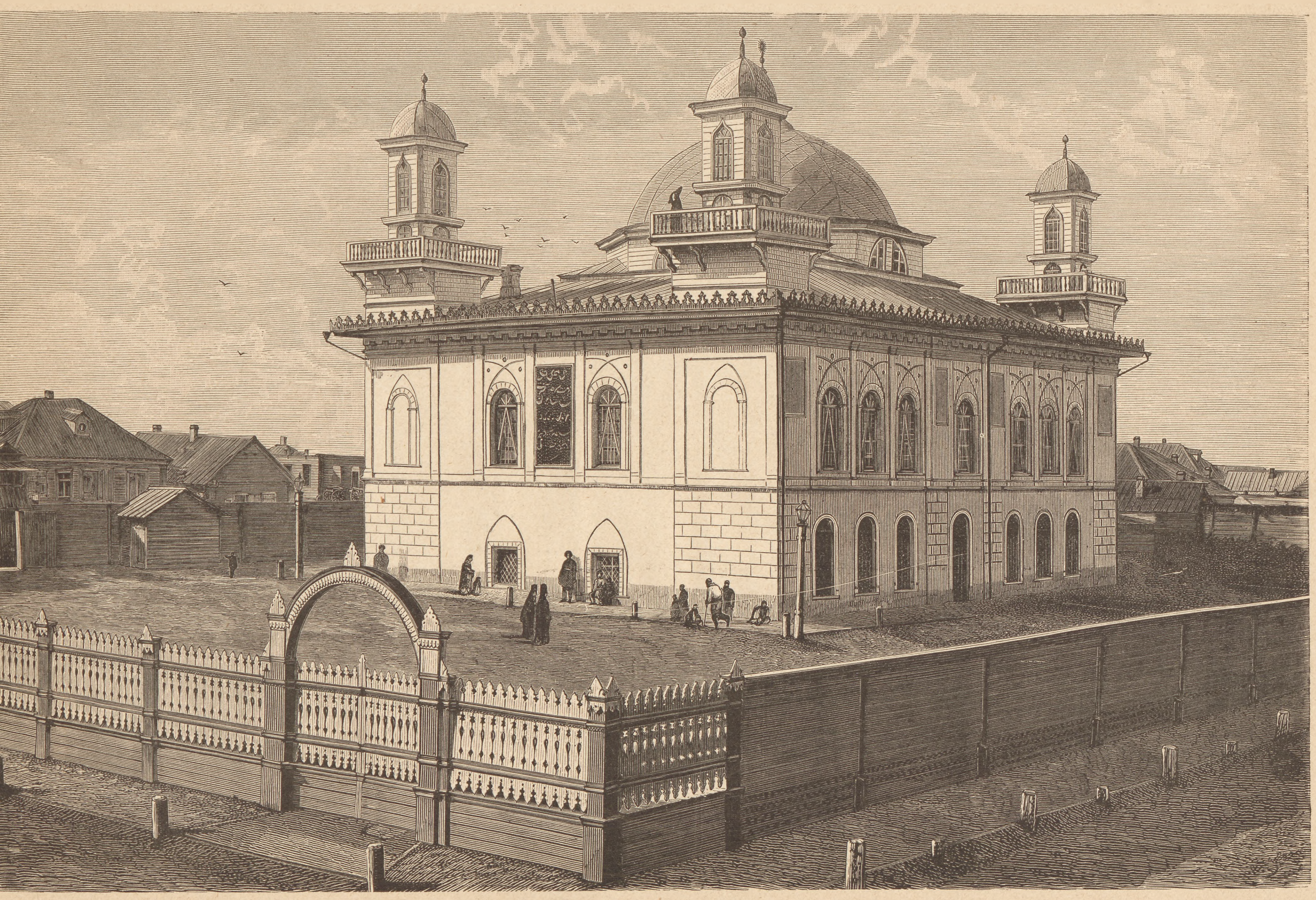
Solche Ansichten und Vorurteile werden um so häufiger und um so unüberwindlicher, je weiter man gegen Norden vordringt, wo der schwerere Kampf ums Dasein den Bauer auch immer mißtrauischer gegen alles macht, was ihm nicht bekannt ist und was er noch nicht erprobt hat — sie werden aber immer seltener, je weiter man nach Süden kommt. Schon in dem an das Kasansche angrenzenden Gouvernement Simbirsk, wo wir den ersten Ausläufern der Schwarzerde, dieser Kornkammer Rußlands, begegnen, ist ein Umschwung bemerkbar. Die Industrie ist hier unbedeutend, aber durch rationelle Feldwirtschaft und Einführung guter Maschinen haben hier sehr viele Landwirte ihren Grundbesitz zu einem sehr einträglichen gemacht. Das Gouvernement ist noch reich an Wäldern, es besitzt aber außer seinem fruchtbaren Ackerland auch große



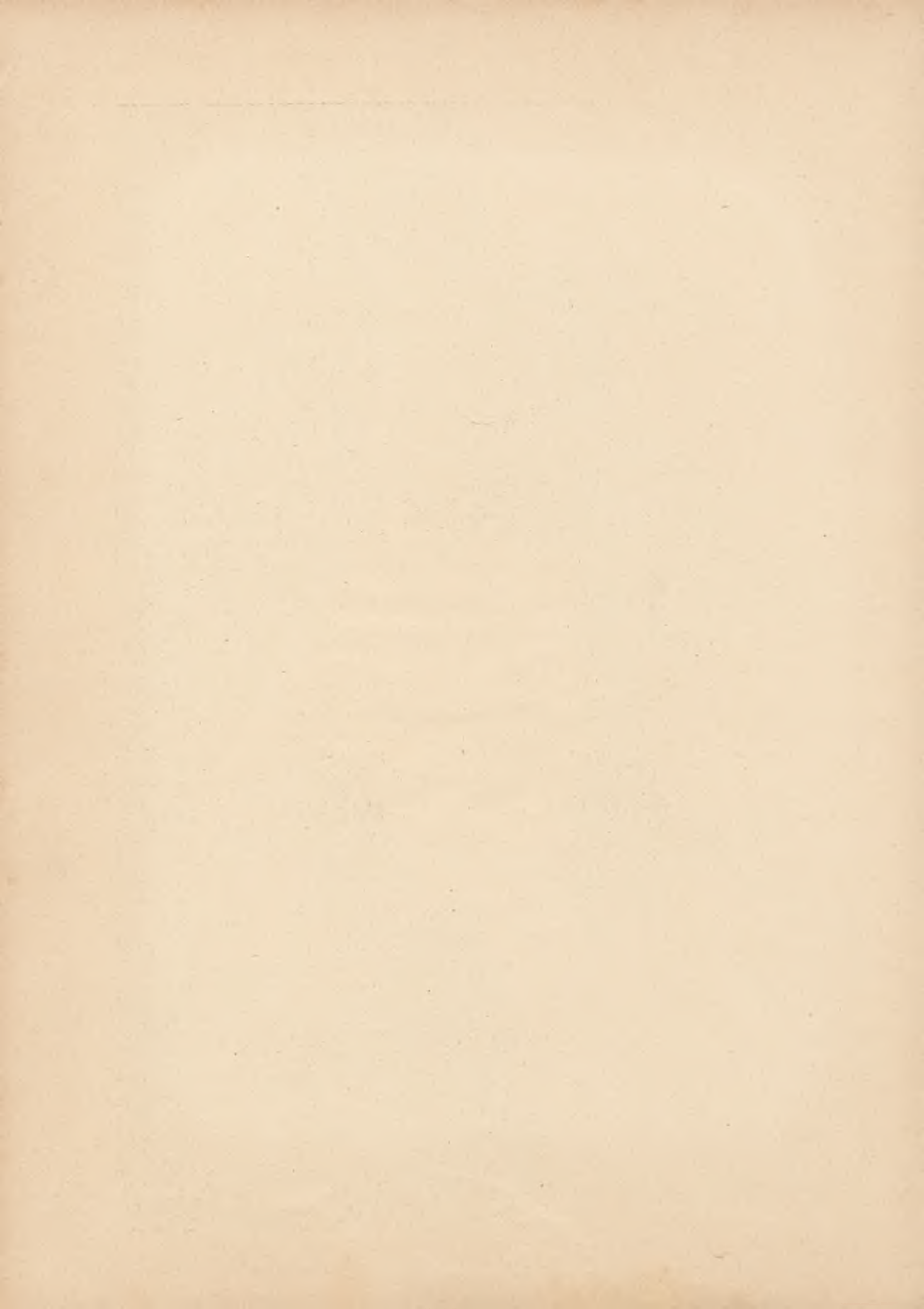
Jagd im Wolgadelta.

Wiesen und Viehweiden, und infolge dessen ist die Zucht von Pferden, Hornvieh und Schafen überall in Flor. Auch der Gartenkultur wendet sich die Landbevölkerung mit Erfolg zu, und Äpfel von Simbirsk sind in allen angrenzenden Gouvernements ein begehrter Artikel.

Die Gouvernementsstadt Simbirsk, die malerisch inmitten von Gärten sich am steilen Wolgaabhang erhebt, ist eine freundliche Stadt mit breiten Straßen, denn im Jahre 1848 brannte sie vollständig nieder und ist seitdem als völlig moderne, europäische Stadt aus den Trümmern wieder erstanden. Bei der letzten Zählung hatte sie bereits nahezu 27 000 Einwohner und nimmt als Handelsstadt eine hervorragende Stellung ein. In der Nähe von Simbirsk ist Rußlands größter Geschichtschreiber, Nikolaus Karamsin, am 13. September 1766 geboren worden, und ein Denkmal auf dem Platze vor dem Gouverneurspalast erinnert an seine unsterblichen Verdienste.



Persische Moschee in Astrachan.



Unterhalb Simbirsk wird allmählich der Charakter der Wolgalandschaft ein anderer. Das bebaute Land entschwindet den Blicken, die Dörfer werden seltener, am rechten Ufer steigen hohe, mit dichtem Wald bedeckte Felsen empor, während am linken Ufer sich unübersehbare Steppen ausdehnen. Die Wolga selbst ist breiter geworden und hat eine bedeutende Tiefe, so daß hier die Schiffahrt niemals mit Hindernissen zu kämpfen hat. Der Höhenzug am rechten Ufer sind die Shegulewskischen Berge. Auf ihrem höchsten Gipfel liegt das von der Wolga aus nicht sichtbare Dorf Usolje. Im 16. Jahrhundert ließen sich dort Russen nieder, angelockt durch den Ruf der großen Salzlager, deren Ausbeutung sie bald begannen. Sie umgaben ihre Niederlassung mit Mauern und Türmen, und errichteten einen hohen Wachtturm, von dem aus sie die Wolga weithin übersehen und rechtzeitig von dem Herannahen räuberischer Horden, besonders der an der Wolga nomadisierenden Nogaischen Tataren Kunde erhalten konnten. Der jetzige Besitzer des Salzbergwerkes hat 1840 an derselben Stelle, an der einst dieser Wachtturm gestanden haben soll, einen Turm erbauen lassen, von dem aus man eine herrliche Fernsicht über die Shegulewskischen Berge genießt, deren weiße Kalksteinwände, riesigen Bollwerken aus grauer Vorzeit gleich, oft bis 200 Meter hoch aus dem Waldesdickicht emporragen. An diesen Bergen haften tausenderlei Erinnerungen aus jener Zeit, in der die Wolgapiraten der Schrecken der Schiffer waren und Stenka Rasin hier sein Unwesen trieb. An den letztern erinnern auch zahlreiche Kurgáne (Grabhügel), welche das Volk heute noch nach ihm benennt, weil er auf seiner Flucht eine Zeit lang auf ihnen eine Zufluchtstätte vor seinen Verfolgern gefunden haben soll. Diese Kurgáne sind eine Eigentümlichkeit der Wolgaländer, in denen man sie von Kostromá an fast bis zur Mündung des Flusses häufig trifft. Der berühmteste ist der Zárew Kurgán oder Zárew Bugór (Zarenhügel; siehe Seite 232), der sich unterhalb der Einmündung des Sok in die Wolga mitten im Flusse erhebt. Der Sage nach soll er einst zum Andenken an einen großen Helden errichtet worden sein. Eine andere Sage meldet, daß ihn russische Krieger errichteten, die hier am Wolgaufer von Tataren umzingelt wurden; außer Stande, der Übermacht der Gegner im offenen Felde entgegenzutreten, flüchteten sie sich auf ein Inselchen in der Wolga, warfen dort einen Wall auf und schlugen hinter demselben den Angriff der Tataren zurück. Die im Kampfe Gefallenen wurden auf der Insel begraben und über ihrem Grab nach alter Sitte ein Hügel errichtet. So berichtet die Sage. Der Zárew Bugór ist jedoch keinesfalls ein Grabhügel, sondern während der Frühjahrshochwasser allmählich durch Anschwemmungen entstanden, für welche Annahme auch seine ovale Form spricht.

Beim Zárew Bugór wendet sich die Wolga, welche von Stawropol an etwa 60 Werst in östlicher Richtung geflossen, plötzlich nach Süden, ändert aber bald abermals ihre Richtung und fließt 150 Werst weit gegen Westen. Am südöstlichsten Punkte des großen Bogens, den die Wolga beschreibt, liegt an der Mündung des vom Ural kommenden gleichnamigen Flusses die Stadt Samara. Im Jahre 1635 wurde hier eine Burg zum Schutze des Wolgahandels angelegt, um welche rasch eine Stadt entstand, doch als fünfunddreißig Jahre später der Rebel Stenka Rasin sich derselben durch Verrat bemächtigte und sie niederbrannte, später dann noch die Wolganomaden den Ort verwüsteten, verlor sie ihre Stadtrechte. Erst als das Gebiet Samaras von der Kaiserin dem Fürsten Dolgoruki und dem Grafen Orloff geschenkt wurde, begann Samara sich von den Schlägen, die es getroffen, wieder zu erholen, wurde im Jahre 1780 wieder zur Stadt erhoben und 1850 Gouvernementsstadt. Gegenwärtig ist die 53 000 Einwohner zählende Stadt einer der Hauptplätze des Getreide- und Viehhandels an der Wolga.

Man hat die Wolgagouvernements wegen ihrer Fruchtbarkeit gepriesen, aber trotzdem stehen dieselben heute vor einer wirtschaftlichen Katastrophe, wenn sich die dortigen Landwirte nicht bald zu einer Änderung ihrer bisherigen Bewirtschaftungsweise entschließen. Jahre lang haben sie so zu sagen von der Hand in den Mund gelebt, durch forcierten Getreidebau den Boden rücksichtslos ausgebeutet, ohne an die Zukunft zu denken, und als nun noch anhaltende Trockenheit eintrat, war die Klage über Mißernten allgemein. Ja noch mehr: in den mit Grasland so reich gesegneten Ländereien ist in den letzten Jahren wiederholt Futtermangel eingetreten. Samara hat 2 648 000, Saratoff 3 300 000 Dessjatjinen Grasland neben je 2000 Ackerland und 1 315 000, beziehungsweise 592 000 Waldland, und dennoch konnte in den Jahren 1879 und 1880 der Futtermangel so groß werden, daß man gezwungen war, viele hunderttausend Stück der verschiedenen Viehgattungen zu schlachten! Es ist eine überraschende Erscheinung, daß in Rußland die von der Natur am meisten begünstigten Gegenden

sehr weit davon entfernt sind, jene Stufe wirtschaftlicher Entwicklung einzunehmen, zu welcher sie berufen erscheinen. Auch hat das unproduktive Land in ihnen noch eine ganz unverhältnismäßig große Ausdehnung: in Samara giebt es 8 188 000 Dessjatjinen unproduktives Land, in Saratoff 1 405 000, in Orenburg 9 506 000 (gegenüber 563 000 Acker- und 2 640 000 Grasland) und in Astrachan gar 19 142 000 (gegenüber 231 000 Acker- und 980 000 Grasland). Wie groß dieses Mißverhältnis ist, erhellt am besten aus einer Zusammenstellung der sieben Wolgagouvernements Kasan, Simbirsk, Samara, Saratoff, Ufa, Orenburg und Astrachan. In Prozenten ausgedrückt beträgt in diesem Gebiet das Ackerland 14.3, das Grasland 15.5, das Waldland 14.3 und das unproduktive Land 55.9 Prozent der Gesamtfläche!

Die hauptsächlich angebauten Früchte sind Weizen, namentlich Sommerweizen, Buchweizen, Roggen, Gerste und Hafer; der Kartoffelbau hat nur eine geringe Ausdehnung, Flachs wird nur in Saratoff und Orenburg, Tabak überall nur in sehr geringen Mengen gebaut, am meisten noch im Gouvernement Samara, wo die Tabakkultur sich über etwa 5500 Dessjatjinen erstreckt. In den Jahren 1870 bis 1877 betrug der durchschnittliche Überschuß an Roggenwert, der nach Deckung des eigenen Bedarfs der 9 365 840 Seelen zählenden Bevölkerung zum Export gelangen konnte, nahezu 6 Millionen Tschetwert.

Die Rindviehzucht ist in den letzten drei Jahrzehnten in den Wolgagouvernements bedeutend zurückgegangen, wogegen die Schaf- und Schweinezucht zugenommen hat. Nur die hier früher mit Vorliebe gezüchteten Merinoschafe zeigen einen Rückgang, da ihre Zahl von 1 327 000 Stück im Jahre 1861 bis zum Jahre 1876 auf 628 000 Stück sank. Auch die Pferdezucht ist während der letzten zwanzig Jahre nur in Samara und Ufa gestiegen, in den anderen Gouvernements hat sie abgenommen.

Unter den landwirtschaftlichen Erzeugnissen, welche im Hafen von Samara nach Rybinsk verladen werden, nimmt Weizen mit 800 000 Tschetwert den ersten Platz ein; dann folgen etwa 230 000 Tschetwert Roggen und Roggenmehl, etwa 50 000 Tschetwert Hirse und Leinsamen u. s. w. — Alles in allem etwa 1 200 000 Tschetwert an Feldfrüchten, eine Exporthöhe, welche kein anderer Hafen an der untern Wolga erreicht. Dazu gesellen sich noch die Erzeugnisse der eigenen Industrie der Stadt Samara, Leder, Talg, Seife u. s. w. im Betrage von etwa $2^1/_4$ Millionen Rubel jährlich.

In der Nähe Samaras befindet sich eine im Jahre 1858 von Doktor Postnjik gegründete Kumysheilanstalt, die immerhin einen Besuch lohnt. Die zur Aufnahme der Kranken bestimmten Wohnhäuser liegen im dichten Walde, in ihrer Mitte der „Kursaal", welcher das Sprechzimmer des Arztes, einen Billardsaal und eine Bühne für Theatervorstellungen enthält, aber — die ganze Anstalt kann sich mit dem kleinsten deutschen Badeort, ja auch mit den freundlichen Badeorten im Kaukasus und anderen Gegenden Rußlands nicht im entferntesten messen. Alles ist hier entsetzlich primitiv, der „Garten" verwildert, die Wege mit Gras bewachsen, von Gartenblumen keine Spur, und die Fahrt auf der elenden Straße, welche von Samara nach dieser Heilanstalt führt, ist wohl geeignet, den Kranken an seinem Bestimmungsort in einem bedauernswerten Zustande ankommen zu lassen, denn auch ein völlig gesunder Mensch kann sich nach einer solchen Fahrt unwohl fühlen. Und dabei ist der Aufenthalt in der Heilanstalt nichts weniger als billig, wenn man die dort geforderten Preise mit denen der Wohnungen und Lebensmittel in Samara vergleicht. Eine Wohnung in einem der Häuschen kostet 100 bis 110 Rubel für die Dauer der Kur, von welchem Betrag der Kurgast jedoch nichts zurückerhält, wenn er auch schon am nächsten Tage die Anstalt verließe. Für Beköstigung, bei welcher das sehr billige Lammfleisch eine Hauptrolle spielt, sind 16 Rubel Silber monatlich zu zahlen, für Bedienung 3 bis 5 Rubel. Die Flasche Kumys kostet 15 Kopeken Silber.

Wir wollen uns nicht in eine Erörterung der Heilkraft des Kumystrinkens bei Schwerkranken einlassen. Die Ansichten darüber sind geteilt. Ein Besucher der Anstalt äußerte sich, man könne die Kurgäste in drei Klassen teilen: in solche, welche vom ersten Tage an mit Leidenschaft das Kumystrinken kultivieren und trotzdem bald sterben — in solche, welche trotz des vielen Kumysgenusses, jedoch erst nach längerer Zeit sterben — und endlich in solche, die bei Zeiten der Anstalt den Rücken kehren und ihr Leben lang sich hüten, derselben wieder zu nahe zu kommen. Dies mag übertrieben sein, denn der Besuch der Anstalt nimmt von Jahr zu Jahr zu. Die frische Waldluft und die geregelte Lebensweise, zu welcher die Kranken hier angehalten werden, wirkt aber vielleicht doch mehr als der gepriesene Kumys.

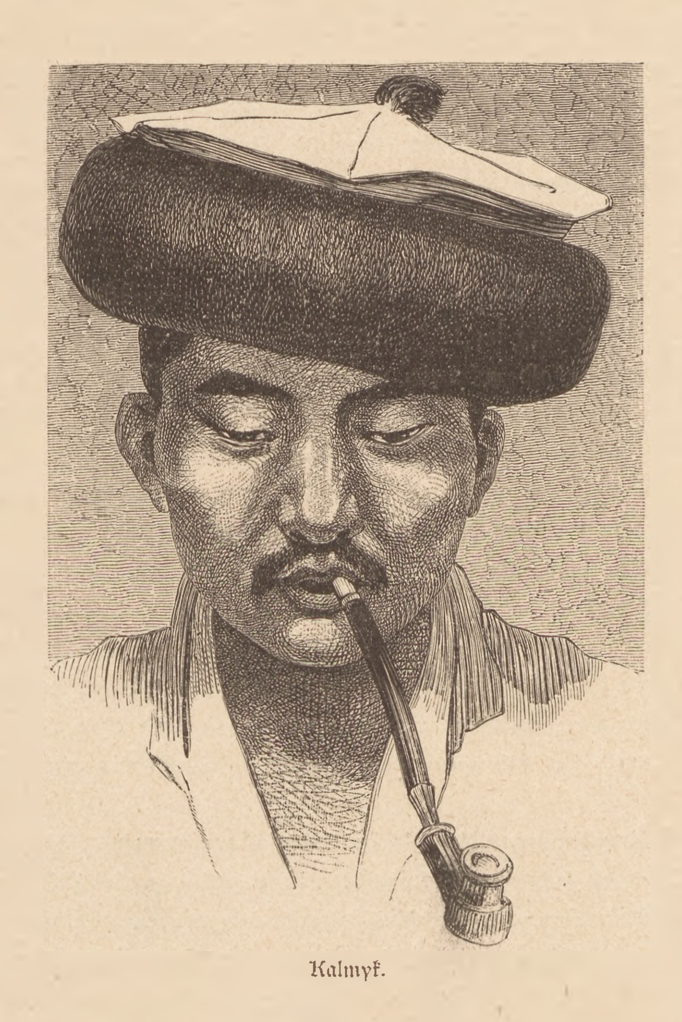




Die neue Eisenbahnbrücke über die Wolga.



150 Werst von Samara entfernt wendet sich die Wolga, die bisher nach Westen floß, wieder nach Süden. Dort begegnen wir, unweit der Stadt Syfran, einer der größten Brücken der Welt, der Wolgabrücke der Orenburger Eisenbahn (siehe die große Beilage). Ein Blick auf unser Bild zeigt die kolossalen Dimensionen dieses Riesenwerkes, welches nicht nur die längste Kettenbrücke Rußlands, sondern ganz Europas ist und auch an Höhe über dem Wasserspiegel von keiner europäischen Brücke erreicht wird. Der Bau war im Jahre 1875 begonnen worden, da man sich aber durch den außergewöhnlich hohen Wasserstand im nächsten Frühjahr überzeugte, daß die Brücke noch nicht genügend hoch sei, um von jedem Hochwasser unberührt zu bleiben, wurden die Pläne nochmals umgearbeitet und der Bau dann in den Jahren 1878 bis 1880 in der Weise ausgeführt, wie wir ihn nun vor uns erblicken. Die großen, drei Stockwerke hohen amerikanischen Dampfer, die heute unter der Brücke durchfahren, erscheinen ihr gegenüber wie unscheinbare Zwerge. Der



Kalmyk.

Plan zu dieser Riesenbrücke wurde von einem Russen, dem Ingenieur N. A. Beleljubski entworfen und die Ausführung dem bekannten Unternehmer A. E. Struwe anvertraut. Die Eisenbestandteile der Brücke, 408 000 Pud schwer, wurden in den Werken der belgischen Société anonyme de Haut-Fourneaux verfertigt, und die gesamten Herstellungskosten der 1 Werst 196 Sashen langen Brücke betrugen 4 630 000 Rubel.

Unterhalb der großen Brücke beginnt ein Gebiet, welches Jahrhunderte lang zu den unruhigsten und gefährlichsten ganz Rußlands gehörte. Eine lange Reihe Abenteurer ist hier mit mehr oder minder Erfolg aufgetreten, und manch verwegener Betrüger hat von hier aus Ansprüche auf den Zarenthron erhoben. Als in Moskau der falsche Dmitri thronte, tauchte hier ein Mann auf, der behauptete, er sei Peter, ein Sohn des Zaren Feodor Michailowitsch, dem nach seiner Geburt ein Mädchen unterschoben worden sei, das bald darauf starb. Im Jahre 1609 traten hier sogar drei Thronprätendenten auf: August, der sich für einen Sohn

Iwan IV. ausgab, und Osip und Lavra, welche Enkel dieses Zaren sein wollten. Keiner hat aber eine solche Macht erlangt wie die von uns schon oft erwähnten Stenka Rasin und Emeljan Pugatschew. Stenka Rasin erschien im Jahre 1667 an der Wolga mit einer Schar Donscher Kosaken, verstärkte sich durch allerhand räuberisches Gesindel, an dem im untern Wolgagebiet damals nie Mangel war, und zog mit diesem die Wolga abwärts an den Kaspisee. Auf ihren leichten Fahrzeugen wurde die Piratenschar bald der Schrecken aller Uferlandschaften des Kaspisees. Mit reicher Beute kehrte sie im Jahre 1669 heim und begann nun in gleicher Weise an der Wolga zu rauben und zu plündern. Die Stadt Zarizyn fiel durch Verrat in ihre Hände, und bald darauf bemächtigte sich Stenka Rasin auch Astrachans; ein gegen ihn gesandtes russisches Heer ging zu ihm über. Dadurch kühner geworden, brach er gegen Norden auf, verkündend, er führe nur Krieg gegen die Reichen und Vornehmen, deren Gut an die Armen verteilt werden solle, aber unter den Mauern von Simbirsk erlitt er die erste Niederlage, von der er sich nicht wieder erholte. Eine Zeit lang behauptete er sich noch an der untern Wolga, von wo er Raubanfälle in die Gouvernements Pensa und Tamboff unternahm, aber am 14. April 1672 wurde er gefangen und bald darauf in Moskau hingerichtet. Sein Name lebt noch frisch im Angedenken des Volkes an der Wolga, und manche Sage und manches Volkslied berichtet von seinen Raub- und Mordthaten. Seine Hinrichtung stellte aber die Ruhe im Wolgagebiet nur für kurze Zeit her. Unter Peter dem Großen brachen, durch seine Reformen veranlaßt, wiederholt Unruhen aus, die blutig unterdrückt werden mußten, und dazwischen kamen vom linken Ufer Kalmyken und Kubansche Tataren herüber, plünderten und sengten und schleppten die Bevölkerung in die Sklaverei. Unter Katharina II. wurden viele Kolonieen an beiden Ufern der Wolga gegründet, fremde Ansiedler, namentlich deutsche, dorthin gesandt, aber immer noch wollten Ruhe und Ordnung im Wolgagebiet nicht einkehren. Der Bauer Fedor Bogowoloff, der sich für Peter III. ausgab, wurde bald gefangen und seiner Herrlichkeit eine Ende gemacht, aber Emeljan Pugatschew, der bald darauf, bauend auf seine große Ähnlichkeit mit Peter III., als Prätendent auftrat, fand massenhaften Zulauf. Kasan wurde eingenommen und zerstört, Saratoff fiel durch Verrat, Sarepta wurde erstürmt. Verstärkt durch Kosaken, Kalmyken und Tataren, bedrohte er schließlich bereits Moskau, aber nun verließ ihn sein Glück. Von dem Obersten Michelson in der Nähe von Zarizyn geschlagen, wurde er auf der Flucht gefangen und in Moskau hingerichtet. Der Umstand, daß die an der Wolga ansässigen Kosaken sich stets an den dort ausgebrochenen Unruhen in hervorragender Weise beteiligt hatten, veranlaßte nun die Regierung, mit Strenge gegen sie vorzugehen. Sie wurden zur Übersiedelung an die Ufer des Terek gezwungen, um dort als Grenzwache gegen Tscherkessen und Kubansche Tataren zu dienen, und die von ihnen verlassenen Gebiete nahmen nun Ansiedler ein. Seitdem ist das untere Wolgaland ohne Störung der Segnungen des Friedens teilhaftig geworden und hat sich unter den fleißigen Händen der neuen Kolonisten in eine blühende Provinz verwandelt.

Die Stadt Saratoff, der Hauptort des gleichnamigen Gouvernements, zählt heute über 85 000 Einwohner und ist eine der schönsten russischen Provinzstädte. Sie besitzt große Plätze mit stattlichen Gebäuden, gerade und breite, gut gepflasterte Straßen, freundliche Gartenanlagen, ein städtisches und ein Sommertheater, und bei Nacht sind seine Straßen mit Gas beleuchtet. Unter den Lehranstalten der Stadt befinden sich ein Knaben- und ein Mädchen-Gymnasium, ein Institut für adelige Fräulein, eine Bezirksschule, zwei Mädchenpensionate, ein Seminar u. s. w. Im Jahre 1857 wurde eine öffentliche Bibliothek gegründet, mit welcher ein Lesezimmer verbunden ist, in dem Zeitungen aufliegen. Die Staatskirche hat in der Stadt 21 Kirchen und ein Kloster, die Altgläubigen besitzen zwei, die Protestanten und Katholiken je eine Kirche; letztere ist gleich der mohammedanischen Moschee ein Holzbau. Handel und Industrie wollen hier trotz der großen und wohlhabenden Bevölkerung nicht in Flor kommen. Die Klage hierüber ist schon fast so alt wie die Stadt selbst. Und doch könnte Saratoff sehr leicht ein Hauptstapelplatz für den Handel mit ganz Asien, den Steppen und den Uralländern werden! Der gemeine Mann ist hier, wie die auffallend geringe Zahl der Gewerbetreibenden beweist, einer geregelten, andauernden Thätigkeit völlig abgeneigt. Anstatt in den Werkstätten sucht er lieber Beschäftigung am Landungsplatz der Schiffe, wo er im Sommer oft mit Leichtigkeit einen Silberrubel täglich verdienen kann, und das schnell gewonnene Geld wird dann gewöhnlich noch schneller in irgend einem Kabak oder Traktir verjubelt. Der Kaufmannschaft wird Mangel an Unternehmungslust und an Verständnis für

die Bedürfnisse der umwohnenden Bevölkerung zum Vorwurf gemacht — wohl nicht mit Unrecht, da die Zahl der bedeutenden industriellen Etablissements nicht größer ist als in dem viel kleinern Samara; auch der Umsatz auf den Jahrmärkten bleibt weit hinter jenem der Märkte Samaras zurück.

Solche Verhältnisse überraschen um so mehr, als Saratoff eine sehr reiche Umgebung besitzt. Wenige Werst von der Stadt beginnt im Süden und Osten an beiden Ufern der Wolga jener große Komplex deutscher Kolonieen, von denen die meisten hier schon über 100 Jahre bestehen und wo in mehr als hundert Ansiedlungen eine bereits auf 150 000 Seelen angewachsene deutsche Bevölkerung Musterwirtschaften in des Wortes vollster Bedeutung geschaffen hat.

Der Beginn der deutschen Bauerneinwanderung nach Rußland datiert seit dem Manifest, durch welches die Kaiserin Katharina II. am 22. Juni 1763 jedem, der nach Rußland auswandern wollte, die unentgeltliche Überlassung von Grund und Boden verhieß. Der Erfolg dieses Manifestes übertraf die kühnsten Erwartungen. Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der Einwanderer; die bevorzugte Stellung, welche den fremden Bauern gegenüber den damals noch leibeigenen russischen eingeräumt wurde, lockte immer neuen Zuzug herbei. Jede Familie erhielt zu vollem Eigentum, ohne Rücksicht auf die Zahl der Familienmitglieder, unentgeltlich 30 Dessjatjinen Land, darunter 15 Dessjatjinen Ackerland, 5 Wiesen-, 5 Waldland und 5 Dessjatjinen zur Anlage der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Gärten u. s. w. Die russische Regierung fand aber bald, daß unter der Masse neuer Unterthanen, die sie erwarb, sich sehr viele befanden, die keine wünschenswerte Erwerbung bildeten. Man hatte eben jeden angenommen, der sich meldete, und so war es unvermeidlich, daß in den Kolonieen auch viele schlechte Elemente Eingang fanden. Unter dem Vorwand, daß der Krieg mit der Türkei und Polen ihr unmöglich mache, sich augenblicklich weiter mit der Kolonisationsfrage zu beschäftigen, stellte daher die Regierung im Jahre 1770 die Heranziehung neuer Kolonisten ein, und als zwölf Jahre später wieder Aufforderungen an Auswanderungslustige erlassen wurden, nahm man nicht jeden ohne Auswahl, sondern nur solche erhielten von den russischen Gesandtschaften Reisegeld zur Übersiedlung nach ihrem Bestimmungsorte, die einiges Vermögen — mindestens 300 Gulden — in barem oder in Waren und Ackergeräten nachzuweisen imstande waren. Zur Leitung der Kolonisation wurde in Petersburg eine „Vormundschafts-Kanzlei für Ausländer" errichtet und mit allen Rechten eines Ministeriums ausgestattet, die darüber zu wachen hatte, daß alle berechtigten Wünsche der Einwanderer berücksichtigt wurden und diese bis zu ihrer Ankunft in der Kolonie genügenden Schutz fanden. Zur Beherbergung der ankommenden Einwanderer, zum Ankauf von Saatgetreide, Ackergerätschaften, Vieh und Pferden für dieselben wies die Regierung 200 000 Rubel an. Diese zweite Einwanderung währte bis zum Jahre 1810, in welchem den Gesandten im Auslande der Befehl zuging, niemandem mehr Pässe zur Auswanderung nach Rußland zu erteilen.

Nicht alle Einwanderer waren nach den Wolgagegenden gesandt worden — auch Neurußland, Bessarabien und die Krim erhielten deutsche Kolonisten — aber die Mehrzahl kam doch in die Gouvernements Saratoff und Samara. Alle Kolonieen gediehen vortrefflich, und die deutschen Ansiedler wurden rasch wohlhabende Leute, dank den vielen und wertvollen Privilegien, die sie genossen, und dank der Gunst, welche sämtliche russische Herrscher ohne Ausnahme, besonders Paul I., ihnen erwiesen. Erst in jüngster Zeit ist die Ausnahmestellung der deutschen Kolonisten allmählich beseitigt worden, da sie mit den veränderten Verhältnissen des Zarenreiches, namentlich nach der Emancipation der russischen Bauern, und mit den Anforderungen, welche ein Großstaat an seine Bewohner stellen muß, nicht mehr vereinbar war. Der Name Kolonie ist schon längst außer Gebrauch; an seine Stelle ist der Name Dorf getreten. Am 4. Juni 1871 erschien eine kaiserliche Verordnung, welche in den deutschen Kolonieen eine neue Organisation einführte und dieselben den russischen Dorfgemeinden völlig gleichstellte. Als die allgemeine Wehrpflicht in Rußland eingeführt wurde, fiel das letzte deutsche Privilegium, die Befreiung vom Militärdienst. Die Regierung ging jedoch bei Durchführung dieser Reformen sehr schonend und rücksichtsvoll vor. Jedem, der mit ihnen nicht einverstanden war, wurde anstandslos die Auswanderung bewilligt, aber von der erteilten Erlaubnis machten doch nur sehr wenige Gebrauch: nur die Mennoniten, denen ihr Glaube den Kriegsdienst verbietet, wanderten nach Amerika aus, in fünf Jahren aus dem Gouvernement Saratoff 1444 Männer, Frauen und Kinder — eine verschwindend kleine Zahl gegenüber der ruhig im Lande verbleibenden übrigen deutschen Bevölkerung.

Die Privilegien, welche die Kolonieen so lange genossen, haben reiche Früchte getragen. Welch ein Kontrast zwischen diesen Niederlassungen und einem russischen Dorfe! Einzelne, wie die Herrnhutergemeinde Sarepta und die Kolonie Baronsk oder Jekaterinostadt gleichen eher einer Gouvernementsstadt als einem Dorfe. Das erste, was uns beim Betreten einer solchen Niederlassung auffällt, sind die sauberen breiten Straßen und die netten, freundlichen Häuser. Die Häuser sind zwar meist von Holz, aber einstöckig, die Dächer mit Eisenplatten gedeckt, die Fenster mit grün angestrichenen Läden versehen. Bei jedem Hause befindet sich ein Gemüsegarten, und in diesem auch einige Blumenbeete. In der Mitte des Dorfes, auf einem weiten Platze, steht die Kirche, neben ihr der Glockenturm, und rings um dieselbe ziehen sich Baumpflanzungen, Pappeln, Weiden u. s. w. Auf demselben Platze gewahrt man ferner ein stattliches großes Steingebäude: die Schule. Steingebäude, sogar zweistöckige, sind überhaupt nicht selten. Überall trifft man Anzeichen eines soliden Wohlstandes und Spuren der Thätigkeit fleißiger Hände. Die Felder sind vortrefflich bestellt, und der aus den Kolonieen kommende Weizen ist begehrter und steht höher im Preise als jener der russischen Bauern und Gutsbesitzer. Neben der Getreidekultur wird auch viel Gemüse gezogen und Tabak gepflanzt, letzterer in zwei Sorten,



Kalmykenlager.

deren eine ihr Absatzgebiet in den Steppen am linken Wolgaufer hat, während die andere in den Tabakfabriken zu Sarepta, Saratoff und anderen Städten zu Cigarren verarbeitet wird. Außerdem sind überall Industrie und Gewerbe zu einer beachtenswerten Stufe der Entwicklung gelangt. Die Mehrzahl der Mühlen des Gouvernements entfällt auf die deutschen Dörfer, Baumwollenfabriken und Eisenwerke sind ins Leben gerufen worden, und die deutsche Schmiedearbeit ist im Wolgagebiet berühmt.

Die Kolonisten sind bis auf den heutigen Tag den Sitten und Gewohnheiten ihrer alten Heimat treu geblieben. Schlicht und einfach in ihrem Auftreten, mäßig in ihrer Lebensweise, rastlos thätig und stets auf Verbesserung ihrer Wirtschaft bedacht, können sie allen ihren Nachbaren als nachahmenswerte Vorbilder dienen. An der Spitze der Gemeinde steht der von derselben gewählte Schulze, welcher mit zwei Ältesten, zwei Beisitzern und einem Schreiber den Gemeindevorstand bildet. Mehrere Kolonieen sind zu Bezirken vereinigt, welche unter der Leitung eines auf drei Jahre gewählten Bezirksvorstehers und zweier Beisitzer stehen. Der Pastor hat die Oberaufsicht über die Schule, und die Ernennung des Lehrers erfolgt durch die Gemeinde mit Zustimmung des Pastors. Streitigkeiten zwischen Pastor und Lehrer schlichtet der Mir.

So sieht es in den Kolonieen heute aus, und nichts verrät mehr, welche schweren Kämpfe die Kolonisten trotz aller Privilegien und trotz der kaiserlichen Huld und Gnade zu bestehen hatten, bevor es ihnen gelang, das zu werden was sie jetzt sind. Die Gegend, in der man sie angesiedelt, war zwar eine fruchtbare, aber auch, wie wir gesehen haben, höchst unwirtliche. Kirgisen, Baschkiren und Kalmyken wohnten in den nahen Steppen, wilde Räubervölker, welche plötzlich wie ein Orkan sich über die friedlichen Dörfer ergossen, die Häuser niederbrannten, Menschen und Vieh mit fortschleppten. Nur die größte Wachsamkeit konnte die Kolonisten vor dem Untergang schützen. Auf dem Turm der Dorfkirche hielt stets ein Mann Wacht, um bei Zeiten die Gemeinde zu benachrichtigen, wenn sich von der Steppe her verdächtiges Volk nahte. Bis an die Zähne bewaffnet bestellten die Bauern ihre Felder, und niemals einzeln, stets in großen Scharen. Die vielen Kurgane dienten dann als Wachttürme. Während die einen das Feld bestellten, überwachten andere von der Höhe der Kurgane aus die Steppe. Blutige Zusammenstöße mit den Nomaden waren häufig, aber sie fielen, dank den überlegenen Feuerwaffen der Kolonisten, meist zu deren Gunsten aus, und die blutigen Abweisungen, welche die Angreifer fanden, bewogen dieselben schließlich, sich in respektvoller Entfernung zu halten. Jetzt



Pelikane auf der Wolga.

machen sich die östlichen Nachbaren den Kolonisten nur noch dann und wann dadurch bemerkbar, daß sie ihnen Vieh oder Pferde stehlen, offene Angriffe wagen sie schon längst nicht mehr, und seit vielen Jahren hat man nichts mehr von Entführungen von Männern oder Frauen gehört. Gesetz und Ordnung gelangen eben auch dort unten allmählich zu unbestrittener Herrschaft.

Die interessanteste unter den deutschen Kolonieen, zugleich von allen anderen wesentlich sich unterscheidend, ist die an der Sarpa, eine Viertelstunde von ihrer Mündung in die Wolga entfernt, 28 Kilometer südlich von Zarizyn gelegene Kolonie Sarepta, in ihrer Art einzig im weiten russischen Reiche dastehend. Dem äußern Aussehen nach ist sie weder Stadt noch Dorf, und doch erinnert sie an beide. Von dem geräumigen Platze in der Mitte des Ortes, auf dem eine einfache Kirche mit einem Türmchen mitten auf dem First des eisengedeckten Daches steht, laufen fünf in rechten Winkeln sich schneidende, meist mit Pappeln bepflanzte Hauptstraßen aus, so daß die Planmäßigkeit der ganzen Anlage sofort in die Augen fällt. Hübsche ein- oder zweistöckige Häuser, entweder Ziegelbauten mit meist grüner oder roter Blechbedachung oder Holzhäuser von mehr russischem Zuschnitt, beherbergen eine Bevölkerung von gegen 1000 Seelen. An der nur zur Zeit der Schneeschmelze oder nach heftigen Gewittergüssen wasserführenden Sarpa ziehen sich Gärten hin, die sorgsam

mittels Maschinen mit Pferdegöpel bewässert, dem Orte ein für die Steppenlage überraschend freundliches Aussehen geben. Im Westen des Ortes steigen die Höhen der Ergheniberge, des Abfalls der süd-russischen Hochsteppe, etwa 150 Meter in kahlen Abhängen an, die nur in den Schluchten mit niederem Gebüsch bestanden sind. So öde diese Höhen an sich sind, so tragen sie doch ebenfalls dazu bei, die Steppenanlage des Ortes vergessen zu machen, wenn man ihre Höhen über die Dächer der Häuser sich erheben sieht. Eigentümlich mutet es uns an, wenn wir an mehreren Stellen des Ortes Spuren früherer Befestigung, Bastionen, Wälle und Gräben entdecken. Es erinnert uns daran, daß die Anfänge der Kolonie in eine Zeit fallen, in welcher die Verhältnisse in dieser Gegend noch völlig unsichere waren. Die Kaiserin Katharina II. hatte in ihrem Bestreben, zur Hebung des Ackerbaues und der Industrie fremde Kräfte ins Land zu ziehen, sich auch an die Direktion der evangelischen Brüdergemeine (der sogenannten „Herrnhuter") gewendet, und diese, in der Hoffnung, unter den heidnischen Kalmyken Mission treiben zu können und dabei zugleich dem Vertrauen zu entsprechen, das die kaiserliche Regierung in die Gewerbsthätigkeit der Mitglieder der Brüdergemeine setzte, hatte 1765 die Gründung einer Kolonie an der Sarpa ins Werk gesetzt.

Ernste Gefahren drohten der jungen Pflanzstätte den Untergang; so mußte 1774 die gesamte Einwohnerschaft vor dem Kosakenrebellen Pugatschew fliehen, der den verlassenen Ort verwüstete; so drohte die 1771 nach Asien entweichende Kalmykenhorde den Ort zu plündern; so legte endlich 1823 eine nach wochenlang anhaltender Dürre entstandene Feuersbrunst über die Hälfte der Häuser in Asche. Wäre nicht materielle Hilfe vom Heimatlande gekommen, die Kolonie wäre wohl trotz der Verleihung ausgedehnter Ländereien und trotz sonstiger weitgehender Privilegien den wiederholten Unglücksfällen erlegen, denn lohnende Erwerbszweige waren nicht leicht zu finden.

Der Ackerbau erscheint für gewöhnlich nicht sehr lohnend, denn der Boden ist nicht die vorzügliche „schwarze Erde" (Tschernosem, sprich: Tschornasjom) der nördlichen Steppen des südlichen Rußland, sondern an vielen Stellen sandig oder salpeterhaltig oder ganz unfruchtbarer steinharter Lett, und Dürre oder Ziegelmäuse, Heuschrecken, Erdflöhe und anderes schädliche Getier verursachen Mißernten. Für ausgedehnten Handel aber ist die Gegend zu menschenarm; kommen doch in dem Gouvernement Astrachan, wohin sich der Vertrieb besonders richten müßte, nur 3 Menschen auf 1 Quadrat-Kilometer! Dagegen haben die Bereitung des Senfs und des Balsams prosperiert. Aus dem Senf, welchen man übrigens meist jenseits der Wolga baut, wird in zwei Fabriken, welche Tag und Nacht arbeiten, Senfmehl und Senföl, sowohl Speise- als Brennöl gewonnen, während eine dritte Fabrik aus den Abfällen der Senfbereitung Senfäther herstellt.

Unser Bild auf Seite 245 zeigt die Senffabrik der Firma Glitsch, an einem durch Abdämmung der Sarpa gebildeten Teich gelegen.

Die sarpatische Balsamessenz wird aus Steppenkräutern destilliert; mit Spiritus versetzt giebt dieser Balsam ein sehr kräftiges Heilmittel bei äußeren Verletzungen, besonders Quetschungen, ab und leistet auch bei Verdauungsstörungen die besten Dienste. Übrigens sind auch mehrere kaufmännische Geschäfte in Sarepta und in anderen Städten des Reiches (Moskau, Petersburg, Astrachan) etabliert, welche teils von Privaten, teils von seiten der Kolonialverwaltung zum besten der Kirche betrieben werden. Zum besten der Kommunalverwaltung wird das meiste zur Kolonie gehörende Land verpachtet und teils als Viehweide, teils als Ackerland benutzt. Gebaut werden Getreide, Kartoffeln und Arbusen; in den Gärten wird Tabak- und Obstbau getrieben.

Eine Quelle, welche etwa eine Stunde von Sarepta entfernt ist und besonders Glauber-, Bitter- und Kochsalz enthält, wurde zeitweise zu Badekuren benutzt; im Jahre 1796 weilten dort am „Gesundbrunnen" 300 zum Teil vornehme Badegäste, obgleich es dem Bade an jedem Comfort mangelte.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf das Verhältnis der Kolonie zum Staate! Sie verwaltete ihre kirchlich-bürgerlichen Angelegenheiten selbst nach Maßgabe der für diese Kirchengemeinschaft in Deutschland bestehenden Ordnungen; dazu hatte sie Freiheit vom Militärdienst, von Einquartierung, von Gildensteuern und Kreisabgaben. Auf die Dauer konnte eine solche fast völlige Lostrennung vom Staatsganzen nicht fortbestehen, und so sind denn die staatlichen Verhältnisse der Kolonie durch den Ukas vom 18. Juni 1877 neuerdings mit schonendster Beibehaltung der Eigentümlichkeiten als evangelische Brüdergemeine so geordnet, daß der Kolonie in kirchlichen und Schulangelegenheiten die volle Selbstverwaltung belassen ist, im übrigen aber die Bewohner

zur Kategorie der Landbewohner gerechnet sind, Militärdienste zu leisten und sämtliche landschaftlichen und allgemein staatlichen Lasten zu tragen haben.

Bei der bisher bestandenen völligen Isolierung der Kolonie von ihrer Umgebung wird man sich nicht wundern, daß die deutsche Sprache sich als Umgangssprache erhalten hat; wir können aber auch noch berichten, daß deutsche Intelligenz in Schule und Haus gepflegt wird und deutsche Disciplin fortbesteht, so daß man diesen Faktoren, verbunden mit der sittlich-religiösen Grundlage der ganzen Gemeinschaft den verhältnismäßig blühenden Zustand dieser Kolonie zurechnen kann. Leider konnte die evangelische Brüderkirche Deutschlands ihren Hauptzweck bei Gründung dieser Tochtergemeine im fernen Osten, die Christianisierung der buddhistischen Kalmyken, nicht erreichen, da die russische Regierung bisher den zum Christentum übergetretenen Kalmyken nur die Aufnahme in die griechische Kirche gestattete, somit die weitere geistliche Pflege der Brüderkirche ausschloß. So hat die letztere denn zur Zeit auf die weitere Betreibung der Mission unter den Kalmyken verzichtet.

Von dem großen deutschen Kolonienkomplex ist Sarepta weit entfernt; wie eine verschollene Insel liegt es mitten drinnen im fremden Sprachenmeer, der äußerste Vorposten europäischer Kultur an der Grenze der uncivilisierten Nomadenländer. Die Wolga ist hier nicht wieder zu erkennen — zwar ein mächtiger Strom, aber er wälzt hier seine Fluten zwischen öden, traurigen Ufern hin und unübersehbar erstrecken sich bis in die blaue Ferne die Steppen, ein sandiger, unfruchtbarer Boden. Unweit Sareptas, ein wenig oberhalb, bei der Stadt Zarizyn, teilt sich der Riesenstrom: rechts, nach Sarepta zu, fließt der Hauptarm, links zweigt sich die Achtuba ab, um nun meilenweit in geringer Entfernung von dem erstern und ihm fast parallel dahinzufließen, bis endlich, schon nahe dem Kaspisee, beide Arme sich wieder vereinen, doch nur, um sofort wieder in viele Dutzend kleiner Flüßchen sich trennend das Wolgadelta zu bilden. Wir können jedoch dem Strom noch nicht nach Süden folgen — viel des Sehenswerten ist rechts und links an seinen Ufern vorhanden, und wir müssen den Leser nochmals zu einer Wanderung landeinwärts einladen.

Da ist zunächst an der Wolga selbst das 12 000 Einwohner zählende Zarizyn, hoch über dem Fluß auf steilem Ufer gelegen, eine freundliche Stadt mit regelmäßigen Straßen, in denen jedoch Steinbauten noch sehr selten sind. Vom Fluße, von den Landungsplätzen der Dampfschiffe und Barken führen über den Hügelrücken Holztreppen zur Stadt empor, riesige Holzstöße sind am Ufer aufgeschichtet, und hie und da sieht man eine ärmliche, baufällige Hütte — von der Stadt ist vom Ufer aus nicht viel zu sehen. Die Umgebung derselben ist nach allen Seiten öd und einförmig. Die große Steppe von Mosdok beginnt hier, die sich an beiden Ufern der Wolga bis zur Mündung in den Kaspisee hinzieht, der Landstrich, von dem es im Volksliede heißt:

> Ach du meine Steppe, Mosdoks Steppe,
> Weit hast ausgebreitet du dich hier,
> Fast von Mosdok bis Zarizyn . . .

Am Wolgaufer stehen in langen Reihen die großen eisernen Naphtha-Reservoirs, Gasometern ähnlich, in denen das von Baku zur Reinigung hierher gebrachte Naphtha aufbewahrt wird. In eigens hierfür gebauten Waggons wird dann das Naphtha von hier aus weiter versandt, nach Njishny-Nowgorod, Moskau, Petersburg, Riga u. s. w.

Im Jahre 1722 besuchte Peter der Große Zarizyn. Über den Aufschwung der Stadt sehr erfreut, bestätigte er alle Rechte derselben und ihre Ansprüche auf das umliegende Land und überreichte dem Stadtoberhaupt seinen Stock mit den Worten: „Da habt Ihr meinen Stock; so wie er mir bisher gedient hat, so mag er Euch gegen Eure Feinde dienen.“ Dann nahm er die Mütze vom Haupte, reichte sie ihm ebenfalls und sprach: „So wie Niemand diese Mütze vom Haupte des Zaren nehmen darf, so soll Euch auch Niemand aus Zarizyn vertreiben dürfen.“ Stock und Mütze werden heute noch in der Duma zu Zarizyn aufbewahrt.

Wenige Werst westlich von Zarizyn fließt der Don, welcher auf der Strecke zwischen Dubowka und Zarizyn der Wolga so nahe kommt, daß der Gedanke, beide Flüsse durch einen Kanal zu verbinden, sehr früh rege werden mußte. Schon im Jahre 1550 trug sich der türkische Sultan Selim mit einem solchen Plan. Er wollte, um Persien angreifen zu können, eine Flotte aus dem schwarzen Meer in den Don senden, welche durch den anzulegenden Kanal in die Wolga und auf dieser in den Kaspisee gelangen sollte. Der Tataren-

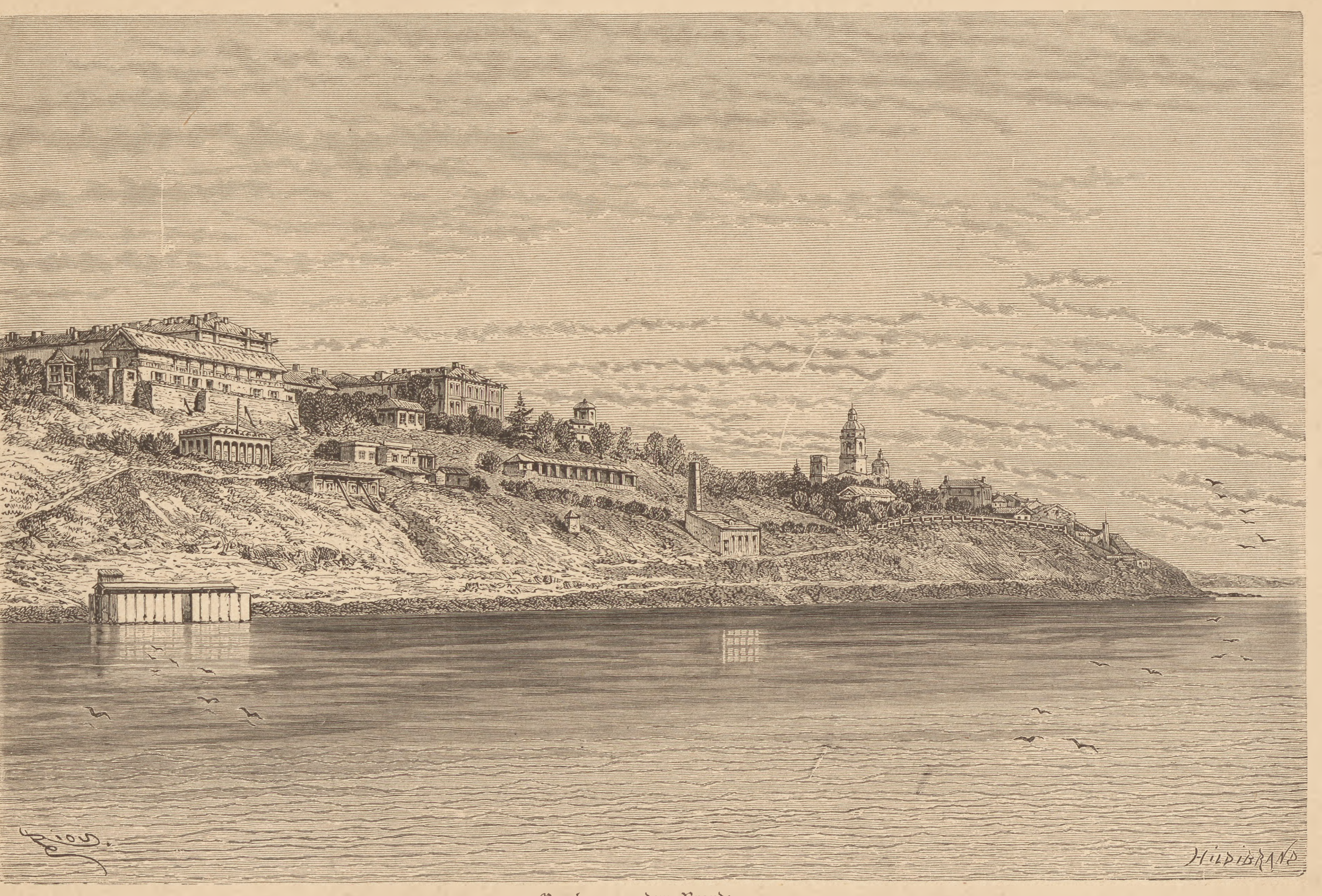
Khan Dewlet Girei erhielt Befehl, einen Kanal zwischen Don und Wolga graben zu lassen. Die Arbeiten begannen, wurden aber bald unterbrochen. Heute noch sieht man Spuren der damaligen Ausgrabungen oberhalb Kamischyn. Dann ruhte der Plan über 200 Jahre lang, bis ihn Peter der Große, der die Wichtigkeit einer derartigen Verbindung der beiden Flüsse gar wohl erkannte, im Jahre 1697 wieder aufnahm. Er ließ die Arbeiten etwas südlicher beginnen als Selim, jedoch schon nach drei Jahren geriet das Unternehmen ins Stocken und wurde nicht fortgesetzt. Das Volk erzählt sich, daß der Leiter des Kanalbaues sich große Unterschleife zu schulden kommen ließ, daß hunderte von Soldaten, die zu dem Bau kommandiert waren, infolge mangelhafter Verpflegung zu Grunde gingen, während der Aufseher das zu ihrer Verpflegung bestimmte Geld



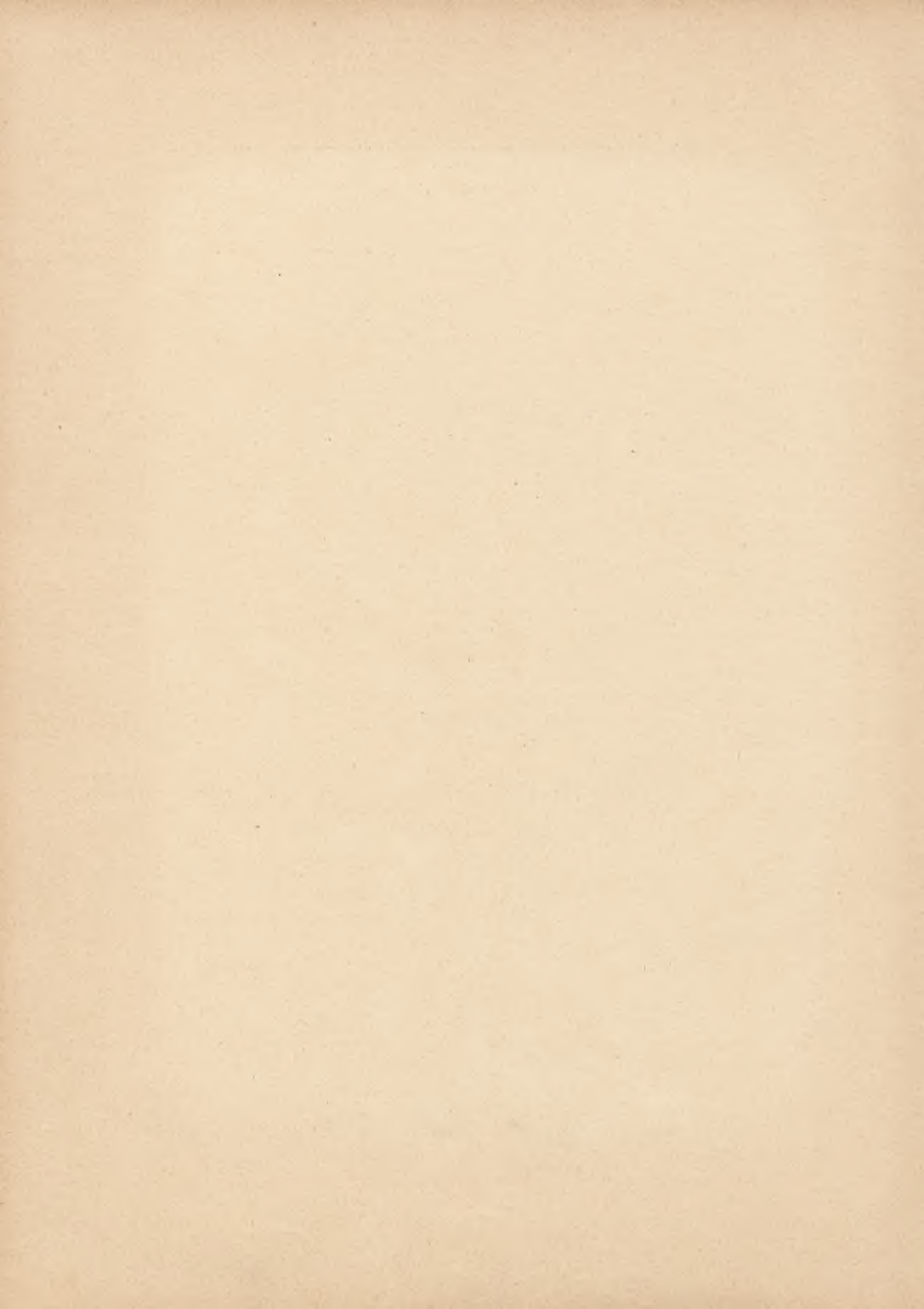
Kalmykenchurul bei Astrachan.

in seine Tasche steckte; als sein unredliches Gebahren entdeckt wurde, soll er sich in eine Troika gesetzt haben, die er vom hohen Wolgaufer in den Strom trieb, wo er ertrank. Auch von diesen Ausgrabungen sind bis auf den heutigen Tag Spuren erhalten geblieben. In neuerer Zeit wurde das Projekt nochmals aufgenommen, man kam aber nicht über die vorbereitenden Arbeiten hinaus.

Östlich von Zarizyn, am linken Ufer der Wolga, liegt der Elton-See, Rußlands bedeutendstes Salzlager, sowohl was seine Unerschöpflichkeit anbetrifft, als auch inbezug auf die Güte des hier gewonnenen Salzes. Lange Zeit waren die Schätze, welche der See barg, nur den hier nomadisirenden Stämmen und den in der Nähe wohnenden Kalmyken bekannt, und erst als diese im Laufe des 17. Jahrhunderts unter russische Herrschaft kamen, wurden die Russen auf den See aufmerksam Im Jahre 1703 ließen sich einige



Orenburg vor dem Brande.



Russen an dem See nieder, befestigten ihre Niederlassung, um von den Nomaden bei ihren Arbeiten nicht gestört zu werden, und begannen die Salzlager auszubeuten. Bald erkannte aber die Regierung die hohe Wichtigkeit und den Wert des Elton-Sees, der bisher jedermann gestattete Salzhandel wurde eingeschränkt und der See kam 1747 unter kaiserliche Verwaltung. Von den Staatsdomänen am Achtubaarm wurden 4000 Bauern an den See verpflanzt, und als deren Zahl sich bei rasch steigendem Vertrieb als nicht genügend erwies, wurden noch Kronbauern aus Kleinrußland dorthin geschickt. Eine Straße nach der Wolga wurde angelegt, längs derselben Brunnen gegraben und Wachtposten zum Schutz gegen die Nomaden errichtet. Die Bauern, welche Salz gruben, erhielten für das Graben und die Zufuhr des Salzes zu den Magazinen 35 Kopeken pro Pud. Im Jahre 1818 wurde jedoch die Ausbeutung der Salzlager einem Unternehmer in Akkord übergeben, und bei dieser Weise der Ausbeutung ist man bis heute geblieben. Das Salz wird gleich an Ort und Stelle in großen Klumpen verkauft, doch hat die Regierung in Kamischyn, Nikolajew und Saratoff Salzniederlagen errichtet, um ein übermäßiges Hinaufschrauben der Preise seitens der Händler zu verhindern.

Seinen Salzgehalt verdankt der Elton-See seinen Zuflüssen, vielen Bächen und acht Flüßchen, welche auf ihrem Wege durch Salzmoräste Salz in sich aufnehmen, das sie dann im Elton-See ablagern. Das Seewasser enthält über 29 Procent Salzteile, hat also das größte specifische Gewicht und die größte Tragkraft unter allen Gewässern der Erde. Im Jahre 1805 suchte man durch Nachgrabungen zu erforschen, wie tief die Salzlager seien. Man fand, daß die oberste Schicht 2 bis 2½ Zoll dick war; die zweiundvierzigste Salzschicht erwies sich als so hart, daß die Bohrinstrumente brachen, und als man etwa zwei Klafter tief unter die Oberfläche gedrungen war, mußte man die Arbeiten einstellen, da die Arbeiter den unten herrschenden Geruch nicht mehr vertragen konnten.

Der See ist 16 Werst breit und 20 Werst lang, und bei umfassender Ausbeutung wäre er imstande, den Salzbedarf von ganz Europa zu decken. Man bricht jedoch jetzt nur an einer einzigen Stelle, etwa 5 Werst vom Ufer entfernt, Salz. Ende Mai beginnen die Arbeiten. Die Salzdecke wird mit Brechstangen gesprengt, die Bruchstücke herausgeschaufelt, gewaschen und dann zum Trocknen in einiger Entfernung vom Ufer aufgehäuft. Durchschnittlich werden etwa 6 Millionen Pud Salz jährlich gewonnen, wobei 125 Arbeiter zur Gewinnung einer Million Pud erforderlich sind, doch richtet sich der Salzbau im großen und ganzen nach dem vorhandenen Bedarf; so wurden z. B. im Jahre 1827 nur 976 940 Pud, im Jahre 1855 dagegen 13 500 000 Pud gewonnen.

Der Elton-See und seine Umgebung gehörten einst zu dem Land Kiptschak, welches einen Teil des Reiches der „Goldenen Horde" bildete. So weit das Auge hier zu sehen vermag, erblickt es keinen Baum, keinen Strauch, nichts als dürren, steinigen Boden mit spärlichem Graswuchs bedeckt, dessen Grün durch den Steppenstaub mit einer dichten grauen Hülle überzogen ist. Und so geht es fort, ohne Unterbrechung, bis zum Ufer des Kaspisees. Noch trauriger sieht die Steppe am rechten Wolgaufer aus. Der Charakter ehemaligen Meeresbodens ist hier unverkennbar. Die zahlreichen Salzmoräste, die vielen Seemuscheln, die hier gefunden werden, bestätigen eine solche Annahme. Der salzgesättigte Lehmboden kann keine Pflanzen ernähren; nur hie und da fristen einige Wermutstauden ein kümmerliches Dasein. Bloß im Frühjahr bieten die Steppen am linken Ufer ein freundlicheres Bild; sowie die milde Frühlingsluft zu wehen beginnt, bedeckt sich der Boden mit üppigem frischen Graswuchs, aber schon nach wenigen Wochen ist alles wieder mit der Staubhülle überzogen, der Burun, der gefürchtete Wirbelwind braust über die Steppe und fegt den Boden so glatt, daß nicht ein Hälmchen übrig bleibt. Besonders furchtbar wird der Burun im Winter, wenn er die Schneemassen, welche die Steppe bedecken, mit sich fortreißt. Wehe dem lebenden Wesen, das dann von ihm ereilt wird: an Rettung ist kaum mehr zu denken. Erst vor wenigen Jahren trieb ein solcher Wirbelwind die Steppennomaden bis gegen Kasan hinauf, wobei etwa 1 Million Schafe, 280 000 Pferde und 10 000 Kamele in dem Unwetter zu Grunde gingen.

Vom Elton-See führt durch die Steppe eine Straße nach Zarew, einem am Achtubaarm liegenden Städtchen mit etwa 3000 Einwohnern. Nahe bei demselben befinden sich die Ruinen von Sarai, der ehemaligen Residenz der Khane der „Goldenen Horde". Mehr als 15 □ Werst bedecken die Trümmerhaufen, aber vergebens sucht man nach irgend einem Denkmal, das von vergangenen Tagen Kunde giebt — die Ruinen von Sarai

sind stumm, nur der Name Batus, der Völkergeißel, schwebt über den Trümmerhaufen. So wie von hier aus Tod und Verwüstung in blühende Länder getragen wurde, so ist nun die Residenz der Khane selbst zur toten Wüste geworden. Man findet hier noch häufig Reste kunstvoll gearbeiteter Säulen, mit reicher Vergoldung verzierte Gewölbe und Bruchstücke von Mauern, Marmor und Mosaikplatten, alles Anzeichen, daß Sarai einst eine prächtige Stadt gewesen sein muß, und Nachgrabungen haben einen großartigen Palast zu Tage gefördert, in welchem man den Palast der Khane vermutet, aber nicht eine einzige Inschrift ist gefunden worden, keine Nachricht von den Thaten der Herrscher, welche hier regiert. Es ist als hätten sie gewußt, daß ihr Name unverlöschlich im Gedächtnis zu Boden getretener Völker eingegraben sei, und daß es daher nicht der Inschriften auf Stein bedürfe, um ihn auf die Nachwelt zu bringen. Heute ziehen die Nachkommen der stolzen Eroberer als bescheidene Hausierer durch die Trümmerhaufen nach dem Städtchen Zarew und ahnen vielleicht gar nicht, daß hier einst die Paläste ihrer Vorfahren gestanden, daß hierher die Fürsten Rußlands als demütige Knechte kamen, um sich dem Tataren-Khan zu Füßen zu werfen, von dessen Laune ihre Herrschaft, ihr Leben abhing . . .

Wir wissen nicht, wann und durch wen Sarai zerstört worden ist. Am Ende des 16. Jahrhunderts lag es jedenfalls schon in Ruinen, denn der Kreml in Astrachan, welchen Zar Feodor Iwanowitsch im Jahre 1582 zu bauen begann, ist zum großen Teil mit Steinen erbaut worden, welche man von dem großen Trümmerfeld Sarais nach Astrachan brachte. In der Nähe Sarais befand sich auf einer Insel der Achtuba die Stadt Sumarkén, die Hauptstadt der Bulgaren, welche Batu zerstörte; sie ist spurlos verschwunden, und die Ufer, an denen einst das rege Leben und Treiben einer Residenz geherrscht, sind öd und menschenleer. Zuweilen nur beleben sich die Ufer der untern Wolga, wenn eine Kalmykenschar von der Steppe herüberkommt und auf Flößen und Kähnen ans andere Ufer fährt. Ein solcher Wolgaübergang bietet ein hochinteressantes Schauspiel. Die Nomaden kommen mit ihren Herden gezogen, mit Kamelen, Pferden, Kühen und Schafen. Die Herden werden in den Fluß getrieben, um schwimmend an das andere Ufer zu gelangen; nur die Kamele werden auf Flößen hinübergefahren. Ohne Verluste wird der Wolgaübergang selten bewerkstelligt, aber die Herden der Kalmyken sind so groß, daß es für sie kein fühlbarer Verlust ist, wenn die Strömung einige der schwächeren Tiere mit fortreißt.

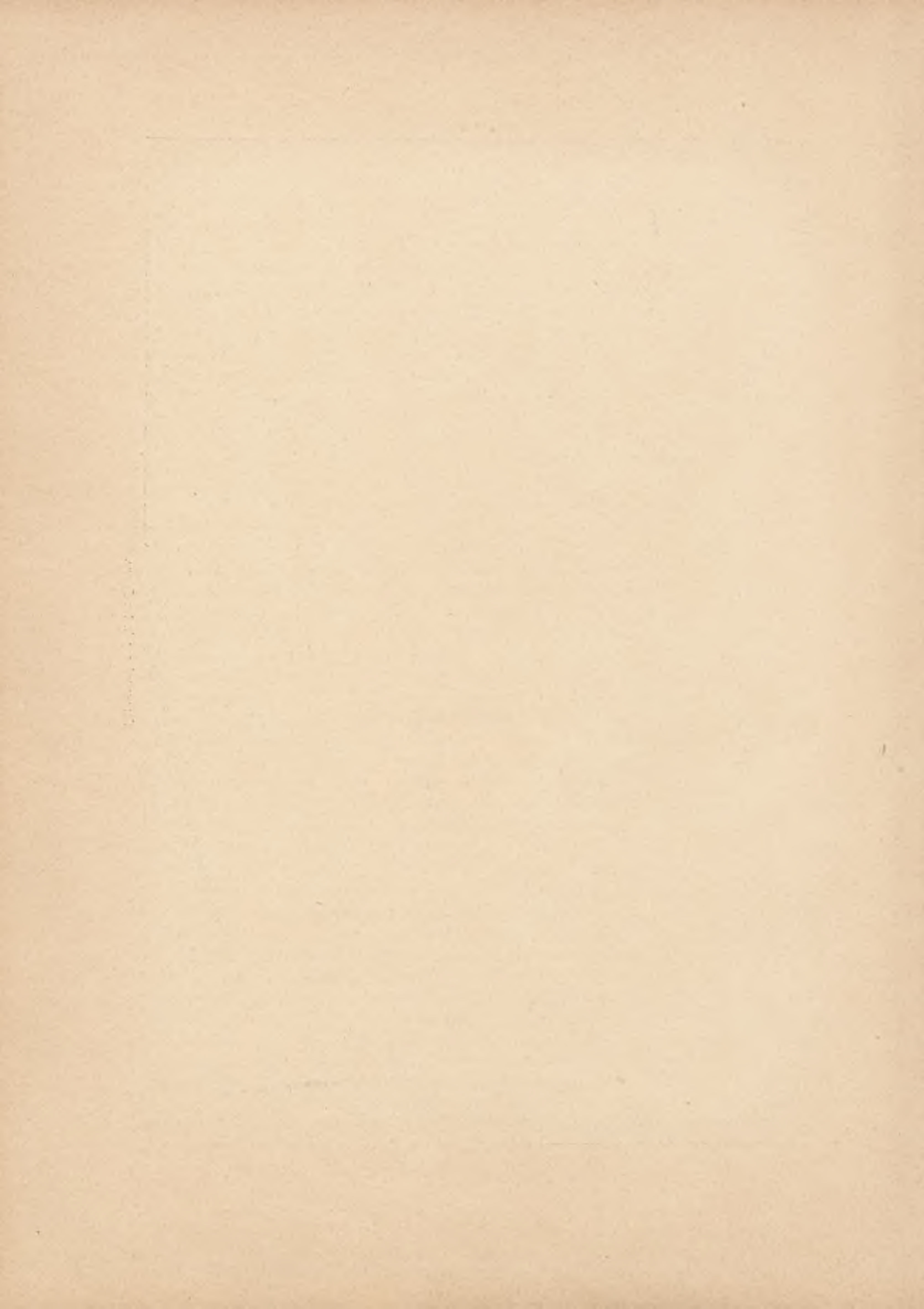
Die Kalmyken sind heute fast die einzigen Bewohner der großen Steppen zwischen Zarizyn und Astrachan, in denen sie ohne festen Wohnsitz umherziehen und, sobald ihre Herden einen Weideplatz abgeweidet haben, die Zelte von Filzdecken (Kibitken) abbrechen, um einen neuen Weideplatz aufzusuchen. Sie gehören zur mongolischen Rasse und waren einst ein großes Volk, das sich durch seine Raubzüge einen gefürchteten Namen gemacht hatte. Heute noch sind die Kalmyken ein streitbarer Stamm, und sie haben seit ihrer Niederlassung im Wolgagebiet Rußland als Grenzwächter gegen die räuberischen Kirgisen gute Dienste geleistet. Sie sind von mittelgroßer Gestalt, haben schmale, schief geschlitzte Augen, eine platte Nase und weit abstehende Ohren, welche Merkmale ihrer Physiognomie einen seltsamen Ausdruck verleihen.

Die Kalmyken bekennen sich zum Lamaismus, und ihr geistliches Oberhaupt ist der Dalai-Lama in Tibet, der ihnen auch ihre Priester sendet. Obwohl sie bis auf den heutigen Tag Nomaden geblieben sind, haben sie doch zahlreiche Tempel (churuls) erbaut. Dieselben gleichen in ihrer absonderlichen Bauart vollständig den Tempeln der Burjäten in Sibirien und den Buddha-Tempeln in China und Japan. Unser Bild auf Seite 264 zeigt einen solchen Churul in der Nähe von Astrachan, umgeben von einem Begräbnisplatz. Auf einer Erhöhung steht die Bronzestatue des Dalai-Lama, in der Hand eine Schale haltend, um dieselbe herum zahlreiche andere, uralte Götzenbilder, deren Namen meist sogar den Oberpriestern nicht mehr bekannt sind. Der Gottesdienst wird in tibetanischer Sprache abgehalten. Die Priester lesen, in zwei bis vier Reihen vor dem Götzenbild sitzend, in singendem Ton aus irgend einem heiligen Buche vor, zuweilen diese Andacht durch einen entsetzlichen Lärm unterbrechend, den sie mit ihren Gebetinstrumenten verursachen, während durch Aufeinanderschlagen kupferner Teller, durch Hoboen und Muscheln eine nicht minder unharmonische Musik erzeugt wird.

Die lamaitische Geistlichkeit ist sehr zahlreich; bei einem Tempel sind meist einige hundert Personen angestellt, als Priester, Vorsänger, Vorleser, Aufseher, Musikanten u. s. w. Die Geistlichen sind zum Cölibat verpflichtet und es giebt innerhalb der Hierarchie eine Unzahl von Abstufungen. Man unterscheidet eine gelbe, rote, weiße und schwarze Geistlichkeit; die erste ist dem Gott der Liebe und Barmherzigkeit, dem Schakjamuni,



Sonnenaufgang in der Steppe.



geweiht, die übrigen dagegen den bösen Geistern, den Dokschuten. Beim Volk steht die Geistlichkeit in großem Ansehen und sie beherrscht dasselbe völlig, wobei der Aberglaube des gemeinen Mannes, den sie fleißig nährt, ihr sehr zu statten kommt. Früher besaßen die Tempel auch zahlreiche Leibeigene, da vornehme Kalmyken oft ganze Familien der Geistlichkeit schenkten, und damals bildete diese mit allen von ihr abhängigen Personen, die sämtlich von Abgaben befreit waren, fast ein Fünftel der kalmykischen Bevölkerung.

Neben der Geistlichkeit giebt es bei den Kalmyken noch einen bevorzugten Stand, die Nachkommen der ehemaligen Fürsten, welche die Aristokratie des Volkes bilden. Viele sind sehr reich, besitzen tausende von Kibitken, und die meisten dienen als Offiziere in den uralischen Kosakenregimentern.

Die Toten der kalmykischen Aristokratie werden auf Scheiterhaufen verbrannt und aus ihrer Asche, die mit Teig vermischt wird, kleine Kuchen gebildet, welche die Verwandten und Freunde als Andenken erhalten. Die Leichen der gemeinen Kalmyken dagegen werden in die Steppe hinausgetragen und dort liegen gelassen; die Raubtiere übernehmen dann die Arbeit des Totengräbers.

So unwirtlich die Steppe ist, beherbergt sie doch eine zahlreiche Tierwelt, darunter auch viele Raubtiere, namentlich Wölfe. Wilde Pferde und Hasen sind sehr zahlreich vorhanden, und Schlangen, Taranteln, Skorpione und giftige Spinnen vermehren die vielen Unannehmlichkeiten, mit denen man in der Steppe zu kämpfen hat. Erleichtert atmet der Reisende auf, wenn er endlich am Horizont die Kuppeln und Türme von Astrachan auftauchen sieht, die ihm verkünden, daß er sich wieder einer civilisierten Gegend nähert.

Die Wolga teilt sich hier in 72 Arme, das Wolgadelta, an dessen Beginn die Stadt Astrachan sich auf einer Insel, dem sogenannten Hasenhügel, erhebt. Der Kaspisee ist von Astrachan noch 80 Werst (etwa 11½ Meilen) entfernt und die in geographischen Lehrbüchern immer noch auftauchende Angabe, daß Astrachan an der Mündung der Wolga in den Kaspisee liege, daher nicht zutreffend. Obwohl jedoch das Meer noch sehr weit von der Stadt entfernt ist, so hat es doch auf den Aufschwung derselben einen ebenso großen Einfluß ausgeübt als wenn es unmittelbar ihre Mauern bespülte.

Die Stadt verdankt ihren Reichtum fast ausschließlich dem hier in großem Maßstabe betriebenen Fischfang, welcher viele tausend Menschen beschäftigt. In Astrachan werden die großen Schifferboote gebaut, welche zum Fischfang auf den Kaspisee hinausziehen, hier wird alles verfertigt, was der Fischer braucht, und hier strömt dann auch das ganze Ergebnis der Fischerei auf dem See zusammen. Astrachan ist daher auch am volkreichsten, wenn die Fischerei begonnen hat. Die großen Fischzüge finden dreimal jährlich statt, im Sommer, Herbst und Winter, von den Fischerdörfern aus, die an der Mündung der Wolga liegen. Die Wolga sowohl als der Kaspisee sind ungemein reich an Fischen, aber fast eine jede der vielen Fischarten hat ihre besonderen Lieblingsplätze, und so erscheinen denn die Fischerboote bald hier, bald dort an den Ufern des Sees, jenachdem es dem Fang des Lachses, des Störs, des Hausen oder anderer Fische gilt. Der Sterlet hält sich am liebsten in der Wolga auf, außerdem am nördlichen Seeufer, wo der Salzgehalt des Wassers ein geringer ist; dort finden sich auch vorzüglich die Sewrugen, die ebenfalls das Seewasser nicht lieben. Der Lachs und die sehr fetten kaspischen Heringe lieben die starke Strömung und werden daher vorzugsweise an den Mündungen des Kur und Terek gefangen, wo der Fischfang im Spätherbst beginnt, wogegen Stör und Hausen das tiefe Wasser am Südende des Sees bevorzugen. Sewruga und Hausen ziehen im Herbst die Flüsse aufwärts, um dort zu überwintern, und auf diesem Zug erwarten sie die Fischer mit ihren Netzen. Im Winter wird das Eis aufgehackt und mit Netzen und starken Grundleinen, an welche Angeln befestigt sind, gefischt, oder mit Harpunen nach den an der Öffnung vorüberschwimmenden Fischen gestoßen. Der Ertrag der Fischerei, welche vom kaiserlichen Fischereikontor verpachtet wird, ist ein riesiger: es werden gefangen Störe, Sterlets, Sewrugen und Welse im Gewichte von etwa 1½ Millionen Pud, ferner 22½ Millionen Pud Brassen, 100000 Pud Salm und Forellen, 1350000 Pud Karpfen, 10 Millionen Pud Heringe, 50000 Pud Lachs, 41½ Millionen Pud Sander, außerdem noch über eine halbe Million Pud anderer Fischarten. Der Jahresumsatz im Fischhandel wird auf 7 Millionen Rubel geschätzt.

Ein interessantes Schauspiel bildet die Rückkehr einer Fischerflotte und das Ausladen der Fische. Unter denselben befinden sich oft riesige Tiere, namentlich große Störe (siehe Seite 249). Den Fischern ist nicht gestattet, von ihnen gefangene Fische selbst zu verzehren oder zu verkaufen, sondern sie müssen alles, was sie

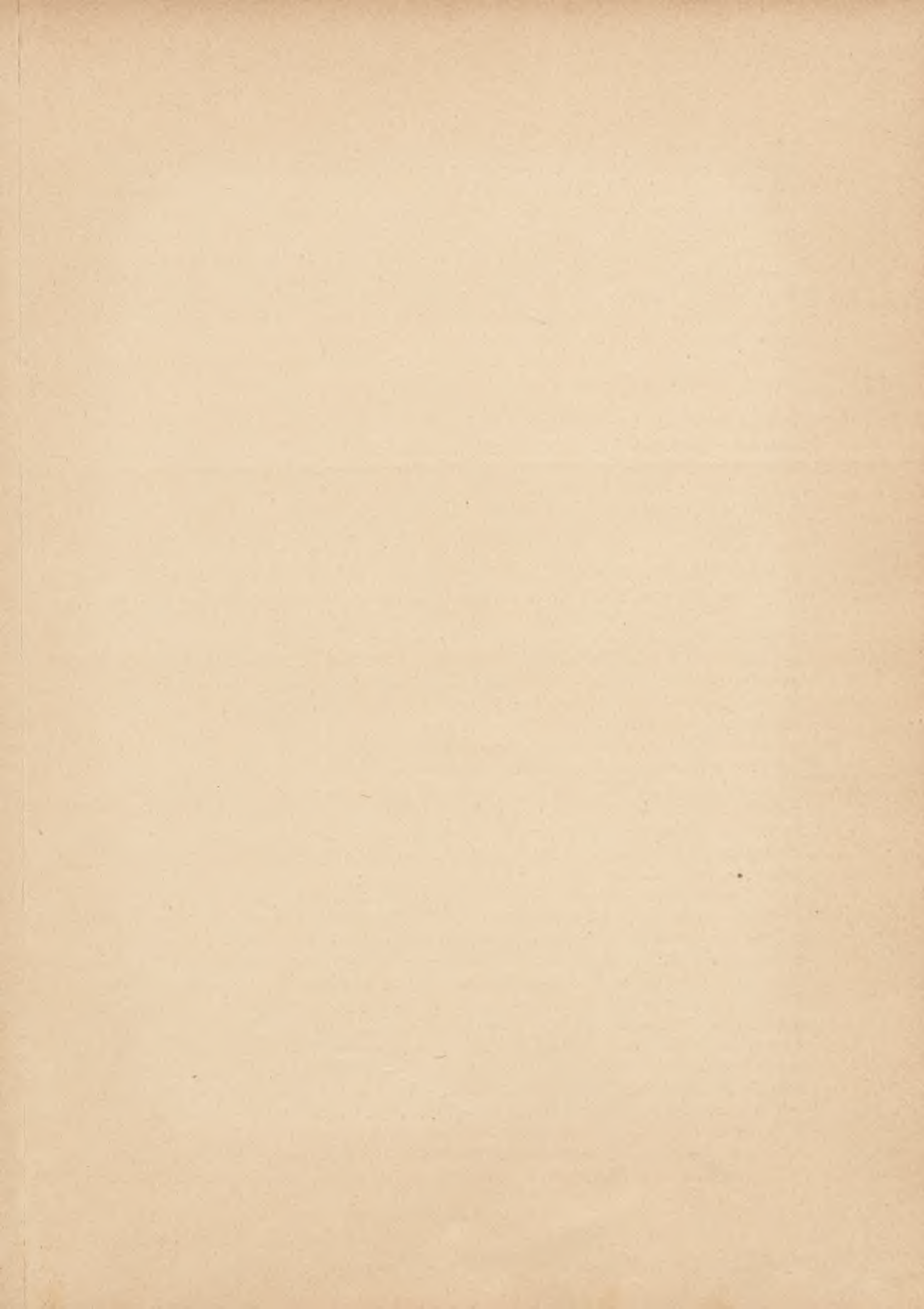
fangen, dem Herrn abliefern. Ein Fisch muß eine bestimmte Größe haben, wenn er dem Fischer für voll angerechnet werden soll. Die zum Trocknen bestimmten Fische werden an bestimmte eingezäunte Trockenplätze gebracht, jene aber, welche eingesalzen werden sollen, am Lande in große Gruben gelegt, wo man sie mit einer Salzlauge begießt. Das Aufschneiden der Fische und das Entfernen der Eingeweide besorgen Frauen, deren jede durchschnittlich tausend der kleineren Fische täglich herzurichten imstande ist. Tag und Nacht herrscht am Ufer geschäftiges Treiben. Bricht dann die Nacht an, werden große Feuer angezündet, und die Arbeit nimmt ungestört ihren Fortgang. Hier wird auch aus riesigen Stören und Hausen der Rogen herausgenommen, aus dem der Kaviar, russisch ikrá, Astrachans berühmtester Exportartikel, bereitet wird. Man unterscheidet zwei Sorten: die schlechtere wird gesalzen und in kleine hölzerne Fässer gefüllt; aus der bessern Sorte wird der gepreßte und der körnige Kaviar erzeugt. Der erstere wird zuerst sorgfältig auf einem Sieb zerrieben, in einer konzentrierten Salzlösung umgerührt und dann gepreßt; nachdem er die Presse verlassen, wird er in Fässer oder leinene Säcke gefüllt und darin festgestampft. Der körnige Kaviar wird nur zerrieben und dann gleich verpackt. Berge von Tonnen sind am Ufer aufgestapelt, um die gesalzenen Fische und den Kaviar aufzunehmen. Auch lebende Fische werden versandt. In großen, mit Wasser gefüllten Fässern versendet man lebende Sterlets bis Moskau und St. Petersburg, wo der delikate Fisch, der beste von allen Fischen der Wolga und des Kaspisees, ein gesuchter und theuer bezahlter Leckerbissen ist. Wird doch ein großer Sterlet oft mit 200 bis 300 Rubel bezahlt!

Etwa 600 Schiffe verschiedener Größen bringen jährlich die Ausbeute des Astrachaner Fischfanges nach dem Norden; vom Norden her aber werden die Materialien gebracht, die zum Fischfang nötig sind, jährlich im Werte von über 45 000 Rubel, und mehr als 1 Million Pud Salz zum Einsalzen der Fische.

Trotz des großen Geschäftsverkehrs ist Astrachan, welches heute nahezu 50 000 Einwohner zählt, in Bezug auf Bauten und städtische Anlagen weit hinter vielen gleich großen russischen Städten zurückgeblieben. Es ist mehr eine orientalische als eine europäische Stadt. Der Burun, der in seiner Umgebung wütet, läßt keine Vegetation aufkommen, und man muß es fast als ein Wunder ansehen, daß es gelungen ist, eine Allee am Warwazijeff-Kanal anzulegen und zu erhalten. Im Frühling bedeckt sich zwar die ganze Umgebung mit frischem, saftigem Grün, aber unter der glühenden Sonne, welche auch das geschäftliche Treiben in der Stadt lähmt, ist in wenigen Wochen alles verdorrt. Man hat im vorigen Jahrhundert, um die Stadt gegen das verheerende Wüten des Burun zu schützen, rings um dieselbe Eichen zu pflanzen versucht, aber der furchtbare Steppensturm hat sie alle entwurzelt und weit weg geführt. Trotzdem bietet die Stadt, wenn man sich ihr auf der Wolga nähert, einen entzückenden Anblick, besonders zur Zeit des Hochwassers. Inmitten des Mastenwaldes der hier ankernden Schiffe steigt dann eine große häuserbedeckte Insel aus den Fluten empor, überragt von den Türmen des Kreml und den Kuppeln der Kathedrale, von den schlanken Minarets der Moscheen, auf denen der goldene Halbmond im Sonnenlicht funkelt, und über allem wölbt sich der klare blaue Himmel des Südens ...

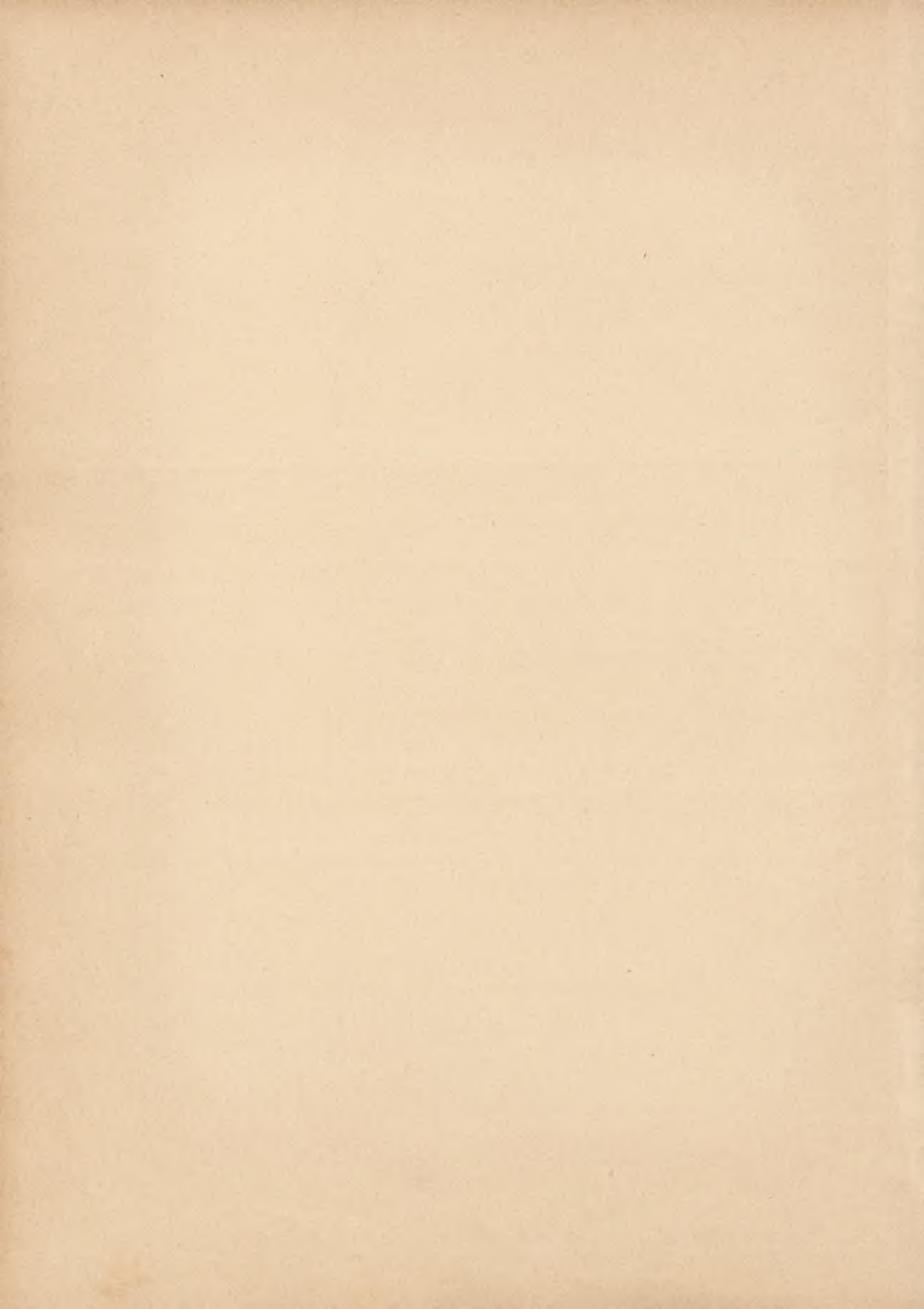
Jener Teil der Stadt, welcher an den mit Gartenanlagen geschmückten Hauptplatz grenzt, hat vollständig das Aussehen einer russischen Gouvernementsstadt; da befindet sich der Palast des Gouverneurs, die im Jahre 1698 erbaute, an Kostbarkeiten aller Art ungemein reiche Kathedrale, das Museum, welches außer einem Naturalien- und einem Münz- und Antiken-Kabinet eine interessante Sammlung von Schiffsmodellen und alten Schiffen enthält, und die Bibliothek. Ein ganz anderes Gepräge tragen aber jene Stadtgegenden, in denen sich der Handelsverkehr konzentriert. In den Basars überwiegt der Orient, besonders in dem sogenannten asiatischen Basar. Da sieht man fast alle Völkerschaften Asiens an sich vorüberziehen: Armenier, Perser, Bokcharesen, Tataren, Kalmyken, Kirgisen, Georgier, Tscherkessen, Karakalpaken, Türken, Turkmenen u. s. w., alle in ihrer bunten Nationaltracht. Im russischen Basar versammeln sich die russischen Kaufleute und außer ihnen trifft man hier nur Deutsche, während im dritten Basar die bronzefarbigen Söhne des Pendschab indische Shawls und Seidenstoffe feilbieten.

Ein ebenso lebhaftes Treiben wie in den Basaren herrscht im Hafen. Der Hafen wurde im Jahre 1722 von Peter dem Großen angelegt und bald darauf auch eine Schiffswerfte errichtet, doch begann der Bau von Schiffen auf derselben erst im Jahre 1821. Hier liegt stets ein Teil der Flotte, welche Rußland





Ansicht von Astrachan.



auf dem Kaspisee unterhält, und die in den Kriegen mit Persien und bei der Bezwingung des Kaukasus vortreffliche Dienste geleistet hat. Der Kommandant der Flotte ist jetzt zugleich Militär-Gouverneur von Astrachan und führt auch die Aufsicht über den Verkehr im Hafen. Auch für den Fischfang auf dem Kaspisee ist die Flotte wichtig, da sie die Uferbewohner in Respekt erhält und dadurch die Fischerboote vor Überfällen schützt, was hier, wo nur der Mächtige angesehen ist, nicht zu unterschätzen ist.

Für den Schutz der Fischerei und Schiffahrt auf der Wolga und die Sicherheit der Verkehrswege auf dem festen Lande sorgt das astrachanische Kosakenheer. Schon im Jahre 1737 wurde aus Russen und getauften Kalmyken ein Korps zum Schutze der Kalmykenniederlassungen gegen die räuberischen Überfälle der Kirgisen und Karakalpaken gebildet, welches allmählich verstärkt wurde und später den Grundstock für drei Kosakenregimenter abgab, die im Jahre 1806 genau nach dem Vorbilde des Donschen Kosakenheeres errichtet wurden und seitdem eine lange Postenkette von Astrachan über Zarizyn bis Saratoff besetzt halten.

Die Kirgisen, gegen welche diese Postenkette errichtet wurde, sind ein Nomadenvolk, welches das Gebiet zwischen dem Kaspisee und den Flüssen Ural, Ischim, Tobol und Irtisch bewohnt, welches einst den Namen Tatarei führte und im Mittelalter unter dem Namen Dschagatai bekannt war. Wir werden später bei Beschreibung jener Gebiete reichlich Gelegenheit finden, uns mit diesem Volke zu beschäftigen, und beschränken uns deshalb hier auf einige Bemerkungen über die Kaissak-Kirgisen, welche von den Steppen am Ural bis zur Wolga streifen.

Im Jahre 1730 hatte der Khan der sogenannten Kleinen Kirgisenhorde, Abul-Chair, eine Gesandtschaft nach Petersburg gesandt, durch welche er seine Unterwerfung anbot. Das Anerbieten wurde angenommen, und vier Jahre später erkannte auch die Mittlere Horde die russische Oberhoheit an. Die Khane verpflichteten sich, die russischen Grenzen und die nach Centralasien ziehenden russischen Karawanen zu schützen, im Kriegsfalle Truppen zu stellen und einen Tribut zu zahlen, wogegen Rußland sie in ihrer Würde bestätigte. Leider verfolgte Rußland in der nächsten Zeit eine Politik, die nicht geeignet war, seine Stellung in den Steppen zu befestigen. Ohne Rußlands Bestätigung wurde keiner der Nachkommen Abul-Chairs Khan der Horde, aber viele erlangten diese Würde gegen den Willen ihres Volkes, und es gab infolge dessen im Kirgisenlande unabläßig Streit und Unruhen. Als Rußland zu Anfang dieses Jahrhunderts von den Kirgisen für das Beziehen ihrer Winterlagerplätze einen Tribut zu erheben suchte, kam der schon lange von Chiwa aus geschürte Unwille des Volkes zum Durchbruch. Unter Führung eines gewissen Bukei trennten sich etwa 7000 Kibitken von der Horde, gingen auf das rechte Ufer des Ural über und begründeten dort die sogenannte Bukeische oder Innere Horde, deren Khan Bukei wurde. Von dieser Zeit an hatten die Reibereien zwischen den freien und den unter russischer Herrschaft stehenden Kirgisen kein Ende. Im Jahre 1825 griffen die ersteren eine von 600 Soldaten eskortierte russische Karawane an, die nach erbittertem Kampf mit Verlust von Waren im Werte einer halben Million zur Umkehr gezwungen wurde. Ende der dreißiger Jahre gab es in der Steppe wieder viele blutige Zusammenstöße mit Kirgisen unter Führung der Sultane Kaip (1837) und Kassim (1838). Durch eine Reihe von Befestigungen, die längs der Grenze des Gouvernements Orenburg angelegt wurden und die Übersiedlung von Kosaken in die Grenzgebiete (1849) wurden zwar schließlich die Raubzüge der Kirgisen eingeschränkt, aber erst nach dem Feldzug gegen Chiwa und Taschkend, von wo die Kirgisen unabläßig aufgehetzt wurden, und nach dem Vordringen bis Kaschgar gelang es Rußland, seiner Oberhoheit über die Steppen allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Heute zerfallen die Kirgisen in vier Horden: Die Große Horde oder die djikokamennije Kirgisy in dem sogenannten semirjetschenskischen Lande, unter eigenen Sultanen, die keinen Tribut zahlen; die Mittlere Horde oder die sibirischen Kirgisen; die Kleine Horde, die zum russischen Gouvernement Orenburg gehört; die Bukeische oder Innere Horde in den Gouvernements Astrachan, Samara und Orenburg. Die letztere wird auf 80 000 Seelen geschätzt, die übrigen, mit Ausnahme jener, welche in China nomadisieren, auf nahezu 1 Million. Ihre Khans und Sultane erkennen die russische Oberhoheit an, werden jedoch, wenn sie in die Gouvernementsstadt zu Besuch kommen, mit allen Ehrenbezeigungen empfangen, welche man souveränen Herrschern erweist.

Die Regierung wendet in neuerer Zeit den Kirgisen besondere Aufmerksamkeit zu. Die Versuche, den Ackerbau bei ihnen einzuführen und sie aus Nomaden zu seßhaften Leuten zu machen, sind zwar erfolglos

geblieben, aber da die Kirgisen der europäischen Civilisation keineswegs völlig abgeneigt sind, hat man sich durch diesen einen Mißerfolg nicht abschrecken lassen. Für Rußlands civilisatorische Thätigkeit in Asien, für die so oft geleugnete, liefern die Kirgisen mehr als einen Beweis. Im Jahre 1850 wurde in Orenburg eine Schule für Kirgisenkinder eröffnet, und da sich diese bewährte, im Jahre 1861 eine zweite in Troitzk. An der Kriegsschule in Orenburg bestehen 20 Stiftungsplätze für Kirgisenkinder. Außerdem ist die Errichtung von Kirgisenschulen in vier Grenzfestungen schon seit längerer Zeit beschlossen. Den Bemühungen der Regierung ist es auch gelungen, die Kirgisen, welche nur Hirse — ihre Hauptnahrung — und Hafer für ihre Pferde bauen, in einigen Gegenden zum Anbau von Roggen und Kartoffeln zu bewegen, die namentlich am Kuban-Darja vorzüglich gedeihen. Die große Trägheit der Kirgisen ist das Haupthindernis, welches der Einführung des Ackerbaues bei ihnen im Wege steht. Die Viehzucht, welche weniger Mühe und Arbeit erfordert, ist und bleibt ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie besitzen große Herden von Pferden, Kamelen, Hornvieh, Schafen und Ziegen. Das Hornvieh wird fast ausschließlich nur von den Ärmeren gezüchtet und steht im Preise bedeutend unter den Pferden, welche durch ihre bewundernswerte Ausdauer berühmt sind; sie sind imstande, ohne Nahrung und Trank und ohne auszuruhen 100 Werst zurückzulegen.

Die Zelte der Kirgisen (Jurten oder Kibitken genannt) unterscheiden sich fast gar nicht von den Kibitken der Kalmyken (siehe Seite 268). Ihre Kleidung ist aus haarlosen Ziegenfellen oder den Fellen junger Füllen verfertigt. Sie rasieren den Kopf und tragen gleich den Tataren ein mit Stickerei verziertes schwarzes Käppchen oder eine kegelförmige Mütze mit Pelzbesatz, dazu Stiefel von Ziegenleder mit so hohen Absätzen, daß sie kaum noch darin gehen können. Die Frauen tragen weite Beinkleider, darüber ein blaues Hemd und auf dem Kopf einen aus zusammengewundenen buntfarbigen Tüchern gebildeten Turban. Obwohl die Kirgisen Mohammedaner sind — freilich mehr dem Namen nach, denn der religiöse Indifferentismus ist sehr groß —, so genießen doch ihre Frauen volle Freiheit der Bewegung, und namentlich bei den Kirgisen zwischen dem Kaspisee und Orenburg verkehren beide Geschlechter ganz ungehindert mit einander. Kirgisen kommen auch häufig mit ihren Frauen nach Orenburg, wo sie mit Bokcharesen, Tataren, Kalmyken und anderen Asiaten die bunte Staffage bilden, welche dieser Gouvernementsstadt das überwiegend orientalische Aussehen verleiht.

Die Stadt, welche vor 140 Jahren als eine Art Zwingburg in der Steppe erbaut wurde, ist jetzt eine Stätte friedlichen Warenaustausches zwischen den ehemaligen Feinden geworden und aus der Kirgisensteppe, aus Bokchara, Chiwa und Taschkend erscheinen hier Käufer und Verkäufer. Schon ein Jahr nach seiner Gründung, 1744, wurde Orenburg von der Kaiserin Elisabet Petrowna zur Hauptstadt des gleichzeitig geschaffenen Gouvernements erhoben, sank zwar später, als im Jahre 1802 der Sitz des Gouverneurs nach Ufa verlegt wurde, zum Rang einer Kreisstadt herab, aber 1865, nach der Trennung der Gouvernements Ufa und Orenburg, wurde es wieder Gouvernementsstadt. Heute zählt es 36000 Einwohner, außer der bedeutenden Garnison und ungerechnet etwa 3000 Schüler, welche die städtischen Lehranstalten besuchen und die zum großen Teil von auswärts stammen.

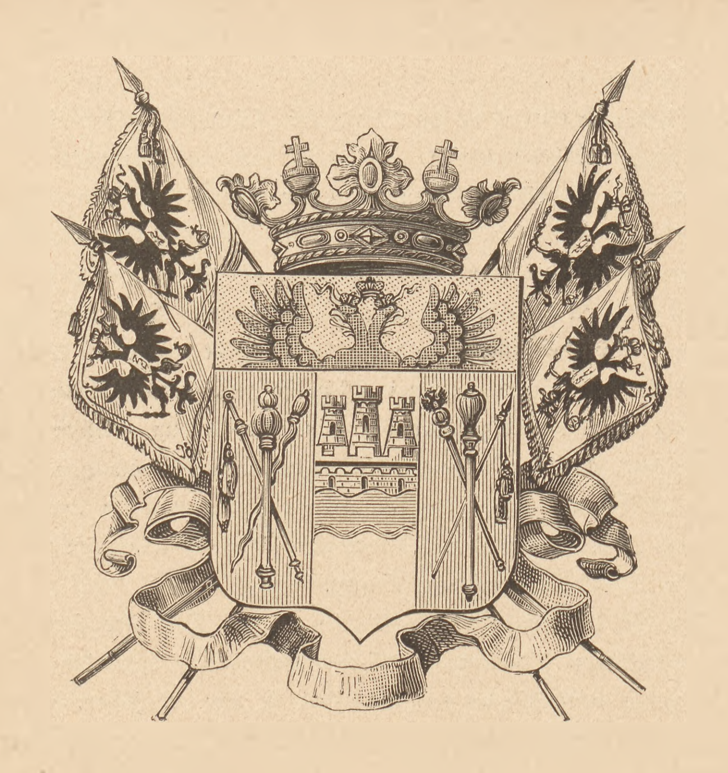
In jüngster Zeit ist Orenburg durch ein schweres Unglück heimgesucht worden. Am 16. April 1879 brach ein Brand aus, der, von einem furchtbaren Sturmwind angefacht, in drei Tagen den größern Teil der Stadt in Asche legte. Mehrere Kirchen, das Gebäude der Duma, der gostjinny dwor, das Telegraphenamt, viele Lehranstalten und Staatsgebäude, kurz der schönere Teil Orenburgs, wurden ein Raub der Flammen, in denen auch viele Menschen den Tod fanden. Tausende waren in wenigen Stunden obdachlose Bettler geworden, das Elend grenzenlos. Aber Orenburg hat sich von diesem schweren Schlag ziemlich rasch erholt. Seine günstige Lage am Ende der Eisenbahn, welche es über Samara und Syfran mit der Mitte Rußlands verbindet, und an der Grenzscheide Europas und Asiens, wo es gleichsam das Thor des letztern bildet, sichern ihm trotz aller Wechselfälle einen neuen Aufschwung. Festung ist Orenburg schon längst nicht mehr, da die Steppennomaden aufgehört haben furchtbar zu sein; im Jahre 1863 wurden die Festungsmauern niedergerissen und der Raum, den sie eingenommen hatten, bebaut. Orenburg war eine schöne, an stattlichen Gebäuden reiche Stadt, als der große Brand ausbrach. In der Mitte der Stadt befand sich ein großer, mit Bäumen bepflanzter Platz, den eine Fontäne zierte, und die Hauptstraßen waren mit Steinen gepflastert. Den Brand haben noch 13 rechtgläubige Kirchen überdauert; außer ihnen besitzt Orenburg 1 protestantische, 1 katholische Kirche,

3 Moscheen und 2 Bethäuser der Altgläubigen. Zu Ehren Alexander I., dem Orenburg viel verdankt, wurde am Ausgang der Nikolaistraße am Ufer des Ural ein großes Granitdenkmal errichtet, das auch von den Flammen unversehrt geblieben ist.

Das zu Orenburg gehörige Gebiet ist im Laufe der Zeit bedeutend verkleinert worden. Während es anfangs 26400 geographische Meilen umfaßte, beträgt es jetzt, nachdem daraus noch die Gouvernements Samara und Ufa gebildet worden, 3475 □ Meilen mit einer Bevölkerung von etwas über 900000 Seelen, so daß nur 5 Menschen auf den □ Kilometer kommen. Trotz dieser dünnen Bevölkerung herrscht draußen in den Steppen, welche unmittelbar bei Orenburg beginnen, ein reges Leben und Treiben. So wie der Frühling kommt, setzt sich so zu sagen die ganze Steppe in Bewegung. Die großen Filzzelte, unter denen die Kirgisen wohnen, werden auf Kamele geladen und die Horde zieht mit allem Hausgerät und allen Herden langsam nach Norden an die Orenburgische Grenze auf die ihr gehörenden Weideplätze. Früher machten sich die einzelnen Horden den Besitz der Weideplätze häufig streitig, und es kam zwischen ihnen zu heftigen Kämpfen, sogenannten Barantás, doch jetzt ist jeder Horde ein genau bestimmter Raum angewiesen, den sie nicht überschreiten darf. Sobald ein Weideplatz abgeweidet ist, wird auf den nächsten weitergezogen, und im Herbst zieht alles wieder nach dem Süden, nach den Winterweideplätzen, jene ausgenommen, welche Heuvorräte angelegt haben und daher im Norden überwintern können.

Im Frühjahr stecken die Kirgisen auch gewöhnlich einzelne Teile des Steppenlandes in Brand, um das dichte, zähe Gras zu vernichten. In wenigen Tagen bedeckt sich dann die Steppe wieder mit frischem Graswuchs, denn der Übergang vom Winter zum Frühling ist hier ein jäher, unvermittelter. Der Kowyl (Stipa pennata), ein fadenartiges Pfriemengras, sproßt üppig empor, und zwischen ihm blühen tausende von Tulpen und anderen Feldblumen und die frische Steppenluft ist mit herrlichen Wohlgerüchen geschwängert. Leider währt diese Herrlichkeit nicht lange. Schon im Juni ist das Gras von den glühenden Sonnenstrahlen versengt, und nur an den wenigen Steppenflüßchen, die meist im Sande verlaufen, trifft man noch grüne Weideplätze. Dann kommt der Winter, in der Steppe ein böser Gast. Das Thermometer, welches im Sommer oft 35° Réaumur im Schatten zeigte, sinkt nun zuweilen bis 35° unter Null, der Burun braust über die Steppe, und sein Wüten, das oft drei Tage währt, bringt hunderttausenden von Schafen und anderem Vieh den Tod. Wenn der Schneesturm sie im Freien überrascht, stürmen die Herden wie toll in die Steppe hinein, bis sie erschöpft niedersinken oder in Schluchten stürzen, wo sie der Schnee rasch unter seiner weißen Decke begräbt . . .





Die Kosaken.

Die Kosaken werden mit Unrecht gewöhnlich als ein besonderer Volksstamm bezeichnet, da sie bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte nichts anderes waren als eine Verbrüderung freier Krieger, aus den verschiedenartigsten Elementen vieler Herren Länder zusammengewürfelt und durch gemeinsame Interessen zusammengehalten, unter ganz absonderlichen Verhältnissen, deren Schilderung wir mit der Erklärung des Wortes Kosak beginnen müssen.

Das Wort ist tatarischen Ursprungs und heißt bei allen, die sich danach nennen: Kasak. Als die ursprüngliche Bedeutung des Wortes wird angegeben: bewaffneter Vagabund oder Räuber. Vagabunden und Räuber bildeten einen beträchtlichen Bestandteil des Kosakentums in seinen Anfängen; mit seiner Macht wuchs auch der Wert seines Namens. Kasak hieß fortan jeder leichtbewaffnete und berittene freie Krieger, der einer Genossenschaft angehörte, die sich ihren Führer selbst wählte. Das Wort wurde zugleich ein Ehrentitel, denn jeder Kosak fühlte sich hocherhaben in seiner Freiheit über die Söldlinge aller Kriegsherren der Welt.

In den endlosen Steppen, welche sich zwischen dem untern Don und dem Dnjepr ausdehnen, hatten seit den ältesten Zeiten Nomadenhorden und Räuber ihre Zelte und Schlupfwinkel. Die Grenzen des alten Rußland erstreckten sich im Süden nicht weiter als bis zur Mündung der Sula (linkes Dnjeprufer) und des Pruth (rechtes Dnjeprufer). Von dort an begannen die Zelte der Steppenbewohner, der Chasaren, Petschenägen und Polowzen. Seit Ruriks Zeiten bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts waren diese Völker durch ihre Räubereien und Streifzüge furchtbar. Je nachdem sich ihnen Aussicht auf Beute darbot, machten sie Einfälle in Rußland oder verbanden sich mit den Russen, um ihnen gegen andere räuberische Völker beizustehen; sie plünderten die Reisenden und Karawanen und lebten selbst in beständigem Hader unter einander. Der Landmann fand bei seiner Rückkehr vom Felde statt der verlassenen Hütte nur Schutt und Trümmer; Ackerbau und Gewerbe konnten zu keinem Aufschwung gelangen, geregelte Lebensverhältnisse sich nicht entwickeln, und

das Bedürfnis des auf friedliche Thätigkeit angewiesenen Teils der Bevölkerung, in größeren, befestigten Plätzen Schutz und Sicherheit zu suchen, wurde immer fühlbarer. Doch war es schwer zu befriedigen, denn es gab nur sehr wenige Städte, die überdies in großer Entfernung von einander lagen, und die unbeschützten Landbewohner wurden, um sich ihrer Haut zu wehren, allmählich selbst gezwungen, den Pflug mit dem Schwerte zu vertauschen. Häufig genug kam es auch vor, daß die durch Raub und Plünderung dem Elend preisgegebenen Bauern und Hirten keine andere Wahl hatten als Hungers zu sterben oder ihrerseits auf Raub



Ein Kosak vom Don.

und Plünderung auszuziehen und sich irgend einer gefürchteten Horde anzuschließen. Aus solchen Anfängen bildete sich das Kosakentum. Es wuchs heran als vagabundierender Gegensatz zu der an der Scholle haftenden Bevölkerung, zu welcher es sich verhielt wie das Meer zum Festlande.

In den nördlichen russischen Fürstentümern, welche sich zwar vor dem Schwerte der Tataren beugen mußten, wo dieses aber die bestehende Ordnung nicht zerstörte, behielt das Bürgertum die Oberhand und die Staatsverhältnisse blieben in ihren überkommenen Formen. Das Kosakentum nahm seinen Ursprung in den

südlichen Provinzen, wo die russischen Fürsten und Bojaren im Kampfe erlegen waren und die Tataren festen Fuß gefaßt hatten. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts fielen diese Länder in die Hände anderer Herren. Ein Großherzog von Lithauen verjagte die Tataren von den Ufern des Dnjepr und dehnte seine Herrschaft über Kijew, Tschernjigow und Nowgorod-Sewersk aus. Infolge dieser Eroberungen blieb den Flüchtlingen kein anderer Zufluchtsort übrig als das Land am Don, unfern des Asowschen Meeres, und die wüsten, hinter den Wasserfällen des Dnjepr, nach der Seite des Schwarzen Meeres zu gelegenen Landstriche.

Doch fanden die russischen Flüchtlinge hier schon ältere Bewohner vor, welche zum größten Teil aus Eingewanderten bestanden. Die durch die Tataren aus ihren Wohnsitzen verdrängten Polowzen, Tscherkessen vom Kaukasus, Kalmyken, Lithauer, versprengte Krieger und Räuber der verschiedensten Volksstämme hatten sich hinter den Wasserfällen des Dnjepr niedergelassen und eine kriegerische Genossenschaft gebildet, welche sich gern durch neue Ankömmlinge verstärkte.

Aus all diesen bunt zusammengesetzten Elementen erwuchs ein großes Ganzes, welches später in zwei Teile zerfiel: in den des Don und den des Dnjepr. In dem ersten war das asiatische Element vorherrschend, in dem zweiten das slavische Blut. Ganz unvermischt blieben beide nicht. Sobald die Kosaken durch ihre Zahl und Kriegstüchtigkeit eine gefürchtete Macht geworden waren, kämpften sie oft für gute Belohnung auf der Seite der Russen und selbst ihrer ehemaligen Unterdrücker, der Tataren und Lithauer, gegen auswärtige Feinde.

Die Bildung neuer Verzweigungen dauerte ununterbrochen fort; es genügt hier, die Kosaken vom Schwarzen und Asowschen Meere und diejenigen vom Ural zu nennen, unter welchen ein Bandenführer, Jermak, durch die Eroberung von Sibirien sich einen geschichtlichen Namen gemacht hat. Von dem schrecklichen Zaren Iwan Wassiljewitsch in contumaciam zum Tode verurteilt, unternahm Jermak mit 700 Kosaken einen abenteuerlichen Zug nach Sibirien und kam zurück als Eroberer dieses unermeßlichen Reiches, welches er dem Zaren zu Füßen legte, ohne etwas anderes dafür zu verlangen als seine Begnadigung. So sah sich Iwan IV., der zuerst den Titel „Zar aller Reußen“ annahm (1547), durch eine Handvoll Abenteurer mit einem Königreiche beschenkt, das seine eigenen Staaten an Umfang weit überragte.

Es war von jeher die Politik der russischen Herrscher, die wachsende Macht der Kosaken zu zersplittern, um sie minder furchtbar für Rußland zu machen; daher die Menge zerstreuter Kosakenkolonieen, welche wir selbst in den entferntesten Teilen des Kaiserstaates finden.

Als der Zar gegen Astrachan ins Feld zog, stellten sich die Donschen Kosaken unter seinen Schutz, ohne jedoch damals ein anderes als ein Vertragsverhältnis einzugehen, nach welchem sie ein Truppenkontingent zu seiner Verfügung stellten, wofür sie ansehnliche Subsidien erhielten. Dabei wahrten sie sich das Recht, ihre Anführer selbst zu wählen.

Die Kosaken vom Dnjepr — früher gewöhnlich Saporogen genannt (porogi = Fälle, Stromschnellen; sa = trans), weil sie hinter den Stromschnellen ihre Schlupfwinkel hatten — teilten lange Zeit hindurch das Schicksal Polens, welchem seit dem Sturze der Horde von Kiptschak die Ukraine (das heutige Kleinrußland) zufiel. König Sigismund I. gab ihnen zuerst Land und Städte, um sie als starke Schutzwachen zwischen seine Staaten und die Tataren der Krim und des Budschak zu stellen. In der That bewährten sie sich als erbitterte Feinde gegen Tataren und Türken, ohne jedoch deshalb besondere Anhänglichkeit zu der polnischen Republik zu zeigen. Obwohl sie gern gemeinsam mit den Polen gegen die Bussurmanen (Moslemin) kämpften, so mieden sie doch thunlichst allen nähern Verkehr mit ihren katholischen Bundesgenossen, die ihnen persönlich noch verhaßter waren als die Türken und Juden, denn die Kosaken bekannten sich zu dem, nach ihrer Ansicht, allein rechten Glauben der griechisch-russischen Kirche, von welchem sie freilich alle ohne Ausnahme so wenig wußten wie der Schuh von seinem Träger, allein das verhinderte sie nicht, im Namen dieses Glaubens Wunder der Tapferkeit zu thun, alle Andersgläubigen zu hassen und, wo möglich, vom Erdboden zu vertilgen als Erzketzer und Feinde Gottes. Dieser Haß wurde von den Polen redlich erwidert.

Als König Stephan Bathory (1575—1586) die Zahl der Kosaken fortwährend wachsen sah und befürchtete, daß ihre Zügellosigkeit sie am Ende für die Polen ebenso furchtbar machen könnte wie sie es für die Tataren gewesen, sann er auf Mittel, ihre Macht für sein Land minder gefährlich zu machen, ohne sie zu schmälern. Er teilte sie in zehn getrennte Regimenter, jedes von tausend Mann, die zehn Compagnieen bildeten,

jede von hundert Mann. Ein Regiment hieß Polk und der Führer hieß Polkownjik; eine Compagnie Sotnja und ihr Führer Sotnjik. Der Feldherr, Koschewoi (von Kosch = Feld) benannt, wurde vom König belehnt mit einem Streitkolben (Bulawa), einem Roßschweif (Buntschuk), einer Reiterfahne und einem Petschaft. Wie der Oberfeldherr der Polen in ihrer Sprache Hetmann hieß, so gaben sie den Titel auch dem Koschewoi, während man ihn bei den Kosaken und Russen stets Ataman nannte.

Die seßhafte Bevölkerung des Kosakengebietes, wie sie sich im Laufe der Zeit unter ganz eigenartigen Verhältnissen in Städten und Dörfern entwickelt hatte, blieb immer in freundlichen Beziehungen zu ihren streitbaren Angehörigen, lebte sonst aber völlig getrennt von der Sétscha, dem Hort und Heiligtume der kriegerischen Genossenschaft, die dort kein weibliches Wesen unter sich duldete. Diese Thatsache hat manchen Schriftsteller zu der irrigen Annahme geführt, die Saporogen hätten einen Ritterorden gebildet mit dem Gelübde mönchischer Enthaltsamkeit. Richtig ist nur, daß in der Sétscha, der eigentlichen Wiege der Kosaken, nur streitbare Männer sich aufhalten durften, gleichviel ob sie verheiratet waren oder nicht, Weiber und Kinder mußten sie in ihren Dörfern zurücklassen.

Die Sétscha (der Hauptsitz) war nicht an einen bestimmten Ort gebunden; während der eigentlichen Blütezeit des Kosakentums befand sie sich auf der Insel Cortitza, unterhalb der Stromschnellen des Dnjepr. Sie hatte ein großes Vorwerk, wo Händler, Schankwirte und Handwerker ihre Geschäfte trieben, ohne je das Innere der Sétscha betreten zu dürfen, die aus mehr als fünfzig Kurenjs (Dörfern) bestand, welche ebensoviele kleine Freistaaten bildeten, deren jeder einen besonderen Vorstand, Kurennoi Ataman genannt, hatte, den man gewöhnlich einfach Batka (Vater) anredete. In der Mitte der Sétscha befand sich ein großer, freier Platz, wo die öffentlichen Versammlungen und Beratungen gehalten wurden, zu welchen auf ein gegebenes Zeichen die Kosaken aus allen Quartieren so schnell herbeiströmten, wie bei uns die Soldaten aus den Kasernen sich zusammenfinden, wenn Alarm geschlagen wird.

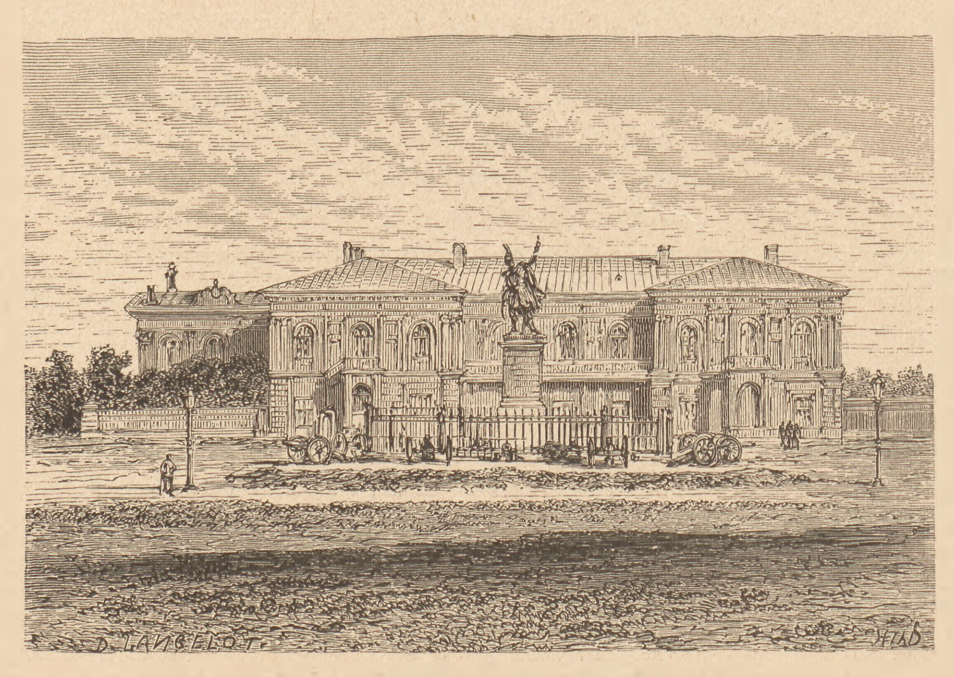
An einem Pfeiler auf dem großen Platze standen die Pauken festgebunden, deren Schall das Zeichen gab. Wenn die Pauken zum dritten Male geschlagen wurden, nachdem die Ratsmänner sich schon versammelt hatten, erschienen die Würdenträger mit den Attributen ihrer Macht: zuerst der Koschewoi mit seiner Keule, dann der Richter mit dem Armeesiegel, darauf der Schreiber mit dem Schreibzeuge und endlich der Jessaul mit seinem langen Stabe.

Die mannigfaltigen Gegenstände der Beratung können hier natürlich nicht erörtert werden; die wichtigsten waren, wenn über Krieg und Frieden oder die Wahl eines neuen Ataman verhandelt wurde, wobei es immer sehr lärmend herging und blutige Zusammenstöße selten ausblieben. Die Kosaken führten in ihrer Sétscha ein Leben, als ob ein ewiger Festtag wäre, denn ernste Arbeit gab es für sie in Friedenszeiten nicht; selbst kriegerische Übungen kamen selten vor; der Krieg galt als der beste Lehrmeister der Jugend und wurde oft und leicht vom Zaune gebrochen, um neue Beute zu gewinnen, wenn es mit der alten zu Ende ging. Bis dahin mußten große Hetzjagden in den Steppen, rauschende Festgelage, wilde Tänze, Spiel, Musik und Gesang die Zeit ausfüllen.

Mit der Aufnahme neuangekommener Krieger, gleichviel woher sie kamen und was sie früher getrieben, wurden keine große Schwierigkeiten gemacht. Das einzige Examen, das sie zu bestehen hatten, bestand in Beantwortung der ihnen vom Koschewoi vorgelegten Fragen: „Glaubst du an Jesus Christus?“ (Ja.) „Und an die heilige Dreieinigkeit? (Ja.) „Gehst du in die Kirche?“ (Ja.) „Mach' das Zeichen des Kreuzes.“ Sobald diese Aufgabe befriedigend gelöst war, galt der Neuangekommene als aufgenommen in die Genossenschaft der freien Kosaken (Kasatschestwo) und konnte sich den Kurenj, welchem er angehören wollte, selbst auswählen. Niemand fragte danach, welchen Glauben er früher bekannt habe: er galt jetzt als Verteidiger des einzig wahren Glaubens. Diese Leichtigkeit, mit der Vergangenheit zu brechen, um ein neues, aufregendes, alle Wechselfälle des Glückes bietendes Leben zu beginnen, trieb aus vieler Herren Ländern den Kosaken frische Kräfte zu, darunter eine große Anzahl vornehmer Parteigänger, welche es für die einzig würdige Aufgabe eines Edelmannes hielten, Krieg zu führen, gleichviel wo, für wen und gegen wen. Viele kamen auch nur deshalb in den merkwürdigen Freistaat am Dnjepr, um sagen zu können, sie seien da gewesen, was schon genügte, ihnen ein kriegerisches Ansehen zu geben.

Die einfachen Gesetze der Genossenschaft sorgten hinlänglich für Aufrechterhaltung der allgemeinen Sicherheit, obgleich bei warmem Wetter alle Häuser offen standen und von Riegeln und Schlössern an den Thüren überhaupt nicht die Rede war. Aber wer bei einem Diebstahl erwischt wurde, den band man als einen ehrlosen Mann an den Schandpfahl und legte daneben einen Prügel, womit jeder Vorübergehende ihm einen Schlag versetzte, bis er zusammenbrach. Ein des Mordes Überführter wurde lebendig begraben unter dem Sarge des Ermordeten. Ein wortbrüchiger Schuldner wurde so lange an ein schweres Geschütz gebunden, bis sich ein mitleidiger Kamerad fand, um die Schuld zu tilgen.

Aber solche Strafen für Ausschreitungen gegen Leben und Eigentum kamen nur innerhalb der Genossenschaft der Kosaken vor: außerhalb derselben hörten die Grenzen des Rechtes für sie auf, denn was nicht zu der rechtgläubigen Gemeinschaft zählte, galt ihnen für vogelfrei. Haß gegen Andersgläubige und unbarmherziges Wüten gegen Feinde und deren wehrlose Sippschaft rechneten sie sich zur Tugend an. Der geniale Gogol, selbst ein Sproß der Saporogen, in ihren Überlieferungen aufgewachsen und ihr getreuester Schilderer, sagt: „Es steigen einem die Haare zu Berge, wenn man an die Grausamkeiten der Saporogen denkt. Man schlachtete Kinder; man schnitt Frauen die Brüste ab u. s. w.“



Palast des Hetmans in Starotscherkask.

Es war schimpflich für einen Kosaken, an Weiber und Liebe zu denken, ehe er sich auf dem Schlachtfelde hervorgethan hatte. Wenn es in den Krieg ging, so erinnerten sich die Saporogen ihres orthodoxen Christentums. In der kleinen Holzkirche sprach der Pope sein Gebet, besprengte die Menge mit Weihwasser und jeder zog an dem Kreuz vorüber, um es zu küssen. Die Krieger trugen keine eigentliche Uniform, aber doch im Schnitt ähnliche Gewande. In roten, gelben oder schwarzen Stiefeln mit Sporen, die bei vielen von Silber waren, steckten weite, faltenreiche Beinkleider, oben gehalten durch einen Gürtel, an welchem Pfeife, Tabaksbeutel und Feuerzeug hingen. Ein anderer, meist gestickter Gürtel, in welchem langläufige Pistolen steckten, hielt einen kurzen, feuerroten, ährengelben oder himmelblauen Tuchrock um den Leib fest. An der Seite klirrte ein mächtiger Säbel. In dem rasierten Gesicht dehnte sich unter der Nase ein riesiger Schnurrbart aus wie gespannte Schwalbenflügel. Den Kopf bedeckte eine astrachanische Mütze mit goldener Quaste.

Nicht selten verließen die Saporogen ihre Sitze am Dnjepr bloß, weil sie des müßigen Lebens überdrüssig waren, wenn es mit ihrem Geld auf die Neige ging, das sie immer mit sorgloser Hand ausstreuten,

solange sie hinlänglichen Vorrat hatten. Dann zogen auch die jüdischen Händler und Schenkwirte im Vorwerk reichen Gewinn von ihnen. Allein sobald Ebbe in den Taschen eintrat und ein passender Vorwand gefunden war, zur Ehre des rechten Glaubens zu kämpfen, kamen auch die jüdischen Händler als Gläubiger zuweilen schlecht weg. Es brauchte bloß ein böses Gerücht über sie unter den Kosaken in Umlauf gebracht zu werden, um diese zu veranlassen, eine Judenhetze in Scene zu setzen. So erzählt Gogol, wie es in der Setscha einmal verlautet habe, die Juden hätten die christlichen Kirchen gepachtet und die Jüdinnen sich Unterröcke aus den



Kosakenfrau vom Don.

heiligen Meßgewändern verfertigt, worüber die eben zum Kriegszuge gerüsteten Saporogen dergestalt in Harnisch geraten wären, daß sie alle Juden aus dem Vorwerk der Setscha in den Dnjepr geworfen hätten.

Daß es übrigens im sechzehnten Jahrhundert bei uns zu Lande an ähnlichen Scenen ebenfalls nicht gefehlt hat, braucht hier für geschichtskundige Leser kaum bemerkt zu werden.

Um die Kosaken richtig zu beurteilen, muß man ihr Bild im Spiegel ihrer eigenen Dichtung sehen. Der große polnische Dichter Mickiewicz hat die Flächen der Ukraine den Sitz der lyrischen Poesie der Slaven

genannt. Von hier aus haben Lieder unbekannter Volksdichter häufig das ganze Slaventum durchzogen, denn obwohl die Kosaken der Ukraine ihre eigene Sprache reden — die kleinrussische oder ruthenische, eine Mittelsprache zwischen der polnischen und russischen, mit vielen tatarischen und auch anderen Fremdwörtern gespickt — so sind ihre Lieder doch den anderen Slavenstämmen in ähnlicher Weise verständlich wie den Norddeutschen die Volkslieder der Süddeutschen im bayrischen oder pfälzischen Dialekt.

Die Dichtungen der Kosaken zerfallen in rein lyrische Ergüsse, die meist von wunderbarer Zartheit und Tiefe der Empfindung sind, und in poetische Betrachtungen, Dumy genannt.

Der Kosak, neben seiner Erd- oder Rohrhütte sitzend, lauscht in nachdenkendem Schweigen dem Gewieher der in der Steppe grasenden Pferde, dem Ruf des Kuckucks, dem Schlag der Wachtel, dem Gekrächz der Raben, und allerlei Bilder aus seiner stürmisch bewegten Vergangenheit steigen dabei vor ihm auf. Wo ist die Beute geblieben, die er von so vielen Raubzügen zu Wasser und zu Lande mit heimgebracht? Wo sind die goldenen Zechinen, mit denen er sich an den Küsten Kleinasiens die Taschen gefüllt? Wo sind die Teppiche von Smyrna, die einst ihm und seinem Pferde als Decken dienten? Wo sind die kostbaren Stoffe von Seide, die er zerriß, um sich Strümpfe und Pluderhosen daraus zu machen? Der Rauch, der aus seiner kurzen Pfeife aufsteigt, erinnert ihn an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Er läßt seinen Blick durch die grüne Steppe schweifen, die sich endlos vor ihm ausdehnt; sie hat sich verjüngt im Wechsel der Jahreszeit; ihn aber verjüngt nichts mehr; alles Gute liegt hinter ihm; er hat nicht das Glück gehabt, im Kampfe gegen die Heiden zu fallen, wie die meisten seiner Brüder; seine Wunden haben ihn kampfunfähig gemacht und es bleibt ihm im Alter kein anderer Trost als zuweilen ein tiefer Schluck über den Durst, um seine trüben Gedanken zu vergessen. Aus solchen Stimmungen entstehen dann Lieder wie das folgende:

Fliegt ein Adler übers Meer hin,
Himmelauf zu fliegen scheint er;
Grämt sich der Kosak, der alte,
Seine Jugendzeit beweint er.

Spricht: O meine jungen Jahre,
Sagt, wohin seid ihr gezogen?
Seid in Wiesen, seid im Felde,
Seid im grünen Wald verflogen?

Ohne Nutzen, ohne Segen
Schwindet des Kosaken Beute:
Was er gestern schwer errungen,
Leichten Sinns vertrinkt er's heute.

Als Gegenstück zu diesem möge das, einer gleich wehmutvollen Stimmung seine Entstehung verdankende Lied eines Kosakenmädchens folgen:

Eine Hopfenranke im Garten allein
Schlängelt zur Erde sich,
Unter den Menschen ein Mägdelein
Weinte bitterlich.

O grüner, blühender Hopfen, warum
Rankst nicht nach oben zu?
O liebes, junges Mädchen, warum
Fluchst Deinem Schicksal Du?

Kann die Hopfenranke nach oben ziehn,
Wenn keine Stütze sie hält?
Kann das Mädchen vor Freude glühn,
Wenn ihr Kosak ihr fehlt?

Solche Lieder lassen tiefere Blicke in die Volksseele thun als die ausführlichsten Schilderungen. — Zum Schluß möge noch eine Duma (poetische Erzählung kontemplativer Art) hier Platz finden, welche das ethische Element im Kosaken so tief wie anschaulich zum Ausdruck bringt.

Der Sturm auf dem Schwarzen Meer.

Auf dem Schwarzen Meere, auf weißem Stein
Sitzt ein Edelfalk, klagend und jammernd laut,
Und aufs Schwarze Meer forschenden Blickes schaut.
Er sieht, wie am Himmel die Sterne verglühen,
Wie die Wolken die Hälfte des Mondlichts umziehen,
Und seltsame Ahnung sein Herz durchgraut.
Siehe, da naht es schwarz, heben die Stürme zu sausen an,
Heben die Wogen zu rollen, zu brausen an,
Und wie die Meerkinder springen und die Windsbraut heult,
Wird die Flotte der Kosaken in drei Teile geteilt.
Der eine bricht fern bei Agara ans Land,
Der andre zerschellt an der Donau Strand,
Doch der dritte — was soll mit dem dritten geschehn?
Wird er sinken, im Schwarzen Meer untergehn?
In dem dritten fährt Gritzko Sborowsky Pan,
Der Kosaken von Saporosh Ataman.
Er geht auf dem Verdecke in düsterer Ruh
Und spricht diese Worte den Schiffern zu:

„Unter uns, Brüder, ist ein Verbrechen geschehen,
Daß die Wellen so toben und die Stürme so wehen: —
Fangt Gott, dem gnädigen, eure Sünden zu beichten an,
Dem Schwarzen Meer und mir, eurem Ataman!
Naht euch allesamt, sagt eure Sünden her:
Der Schuldige soll sterben im Schwarzen Meer!
Die Flotte der Kosaken soll nicht untergehn,
Weil von einem unter euch ein Verbrechen geschehn!“

Und voll Schweigen stand der Kosaken Schar,
Denn es wußte keiner, wer schuldig war.

Da Alexis, Sohn des Priesters von Pirjatjin,
Nimmt das Wort und tritt vor die Krieger hin:
„Nehmt und opfert mich, Brüder, zu eurer Ruh;
Bindet mit rotem Tuche die Augen mir zu,
Hängt an den Hals mir einen Stein
Und werft mich ins Schwarze Meer hinein.
Laßt mich, Brüder, allein in den Wellen sterben,
So wird nicht die Flotte der Kosaken verderben.“

Die Kosaken hörten ihm schweigend zu
Und sprachen: „Alexis, wir sind schlechter als Du!
Du kannst die heiligen Bücher lesen,
Bist uns allen ein Vorbild und Führer gewesen,
Durch Deine Lehren lernten wir Gutes thun:
Wie kann auf Dir so schwere Sünde ruhn?“

„Wohl seid ihr mir nicht an Wissen gleich,
Ich lese die Schrift und erkläre sie euch,
Lehr' euch Böses meiden und Gutes thun —
Und doch auf mir schwere Sünden ruhn!
Ich bin aus Pirjatjin fortgeritten
Ohne Vater und Mutter um ihren Segen zu bitten;
Meinem Bruder hab' ich scheidend im Zorn gedroht,
Meinen Nachbarn nahm ich ihr letztes Stück Brot;
Stolz ritt ich einher, stieß mit dem Fuß auf der Straße
Die Brust der Weiber, die Stirn der Kinder zum Spaße.
Ich pflegte die Kirchen vorbeizujagen
Ohne die Mütze zu ziehn und das Kreuz zu schlagen.
Für meine Sünden, Brüder, muß ich jetzt untergehn.
Seht, wie es wogt und braust auf dem Schwarzen Meer!
Das kommt von Mutter und Vaters Gebeten her.“

Als noch Alexis, Sohn des Priesters, seine Beichte sprach,
Ließ der Sturm auf dem Schwarzen Meere nach,
Die Flotte ward gerettet durch des Höchsten Hand
Und kam glücklich bei der Insel von Tentra ans Land.

Die Kosaken aber standen und staunten sehr,
Daß die Flotte nicht versunken im Schwarzen Meer
Und kein einziger ertrunken vom ganzen Heer.

Und Alexis, Sohn des Priesters, aus dem Schiffe ging,
Nahm die heilige Schrift, an zu lesen fing,
Erklärt sie den Kosaken, durch weise Lehren
Ihre Laster zu mindern, ihr Wissen zu mehren:

„Treu sollen wir, Brüder, unsern Nächsten lieben,
Nie durch Missethat Vater und Mutter betrüben;
Den Menschen, die gerecht vor dem Herren stehn,
Wird es wohl auf Erden und im Himmel gehn!
Des Mörders Schwert bringt ihnen nicht den Tod,
Der Eltern Gebet führt sie durch Sturm und Not,
Macht von Todsünden ihre Seele rein,
Wird ihr Schutz zu Meer und zu Lande sein."



Pferdehändler in der Steppe.

Um das Leben und die Geschichte des Kosakentums in seiner scheinbar gleichförmigen und doch in Wirklichkeit so mannigfaltigen wie farbenreichen Entwicklung verstehen zu lernen, müssen wir einen Blick auf den Boden werfen, dem es entwachsen ist. Das führt uns in die endlosen Steppen Südrußlands, wo das hohe Reihergras wogt wie die Wellen des Meeres, und zahllose Vogelschwärme und wilde Steppenpferde mit den Wolken um die Wette dahinfliegen. Von der untern Donau erstrecken sich, einerseits den Fuß der Karpathen umsäumend, anderseits am Schwarzen Meere hinter dem Dnjepr und Don bis zum Kaukasus, diese kräuterreichen Steppen, wo einst die Gottesgeißeln Attila und Timurleng ihre Rosse weideten. Es ist dies die große Ader, welche Europa mit den Flächen und Salzwüsten Mittelasiens verbindet.

Zugvögel, Heuschrecken, Ratten- und Mäusescharen, wandernde Insekten aller Art, die Pest und wilde Raubhorden sehen wir diesen schattenlosen Erdgürtel durchziehen. Die Völker, welche eine Schranke gegen die Einbrüche aufrichten, oder mit einander kämpfen wollten, begegneten sich auf diesem neutralen Boden, auf dieser baumlosen, wüsten Walstätte, wo, wie ein polnischer Dichter sagt, die Überlieferung keinen Stein findet, auf dem sie ausruhen könnte, ja nicht einmal einen Baumstumpf zum Anlehnen.

Die Fäden der Geschichte und Sage knüpfen sich hier nicht an hochragende Denkmäler, Burgen, Tempel und andere Bauwerke von Menschenhand, welche als steinerne Zeugen vergangener Jahrhunderte der Forschung zu Hilfe kommen, denn wo fortwährend jede Ansiedlung von Zerstörung bedroht war, beschränkten die Menschen beim Bau ihrer Hütten und Häuser sich auf das Notwendigste. Die einzigen Denkmäler, welche



Kosakeneskorte.

man findet, sind die kegelförmig geschichteten **Kurgane** (Grabhügel, Totenhügel), welche sich in langen Reihen, oft hunderte von Wersten weit, hinziehen, den Weg bezeichnend, den die Mongolenhorden genommen, welche sie für ihre gefallenen Führer und Krieger errichteten. Die Geschichte und Sage der Kosaken hat keine anderen Anhaltspunkte als ihre alten Chroniken und Volkslieder. Ohne diese reiche und belebende Quelle würde die sogenannte Geschichte des Volkes in eine trockene Aufzählung seiner kriegerischen Erfolge und Unfälle zusammenschrumpfen und uns über die wesentlichen Triebfedern seiner Kraftäußerung ganz im Dunkeln lassen.

Als solche Triebfedern müssen wir besonders hervorheben den unerschütterlichen Glauben des Volkes an die Satzungen seiner Kirche, verbunden mit unbegrenzter Sucht nach Ruhm und Auszeichnung. Sie gingen dem Tode mit fatalistischem Gleichmut entgegen, weil sie fest darauf rechneten, im Himmel für ihre Tapferkeit

belohnt zu werden. Zu gleicher Zeit waren sie nicht unempfänglich für einen guten Nachruhm auf Erden: Der Gedanke, verherrlicht zu werden im Liede, fortzuleben im Munde des Volkes, war ihnen ein Sporn zu den kühnsten Wagnissen.

„Der junge Kosak mußte untergehn
Wie die Blume der Steppe in Sturmeswehn;
Doch sein Ruhm starb nicht mit ihm — noch in spätster Zeit
Singen, preisen die Kosaken seine Tapferkeit.“

Dieser Schluß des Liedes, welches die Thaten Jwan Conowtschenkos rühmt, findet in vielen ähnlichen Liedern seinen Wiederklang. Worin die Begräbnisfeierlichkeiten bestanden, wird uns in demselben Liede folgendermaßen geschildert.

„Mit ihren Schwertern gruben die Kosaken sein Grab,
Mit den Mützen trugen sie die Erde ab,
Senkten die Leiche hinein und bestatteten so
Der Witwe Sohn, Jwan Conowtschenko!
Darauf ließen sie aus Pfeifen, sieben Spannen lang,
Und aus Kriegeshörnern mit dumpfem Klang
Eine klagende Trauermusik erschallen,
Zum Ruhme des Kosaken, der im Felde gefallen.“

Das Heimweh des Kosaken nach seinem geliebten Steppenlande scheint noch stärker gewesen zu sein, als das des Schweizers nach seinen Bergen. Er konnte nicht scheiden von der Heimat, ohne eine handvoll Erde mitzunehmen, die er neben seinem Heiligenbilde auf der Brust trug, die sein Trost war in der Ferne, und die er küßte, wenn er sterben mußte unter Feindeshand.

Der mächtige Kriegerstaat der Saporogen hat sowohl Polen als Rußland zu wiederholten Malen in seinen Grundfesten erschüttert. Im Jahre 1604 waren 12000 Kosaken mit dem von den Polen unterstützten falschen Demetrius gegen Moskau gezogen und hatten in der Schlacht bei Dobryntschy tapfer gefochten. Auch an den späteren Kriegen Polens gegen Rußland nahmen die Kosaken teil und stellten bis 30000 Mann ins Feld. Den Polen aber begann allmählich der immer stärker werdende Staat in Waffen unbequem zu werden, und sie gingen damit um, die Zahl der Kosaken in der Setscha auf 6000 zu reduzieren und überhaupt die freien Kosaken wieder zu Leibeigenen zu machen. Als die polnische Regierung Juden als Richter im Kosakenlande einsetzte und diesen sogar die Kirchenschlüssel zur Aufbewahrung übergab, begann sich eine gefährliche Gährung unter den Kosaken bemerkbar zu machen, die endlich im Jahre 1647 in offenem Aufstand zum Ausbruch kam. Der Kosaken-Assaul Chmelnicki war von dem Unterstarosten von Tschigirin, einem gewissen Tschaplinski, von seinem Gut verdrängt und ihm überdies seine Frau entführt worden. Chmelnicki, der daheim bei Gericht sein Recht nicht erlangen konnte, begab sich nach Warschau, um dort Beschwerde zu führen, erhielt aber den Bescheid, man könne das gegen ihn gefällte Urteil doch nicht mehr umstoßen, und wegen der Entführung seiner Frau möge er sich beruhigen und sich eine andere suchen. Der König, an den sich Chmelnicki dann noch wandte, erklärte ebenfalls, ihm nicht helfen zu können, gab ihm aber den echt polnischen Rat, Gewalt durch Gewalt zu vertreiben. Bei seiner Rückkehr wurde Chmelnicki auf Veranlassung seines Feindes verhaftet, es gelang ihm jedoch, seinen berauschten Wächtern zu entfliehen und die Kosakeninseln am Dnjepr zu erreichen, wo er seinen Stammesgenossen das ihm zugefügte Unrecht erzählte und sie aufforderte, das polnische Joch abzuschütteln. Seine Worte fielen bei dem kriegerischen Volk auf fruchtbaren Boden. Die polnischen Offiziere, welche die Regierung über die Kosaken gesetzt hatte, wurden ohne viele Umstände in den Fluß geworfen, Chmelnicki zum Anführer ausgerufen, und wenige Monate später stand er an der Spitze eines großen Heeres und die ganze Ukraine befand sich im hellen Aufstand gegen Polen.

Vom Khan der Krim, der ihm 16000 Tataren zuführte, unterstützt, behauptete sich Chmelnicki siegreich gegen die wider ihn ausgesandten Heere, und nach der Vernichtung eines derselben fürchtete man sogar in Warschau sein Erscheinen vor der Stadt, da der Weg dorthin frei lag, aber Chmelnicki bewies, nachdem er seinen Feind vertrieben und ihm seine Frau wieder entrissen hatte, eine seltene Mäßigung und bot wiederholt die Hand zum Frieden, nichts verlangend als die Entfernung der jüdischen Richter und der Jesuiten, Wieder-

herstellung aller alten Freiheiten der Kosaken und Erhöhung ihres Mannschaftsstandes auf 40 000 Mann. Nach mehreren Niederlagen gab das in die Enge getriebene Polen endlich nach und bewilligte die Forderungen der Kosaken, aber der Vertrag wurde nicht gehalten und der Kampf begann aufs neue. Ein riesiges Aufgebot sammelte sich unter Chmelnickis Fahnen: 200 000 Kosaken und 150 000 Tataren standen dem nur 40 000 Mann starken Polenheer gegenüber, aber trotzdem siegten die Polen am 3. Juli 1650 in der Schlacht bei Beresteczkow, da die Tataren sich feig zur Flucht wandten und das ganze Heer mit sich fortrissen. Chmelnicki hatte aber bald wieder 50 000 Mann um sich gesammelt, und die Polen mußten im Vertrag zu Biala-Cierkew nochmals die Freiheiten der Kosaken anerkennen und die Erhöhung ihres Heeres auf 20 000 bewilligen. Und nochmals brachen die Polen den Vertrag und erlaubten sich neue Bedrückungen, welche einen dritten Aufstand zur Folge hatten. Ein gegen Chmelnicki gesandtes polnisches Heer wurde so vollständig vernichtet, daß nur zehn Mann entkamen, aber Chmelnicki hielt es nun doch für geraten, sich den Beistand eines Stärkeren zu sichern, und schloß Ende Dezember 1650 zu Moskau mit dem Zaren Alexei Michailowitsch einen Vertrag ab, durch welchen die Ukraine unter dem Namen Kleinrußland für ewige Zeiten mit dem russischen Reiche vereinigt wurde.

Das dankbare Rußland hat in neuerer Zeit die Verdienste des tapfern Chmelnicki durch ein großartiges Denkmal gelohnt, das in Kijew demnächst zur Aufstellung kommen soll (siehe die Beilage). Die Kosaken blieben aber auch in dem neuen Staatsverbande sehr unruhige Unterthanen, und erst Katharina II. gelang es, die selbständige Macht der Kosaken zu brechen und ihre Reiterhorden dem russischen Heere einzuverleiben.

Wenngleich das Leben der Kosaken durch die russische Herrschaft ein ganz anderes geworden ist als das ihrer freien Vorfahren war, so lebt doch die Erinnerung an die alte Zeit im Liede lebendig unter ihnen fort.

Nächst den Saporogen haben die Donischen Kosaken am meisten von sich reden gemacht. Ihre Ansiedelungen im Steppenlande bilden eine eigene Provinz Südrußlands mit der malerisch auf hohem Hügelrücken gelegenen Hauptstadt Nowo-Tscherkask, wo ihr Hetman seinen Sitz hat (siehe Seite 280). Von ihnen sind die Kosaken ausgegangen, welche ihre Standorte (Stanjitzen) an der Wolga, am Schwarzen und am Asowschen Meer, am Terek und Ural haben und danach benannt werden.

Die Kosaken vom Don sind nicht so liederreich wie die der Ukraine; darum möge es genügen, hier durch ein Lied — und zwar das beste, das ich unter ihnen gefunden — einen poetischen Ausdruck ihrer Eigenart zu geben:

„Grüß Dich, Väterchen, herrlicher, stiller Don!
Unser Ernährer Du, Don Iwanowitsch!
Gehen zu Deinem Ruhme bei uns Sagen viel:
Gehen Sagen viel, Dich zu verherrlichen:
Wie vor Zeiten sich wild Deine Flut ergoß,
Wie sie wild sich ergoß und doch so klar und rein; —
Aber jetzt, mein Ernährer, so trüb fließest Du,
Hast getrübt Dich von oben bis unten hin! —
Sprach zur Antwort der herrliche stille Don:
Aber wie soll ich nicht trübe, nicht finster sein!
Hab' ich ziehen lassen meine hellen Falken all',
Meine hellen Falken, die Kosaken vom Don!
Spült sich ab ohne sie mein Uferland,
Streut hinab ohne sie viel gelben Sand.

Die jungfräuliche Steppenwildnis findet man natürlich heute nicht mehr auf der großen Heerstraße, sondern nur da, wo der Pflug noch nicht seine Furchen durch die unermeßlichen, oft zu weitgeschwungenen Kreidehügeln ansteigenden grünen Flächen gezogen. Da ist die ganze Steppe wie ein Meer von goldenem Grün, welches in allerlei Farben hinüberspielt. Zwischen der dünnen und trockenen Heide sprossen unzählige blaue, rote und violette Blümchen. Der Ginster treibt seine gelbblumige Pyramide in die Luft; weißer Klee streut seine kleinen Blumen zwischen das dunkle Kraut und die Luft ist mit tausendstimmigem Vogelgesang erfüllt.

Und zu dem üppigen, mannigfaltigen Pflanzenwuchs gesellt sich eine ebenso mannigfaltige Tierwelt in zahllosen Massen. Die Donsche Steppe ist ein wahres Eldorado für den Jagdliebhaber. Da lagert in Rudeln die scheue Steppenantilope, in einer Bodensenkung ins üppige Gras gestreckt, während eins der älteren

Tiere als Wächter mit scharfem Blick Umschau in der Steppe hält, um rechtzeitig einen nahenden Feind zu melden — kein Laut entgeht dem Ohr der Antilope, auf viele tausend Fuß Entfernung vernimmt sie den leisen Schritt des heranschleichenden Jägers, und wie der Sturmwind braust im nächsten Augenblick das ganze Rudel über die Steppe hin, in riesigen Sätzen, und ist bald in dem grünen Meer den Blicken des Jägers entschwunden. Ohne Jagdbeute wird aber der Jäger doch nicht heimkehren: aus dem hohen Grase scheucht sein Schritt gewaltige Völker Rebhühner und Scharen wilder Enten auf — dort werden Trappen sichtbar, die schwerfällig, mit den langen Beinen weit ausgreifend, sich zur Flucht wenden — und wilde Ziegen, Hasen, und noch so manches andere Wild sind in unzählbaren Mengen vorhanden.

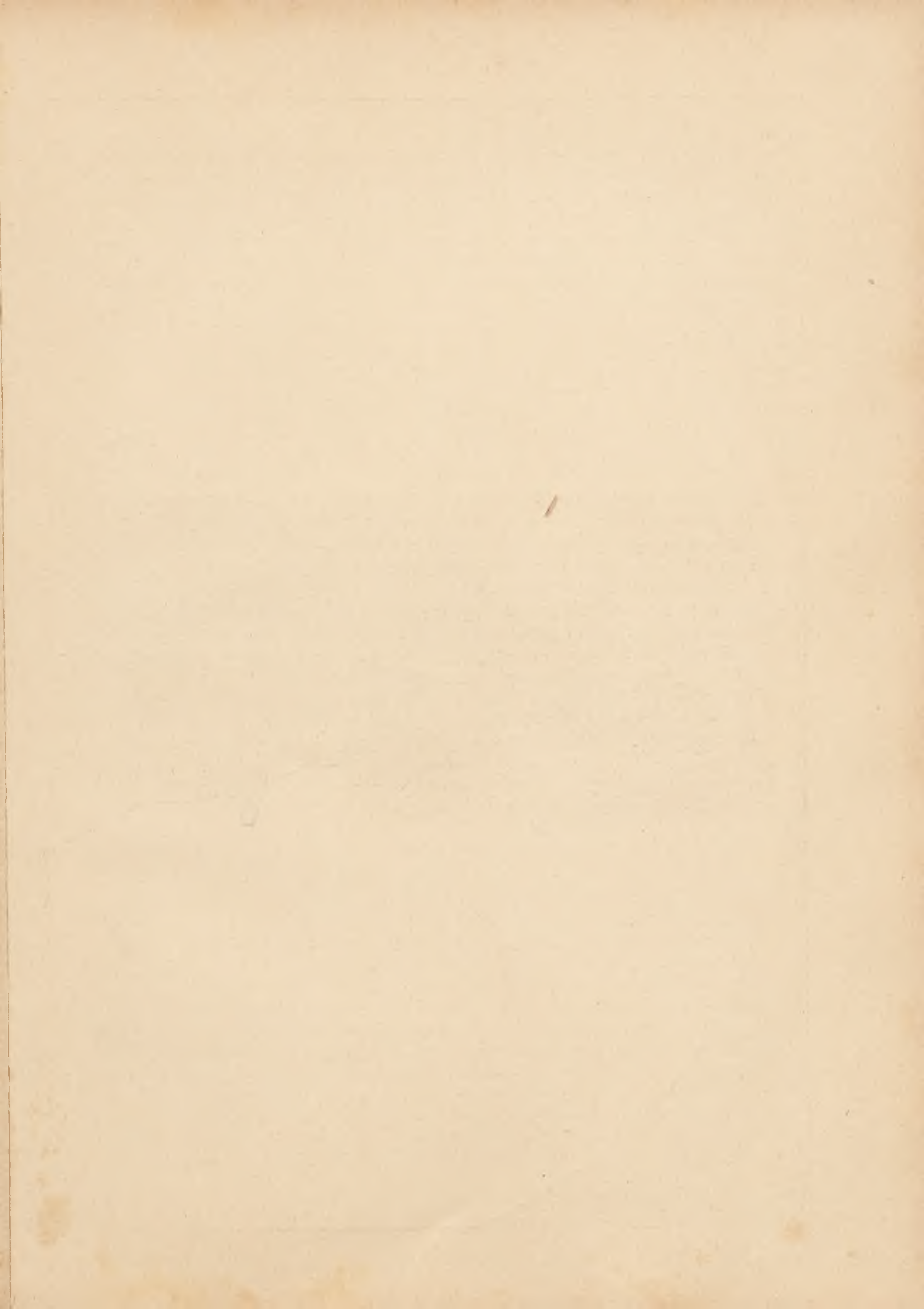
Der Donsche Kosak hat als Erbteil von seinen ritterlichen Vorfahren die Lust am edeln Weidwerk bis auf den heutigen Tag bewahrt, aber die Jagd muß Aufregung bieten, wenn sie nach seinem Geschmack sein soll. Hetzjagden, namentlich auf Füchse und Wölfe, sind ungemein beliebt, und wenn ein Kosak seine Nachbaren auffordert, an einer solchen Teil zu nehmen, wird sein Anerbieten stets mit Freuden angenommen. Früh am Morgen ziehen die Jäger zu Pferde mit den Hunden aus, welche bald die Spur des gesuchten Wildes entdeckt haben, und dann geht es in tollem Ritt über die Steppe hin, hinter dem schlauen Flüchtling



Kosaken beim Scheibenschießen.

her, der durch hunderterlei Listen die Verfolger von seiner Fährte abzulenken sucht, aber endlich doch ermattet von den Hunden gestellt und so lange festgehalten wird, bis die Jäger herankommen und ihn mit ihren Peitschen — denn Waffen werden zu solcher Jagd nicht mitgenommen — erschlagen.

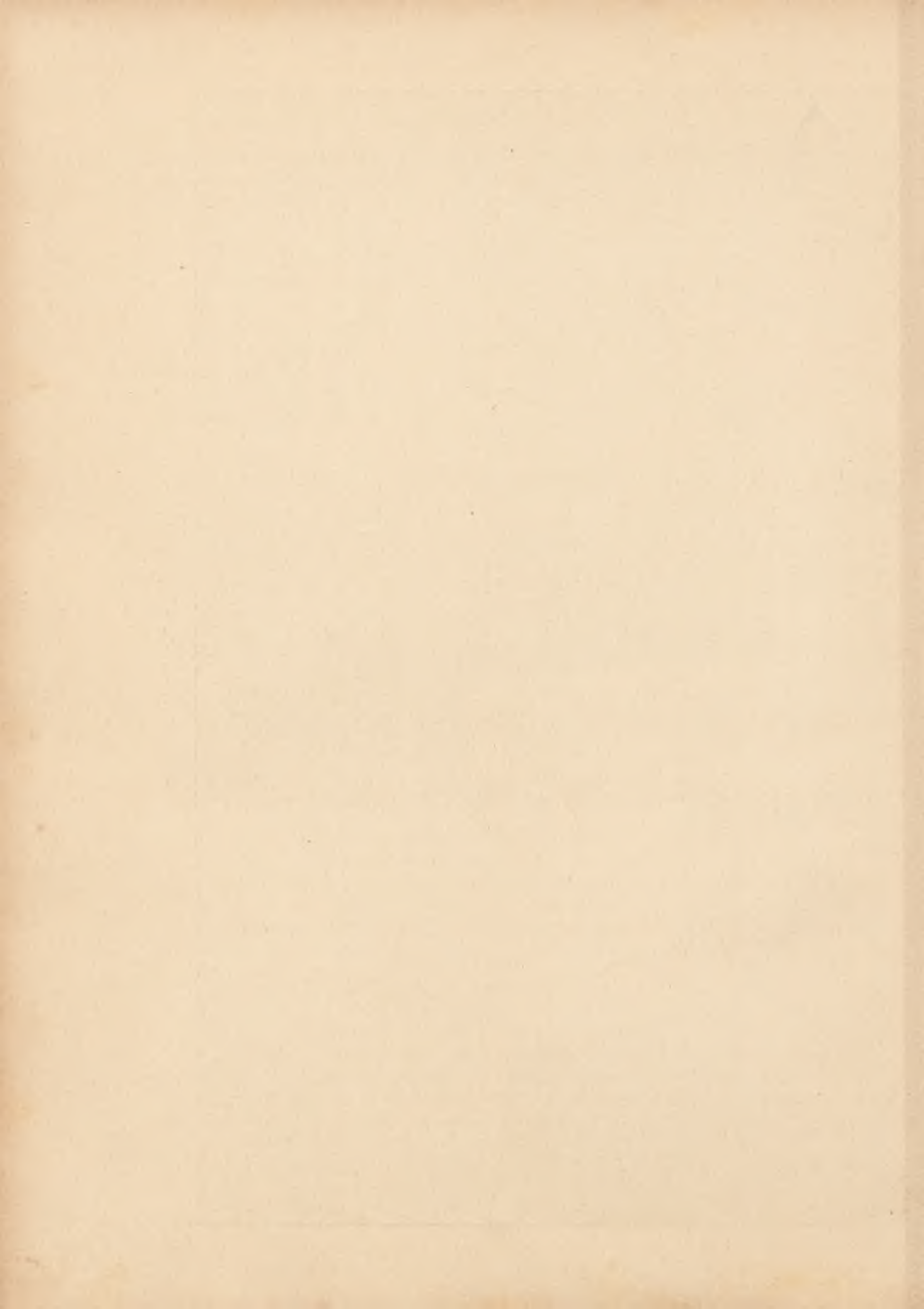
Doch die Steppen bleiben nicht den Antilopen und Trappen und anderen Wildgattungen als freier Tummelplatz überlassen; das vortreffliche Weideland, welches sie bilden, hat hier die Viehzucht früh entwickelt und Hunderttausende von Rindern und Schafen bewegen sich über die grasreichen Flächen. Es giebt hier Landwirte, welche 50 000 bis 60 000 Schafe in der Steppe besitzen, daneben noch einige tausend Rinder und Pferde. Hier trifft man jene großen Herden wilder Pferde, die in zügelloser Freiheit aufwachsen. Solch ein Tabun, wie man in der Steppe die wilden Pferdeherden nennt, besteht aus 1000 bis 2000 Tieren, die im Winter wie im Sommer auf die Nahrung angewiesen sind, welche ihnen die Steppe liefert, denn ihre Herren kümmern sich nur dann um sie, wenn sie das eine oder das andere erwachsene Tier zum Verkauf einfangen wollen und dann mit einem langen Lasso versehen zur Pferdejagd ausziehen. Die Bändigung eines eingefangenen Steppenpferdes ist stets ein schweres Stück Arbeit, das schon manchem Pferdezüchter das Leben gekostet hat.





Denkmal des Bogdan Chmelnicki.

(Für Kijew bestimmt.)



Sobald das Pferd den Lasso um den Hals fühlt, wirft es sich zu Boden und sucht sich durch Ausschlagen der Angreifer zu erwehren, wird aber gewöhnlich bald überwältigt, seine Füße zusammengekoppelt und ihm Zaum und Sattel angelegt. Dann werden seine Füße von den Fesseln befreit, ein Kosak schwingt sich in den Sattel und der Kampf um die Freiheit beginnt. Das Tier jagt wie toll über die Steppe, bäumt sich bald, bald schlägt es aus und sucht sich auf alle mögliche Weise des Reiters zu entledigen, der es erbarmungslos die Peitsche fühlen läßt, bis es ermattet und schweißtriefend sich ergiebt. Ein gewandter und ein kühner Reiter muß der Mann sein, der solchen Ritt auf einem noch jungfräulichen Renner unternimmt, und er wagt dabei stets sein Leben, denn wenn das sich bäumende Roß sich überschlägt, so ist in neunundneunzig von hundert Fällen der Reiter ein toter Mann. Mit dem ersten Ritt und der Einführung in den Stall ist übrigens der widerspenstige Sinn des Steppentieres noch lange nicht gebrochen; noch mehrere Tage wiederholt sich dieselbe Scene, bis endlich das Roß, das Vergebliche seines Widerstandes erkennend, willig dem Zügel zu gehorchen beginnt.

Die Donschen Pferde sind eine der geschätztesten russischen Pferderassen, was immerhin viel sagen will, denn die Pferdezucht ist in Rußland hoch entwickelt, und in einzelnen Teilen des Reiches hat sie sogar eine



Späherturm bei einem Kosakenposten.

höhere Entwicklungsstufe erreicht als in den meisten anderen Staaten Europas. Rußland war von jeher durch seinen Reichtum an Pferden und seine trefflichen Pferderassen bekannt. Schon die alten Griechen wissen viel von der trefflichen Reiterei der Skythen, der Ureinwohner des Landes, zu erzählen und rühmen dieselben als vorzügliche Pferdezüchter. Da Pferde in Rußland — die südlichen Gouvernements mit ihrer podolischen Rindviehrasse abgerechnet — viel mehr als in anderen Ländern in der Landwirtschaft als Arbeitstiere Verwendung finden, hat die russische Regierung schon frühzeitig dem Krons- und Privatgestütwesen besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Im Jahre 1879 bestanden in Rußland 7 Staats- und 3430 Privatgestüte, die auf 52 Gouvernements verteilt waren; in den ersteren befanden sich 72 Haupt- und 25 Reservehengste, 856 Mutterstuten, 989 Hengst- und 1023 Stutenfohlen — in den letzteren 9560 Hengste und 92 791 Stuten. Dazu kommen noch die Militärgestüte im Donschen Kosakengebiet mit 26 Hengsten und 494 Stuten, und 15 Beschälstationen mit 1053 Hengsten. In den Tabuns zählte man 101 623 Hengste und 1 144 570 Stuten. Im Jahre 1876 bezifferte sich der Pferdebestand des europäischen Rußlands ohne Polen und Finnland auf 16 905 000 Stück (nahe eine Million mehr als im Jahre 1861), und 1878 auf 17 785 975 Stück — im ganzen Reiche aber gewiß auf mindestens 24 Millionen. In Prozenten ausgedrückt entfielen auf 1000 Bewohner Rußlands 275 Pferde,

während z. B. in Österreich-Ungarn auf dieselbe Einwohnerzahl nur 99,4, und in Deutschland 81,6 entfielen — doch diese für Rußland so günstig lautenden Zahlen sind nur eine Folge der schwachen Bevölkerung. Inbezug auf die Pferdezahl wird es zwar von keinem Lande übertroffen, aber ein Vergleich derselben mit der Ausdehnung des Landes liefert ein weniger günstiges Resultat als der Vergleich mit der Bevölkerungszahl: im Verhältnis zur Grundfläche ist die Pferdezahl in Belgien, Großbritannien, Dänemark, Holland, Irland, Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich und sogar in Italien größer als in Rußland, wo im Jahre 1876 auf 1 □Kilometer 3,4 Pferde entfielen. Allerdings darf bei einem solchen Vergleich nicht außer acht gelassen werden, daß die Wälder Rußlands (inklusive der früher mit Wald bestandenen Flächen) und das in größerem oder geringerem Grade unproduktive Land 66 Prozent der Gesamtfläche betragen, und daher ein großer Teil der Grundfläche Rußlands bei diesem Vergleich gar nicht in Betracht kommen kann.

Die berühmtesten unter den russischen Pferderassen sind die sogenannten Orloffschen Pferde, eine Kreuzung zwischen Vollblut-Arabern und Vollblut-Engländern. Die Orloffsche Traberrasse war schon zu Zeiten ihres Züchters, eines Grafen Orloff, berühmt, und den günstigen Erfolgen des von ihm gegründeten und 1845 nach seinem Tode in Kronsbesitz übergegangenen Chrjanowoischen Gestüts verdanken die russischen Traber namentlich ihren Weltruf. Die Zucht von Traberpferden ist in neuerer Zeit geradezu eine Spezialität Rußlands geworden. An der Veredlung dieser Rasse wird unablässig gearbeitet, da durch die jährlich stattfindenden Traberrennen das Interesse immer mehr gesteigert wird und auch in Rußland selbst schon bedeutende Preise für gute Traber gezahlt werden.

Das Chrjanowoische Gestüt betreibt außerdem noch die Zucht englischer Vollblutpferde und von Pferden großen Schlags. Letztere sind hauptsächlich in den Gestüten der Steppengouvernements (z. B. im Donschen Kosakenland) und in Mittelrußland vertreten. Von Reitpferden ist der Rostopschinsche Schlag fast ebenso berühmt geworden wie der Orloffsche.

Die meisten russischen Rassen sind klein, zwar sehr genügsam, aber als „Arbeitspferde“ mit den großen Schlägen anderer Länder nicht zu vergleichen; nur wenige können sich inbezug auf Körperstärke und Ausdauer mit den ausländischen Arbeitspferden messen. Zu diesen wenigen gehört die kräftige und große, im Gouvernement Woronesch gezüchtete Rasse der Bitjugpferde, welche ohne Schwierigkeit Lasten von 180 und mehr Pud Gewicht ziehen können und bis ins 25., ja bis ins 30. Jahr arbeitsfähig bleiben. Neben ihnen verdient der estnische Klepper Erwähnung, ein zwar nicht großes, aber doch sehr brauchbares Arbeitspferd, das leider in reiner Zucht jetzt nur noch selten gefunden wird.

In Rußland werden die landwirtschaftlichen Arbeiten, wie ackern, eggen u. s. w., nicht mit einem zweispännigen, sondern mit einem einspännigen Zuge verrichtet. Diese Art der Verwendung ist nicht ohne Einfluß auf die Leistungsfähigkeit der Pferde, da diese dadurch gezwungen sind, ihre volle Kraft einzusetzen, infolge dessen die Muskeln viel vollkommener entwickelt werden als beim zweispännigen Zuge.

Die russischen Kutschpferde sind zwar nur von mittlerer Größe, können jedoch inbezug auf Ausdauer und schnelle Gangart den ausländischen Rassen als ebenbürtig zur Seite gestellt werden. Ihre Zucht ist über ganz Rußland verbreitet, sie kommen ebensowohl aus Finnland und Estland, aus Wjatka, Perm und Kasan als aus den wilden Gestüten der Steppenländer.

Die Steppenpferde unterscheiden sich schon durch ihre Gestalt wesentlich von allen russischen Rassen: sie haben einen hirschartigen Hals, sind schlank und von mittlerer Größe und besitzen meistens eine Ramsnase. Die Pferde der russischen Kosakenregimenter und auch ein Teil der Pferde anderer Kavallerieregimenter stammen aus den Steppen, aber die flinken und ausdauernden Tiere werden nicht nur als Reitpferde, sondern, wie schon erwähnt, auch vielfach zum Zuge gebraucht. Die Pferdezahl im Donschen Kosakengebiet hat sich jedoch nach den Ausweisen vom Jahre 1876 verringert: sie betrug 421 000 Stück gegen 467 000 im Jahre 1871. In den übrigen Steppengouvernements — Jekaterinoslaw, Taurien, Cherson, Bessarabien — hat sich dagegen der Pferdebestand in dem gleichen Zeitraum bedeutend vermehrt.

Die jetzige Donsche Pferderasse ist nicht alt; sie entstand erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Kosaken-Atamans sich erfolgreich bemühten, durch Kreuzungen mit guten arabischen, persischen und

westeuropäischen Rassen die Steppenpferde zu veredeln. Seitdem sind Donsche Pferde in allen russischen Feldzügen zur Verwendung gelangt, und erst jüngst, im russisch-türkischen Kriege, haben sie aufs neue bewiesen, daß ihre alten Eigenschaften, denen sie ihren Ruf verdanken, außerordentliche Kraft und bewundernswerte Ausdauer, ihnen noch nicht abhanden gekommen sind. Weniger bekannt dürfte sein, daß auch im letzten deutsch-französischen Kriege das Kosakenpferd eine Rolle gespielt hat: ein Teil der preußischen Kavallerie, die gefürchteten Ulanen, war mit Kosakenpferden beritten, welche die preußische Regierung noch kurz vor Ausbruch des Krieges angekauft hatte.

Der südöstliche Teil des Donschen Kosakengebietes wird nach seinen Bewohnern Kalmyken-Kreis genannt. Die Mehrzahl derselben zieht nomadisierend in der Steppe umher und nur die zum Christentum bekehrten haben kleine Niederlassungen gebildet. Die Hauptbeschäftigung aller ist die Pferdezucht, meist in Tabuns, nur in seltenen Fällen mit Stallfütterung.

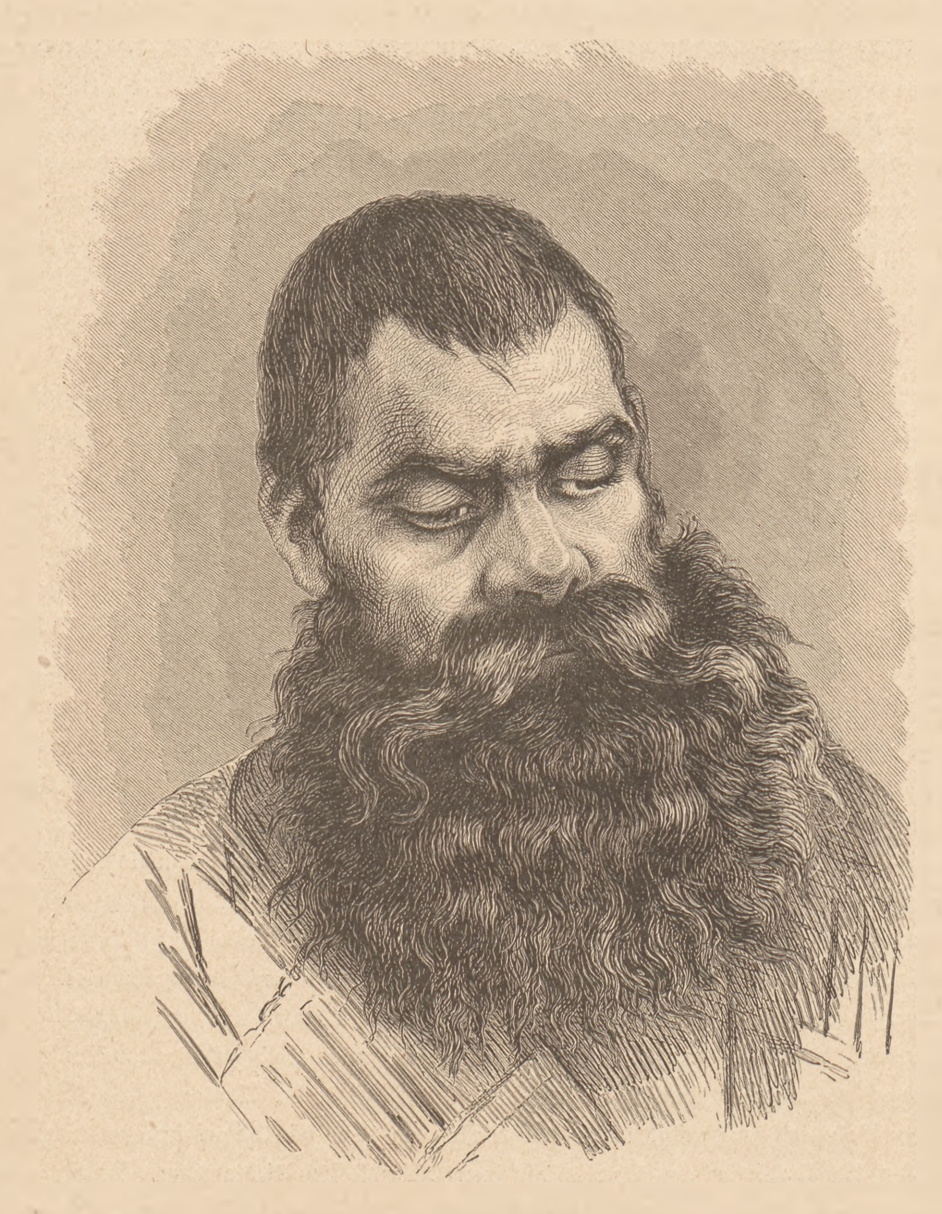
Neben der Pferdezucht blüht im Kosakengebiet die Zucht von Rindern und Schafen. Der Rindviehstand im Donschen Gouvernement — 1 746 000 Stück im Jahre 1876 — ist der stärkste von allen südrussischen Gouvernements. Am zahlreichsten sind die tscherkessische und die kleinrussische Rasse vertreten. Beide Rassen sind sowohl als Arbeitsvieh als auch als Fleischvieh sehr geschätzt — das Schlächtergewicht beträgt durchschnittlich 262 bis 327 Kilogramm — und Vieh vom Don wird viel exportiert, obwohl es dem ungarischen bei weitem nicht gleichkommt. Die Zeiten, in denen man in Rußland Rindvieh nur der Talggewinnung wegen schlachtete, sind nun vorbei und die Viehzüchter haben überall, und ganz besonders am Don, Gelegenheit, bei Verkauf ihrer Zuchttiere als Schlachtvieh ansehnliche Preise zu erzielen. Die Milchwirtschaft ist dagegen überall sehr unbedeutend; die wenig milchreichen Kühe werden fast ausschließlich zur Zucht verwendet und ihre Milch von den Kälbern verbraucht.

Auch in der Schafzucht übertrifft das Donsche Kosakengebiet alle benachbarten Gouvernements, das einzige Taurien ausgenommen. Man zählte im Jahre 1876 am Don 3 153 000 Landschafe und 111 000 Merinoschafe. Unter den Landschafen findet man das Fettschwanzschaf in großen Herden.

Das Donsche Kosakengebiet ist eine der kostbarsten Perlen in der russischen Krone. Zu seiner günstigen Lage, der Nähe des Asoffschen Meeres und der Wolga, zu dem herrlichen Klima mit der frischen, gesunden Steppenluft gesellt sich hier eine solche Überfülle von Produkten aller Art, wie sie kaum eine andere russische Provinz aufzuweisen hat. Da trifft man herrliche wogende Mais- und Weizenfelder, grünende Wiesen, auf denen tausende von Rindern und Schafen weiden und große Pferdeherden sich tummeln, die Weinrebe und der Aprikosenbaum gedeihen hier, der Maulbeerbaum hat die Zucht der Seidenraupe ins Leben gerufen, die Jagd in der Steppe und der Fischfang im Don liefern reiche Ausbeute, und aus dem dunkeln Schoß der Erde wird die Steinkohle hervorgeholt, die in mächtigen Lagern vorhanden. Es ist ein gesegnetes Land, das Donsche Kosakengebiet, und es darf uns daher nicht wundern, daß es von jeher eine große Anziehungskraft auf die Bewohner der nördlicheren Gegenden ausgeübt und stets neue Einwandererzüge herangelockt hat. Lebt doch hier, wo die Kartoffel vom frischen Weizenbrot verdrängt und an guten Fischen Überfluß ist, wo Melonen, Kürbisse, Weintrauben, Kohl und eine Menge anderer Gemüsearten noch zu Spottpreisen verkauft werden, der Ärmste viel besser als mancher ziemlich wohlhabende Grundbesitzer im Norden.

Die reichen Bodenerträgnisse sind nicht ohne Einfluß auf das häusliche Leben geblieben. Mit wenigen Ausnahmen sind die Kosakendörfer am Don und seinen Nebenflüssen Medwedjitza, Donetz, Sapera äußerst freundliche Niederlassungen. Zwischen dem grünen Laub der Obstgärten, welche das Dorf umgeben, blinken weißgetünchte Häuser hervor, mit einem gut gepflegten Blumengärtchen vor den Fenstern, und wenn man in ein solches Haus eintritt, wird man angenehm überrascht durch die Sauberkeit, die in allen Räumen herrscht, und durch die nette Einrichtung, welche in den Häusern der wohlhabenderen Kosaken meist auch mit einem gewissen Comfort verbunden ist. Im Wohnzimmer hängen an den Wänden Heiligenbilder, die Porträts des Kaisers und des Großfürsten-Thronfolgers, stets in Kosakenuniform, und Porträts berühmter Atamans. Hinter den spiegelblank geputzten Scheiben eines Glasschrankes gewahrt man den Stolz der Hausfrau, ihr Tischgeschirr und den Samowar, und der Gast, der von langer Reise ermüdet hier einkehrt, findet statt der harten, unsauberen Holzbänke der nordischen Bauernstuben bequeme, mit Kattun überzogene Bänke, und auf sorgfältig gescheuertem

Tisch wird ihm ein reichhaltiges, vortrefflich zubereitetes Mahl geboten. Kein Rauch, keine Ausdünstung verleidet hier dem Fremden den Aufenthalt in der Wohnstube — die Familie schläft nicht hier, sondern in dem angrenzenden geräumigen Schlafzimmer, und die Speisen werden in der Küche zubereitet. Pferde, Rindvieh, Schafe und Schweine befinden sich in vom Hauptgebäude getrennten Stallungen, hinter denen sich der große Gemüsegarten ausbreitet, in welchem der zur beliebten Schtschi (Kohlsuppe) verwendete Kohl den weitaus größern Teil des Areals bedeckt. Im Hofe aber wimmelt es von Hausgeflügel aller Art, das häufig zu Hunderten gehalten wird.

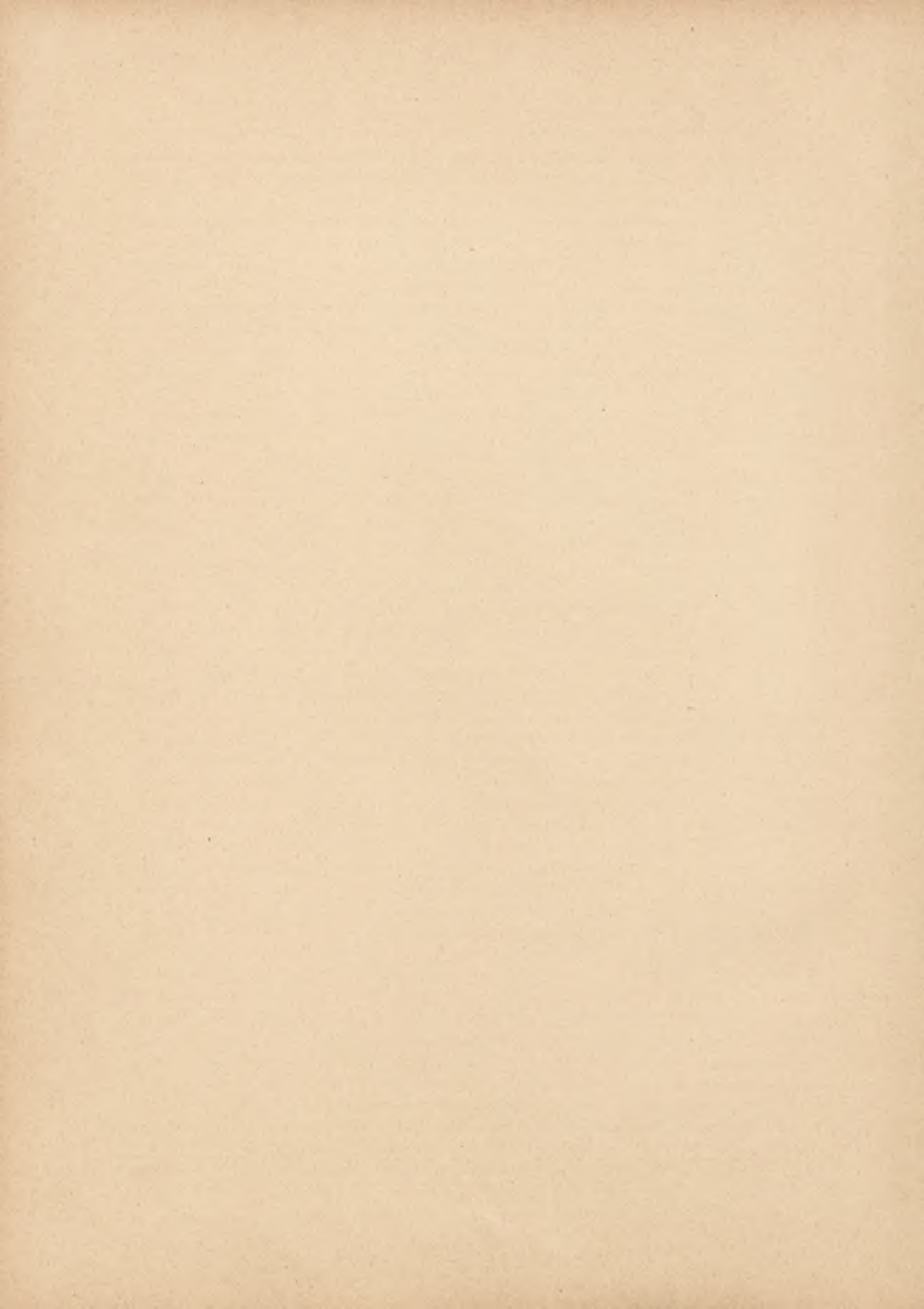


Alter Kosak.

Noch gar nicht lange ist es her, seit den Kosaken gestattet worden, Ackerbau zu treiben; früher war dies streng verpönt, und noch im Jahre 1690 wurden dem Kosaken, der sich mit Ackerbau beschäftigte, grausame Strafen angedroht. Allmählich sah man aber ein, daß der Ackerbau ein vortreffliches Mittel war, die unruhigen Gesellen am Don an eine ruhigere, friedlichere Lebensweise zu gewöhnen, und nach Unterdrückung der Kosakenaufstände Bulowins und Nekrassoffs hob Peter der Große das bisher bestehende Verbot auf und befahl nun den Kosaken, sich mit Ackerbau zu beschäftigen. Seitdem wird der Ackerbau allgemein betrieben, allerdings



Bilder aus der Ukraine.



mehr von den nördlich von der Mündung der Medwedjitza in den Don wohnenden Kosaken, wo der Boden für den Ackerbau günstiger als im Süden. Dort verschwinden die grünen Steppenländereien immer mehr und mehr und unübersehbare Weizenfelder treten an ihre Stelle.

Alle Steppengouvernements im Süden Rußlands gehören zu den fruchtbarsten Gebieten der ganzen Erde, aber auch sie haben mit Witterungsextremen zu kämpfen, die nun einmal von allem russischen Boden unzertrennlich zu sein scheinen. Da sind in erster Reihe die heftigen Winde, welche im Winter zu den gefährlichen Schneestürmen, den Buruns, anschwellen, im Sommer aber häufig anhaltende Dürre erzeugen; im Winter fallen ihnen oft tausende von Haustieren zum Opfer, und im Sommer verdorrt das Getreide unter ihrem Hauch. Wälder, welche feuchte Niederschläge erleichtern können, giebt es hier nicht, aber den unermüdlichen Bestrebungen der russischen Regierung werden wenigstens kommende Geschlechter eine Besserung der Lage verdanken, da seit mehreren Jahren von Staatswegen die Aufholzung geeigneter Landstriche mit großer Energie betrieben wird und zu erwarten ist, daß dies gute Beispiel und der erzielte Erfolg über kurz oder lang auch die Landstände (Semstwos) veranlassen werden, an die Anzucht von Waldungen zu denken. Dann werden sie aber auch dem in vielen Gegenden herrschenden Wassermangel mehr Beachtung schenken müssen. Ein geregeltes Bewässerungssystem ist zur dringendsten Notwendigkeit geworden, aber die Semstwos scheuen die großen Kosten, welche die Durchführung eines solchen verursachen würde, und gehen der Frage möglichst weit aus dem Wege. Es ist immer dieselbe, uns so häufig in Rußland begegnende Erscheinung, daß man die Vorauslagen scheut, welche zur Hebung der unermeßlichen Schätze des Landes nötig sind — eine der Hauptursachen, welche Rußlands wirtschaftliches Zurückbleiben hinter anderen Staaten in mancher Beziehung verschuldet haben. Viel zu wenig wird an die Zukunft gedacht. Wie gut sich aber ein zu Verbesserungen im Dongebiet angewendetes Kapital schon in der nächsten Zeit verzinsen würde, kann man bereits aus dem einen Umstand ersehen, daß dort fast alle Handels- und Industriepflanzen vortrefflich gedeihen können. Leider wird aber die Ertragsfähigkeit des Bodens auch hier nur in sehr seltenen Fällen rationell ausgebeutet. Alles wirft sich auf den Getreide-, speciell Weizenbau, der mit Macht forciert wird, den Boden rasch erschöpft und unvermeidlich zum wirtschaftlichen Ruin des ganzen Gebietes führen muß. Zahlen mögen zeigen, wie groß der Umschwung ist, der sich in zwanzig Jahren in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Steppenlandes vollzogen hat! In den sechziger Jahren gab es dort 18 147 000 Dessjatinen Heuschlag, nach den neuesten statistischen Erhebungen sind heute 8 800 000 Dessjatinen Heuschlag vorhanden, denen 3 609 000 Ackerland und 1 413 000 unproduktives Land gegenüberstehen. Der Preis des Weizens war in der letzten Zeit bedeutend gestiegen, durch die Eisenbahnen dagegen der Verkehr mit den Seehäfen wesentlich erleichtert und dadurch der Getreideexport gefördert worden. Einzelne große Grundbesitzer, welche die günstige Konstellation rechtzeitig erkannten, wurden durch Weizenbau rasch reich, und nun glaubte jedermann, auf demselben Wege auch dasselbe Ziel erreichen zu können: der forcierte Weizenbau und eine Raubwirtschaft sondergleichen wurde allgemeine Regel. Früher hatte man, wenn eine Fläche in dem einen Jahr mit Weizen bepflanzt gewesen, sie das nächste Jahr brach liegen lassen, so daß der Boden, den die üppige Vegetation des Südens rasch wieder in grüne Steppe verwandelte, Zeit hatte, auszuruhen. Jetzt wird Jahr aus Jahr ein Weizen gebaut. Und wie oberflächlich wird das Feld bestellt! Niemandem fällt es ein, einmal die Ackerkrume zu vertiefen, die Feldarbeit wird so rasch als möglich erledigt, und ebenso wenig denkt man daran, das Unkraut zu beseitigen. So ist es denn bereits dahin gekommen, daß auf manchen Feldern das Unkraut das Getreide so überwuchert, daß die goldenen Halme in dem wirren Geflecht der verschiedenartigsten Samen- und Wurzelunkräuter völlig verschwinden. Der frühere zwanzig- bis dreißigfache Körnerertrag der Steppenfelder gehört längst der Mythe an, und angesichts der eben geschilderten Zustände kann man den Warnungsruf, der in neuerer Zeit von kompetenter Seite wiederholt an die Grundbesitzer in der Steppe erging, nur als völlig berechtigt anerkennen. Noch ist eine Umkehr möglich, die Wirtschaft in den Steppen ist zwar auf dem Wege zur Verwilderung, aber sie ist noch nicht so verwildert, daß eine Besserung unmöglich wäre — doch die Umkehr muß bald, sehr bald erfolgen. Alle warnenden Stimmen sind darin einig, daß die Steppe noch zehn Jahre solcher Raubwirtschaft wie die bisherige nicht mehr vertragen kann. Die Natur selbst wird der ferneren rücksichtslosen Ausbeutung eine Schranke ziehen: der Steppenboden wird sich von selbst wieder in Steppe verwandeln, aber nicht in eine Steppe mit herrliches Viehfutter

bietendem Graswuchs, sondern in eine weite mit Unkraut bewachsene Fläche, wo der Pflug nicht mehr wird in den Boden eindringen und der Landmann das Unkraut nicht mehr wird ausrotten können. Dann wäre aber auch die Anziehungskraft, welche die Steppenländer bisher ausgeübt, dahin, und gar bald würde an die Stelle der Einwanderung die Auswanderung treten.

Dies Bild des Steppenlandes mag zu schwarz gemalt erscheinen, aber es ist leider nur zu wahrheitsgetreu. Wir geben damit nur das Urteil einsichtsvoller und erfahrener Landwirte wieder, welche lange in der Steppe gelebt und die dortige Wirtschaft gründlich kennen gelernt haben. Hoffen wir wenigstens, daß sich bei den Donschen Landwirten die Erkenntnis, daß eine Umkehr auf dem bisherigen Wege dringend geboten sei, recht bald Bahn brechen wird. Ist doch Europa an dem Gedeihen der Steppenländer fast ebenso interessiert wie Rußland selbst, denn der so große Massen Getreide exportierende russische Süden ist ja eine der reichsten „Kornkammern" unseres Erdteils.

Vielleicht geht man am Don mit der Hauptquelle des Landesreichtums deshalb so leichtsinnig um, weil neben ihr noch viele andere vorhanden sind. Da sind zunächst die großen Weingärten an beiden Ufern der Medwedjitza und des Don, namentlich am rechten Ufer des letztern, wo auf den Abhängen der Kreidefelsen unter der glühenden Sonne vortreffliche Reben heranreifen — grüne Oasen in der gelben Steppe. Zu den zahllosen Schöpfungen Peter des Großen gehört auch der Weinbau am Don; zwar wurde im Süden Rußlands schon im 13. Jahrhundert Wein gebaut, aber Peter dem Großen gebührt das Verdienst, eine regelrechte Weinkultur eingeführt zu haben. Die russische Regierung hat aber auch in der spätern Zeit viel für die Hebung des Weinbaues gethan. Im Jahre 1804 wurde in der Krym und drei Jahre später im Gouvernement Stawropol eine Lehranstalt für Winzer errichtet, tüchtige Lehrkräfte aus Frankreich verschrieben und beide Anstalten reich mit guten Lehrmitteln ausgestattet. Diese Thätigkeit der Regierung, von reichen Privatleuten ausgiebig unterstützt, hat gute Früchte getragen. Das Donsche Kosakengebiet nimmt zwar unter den Gouvernements, in denen Weinbau vorhanden ist, erst die siebente Stelle ein und kann mit den eigentlichen Weinländern Rußlands, dem Kaukasus, der Krym und Bessarabien keineswegs in Bezug auf die Quantität des erzeugten Weines konkurrieren, aber in Bezug auf Qualität ist sowohl der weiße als der rote Donwein ein würdiger Rivale der besten russischen Weine. Vom Don kommt der unter dem Namen Donskoi bekannte und in ganz Rußland beliebte champagnerartige, moussierende Wein, der in den feinen Restaurants Petersburgs und Moskaus ein gefährlicher Konkurrent des französischen Champagners ist. Im Jahre 1870 erzeugte das Dongebiet 150 000 Eimer Wein; die Traubenlese betrug 110 Pud per Dessjatine, der Nettoertrag einer Dessjatine schwankte, da die Bearbeitungskosten sehr verschieden sind und auch die Preise der Weine sehr differieren, zwischen 40 und 150 Rubel, war also immer noch günstiger als in manchen kaukasischen Gebieten, wenn er auch weit hinter dem höchsten Ertrag russischer Weingärten, jenem der deutschen Kolonieen im kaukasischen Kuragebiet (600 Rubel), zurückblieb.

Wichtiger als der Weinbau sind für das Dongebiet seine großen Kohlen- und Anthrazitlager. Wir hatten schon wiederholt Gelegenheit, des in Rußland herrschenden Kohlenmangels zu gedenken, dem in erster Reihe die Walddevastation längs der Eisenbahnen und der von Dampfschiffen befahrenen Flüsse zuzuschreiben ist. In den Kohlenlagern des Dongebietes und Neurußlands sind Vorratskammern erschlossen worden, die fast unerschöpflich sind. Schon Peter der Große trug sich mit dem Plan, die Kohlenlager in großem Maßstabe auszubeuten. Er soll beim Anblick derselben sich geäußert haben: „Dieses Mineral wird, wenn nicht uns, so doch unseren Nachkommen von überaus großem Nutzen sein", und er beauftragte im Jahre 1724 eine Kommission mit der bergmännischen Durchforschung Südrußlands. Nach seinem Tode kam jedoch das Unternehmen ins Stocken, und viel, sehr viel Zeit verging, bevor den Kohlenlagern wieder Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Die Kosaken beuteten indessen allein die Lager aus, jedoch ohne Schachtbau, indem sie die Kohle nur dort brachen, wo sie zu Tage lag. Sie verkauften sie als Brennmaterial in den benachbarten Städten; weiter hinaus konnte die einheimische Kohle nicht dringen, da nach Norden billige Transportwege, wie sie später durch die großen Eisenbahnlinien geschaffen wurden, nicht bestanden, und in den Häfen des Schwarzen und Asoffschen Meeres die von englischen Schiffen als Ballast mitgebrachte englische Kohle so billig war, daß der Kohlentransport vom Don nach den Häfen unmöglich wurde. Erst im Jahre 1837 wurde der erste Schacht

angelegt, und zwei Jahre später wurde bereits in sechs Schachten gearbeitet, die jährlich etwa 150 000 Pud lieferten. Da die Regierung befürchtete, daß die Kosaken der Ausbeutung der von ihnen als ihr Eigentum betrachteten Kohlenlager Widerstand entgegensetzen würden, war bestimmt worden, daß für jedes Pud zu Tage geförderter Kohle an die Kasse des Donschen Heeres eine Abgabe von 2 Kopeken entrichtet werden solle; desgleichen für jeden Bergwerksanteil 50 Rubel.

Die größten Kohlenbergwerke liegen im Süden des Dongebietes, an dem Flüßchen Gruschowka, nordöstlich von der Hauptstadt Nowo-Tscherkask. Rings um die Werke ist seit Eröffnung der das Kohlengebiet durchschneidenden Eisenbahn eine ansehnliche, einer Stadt ähnliche Niederlassung entstanden. Von Jahr zu Jahr nimmt jetzt der Bergbau größere Dimensionen an und zugleich wird sein Einfluß auf die Steigerung des Verkehrs auf den Land- und Wasserstraßen immer fühlbarer, da hier nun bei Eisenbahnen und Dampfschiffen die billige Kohle anstatt des selten und dadurch teuer gewordenen Holzes als Feuerungsmaterial verwendet wird. Auch die Fabriken in Cherson und Odessa, ja die ganze Fabrikindustrie des russischen Südens ist durch die Erschließung der Kohlenlager wesentlich gefördert worden, und nun wirkt wieder der Aufschwung der Industrie auf die Rentabilität der Bergwerke zurück, mit denen die englische Kohle am schwarzen Meere längst nicht mehr konkurrieren kann.

In den letzten Jahren hat der Kohlenbergbau in Rußland — Anthrazit, Stein- und Braunkohlen — sich in erfreulicher Weise gehoben. Im Jahre 1874 wurden 78 813 517 Pud gewonnen, im Jahre 1879 dagegen bereits 178 258 013 Pud (über 24 Millionen Mehrertrag gegen das Vorjahr und 66½ Millionen gegen den mittleren Ertrag der vorangegangenen 5 Jahre). Dieses günstige Resultat verdankt man zunächst dem Umstand, daß sich in den letzten zehn Jahren die Kohlenproduktion in Polen vervierfacht hat, außerdem aber auch der Steigerung der Produktion im Dongebiet. Das letztere lieferte im Jahre 1879 bereits 40 476 385 Pud und nahm demnach inbezug auf Kohlenproduktion die zweite Stelle unter allen russischen Gouvernements ein, da es nur noch von dem Gouvernement Piotrkoff (66 150 652 Pud) übertroffen wurde.

Von sonstigen Produkten des Bergbaues im Dongebiet wird noch Eisen angeführt, vom dem im Jahre 1879 dort 510 668 Pud erzeugt wurden.

Im Dongebiete selbst giebt es keine Industrie, wenigstens keine nennenswerte; nur in den an der Seeküste oder nahe derselben gelegenen Städten wie Taganrog, Asoff, Rostoff sind Anfänge einer solchen vorhanden. Die Kosaken scheinen keine Neigung zu derartiger Thätigkeit zu haben, wogegen sie sich gern mit dem Handel beschäftigen. Der Handel im Dongebiet ist ausschließlich in den Händen der Kosaken, denen er durch zu ihren Gunsten erlassene Verordnungen gesichert wurde. Der Kosak, der sich in die Kaufmannschaft einschreiben lassen will, muß mindestens 1500 Rubel bar Geld besitzen und zahlt für das Recht des Handelsbetriebes eine Abgabe von 60 Rubel an die Kasse des Donschen Heeres. Außer in Nowo-Tscherkask, der Hauptstadt, finden noch in fast 90 Ortschaften Jahrmärkte statt, deren bedeutendster der Jahrmarkt Urupinsk ist, wo der Umsatz 3 Millionen Rubel erreicht. Im Süden des Landes wird aber doch mit der Zeit unter dem Einfluß der Kohlenbergwerke die industrielle Thätigkeit die vorherrschende werden, während dem nördlichen Teil Ackerbau und Viehzucht als sein Monopol verbleiben werden.

Der Norden und Süden des Dongebietes sind schon heute wesentlich von einander verschieden, sowohl das Land als die Menschen, die es bewohnen. Die Kosaken unterscheiden sich selbst in obere und untere Kosaken, das ist in solche, die am obern, und in solche, die am untern Lauf des Don wohnen. Die ersteren sind ein kräftiger, an Arbeit und Strapazen gewöhnter Menschenschlag, blondhaarig und blauäugig, und die meisten bewahren sich die körperliche und geistige Frische bis ins hohe Greisenalter. Die unteren Kosaken dagegen sind schwächlicher gebaut, der Typus des weichlichen Südländers prägt sich in ihrer Erscheinung aus, und fast ausnahmslos sind Haare und Augen bei ihnen von schwarzer Farbe. Bei den oberen Kosaken haben sich die alten patriarchalischen Sitten rein und unverfälscht erhalten: der Vater ist das Haupt der ganzen Familie, und wenn er stirbt, geht die Leitung an den nächst Ältesten über. Die Söhne bleiben, auch wenn sie geheiratet haben, im Hause, und was sie erwerben, ist Familieneigentum. Ackerbau und Viehzucht, zuweilen noch der Weinbau, bilden die ausschließliche Beschäftigung, aber alles wird noch so betrieben wie zu Zeiten der Urgroßväter, für Neuerungen wendet der Kosak nicht gern Geld auf, das er überhaupt sorgsam zusammen-

hält; reich werden hier wenige, aber es kommt andererseits auch sehr selten vor, daß sich ein Landwirt zu Grunde richtet. Nicht so im Süden! Von den alten patriarchalischen Sitten ist dort keine Spur mehr zu finden, und auch die Gastfreundschaft, die im Norden noch zu Hause ist, wird immer seltener. Sobald ein Kosak heiratet, will er auch seinen eigenen Hausstand haben, verläßt das Vaterhaus und baut sich ein neues Haus. Während die Frauen der oberen Kosaken schlicht und einfach gekleidet sind und Schmuckgegenstände und Pelzwerk dort von Generation zu Generation vererbt und immer wieder sorgsam aufbewahrt werden, sind die Frauen im Süden, namentlich in Nowo-Tscherkask, elegante Modedamen, die sich in Sammet und Seide kleiden, mit kostbarem Pelz verbrämte Gewänder tragen, mag nun ihr Einkommen zu einem solchen Aufwand genügen oder nicht. Die Männer halten sich schöne Reitpferde, die Frauen fahren in ihrer Equipage spazieren, und wenn sie in ihre elegant möblierten Wohnungen zurückkehren, finden sie vielleicht ungeheizte Zimmer und ein ärmliches Mahl, das schlecht zu ihrem öffentlichen Auftreten paßt. Allerdings giebt es unter den Kosaken des Südens auch viele sehr reiche Leute, die sich ungescheut einen großen Aufwand gestatten können und bei denen der zur Schau getragene Reichtum nicht bloßer Schein ist, sondern auch eine solide Grundlage hat. Der Kosak des Südens ist nicht so schwerfällig, nicht so pedantisch wie jener des Nordens, er hat ein scharfes Auge für alles, woraus sich Nutzen ziehen läßt, und weiß günstige Situationen stets geschickt zu seinem Vorteil zu benutzen. Er ist, kurz gesagt, mehr Kaufmann als Ackerbauer und Viehzüchter. Die Privilegien des Kosakenheeres — der Fischfang im Don, die Ausbeutung der Bergwerke, die Gewinnung von Salz aus den im Lande zerstreuten Seen, die Pferdezucht in den Tabuns — interessieren ihn weit mehr als seinen Stammesbruder im Norden, dem die Lage seiner Stanjitzen nur in seltenen Fällen gestattet, von diesen Privilegien des Kosakentums Gebrauch zu machen.

Der Unterricht war im Dongebiet bis in die neueste Zeit sehr vernachlässigt. Noch im Jahre 1859 kam auf 400 Kosaken nur einer, der eine Schule besucht hatte, auf die 20 000 nomadisierenden Kalmyken nur fünfzig, und auf 296 000 ackerbauende Landleute gar nur sieben Schulbesucher. Das ist nun wesentlich anders geworden. Der Umschwung datiert seit dem Jahre 1860, in welchem in ganz Rußland das Streben nach erhöhter Bildung und Aufklärung sich bemerkbar zu machen begann. Auf Anordnung der Regierung sorgte nun die Oberleitung des Donschen Heeres dafür, daß in allen Stanjitzen Schulen für Knaben und Mädchen errichtet wurden, bei den Kreisschulen wurden Bibliotheken gegründet, Zeitungen begannen im Dongebiet zu erscheinen, der Sinn für vaterländische Geschichte, für das Studium der Altertümer, der Volksgebräuche und alten Einrichtungen erwachte — kurz, es wehte plötzlich am Don ein anderer Wind, Land und Leute waren wie umgewandelt. Es giebt für Angehörige des Donschen Heeres Freiplätze an der Universität in Charkoff und an anderen Lehranstalten; nun aber begannen viele der wohlhabenderen Kosaken auf eigene Kosten sich den Studien zu widmen, die Universitäten in Moskau und Petersburg zu besuchen. Eine neue Epoche hatte für das Dongebiet begonnen, eine Epoche des geistigen Aufschwungs, nachdem jene des materiellen bereits vorangegangen war, und das Donsche Kosakenvolk wird noch eines Tages in Arbeiten des Friedens sich einen glänzendern Namen schaffen als es bisher auf hunderten von Schlachtfeldern sich errungen hat.

Seitdem die Kosaken im 17. Jahrhundert sich mit Rußland vereinigt, haben sie fast an allen Kriegen teilgenommen, welche das Zarenreich führte. Sie kämpften an der Seite der Russen gegen die Tataren, gegen die Nogaier, gegen die Türken, Polen und Schweden, erschienen in den Kriegen Friedrichs des Großen zum ersten Mal auf deutschem Boden, zogen am Ende des vorigen Jahrhunderts mit Suwaroff über den Sankt Gotthard, erwarben sich unter ihrem Ataman Platoff bei der napoleonischen Invasion neue Lorbeeren und nahmen dann mit den Heeren der Alliierten teil an den Schlachten der Befreiungskriege von 1812 und 1813. Noch lebt in Deutschland in der Überlieferung die Erinnerung an die wilden Steppensöhne fort, die in den Orten, in welchen sie einquartiert wurden, ein nichts weniger als freundliches Andenken zurückgelassen haben, aber die bessere Mannszucht haltenden, militärischer auftretenden Kosaken vom Don hat man auch damals schon in Deutschland gar wohl von ihren Brüdern vom Ural und der Orenburger Steppe zu unterscheiden gewußt. In neuerer Zeit haben die Kosaken in den russischen Feldzügen in Centralasien und im letzten russisch-türkischen Kriege, namentlich bei General Gurkos berühmtem Balkanübergang, ihren Jahrhunderte alten Ruf als kühne, unermüdliche Reiter aufs neue glänzend bewährt.

Das Donsche Kosakengebiet umfaßt 160351,9 □Kilometer, auf welchem Raum im Jahre 1870 (neuere statistische Daten über das Gesamtgebiet liegen uns noch nicht vor) 1086264 Einwohner gezählt wurden. Im südlichen Teil liegen ziemlich bedeutende Städte, wie Taganrog (gegen 50000 Einwohner), Asoff (gegen 20000 Einwohner), beide zum Gouvernement Jekaterinoslaw gehörige Enklaven des Dongebietes, gleichwie Rostoff am Don (etwa 45000 Einwohner), und die Hauptstadt Nowo-Tscherkask mit (nach der Zählung vom 10. Dezember 1873) 33397 Einwohnern. Bis zum Jahre 1805 war das am rechten Donufer gelegene Staro-Tscherkask (Alt-Tscherkask) die Hauptstadt des Donschen Heeres gewesen, welches im 16. Jahrhundert von hierher vorgedrungenen Kosaken an Stelle einer alten tatarischen Niederlassung gegründet worden, um welche rasch in weitem Umkreise ein halbes hundert befestigter Stanjitzen (Stationen) entstand. Von dort gingen den Don hinunter in das Asoffsche und dann in das Schwarze Meer die Schiffe, welche die zu Raub und Plünderung ausziehenden Kosakenscharen an die Ufer Anatoliens trugen, und mehr als einmal wagten sich die kühnen Abenteurer bis vor die Thore von Konstantinopel. Die russische Regierung hatte ihre liebe Not mit den unruhigen Unterthanen, die kein Verständnis dafür hatten, wenn man ihnen sagte, daß der Zar mit dem Sultan in Frieden lebe und sie alle Raubzüge auf türkisches Gebiet unterlassen müßten. Sobald die Beute eines Zuges verzehrt war und es sie nach neuer gelüstete, sah Staro-Tscherkask seine tapferen Söhne sich alsbald zu neuem Kriegszug rüsten. Darum steht Staro-Tscherkask, obwohl es nicht mehr Hauptstadt ist, heute noch in hohem Ansehen bei den Kosaken, die mit einer gewissen Ehrfurcht von dem Boden sprechen, an dem so viele Erinnerungen an kriegerische Großthaten ihrer Vorfahren haften. An eine ihrer glänzendsten Thaten erinnert dort die großartige Verklärungskirche, die an Pracht der innern Ausstattung mit den reichsten Kirchen des ganzen Reiches wetteifert. Ihr Bau war im Jahre 1650 nach der Einnahme Asoffs begonnen worden. Nach harten Kämpfen waren die Kosaken endlich Herren der kaum 8 Meilen von ihrer Hauptstadt entfernten starken Festung geworden. Auf dem Zuge gegen dieselbe hatten der Ataman Tatarinoff und seine Mannschaft das Gelübde gethan, wenn sie Asoff eroberten, eine Kirche zu bauen. Die Festung wurde erobert, aber viel Kosakenblut floß noch, bevor die Eroberung endgiltig behauptet war. Einem 300000 Mann starken türkischen Heer mußten die Kosaken Stand halten, aber sie hatten von Moskau Befehl erhalten, Asoff bis auf den letzten Mann zu verteidigen, und sie hielten aus. Die von Gold und Silber strotzende Kirche in Staro-Tscherkask ist ein Andenken an diese schlimmen Tage.

Seine Stellung als Hauptstadt büßte Staro-Tscherkask am Anfang dieses Jahrhunderts wegen der jährlich wiederkehrenden Überschwemmungen ein, welche die Heeresleitung wiederholt zur zeitweisen Übersiedlung nach Aksai genötigt hatten. Viele Kosaken wünschten Aksai zur Hauptstadt, aber auf Veranlassung des Grafen Platoff wurde eine neue Niederlassung an der Stelle gegründet, welche das heutige Nowo-Tscherkask einnimmt.

Die Zahl der Donschen Kosaken wird gegenwärtig auf 650000 geschätzt. Der Kaiser ernennt ihren Ataman, der jeweilige Thronfolger aber ist Oberster Ataman aller Kosakenheere. Im Jahre 1870 sind die Ländereien, welche den einzelnen Kosaken zur Bewirtschaftung überwiesen waren — je nach dem Rang 30 bis 1000 Dessjatinen — in das Eigentum der Besitzer übergegangen. Die alte Verpflichtung zum Dienst im Kosakenheer war für die adligen Kosaken — etwa 12000 an der Zahl — längst aufgehoben; erst in neuester Zeit hat die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht das Privilegium des Kosakenadels zerstört und auch ihn wieder zum Militärdienst herangezogen.

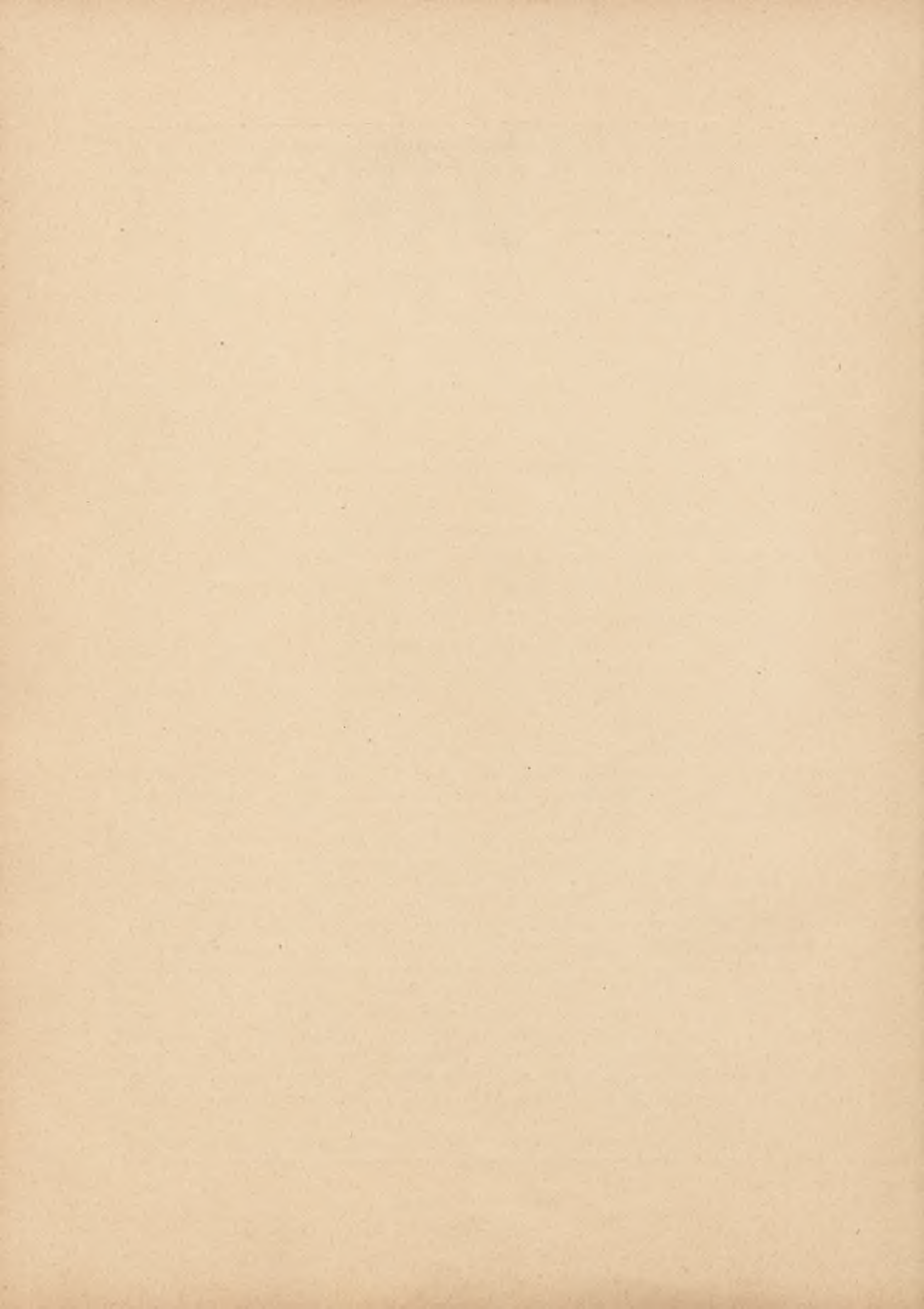




Die Ufer des Schwarzen Meeres.

Man hat sich im Ausland gewöhnt, Rußland und unermeßliche Schneefelder für unzertrennliche Begriffe zu halten. Was von einzelnen Teilen Rußlands gilt, das hat man auf alle anderen übertragen. Man vergißt eben, daß das Riesenreich sich durch 40 Breitengrade erstreckt und daher in ihm Eisberge und Lorbeerhaine vorhanden sein können. Die Halbinsel, welche, nur durch einen schmalen Landstreifen mit den Steppen Südrußlands verbunden, in das Schwarze Meer hinausragt, ist einer jener Landesteile, in denen Klima und Vegetation einen ausgeprägt südlichen Charakter tragen. Mit Venedig unter demselben Breitengrade liegend, zeichnen sich namentlich die Südufer der Krym durch eine völlig italienische Flora aus. Da trifft man Cypressen und Pinien, Granatbäume, Weingärten, Orangenpflanzungen, Öl- und Mandelbäume, Myrten, großblättrige Feigenbäume, alle Nüancen von Grün, von den hellsten Tönen bis zum tief dunkeln Blatt, und eine blendende Blütenpracht ergötzt das Auge, welches trunken über alle die sonnenbestrahlte Herrlichkeit unter dem tiefblauen Himmel dahinschweift, von dem reizenden Ufer hinaus auf die „smaragdne Meeresflut“, welche dieses Ufer

Am Südufer der Krym.



bespült. Hier darf, wie Puschkin singt, der Schnee die Lorbeerhaine auf den Hügeln nicht bedecken; den Winter kennt man hier kaum dem Namen nach, denn hohe Felsenzüge schützen die Küste gegen die von Norden kommenden kalten Winde.

Gar manchen Dichter hat dieses herrliche Land begeistert. Mickiewicz, Puschkin, Tolstoi haben hier geweilt, und in glühenden Farben sind die Reize dieser Ufer von den ersten Dichterheroen der Slaven gepriesen worden.

Geheiligt durch Erinnerungen,
Bezaubernd bist du, sonnig Land,
Wo einst Dianens Tempel stand,
Und wo Mickiewicz uns gesungen,
Dort auf dem Fels, vom Meer umschäumt,
Von seinem Heimatland geträumt . . .

So preist Puschkin das Land in „Eugen Onägins Reise", aber eine noch begeistertere Schilderung entwirft er vom Krymufer in seinem „Springquell von Bachtschi-Sarai":

Der Wandersmann hält an entzückt,
Wenn er auf steilem Felsenpfad
Am Morgen durchs Gebirge reitet
Und die smaragdne Flut erblickt,
Die sich zu seinen Füßen breitet
Und mit gewaltgem Wellenschlag
Umschäumt den Fuß des Aju-Dagh . . .

Die Natur hat jedoch das Füllhorn landschaftlicher Reize nicht über die ganze Südküste der Krym ausgeschüttet; nur ein kleiner Teil derselben bildet die paradiesische Oase, nur der schmale Landstrich zwischen Aluschta und Balaklawa, und in diesem wiederum ist das schönste Fleckchen Erde die Strecke von Jalta bis zu dem kaiserlichen Lustschloß Livadia.

Die kunstvoll angelegte Straße, die sich an den herrlichen Villen vorbeiwindet, welche die ganze Entfernung von Jalta bis Alupka einnehmen, ist malerisch im verwegensten Sinne des Wortes. Sie geht im Zickzack längs dem Meeresufer hin und steigt unmerklich bis zu einer Höhe von 1800 Fuß. Bei jedem Schritt eine wundervolle Aussicht . . . bald das üppige, mannigfaltige Grün der reichsten Vegetation, bald Abgründe und wilde Felsen, die unordentlich über einander geschichtet sind, bald gotische Schlösser mit kunstvollen Gärten und mit Guirlanden der seltensten Blumen. Rechts bleibt immer die bewaldete Kette des Yaila, die ihre nackten Gipfel von der seltsamsten Form aus den dichten Eichenwäldern hervorstreckt, und um den Zauber zu erhöhen, dehnt sich links das Meer mit seinen schillernden, immer wechselnden Farben bis an den Horizont aus und kommt dem Wanderer niemals aus dem Gesicht.

Auf der siebenten Werst dieser wundervollen Wandeldekoration, anderthalb Werst von Livadia, befindet sich das majestätische kaiserliche Schloß Orianda, welches jetzt dem Großfürsten Konstantin gehört. Das Schloß steht, von grandiosen Felsmassen umgeben, auf einer geräumigen, dem Meere sich zuneigenden Terrasse. Auf der einen Seite desselben erhebt sich ein Felsen, hundert Fuß hoch über dem Meere, auf dessen schwer zugänglichem Gipfel ein großes vergoldetes Kreuz aufgerichtet ist. Auf der andern Seite steht auf einem weniger hohen, aber seltsam zerklüfteten Felsen ein griechischer Tempel. Das Schloß und seine zahlreichen Nebengebäude liegen in einem Meer von Grün, bei dessen Anblick man über die Fruchtbarkeit dieses gesegneten Bodens staunen muß. Den Fuß der üppigen Villa netzt das silberschäumende Meer.

Dies alles sieht man auf den ersten Blick und schon von der Straße aus. Je weiter man kommt, desto mehr staunt man über die Mannigfaltigkeit und seltene malerische Schönheit der Ansichten. Das Auge bleibt bald an den unförmlichen Felsmassen hängen, die sich auf allen Seiten erheben, bald senkt es sich in die tiefen, waldbewachsenen Niederungen, bald erhebt es sich wieder zu den unersteiglichen Bergen, die sich mit ihrem lichten grünen Laub bis in das Meer hinabsenken. Kleine Bergwasser drängen sich durch das üppige Grün und auch sie eilen dem Altvater Okeanos zu.

Der kunstvolle Park ist mitten in diesem Chaos der Natur angelegt. Finstere Felsen, üppig wachsende südliche Bäume und das Meer am Horizonte wechseln auf jedem Schritt mit einander ab.

Bei dieser übersprudelnden Triebkraft begreift man vollkommen, warum Kaiser Alexander der Erste gerade diesen Punkt wählte und hier eine einsame Residenz anlegen wollte, wo er, fern von den Geschäften, inmitten dieser wunderbaren Naturschönheiten, mit einigen ihm lieben Menschen leben konnte. Alexander der Erste beschloß Orianda zu kaufen, welches ihm der frühere Besitzer, Graf Kuscheleff-Besborodko, bereitwillig überließ. Hier war jedoch alles sehr vernachlässigt, und eine griechische oder tatarische Hütte, das einzige bewohnbare Gebäude, wurde notdürftig für den zeitweiligen Aufenthalt des Beherrschers des siebenten Teiles der gesamten Erde eingerichtet. Die steilen Felsen, die noch deutliche Spuren von Befestigungen der tatarischen Eroberer tragen, Terrassen, von denen man fast das ganze südliche Ufer bis an den Aju-Dagh übersieht, furchtbare Abgründe, steile bewaldete Abhänge, Quellen, Wasserfälle — alles das gab einen herrlichen Rahmen für einen Park und das Schloß ab, welches jedoch erst nach dem Tode des Kaisers Alexander, als die Besitzung nach dem Willen des Kaisers Nikolaus an die Kaiserin Alexandra übergegangen war, erbaut wurde.

Die Lage des Schlosses in einer Niederung fast am Meeresufer giebt ihm ein etwas philiströses Aussehen. Die einfache und ernste Architektur entspricht vollkommen der Lage Oriandas. Dafür ist die Ansicht des Schlosses vom Meere aus außerordentlich malerisch. Es ist nach allen Seiten von Terrassen umgeben und mit herrlichen Blumenanlagen geschmückt. Guirlanden von Kletter-Rosen und anderen Schlingpflanzen ziehen sich üppig wuchernd an allen Ballustraden und Balkons hinauf; besonders schön ist der von acht Karyatiden getragene Balkon auf der Meeresseite.

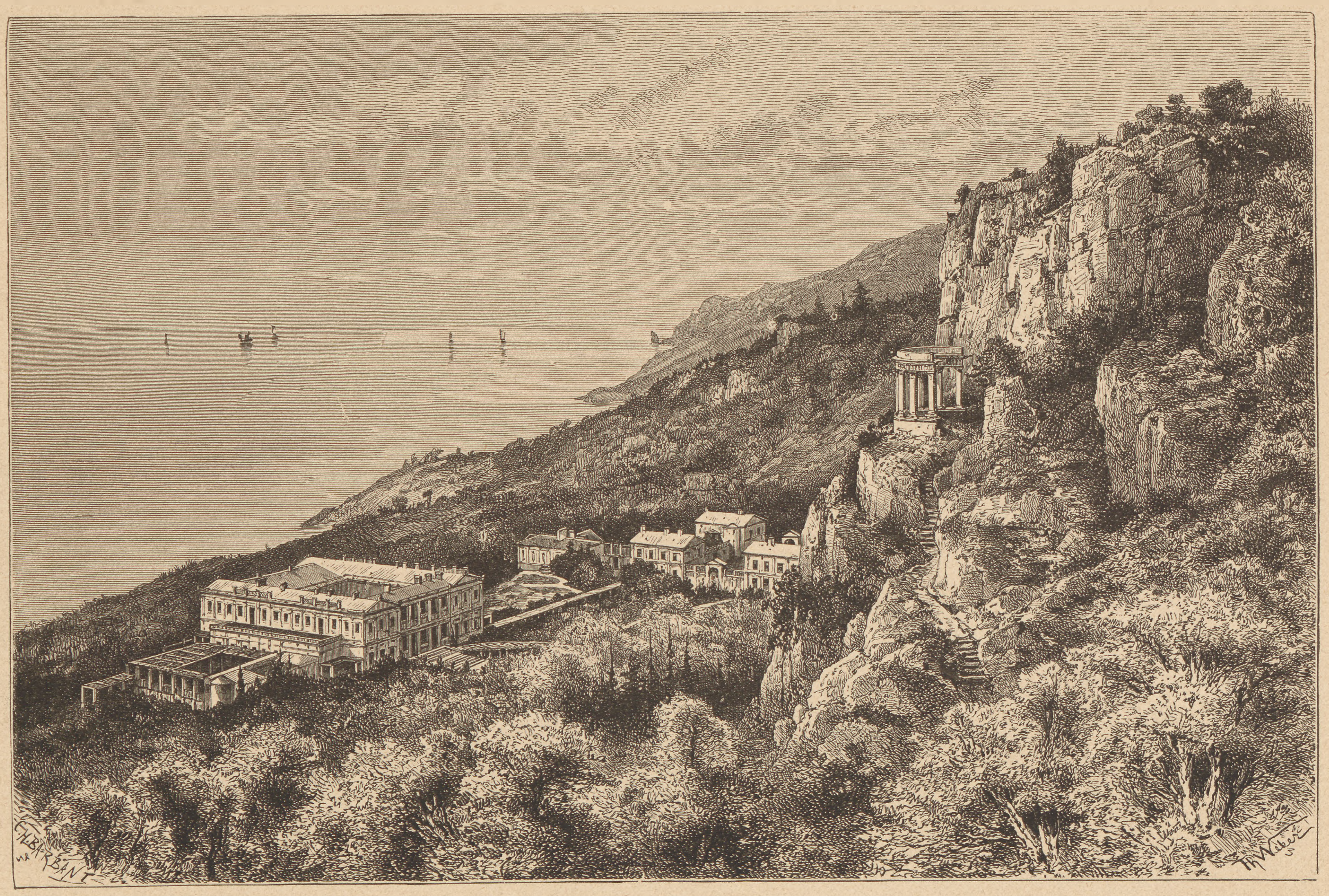
Im Innern des Schlosses ist der sogenannte pompejanische Hof besonders bemerkenswert durch seine Wandmalereien. Er ist von hohen Säulen Krymschen Marmors, von wundervoller Skulptur und Politur, getragen. Die Mitte desselben ziert eine Fontäne, die Decke ist aus Glas und die Ecken sind mit den seltensten tropischen Pflanzen gefüllt.

Von einem der Felsen stürzt sich über spitze Steine der Orianda'sche Wasserfall in eine tiefe, mit üppiger Vegetation bekleidete Schlucht. Die über den Felsen hinüberhängenden Bäume und die Schlingpflanzen, welche die Schlucht mit ihren senkrechten Abhängen nahezu verhängen, geben dem Ganzen etwas Wildes und erinnern an albanesische Gebirgspartieen.

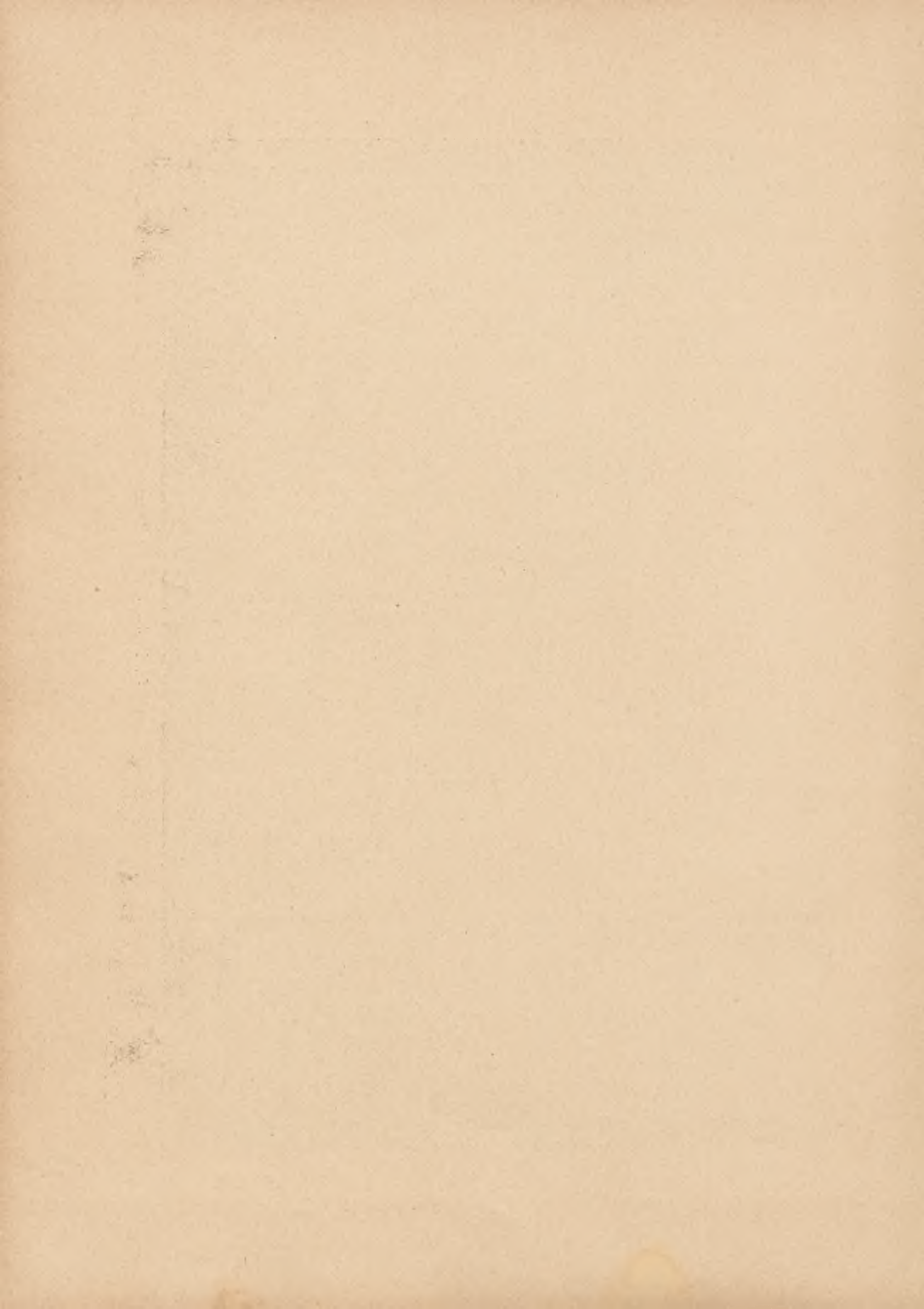
Die nächste der herrlichen Villen auf dem Wege von Jalta nach Alupka ist Livadia, die Besitzung der Kaiserin Maria Alexandrowna. Nach ihrem vor drei Jahren erfolgten Tode wurde ihr Sohn, der jetzt regierende Zar Alexander der Dritte, ihr Erbe. Auf der dritten Werst schon beginnen die Weinberge und der umfangreiche Park. Vom dunkeln Hintergrunde hebt sich das helle Schloß wirksam ab. Es ist im orientalischen Geschmack gebaut. Die tiefen Balkons in Form von Kiosken, mit feinem Gitterwerk umgeben, die bunten Farben, die hohen Kamine in Form von Türmchen oder Minarets sind wie geschaffen zu dem farbenprächtigen Blumenteppich, dem sie wie auf den Wunsch eines Zauberers zu entsteigen scheinen. Die innere Ausstattung des Schlosses entspricht dem Äußeren. Bunte Sophas, Teppiche, kleine gemütliche Gemächer — alles atmet geschmackvolle Zier und Bequemlichkeit.

Eine zierliche, leichte Treppe führt auf das Dach des Schlosses, wo eine geräumige Terrasse angelegt ist, die gleichfalls von feinem Gitterwerk umgeben und mit einem Dach versehen ist, das vor den brennenden Sonnenstrahlen der Krym schützt. Von hier bietet sich die bunteste und belebteste Aussicht dar. Das trunkene Auge schweift von der Kette des Yaila bis zum Meer. Von der einen Seite Jalta, Massandra, Nikita in ihrer ganzen Schönheit, und von der andern Seite die phantastischen Felsengebilde Oriandas, die graziösen Buchten gegen Alupka hin und das unabsehbare Meer, welches sich am Ende des Horizontes mit dem Himmel zu vermählen scheint.

Hinter dem Schlosse des lebenden Zaren steht das Schloß des verblichenen, Alexander des Zweiten. Auch dieses Gebäude zeichnet sich weder durch übermäßigen Luxus, noch durch große Dimensionen, sondern durch kunstvolle Einfachheit und Bequemlichkeit aus. Es ist fast unverändert geblieben, wie es der frühere Besitzer Graf Potocki aufführen ließ, und wurde nur durch den Anbau einer geräumigen Galerie, die als Speisesaal dient, vergrößert. Hier springt eine Fontäne und steht die Statue Penelopes aus carrarischem Marmor, ein Geschenk der Kaufmannschaft Odessas. Die katholische Kapelle des Grafen Potocki ist in eine kleine griechische Kirche von ernster Schönheit des Stils umgewandelt.



Schloß Orianda.



Die Hauptfaçade des Zarenschlosses ist Jalta zugewandt. Die Formen der Balkons, Fenster, Galerien und alle äußere Ausschmückung des Gebäudes bekunden einen hochbeanlagten Architekten. Auf den Terrassen vor dem Schlosse sind Blumenbeete von seltener Schönheit und in einiger Entfernung erhebt sich ein herrlicher, mit Kletterrosen und anderen Schlinggewächsen gedeckter Bogengang, der von feinen gußeisernen Säulchen getragen ist. Auch die Höhe dieses Bogenganges bietet eine lohnende Rundsicht. Den Vordergrund bildet auf diesem Panorama der weitläufige Park, der Weinberg mit seinen zierlichen Wächterhäuschen und der mit einer Balustrade umgebenen Platform. Nicht weniger schön ist der Blick nach der andern Seite: Das ganze Meeresufer bis zu dem Vorgebirge Ai-Todor, das fast senkrecht abfällt, mit allen Schlössern und Villen, das nahe Orianda mit seinen gigantischen, über dem Meere hängenden Felsen, etwas weiter Gaspea, Koriis, Mischoe und endlich Alupka.

Auf einem der Felsen glänzt zwischen dunklem Nadelholz ein weißer Leuchtturm. Diese Ansicht ist besonders beim Mondlichte, wenn das Meer unter Lunas sanften Strahlen zittert und ihr phantastisches Licht in all die Uferberge, Schluchten und blühenden Gärten dringt, berückend. Der Leuchtturm wirft einen hellen Lichtstreifen weit in das Meer hinein. Der Orangenduft, das Meeresrauschen und der tiefblaue Himmel vollenden das bezaubernde, märchenhaft schöne Bild, das seinesgleichen nur im Golf von Neapel findet.

Eine hervorragende Stelle unter den vielen landschaftlichen Schönheiten des Südufers der Krym nimmt auch der Wasserfall Utschan-Su ein, der sich in einer wild romantischen Gegend, fünf Werst von Jalta entfernt, befindet. Eine gute Straße führt jetzt von Livadia zu dem Wasserfall, welche angelegt wurde, da die Kaiserin Maria Alexandrowna ihn von Livadia aus häufig zu besuchen pflegte. Wie man aus dem Walde heraustritt, sieht man die Wassermasse vor sich, die brausend und schäumend 350 Fuß tief herabstürzt, erst in gewaltigem Bogen zwischen dem zerklüfteten, kahlen Gestein hervorschießend und dann vom ersten Absatz abwärts sich in eine Menge kleiner Kaskaden auflösend. Nach starken Regengüssen, wenn das ihn bildende Flüßchen, welches die Tataren Utschan-Su (fliegendes Wasser) nennen, stark angeschwollen ist, kann sich der Wasserfall an Schönheit und Großartigkeit den Wasserfällen der Schweiz und des Salzkammerguts würdig zur Seite stellen, aber — er liegt leider in dem vom Touristenzug noch nicht überschwemmten Rußland, und darum wird wohl noch viel Zeit vergehen, bis er die ihm gebührende Beachtung findet und häufiger Besucher sehen wird als jetzt.

Das ganze Gebirge, das sich längs des Südufers hinzieht, ist reich an herrlichen Fernsichten und an romantischen Partieen, aber eine Wanderung durch dasselbe ungemein beschwerlich. Schroff und steil fallen die Felsen gegen die Meeresküste zu ab, Thäler sind nur jenseits des Höhenzuges vorhanden, die Dörfer, Schlösser und Villen an der Seeseite sind alle am Bergabhang erbaut und hängen wie hingeklebt an den Felsvorsprüngen und Terrassen. Buchten und Häfen sind ebenfalls selten, weit und breit ist hier für Schiffe kein Schutz gegen das Wüten der Seestürme. Nur die Bucht von Balaklawa und die Rhede von Jalta kommen für die Schiffahrt in Betracht, aber die Rhede von Jalta ist ein schlechter Zufluchtsort, da sie gegen Ostwinde gar keinen Schutz gewährt. Wenn das Meer sehr bewegt ist, namentlich in den Wintermonaten, können die Dampfer auf der Rhede von Jalta nicht Anker werfen. Sie ist durchschnittlich ziemlich tief, aber die Tiefe wechselt häufig, da sich plötzlich Sandbänke bilden, wo eben noch tiefes Fahrwasser war. Dieser Übelstand wird um so schwerer empfunden, als in der jüngsten Zeit das Südufer der Krym als Lieblingsaufenthalt des Kaisers Alexander II. und des damaligen Großfürsten-Thronfolgers, jetzigen Kaisers Alexander III. große Anziehungskraft auf das reisende russische Publikum auszuüben begann und namentlich Jalta als Badeort sehr beliebt wurde, trotzdem daß das dortige unruhige Meer zu Seebädern nicht recht geeignet ist. Es sind in Jalta abgesonderte Bäder für Männer und Frauen errichtet, jedes mit 14 Badekammern, außerdem Douche- und warme Bäder, aber wer die Krym bloß der Seebäder wegen aufsucht, wird außerhalb Jalta viele Orte finden, wo ein Bad in der klaren, durchsichtigen Meeresflut viel angenehmer ist als in Jalta. Die Temperatur des Meerwassers sinkt zwar bei Jalta auch im Januar niemals unter 9° Reaumur (die höchste Temperatur desselben ist 23°), aber der hohe Seegang und die hier häufig wehenden heftigen Winde verleiden das Baden. Wer Seebäder in der Krym gebrauchen will, der thut besser, wenn er sich nach Feodosia an der Nordostküste begiebt, das man von Jalta mit dem Dampfboot in wenigen Stunden erreicht. Feodosia erhebt sich amphitheatralisch an den steilen Abhängen des Jaila-Dagh. Es ist das im Mittelalter berühmte, von den Genuesern gegründete

Kaffa, dessen vorzüglicher Hafen von jeher einen regen Handelsverkehr aufzuweisen hatte. Unter der Tatarenherrschaft erhielt der Ort den Namen Kutschuk-Stambul (Klein-Konstantinopel), seine Einwohnerzahl betrug damals gegen 100 000, er besaß 50 Moscheen, 50 christliche Kirchen, 172 öffentliche Brunnen und 9 Bäder, und hunderte von Schiffen aller Größen belebten den Hafen. Das heutige Feodosia zählt dagegen nur etwa 10 000 Einwohner, aber an die Tage seines Glanzes erinnern noch zahllose Ruinen, neben genuesischen Festungswerken große Moscheen, Bäder und prächtige Paläste, und der Archaeolog findet hier noch reiche Ausbeute, denn sogar die Pflastersteine, über die sein Fuß wandelt, sind Trümmer alter Bauten und häufig auf ihnen noch Inschriften oder das genuesische Wappen erkennbar. Im Winter ist die Stadt jetzt ziemlich



Hof eines Tatarenhauses.

öd, aber im Sommer, wenn die Scharen der Badegäste gezogen kommen, beleben sich ihre Straßen. Die Seebäder Feodosias sind zweifellos die besten der Krym; der Sandboden des Meeres, der gegen Winde geschützte Hafen, das milde Klima, die herrliche Gegend, alles vereint sich hier, den Badeaufenthalt angenehm zu machen — leider ist jedoch das Bad noch sehr hinter den bescheidensten Ansprüchen, welche westeuropäische Kurgäste erheben, zurückgeblieben, und der geringste der Übelstände, über welche allgemein geklagt wird, ist die in den Badekammern herrschende Unreinlichkeit. Noch mehr Grund zu klagen haben aber jene, die der Traubenkur oder des Kumystrinkens wegen hierherkommen. Die zur Kur verwendbaren Trauben sind oft gar nicht aufzutreiben, und der Kumys muß mehrere Werst weit aus der Steppe verschrieben werden.



Karaiten.

Da ist es inbezug auf Comfort und alle Bedürfnisse eines Badegastes in Jalta doch besser bestellt! Im Jahre 1873 hatte sich dort ein Verein gebildet, der sich zur Aufgabe stellte, für Vermehrung der Annehmlichkeiten Jaltas als Badeort zu sorgen. Auf seine Veranlassung wurde das große Hotel „Rossia" erbaut, ein dreistöckiger Monumentalbau mit schönem Vestibul, welcher über 100 Zimmer enthält und von dessen Balkon aus man eine herrliche Aussicht auf die Bucht von Jalta genießt. Die Preise der Zimmer differieren von $1\frac{1}{2}$ bis 15 Rubel, aber das mit großer Pracht und Eleganz ausgestattete Hotel bietet auch viel mehr als die beiden anderen, „Hotel Edinburg" und „Hotel Jalta". Leider brach, als das Hotel vollendet war, der russisch-türkische Krieg aus, und da während desselben die Furcht vor türkischen Landungen an der Krymküste

die Badegäste fern hielt, sah sich der Verein außer Stande, das Unternehmen fortzuführen, und das Hotel wurde verauktioniert, wobei die Unternehmer mehr als 75% ihrer Einzahlungen einbüßten. Ihre Absicht, den Aufenthalt in Jalta den Badegästen angenehmer zu gestalten, war jedoch erreicht, denn der neue Besitzer wußte das Unternehmen auf derselben Höhe zu erhalten. Allerdings kommen dabei stets nur die reichen Badegäste in Betracht, denn für jene, welche nicht über große Mittel verfügen, ist ziemlich schlecht gesorgt. Jalta ist ein sehr teueres Bad; dadurch, daß die kaiserliche Familie lange Jahre während der Sommermonate an den Ufern der Krym zu verweilen pflegte, wurden diese zu einem Rendez-vous-Platz der Hofkreise, was auf die Preise der Wohnungen und Lebensmittel nicht ohne Einfluß geblieben ist. Am Strande trifft man stets die feinste Gesellschaft Petersburgs, die Damen in prachtvollen Toiletten, und auf der Straße, welche die Küstenplätze verbindet, herrscht ein reger Verkehr: Herren und Damen zu Pferde, stattliche Kavalkaden, elegante Phaetons und Kabrioletts jagen an einander vorüber, und nur dann und wann taucht zwischen den leichten Gefährten ein schwerfälliger Madshar (Lastwagen) auf, schwer beladen mit Früchten oder mit Holz, das ein Tatar nach Jalta zu Markte bringt. Am Abend aber erwartet die Badegäste vielleicht ein hier gewiß nicht erwarteter Genuß, da die französische Schauspielgesellschaft des Herrn Forcatti aus Odessa herübergekommen ist, um im großen Saale des Klublokals einige Vorstellungen zu geben, und die Offenbachsche Muse feiert dann Triumphe in einem der fernsten Winkel unseres Erdteils ... Draußen aber, in den still gewordenen Straßen tönt durch das Abenddunkel die monotone Stimme des Mulla, der die Gläubigen zum Gebete ruft: Haje allal solat we! haja allal feléh! (Versammelt euch, Rechtgläubige, zum Gebet! Versammelt euch zum frommen Werke!) — und alsbald vernimmt man den schlürfenden Schritt der Tataren, welche ihre Hütten verlassen und zur Moschee eilen.

Die Tataren, welche heute in der Krym wohnen, sind die Nachkommen jener, die oft 100 000 bis 150 000 Mann stark sich über Polen und Rußland ergossen und aus den verwüsteten Gebieten oft bis 50 000 Menschen fortschleppten, um sie dann auf den Sklavenmärkten der Krym zu verkaufen. In dem aus Russen, Deutschen, Armeniern, Karaiten, Juden, Zigeunern u. s. w. bestehenden bunten Völkergemisch der Krym sind sie der stärkste Volksstamm; man schätzt sie auf 280 000 Seelen. Von ihren Stammesgenossen in anderen Gegenden Rußlands unterscheiden sie sich durch strenge Beobachtung der Vorschriften des Korans und unterlassen niemals die von demselben als erste Pflicht eines Gläubigen bezeichneten Gebete, gleichwie sie stets mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die vorgeschriebenen Waschungen verrichten. Die Rosenkränze, die sie beim Gebet durch die Finger gleiten lassen, bestehen aus 60 Holzkügelchen, die auf einer Schnur an einander gereiht sind; da der Gläubige beim Morgen-, Mittag- und Abendgebet den Rosenkranz dreimal betet, so entfällt auf den Tag die stattliche Zahl von 540 Gebeten. Ebenso streng beobachten die Krymschen Tataren das Gebot, Armen Almosen zu geben: wenn ein Tatar stirbt, fällt stets ein Drittel seines Vermögens Mekka und den Armen zu. Auch die Fastenzeit wird sehr streng eingehalten, und während des ganzen Monats Ramasan nimmt kein Tatar vor Sonnenuntergang Nahrung zu sich. Große Selbstüberwindung ist in einem so warmen Lande wie die Krym erforderlich, dieses Gebot während eines Sommermonats zu halten, aber mit bewunderswerter Geduld ertragen die Tataren die Qualen des Durstes, und nicht Einer läßt sich verleiten, gegen das Gebot des Korans zu verstoßen. Erst wenn die Sonne im Westen hinter den Höhen verschwunden ist und der erste Stern am Himmel blinkt, setzen sie sich, nachdem sie das vorgeschriebene Gebet verrichtet, zum Mahle nieder, und dann kommt oft die Mitternacht heran und trifft sie noch immer rauchend und plaudernd versammelt.

Ebenso wie durch ihre Religiosität unterscheiden sich die Krymschen Tataren von den Tataren im Gouvernement Kasan (siehe Seite 242) auch durch ihre Abneigung gegen alle Bildung und allen Unterricht. Schulen giebt es nicht in den Tatarendörfern, und vor dem dreizehnten Jahre erhält überhaupt kein Tatarensohn auch nur den geringsten Unterricht. Wenn er das dreizehnte Lebensjahr erreicht hat, bringt ihn sein Vater zu einem Mulla, der gegen ein bestimmtes jährliches Entgelt es übernimmt, den Jungen im Lesen und Schreiben zu unterrichten, und diese Lehrzeit dauert bei geringen Fähigkeiten des Schülers unter Umständen 5 bis 10 Jahre. Wenn der Vater aber zu arm ist, um ein Lehrgeld für seinen Sohn zu zahlen, bleibt dieser im Hause und wächst ohne allen Unterricht auf, Mädchen aber erhalten niemals Unterricht. Die landwirtschaftlichen Arbeiten oder ein Handwerk erlernt der junge Tatar von seinem Vater, genau nach denselben

Regeln und mit denselben Handgriffen, die dieser von seinem Vater gelernt; Fortschritt ist in den Tatarendörfern ein unbekannter Begriff.

Die Tatarenhäuser sind meist klein. Eine Mauer von Ziegeln oder mit Steppengras vermischter Erde umgiebt den Hof, in welchem große Massen Steppengras und getrockneter Kuhmist, die als Brennmaterial benutzt werden, aufgeschichtet sind. Letzterer wird gleich Torf auf den Weideplätzen gestochen, wo das Hornvieh und die Schafe überwintert haben, und dann an der Sonne getrocknet. Ställe sind selten vorhanden, die wenigen vorhandenen in ziemlich schlechtem Zustand, da eben die Herden das ganze Jahr hindurch im Freien bleiben. Auf sein eigenes Obdach aber verwendet der Tatar stets große Sorgfalt; obwohl in den kleinen Häusern meist sehr viel Menschen beisammen wohnen, herrscht doch überall die größte Ordnung und Sauberkeit. Der Boden der Wohnstube ist mit Teppichen bedeckt, auf welchen bei Anbruch der Nacht eine Menge Polster ausgebreitet werden, die den Bewohnern zur Lagerstätte dienen. Gewöhnlich schlafen 6 bis 8 Personen in einer Stube. Die Frauen schlafen abgesondert von den Männern, genau nach den Bestimmungen des Korans, der vorschreibt, daß jede Frau ihr eigenes Gemach haben und sich auch ihre Speisen selbst zubereiten müsse. Diese Bestimmung ist im Verein mit den mangelnden Mitteln zur Bestreitung des Lebensunterhaltes die Hauptursache, warum die Mehrzahl der Tataren statt der gesetzlich erlaubten vier Frauen sich mit zweien begnügt.

Die Krymschen Tataren sind mongolischen Stammes; rein ist derselbe jedoch nur bei den Nogaiern in der Steppe erhalten: untersetzte Körpergestalt, gelbe Gesichtsfarbe, die kleine platte Nase, schwarze Augen und schwarzes Haar, sowie der spärliche Bartwuchs unterscheiden sie von den Tataren an der Nord- und Südküste. Die Tataren an der Nordküste sind ein großer, kräftiger und schöner Menschenschlag mit gebräunter Gesichtsfarbe, der kaukasischen Rasse schon ziemlich ähnlich, mit schwarzen Augen und dichtem schwarzen Haar- und Bartwuchs. Die Bewohner der Südküste aber sind ein Mischvolk; ihre gelbe Gesichtsfarbe und die häufig vorkommende griechische Nase verraten einerseits die mongolische Abstammung, andererseits das in ihren Adern fließende griechische Blut. Wegen ihrer von dem mongolischen Typus abweichenden Physiognomie werden sie von den anderen Tataren Mur-Tat (Renegaten) genannt. Sie sind viel fleißiger und intelligenter als jene, die oft Stunden lang Pfeife rauchend träge in ihren Hütten liegen oder mit untergeschlagenen Beinen vor einer Moschee sitzen, aber alle Tataren ohne Ausnahme sind höchst genügsame, ehrliche Leute, und gastfreundlich gegen jedermann ohne Rücksicht auf sein Glaubensbekenntnis. Ihre Zahl hat sich in der letzten Zeit in der Krym, wo sie fast zwei Dritteile der Bevölkerung bildeten, sehr vermindert. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Jahre 1874 war nicht nach ihrem Geschmack, und gegen die zwangsweise Impfung zum Schutz gegen die unter ihnen große Verheerungen anrichtenden Pocken sträubte sich ihr religiöser Sinn; so hat denn im Jahre 1874 eine starke Auswanderung nach der Türkei und nach Asien begonnen, wohin den jetzt Auswandernden der größere Teil des Adels des Volkes schon nach Unterwerfung der Krym durch die Russen vorausgezogen war, da er sich mit der Idee einer christlichen Oberherrschaft nicht befreunden konnte.

Ihrer Beschäftigung nach sind die Tataren meist Ackerbauer und Viehzüchter; frühzeitig haben sie dem Nomadenleben entsagt und feste Wohnsitze gewählt. Die in den Städten wohnenden sind meist Handwerker, wogegen der Groß- und Kleinhandel fast ausschließlich in den Händen der Griechen, Armenier und Juden ruht. So war es in der Krym schon zur Zeit der Tatarenchane, und über hundert Jahre russischer Herrschaft haben an diesem Verhältnis nichts geändert.

Unter den Erzeugnissen der verschiedenen Gewerbe verdienen die Sattlerarbeiten Erwähnung, die des weichen, glänzenden Leders wegen teuer bezahlt werden; ferner allerhand Erzeugnisse aus Kamelhaaren, wie man sie in allen größeren Basaren des Orients findet. Bedeutend ist der Export von Lammfellen, unter denen die von Kosloff die geschätztesten sind. Die zartesten Felle werden gewonnen, indem man das Mutterschaf schlachtet, bevor das Lamm noch die volle Reife erlangt hat; infolge dessen sind sie auch die teuersten. Sehr bedeutend ist der Handel mit Salz und dessen Ausfuhr nach den nördlicheren Gouvernements. Im Gouvernement Taurien, zu dem die Krym gehört, befinden sich sehr viele Salzseeen, bei Jenitschesk, bei Kertsch, bei Feodosia, bei Kosloff (18 Seeen), Perekop und Kinburn (60 Seeen). Seitdem der Elton-See (siehe Seite 267) weniger ausgebeutet wird, ist die Salzproduktion in der Krym bedeutend gestiegen. Im Jahre 1879 betrug die Ausbeute bereits 11 946 344 Pud gegenüber 16 817 071 Pud, welche sämtliche Seeen Astrachans lieferten, und sie

wird zweifellos in den nächsten Jahren noch bedeutend steigen, nachdem nun durch kaiserlichen Befehl vom 23. November 1880 die lästige Salzsteuer, welche bis 31 Kopeken per Pud betrug, aufgehoben ist. Der Salzkonsum Rußlands — welcher, nebenbei bemerkt, sowohl in der Landwirtschaft als in der Industrie heute noch nicht so entwickelt ist als es für den Volkswohlstand wünschenswert erscheint — wird doch durch die gesamte inländische Salzproduktion noch lange nicht gedeckt, und den 48 711 965 Pud derselben (im Jahre 1879) stehen noch bis 12 Millionen Pud Einfuhr gegenüber, trotzdem das ausländische Salz noch vor kurzem einen Eingangszoll von fast einer Kopeke per Pfund (38$^1/_2$ Kopeken per Pud) zu tragen hatte, der nun auf 20 Kopeken per Pud ermäßigt ist.

Andere Landeserzeugnisse, welche in größeren Quantitäten in den Handel kommen, sind Tabak, Obst und Wein, letzterer sowohl in gekeltertem Zustande als in Trauben, die bis Petersburg versandt werden und jedem Besucher der Residenz gewiß durch die vielen ambulanten Traubenverkäufer bekannt sind.

Es werden in der Krym 250 weiße und 195 rote Sorten kultiviert und 4674 Dessjatinen (3,82 Prozent der russischen Weinländereien) sind mit Wein bepflanzt. Die Traubenlese liefert meist 110 Pud per Dessjatine, nur der Schwarzmeerkreis, wo man die Reben an Bäumen zieht, liefert eine bedeutend geringere Ernte, 20 Pud per Dessjatine. Der Nettoertrag schwankt auch hier, wie im Dongebiet und an anderen Orten, sehr bedeutend, zwischen 43 und 533 Rubel. Die Weingärten bei Jalta sind nächst denen der deutschen Kolonieen im Kuragebiet die ergiebigsten, sie liefern bis 533 Rubel Nettoertrag. In Magaratsch, in der Nähe Jaltas, besteht eine Weinbauschule, und da das Domänenministerium derselben in neuerer Zeit besondere Aufmerksamkeit zuwendet, so steht zu erwarten, daß der Weinbau in der Krym in nicht zu ferner Zeit erfreuliche Fortschritte aufzuweisen haben wird. Der Schrecken aller Winzer, die Reblaus, ist im November 1880 auch in Rußland erschienen und hat sich von den Weingärten bei Jalta, wo sie zuerst auftrat, rasch weiter verbreitet, doch soll es, wie verlautet, gelungen sein, das gefährliche Insekt auf ein Gebiet von 20 Dessjatinen zu beschränken und seine weitere Verbreitung zu verhindern. Die Regierung hat es an Energie nicht fehlen lassen, wenn man aber bedenkt, wie schwer es in Westeuropa wurde, die Phylloxera auszurotten, so kann man wohl schließen, daß der Kampf auch in Rußland nicht so schnell beendet sein wird.

Ein Krebsschaden des russischen Weinbaues ist die Abhängigkeit der Winzer von Zwischenhändlern. Die ersten Aufkäufer, fast ausnahmslos Juden, wissen die Geldverlegenheiten des kleinen Landwirts vortrefflich zu ihrem Vorteil zu benutzen, um den Preis zu drücken. Aus den Händen des Aufkäufers geht der Wein schon zu bedeutend teuererem Preise an den Zwischenhändler, der ebenfalls gewöhnlich Jude ist, und dann wandert er noch durch 5 bis 6 Hände, bevor er an den Konsumenten gelangt. Da bei jedem Weiterverkauf der Preis sich steigert, ist der Wein schließlich so teuer geworden, daß man ihn als Krymwein nicht mehr verkaufen kann. Da werden denn ausländische Etiketten auf die Flaschen geklebt und der Wein als importierter verkauft. Die sämtlichen Zwischenhändler verdienen bei diesem Handel oft mehr als 200 Prozent. Selbstverständlich werden dazu nur die besten einheimischen Sorten gewählt, und als Krymwein kommt in Petersburg und Moskau nur die schlechteste Sorte auf den Markt, und auch diese bedeutend verteuert, da der schlechteste Wein in der Krym 1 bis 1$^1/_2$ Rubel per Wedro von 10 Stof (= 16 Flaschen) kostet, in den beiden Residenzen der Wedro aber mit 3 bis 5 Rubel bezahlt werden muß, trotzdem die Transportkosten höchstens 1 Rubel betragen. Ein solches Gebahren schadet aber der einheimischen Weinkultur noch mehr als die Reblaus, da der in der Mehrzahl seiner Sorten vorzügliche Krymwein durch die schlechten Sorten, die ihn allein auf dem Markt repräsentieren, diskreditiert wird und immer mehr sein altes Renommee verliert. Fürst Woronzoff hat mit großem Kapital dem russischen Wein zu der ihm gebührenden Beachtung zu verhelfen und seinen Absatz zu fördern gesucht, aber gegenüber der geschlossenen Phalanx der Zwischenhändler ohne Erfolg; vor kurzem sollen sich zwei reiche Kaufleute assoziiert haben, um gemeinsam für die Verbreitung des russischen Weines zu wirken, aber solche Bestrebungen Einzelner, so lobenswert sie sind und mit Dank anerkannt werden müssen, werden doch keine durchgreifende Änderung der Lage hervorzubringen imstande sein. Große Handelsgesellschaften, welche über genügendes Kapital verfügen, um schon den Most in großen Massen bei den Produzenten aufzukaufen und ihm in großen Gähr- und Lagerkellern eine sorgfältige Behandlung zu teil werden zu lassen, dürften das einzige Mittel sein, den Wein pflanzenden Landwirt aus den Händen der Juden zu retten, ihm bessere Bezahlung für

seine Arbeit zu verschaffen und dennoch einen Wein auf den Markt zu bringen, der in Güte und Billigkeit die Konkurrenz mit den importierten Weinen bestehen kann.

Am Südufer der Krym selbst sind Weintrauben ziemlich teuer. Man erzählt, daß die ersten Touristen, reiche Leute, welche die Krym noch vor Eröffnung der Eisenbahn bereisten, durch die Preise, die sie anstandslos für alles zahlten, die Tataren verwöhnt haben. Thatsache ist, daß das Leben am Südufer sehr teuer ist, der Badegast alle Lebensmittel förmlich mit Gold aufwiegen muß. Das Pfund Trauben kostet 20 Kopeken, ein in Anbetracht der riesigen Mengen Trauben, welche hier von Kranken sowohl als von Gesunden täglich ver-



Ansicht von Balaklawa.

zehrt werden, ziemlich hoher Preis. Die Kranken, welche hier die Traubenkur durchmachen, verzehren durchschnittlich 8 Pfund täglich, doch es giebt auch welche, die es bis zu 20 Pfund täglich bringen. Die Trauben müssen während eines Spazierganges genossen werden, weshalb jeder Kurgast sein Quantum in einem Netz mit sich trägt. Der Traubengenuß wird empfohlen als Mittel gegen Nerven- und Herzkrankheiten, Hämorrhoiden und Leberleiden. Um zu sehen, wie die Kur wirkt, muß man die Krym im Herbst besuchen: da trifft man in allen Badeorten frische blühende Gesichter und hört überall das Lob der Krymschen Trauben singen — man erfährt dann allerdings nicht, wie viele Kranke schon im Frühjahr hier gestorben sind, da sie den Wechsel des Klimas nicht vertragen konnten . . .

Wir haben den Leser bereits mit einem Badeort, in welchem die Traubenkur eine große Rolle spielt — mit Feodosia — bekannt gemacht; ein anderer, zur Traubenkur von Kranken zahlreich besuchter Platz der Südküste ist Aluschta, aber leider müssen wir auch hier dasselbe rügen, was wir als Schattenseiten des Badelebens in Feodosia hervorgehoben haben: die zum Auskleiden bestimmten Badekammern sind so primitiv wie möglich, über spitzes Felsgestein muß der Kranke von ihnen aus zu der Stelle wandern, die als Badeplatz dient, und in dem nach Knoblauch duftenden Gasthause, das einem Juden gehört, vermißt man jeglichen Comfort. Und doch ist Aluschta ein so reizend schöner Platz, daß jeder Aufwand für Errichtung eines anständigen Hotels und Verbesserung der Badeeinrichtungen sich rasch tausendfach durch den gesteigerten Fremdenzufluß bezahlt machen würde!

Als Kaiser Justinian im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Stadt Chersones (das heutige Sewastópol) und andere Plätze am Schwarzen Meer aufs neue mit Mauern umgeben und befestigen ließ, legte er auch am Südufer der Krym eine neue Festung an, welche den Namen Aluston erhielt. Dieses Aluston ist zweifellos das jetzige Aluschta. Noch sieht man auf einer Anhöhe am Flüßchen Ulu-Usen Ruinen gewaltiger Festungswerke, unter denen sich drei starke Türme befanden. Die Stadt, welche um die Citadelle herum entstand, muß im Mittelalter, nach den uns erhaltenen Nachrichten zu schließen, sehr volkreich gewesen sein, denn sie war Bischofssitz, und zur Zeit der Genuesenherrschaft stand sie unter der Leitung eines Konsuls. Von der alten Herrlichkeit ist aber heute keine Spur mehr vorhanden; die Ruinen der byzantinischen und genuesischen Bauten waren für die späteren Bewohner dieser Gegend so verlockend, daß sie sich ihren Bedarf an Baumaterial für ihre Häuser aus ihnen holten — so lange es noch etwas zu holen gab.

So kommt denn auch am Südufer der Krym das alte Gesetz zur Geltung, daß wo viel Licht ist, auch viel Schatten vorhanden sein muß, aber dabei ist es doch im großen und ganzen — nicht schlimmer als anderswo. Wir wollen damit selbstverständlich keinen Vergleich zwischen Deutschland und der Krym ziehen, sondern nur darauf hinweisen, daß in vielen, sehr vielen, von der Natur noch freigebiger als die Krym ausgestatteten Gegenden Westeuropas Verhältnisse herrschen, die, wenn man gerecht sein will, mit derselben Elle gemessen werden müssen wie jene in der Krym, die aber doch ganz anders beurteilt werden — Rußland genießt nun einmal das traurige Vorrecht, daß ihm alle seine Schulden mit doppelter Kreide angeschrieben werden. In „Russisch-Italien“ muß man aber den dem hellen Licht entsprechenden tiefen Schatten ebenso mit in den Kauf nehmen wie auf der illyrischen, iberischen oder apeninischen Halbinsel. Und daß es hier an geradezu blendendem Licht nicht fehlt, davon mag sich der Leser überzeugen, indem er uns nun, bevor wir ihn über das Gebirge nach den einförmigeren Gegenden der Krym und dann weiter hinaus in die Steppe führen, nochmals die ganze Strecke von Jalta nach Westen zurück begleitet, nochmals all die hier in verschwenderischer Fülle vorhandenen Naturschönheiten an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt und schließlich mit uns Schloß Alupka besucht, eine der herrlichsten Perlen in dem Prachtgewande der Krym (siehe Seite 300).

Als Graf Michael Woronzoff, nach der Rückkehr aus dem französischen Kriege zum Generalgouverneur Neurußlands ernannt, die Krym bereiste, war er entzückt von den landschaftlichen Reizen der Südküste und beschloß dort ein Schloß zu erbauen. Im Jahre 1825 wurde der Bau, nachdem der Graf von den hier lebenden Tataren den nötigen Grund und Boden erworben, nach den Plänen des englischen Architekten Blore durch aus England verschriebene Baumeister und Arbeiter begonnen und in verhältnismäßig kurzer Zeit vollendet. Die langgestreckte Front dem Meere zugekehrt, zu dem eine breite Freitreppe herabführt, erhebt sich das ganz aus Krymschem Granit erbaute, mit seinen Türmen und Kuppeln und dem hohen Portal an indische Vorbilder erinnernde Schloß auf sanft abfallendem Hügelrücken inmitten eines fast unübersehbaren Haines von Cypressen, Lorbeer-, Granat- und Ölbäumen, Magnolien und Myrten, zwischen denen als Sendboten des fernen Nordens auch Gruppen schlanker Tannen und andere nordische Bäume vertreten sind. Von dem flachen Dach des Schlosses, welches auf der dem Meere zugekehrten Seite mit einer zierlichen Balustrade versehen ist, genießt man eine entzückende Aussicht. Hinter uns steigen über einem Meer von Grün aller Schattierungen die schroffen, kahlen Höhen des Jaila auf, zu unserer Rechten die gewaltigen Felsmassen des Ai-Petri bis zum Meeresufer vorschiebend, vor uns aber breitet sich das klar durchsichtige Meer aus, über welches die weißen Segel der Schifferboote Möven gleich dahinschweben — eine im Sonnenglanz flimmernde und glitzernde Spiegelfläche,

die am fernen Horizont mit dem Blau des Himmels in eins verschwimmt. Mit verschwenderischer, üppiger Pracht ist das Innere des Schlosses ausgestattet, wo gegen 200 Zimmer zur Aufnahme von Gästen bereit stehen und aller Comfort des Westens sich mit dem üppigen Raffinement des Orients vereint. Die Erhaltung des Schlosses und des dasselbe umgebenden Parkes soll einen jährlichen Aufwand von nahezu 100000 Rubeln verursachen — um so mehr muß man staunen, daß der Erbe all dieser Herrlichkeiten Alupka nur selten besucht und dasselbe schon Jahre lang wie Dornröschens Zauberschloß still und verlassen inmitten der herrlichen Pflanzungen lag.

Seinen Namen Alupka soll das Schloß nach einer alten Burg Alupka-Isaur erhalten haben, welche einst die Gegend beherrschte und deren Ruinen man heute noch eine halbe Stunde vom Schloß entfernt auf einem steilen Felsen bemerkt. Mächtige Fichten sind aus den Trümmern emporgewachsen, und den Gipfel des Felsens, von dem einst der Halbmond herabblinkte, ziert jetzt des Kreuzes Zeichen. Solche Burgen gab es zur Zeit der Herrschaft der Genuesen eine Menge an der Südküste, und auch die Tataren unterhielten dort befestigte Plätze; jetzt ist die Südküste in militärischer Beziehung von keiner Bedeutung mehr, die großen Waffenplätze, welche die neuere Zeit hier geschaffen, liegen jenseits der Berge am westlichen Ufer, auf jenem Boden, der in den fünfziger Jahren der Schauplatz des erbitterten Ringens des russischen Volkes mit den Heeren Frankreichs und Englands und ihrer Verbündeten war. Das Flüßchen Alma, das im Jaila, nicht weit von Aluschta entspringt, begrenzt gegen Norden das Gefilde der Schlachten des Krymkrieges; im Westen und Süden schließt es das Meer, im Osten der Jaila ein. Dort liegt verborgen in tiefer Bucht Balaklawa, und um Kap Chersones herum gelangen wir nach Sewastópol und zu den blutgetränkten Höhen von Inkjerman. Die anmutigen Uferlandschaften, durch die wir bisher gewandert, sind verschwunden; hohe kahle Felsen, schroff und steil zum Wasser abfallend, sind an ihre Stelle getreten. Gigantischen Wächtern gleich stehen die Felsen am Eingang der Bucht von Balaklawa, und als wollten sie dem Meer den Weg versperren, dringen sie wiederholt von beiden Ufern aus weit in die Flut hinein vor, so daß diese nur in mehreren Windungen sich eine enge Bahn durch die Felsenbarre brechen kann, bis endlich in der eigentlichen Bucht, die wie ein Landsee so still und ruhig daliegt, ihr ferneres Vordringen eine unüberwindliche Schranke findet. Wenn auch draußen auf dem Meer die heftigsten Stürme toben, ist doch in der Bucht der Wasserspiegel glatt und eben; man ahnt hier nicht, daß man Meeresflut vor sich hat, und man sieht das Meer auch nicht, die Felsen entziehen es völlig unserem Blick. Rings um den Wasserspiegel steigen unmittelbar aus demselben die starren Wände empor, und nur an einer Stelle treten sie ein wenig zurück — an der Stelle, welche jetzt das Städtchen Balaklawa einnimmt.

Während des Krymkrieges war die sonst so stille Bucht sehr belebt. Die ganze englische Flotte lag hier, die Engländer hatten große Hafenbauten ausgeführt, Magazine errichtet, Verschanzungen aufgeworfen — von alledem sind jetzt nur Ruinen vorhanden und Balaklawa selbst ist ein sehr stilles Städtchen. Die auf dem Schwarzen Meer verkehrenden Dampfer halten hier nicht, und seitdem die Poststraße, welche früher von Sewastópol aus in das Baidarthal führte, aufgelassen worden, ist Balaklawa inmitten seiner herrlichen Alpennatur völlig vereinsamt und verschollen. In 131 steinernen und 31 hölzernen Häusern wohnen etwa 800 Menschen, von denen die Mehrzahl sich mit dem Fischfang beschäftigt, der hier ungemein ergiebig ist. Die günstigste Zeit für den Fischfang ist der Winter; dann werden Meeräschen, Seebarben und Anchovis in großen Massen gefangen.

Im Jahre 1859 kamen eines Tages Anchovis, von Delphinen verfolgt, in solchen Massen in die Bucht, daß sie dieselbe fast ganz ausfüllten. Millionen Fische fanden in dem Gedränge den Tod, und da unter den warmen Strahlen der Sonne des Südens die Verwesung rasch eintrat, wurde die Luft in der Umgebung der Bucht so verpestet, daß kein Mensch sich dort aufhalten konnte. Ganze Wagenladungen faulender Fische wurden als Dünger auf die Felder gefahren oder verscharrt, aber der üble Geruch war noch ein ganzes Jahr lang aus der Bucht nicht zu vertreiben. Eine ähnliche Invasion von Anchovis, wenn auch nicht in solchen Massen, sah die Bucht im Jahre 1867.

Die Fischer in Balaklawa sind sämtlich Griechen. In dem Türkenkrieg der Jahre 1768 bis 1774 hatten sowohl im Heere als in der Marine viele Griechen unter dem Oberbefehl des Grafen Orloff-Tschemenski auf Seite der Russen gekämpft. Nach beendigtem Kriege lud die russische Regierung sie ein, mit Bei-

behaltung ihrer militärischen Grade in russische Dienste zu treten, und die Mehrzahl nahm dieses Anerbieten an. Die Griechen wurden nach Balaklawa und den umliegenden Dörfern Kadikö, Auta, Kamara, Aleu u. s. w. geschickt und aus ihnen eine griechische Legion gebildet, welche ebenso organisiert wurde wie die irregulären russischen Truppen. Für das ihnen überlassene Land mußten sie 40 Jahre lang Waffendienst verrichten, durften aber in ihrer freien Zeit sich mit Handel oder Fischfang beschäftigen. Die militärische Organisation der Kolonie hinderte diese jedoch, erfolgreich mit den anderen Häfen zu konkurrieren, und der Handel blieb immer unbedeutend. Am 15. November 1859 wurde die Legion aufgelöst und ihren Angehörigen gestattet, eine beliebige Beschäftigung zu wählen; die wohlhabenderen übersiedelten nach größeren Städten und zurück blieben nur jene, die sich mit dem Fischfang beschäftigten, dem einzigen hier möglichen Erwerbszweig, da der steinige Boden Ackerbau nicht gestattet. Seitdem ist Balaklawa eine der sogenannten bezirkslosen Städte (saschtátny gorod); neue Ansiedler, denen früher die Niederlassung gar nicht gestattet war, kommen nicht her, und so bleibt denn Balaklawa trotz seiner 3 großen Kirchen mit 2 Uhrtürmen und trotz seiner Steingebäude nur ein großes Fischerdorf.

Die ältesten Nachrichten über die Bucht von Balaklawa reichen bis in die graue Vorzeit zurück. Viele wollen in ihr den von Homer in der Odyssee geschilderten Hafen der Lästrygonen (d. i. Piraten) erkennen, und thatsächlich hat seine Beschreibung desselben große Ähnlichkeit mit der Bucht von Balaklawa. Über die Entstehung des Namens Balaklawa sind die Meinungen verschieden; die wahrscheinlichste ist jene, welche schon M. Bronjewski, der zweimal als Gesandter Bathorys den Hof des Tatarenkhans besuchte, in seiner Tartariae Discriptio (Köln 1596) vorbringt: daß der Name des Ortes von dem türkischen Worte balik (Fisch) stamme, für welche Deutung sowohl der Fischreichtum der Bucht als auch die gleiche Benennung anderer Orte spricht, an denen Türken oder Tataren dem Fischfang oblagen.

Von Balaklawa aus führen mehrere Wege auf das 200 bis 300 Fuß über dem Meere gelegene, $1^{3}/_{4}$ □Meilen große Plateau an der Südseite Sewastópols, wo die Verbündeten nach der Schlacht an der Alma ihr Lager aufschlugen. Da sieht man den ganzen Meerbusen vor sich, der sich über eine Meile weit ins Land erstreckt, und die Bucht Karabelnaja, wo das Wasser so tief ist, daß die größten Kriegsschiffe ganz nahe an die Küste heransegeln können. Die Stille des Todes lagert über dieser Landschaft . . . das weite Meer, kahles Gestein, hie und da blinkende Grabsteine und Denkmäler der Opfer des Krymkrieges, und tief unten die Festungswerke mit der stillen Stadt, das ist das Bild, das man hier vor sich erblickt.

In der Bucht, in welcher Sewastópol liegt, entstand schon 500 Jahre vor Christus eine griechische Kolonie, die Stadt Chersones, und der hier befindliche Dianentempel erfreute sich großen Ansehens. Die Ruinen dieser Stadt sieht man noch in der Nähe Sewastópols (siehe Seite 324). Für die Russen, welche es Korsun nannten, hat Chersones dadurch große Bedeutung erlangt, daß hier der Großfürst Wladjimir sich taufen ließ. Die Tataren, welche später in der Krym herrschten, gründeten in der Bucht von Sewastópol ebenfalls eine Niederlassung, Achtiara, welches aber keine Bedeutung erlangte und ein ärmliches Dorf blieb. Als die Russen im Jahre 1783 der Tatarenherrschaft ein Ende machten, erkannten sie alsbald die hohe Wichtigkeit der Bucht und gründeten hier eine Stadt, der sie den griechischen Namen Sewastópol (erhabene Stadt) gaben. Die Tatarenhäuser verschwanden und große Kasernen, Magazine und Schiffswerften entstanden an ihrer Stelle. Schon unter Katharina II. hatte Rußland im Schwarzen Meer drei Linienschiffe, 12 Fregatten und 25 kleinere Schiffe; im Jahre 1804 wurde Sewastópol zum Ankerplatz der Schwarzen Meer-Flotte bestimmt, und seitdem gewann es rasch immer mehr an Bedeutung als Kriegshafen, während zugleich auch die Flotte unter der Leitung der Admirals Lasarew sowohl durch Zahl und Ausrüstung der Schiffe als auch durch die Tüchtigkeit ihrer Offiziere und Mannschaften sich rasch eine Achtung gebietende Stellung errang. Als Rußlands bedeutendster Kriegshafen im Schwarzen Meer erhielt die Festung riesige Vorräte an Kriegsmaterial aller Art sowohl für die Flotte als für das Landheer, und ihre Befestigungen wurden bedeutend verstärkt. Die Stadt selbst gedieh unter dem Schutz der Kanonen vortrefflich; man zählte in Sewastópol gegen 2000, meist steinerne Häuser mit einer Bevölkerung von 40 000 Seelen, als sich plötzlich jenes unheilschwangere Gewitter am politischen Himmel zusammenzog, welches die schöne Stadt in einen Trümmerhaufen verwandeln und auch der in ihrem Hafen liegenden stattlichen Flotte den Untergang bereiten sollte.



Simferopol und die Straße über den Jaila-Dagh.



Die fast elf Monate dauernde Belagerung Sewastópols, bei der sich die russische Armee und Marine, obwohl unterliegend, doch mit unsterblichem Ruhm bedeckten, ist ein würdiges Seitenstück zu der heroischen Zerstörung Moskaus im Jahre 1812, und sie ist für den russischen Volkscharakter so kennzeichnend, daß wir nicht umhin können, einen Augenblick bei ihrer Beschreibung zu verweilen.

Die Veranlassung zum Krymkrieg ist bekannt. Zwischen griechisch- und römisch-katholischen Mönchen in Jerusalem herrschte seit langer Zeit Streit über die Ausübung gewisser Rechte an den heiligen Stätten. Die römischen Mönche sahen auch mit wachsendem Neid, daß die Einnahmen, welche den griechischen Mönchen der Pilgerbesuch einbrachte, bedeutend größer waren als die ihren. Sie fanden für ihre Beschwerden bei dem Präsidenten der französischen Republik williges Gehör, da für diesen die Freundschaft der römischen Geistlichkeit großen Wert hatte, und auf Napoleons Veranlassung ernannte der Sultan eine gemischte Kommission, welche den Streit entscheiden sollte. Rußland aber, welches stets alles, was am Bosporus vorging, mit aufmerksamen Blicken verfolgte, verlangte energisch die unveränderte Aufrechterhaltung des status quo, und nun begann ein fast endloses Lavieren und Nachgeben nach rechts und links seitens der Pforte, welche durch jede Konzession an Rußland Napoleon in Harnisch brachte, zu dessen Beruhigung auch den Römisch-Katholischen neue Zugeständnisse machen mußte, und dadurch wieder in Konflikt mit Rußland geriet. So standen die Dinge, als am 28. Februar 1853 der Admiral Fürst Mentschikoff als außerordentlicher Gesandter Rußlands am Bosporus erschien. Bevor er sich in Odessa eingeschifft, hatte er dort in ostentativer Weise die 27 Schiffe zählende Flotte inspiziert und eine Revue über 30000 Mann Landungstruppen abgehalten. Als er am 4. März in einer Audienz beim Großvezier — Fama behauptet, er sei im Überrock und mit schmutzigen Stiefeln vor ihm erschienen — mit schneidiger Entschiedenheit auftrat und die sofortige Absetzung Fuad Paschas, des Ministers des Äußern, der sich mehrere Wortbrüchigkeiten habe zu schulden kommen lassen, verlangte, gab der Sultan eingeschüchtert nach und übergab das Portefeuille Rifaat Pascha, ersuchte aber gleichzeitig Frankreich und England, ihre Flotten in die Nähe Konstantinopels zu senden; doch erst im Juni ankerten eine englische und eine französische Flotte in der Besika-Bai, unmittelbar bei den Dardanellen. Inzwischen war Fürst Mentschikoff am Bosporus nicht müßig gewesen. Als die Türkei die Forderung, eine Konvention mit Rußland abzuschließen, durch welche sie den status quo der griechischen Christen garantierte, ablehnte, weil sie dadurch Rußland als Schutzherrn der zehn Millionen griechischer Christen in ihrem Reiche anzuerkennen fürchtete, stellte Fürst Mentschikoff am 6. Mai ein Ultimatum, und als dieses bis zum 10. Mai unbeantwortet blieb, ein Ultimatissimum von vierundzwanzig Stunden, und da der neue Minister des Auswärtigen, Redschid Pascha standhaft blieb, reiste er am 21. Mai mit dem ganzen Gesandtschaftspersonal ab. Der Krieg zwischen Rußland und der Türkei war unvermeidlich geworden.

Am 2. Juni gingen 40000 Russen unter dem Oberbefehl des Fürsten Gortschakoff über den Prut, um die Donaufürstentümer zu besetzen. Rußland wollte sie als ein Pfand für die Wahrung seiner und der griechischen Christen Rechte in Besitz nehmen, dabei auf dem § 7 des Friedensvertrages von Kainardschi fußend, der ihm selbstverständlich das Recht einräume, darüber zu wachen, ob der christlichen Religion auch wirklich der ihr vertragsmäßig zugesicherte Schutz gewährt werde. Die Pforte zögerte, durch die Diplomatie eingeschüchtert, lange mit der Kriegserklärung, bis endlich der steigende Unwille der mohamedanischen Bevölkerung den Sultan zwang, eine Entscheidung herbeizuführen. Am 4. Oktober wurde Rußland der Krieg erklärt, und Anfang November begannen die Feindseligkeiten mit dem mißglückten Angriff der Russen auf Oltenitza, der in ganz Europa unermeßlichen Jubel hervorrief. Doch der Jubel verstummte nur zu bald vor der Nachricht von der völligen Vernichtung der türkischen Flotte. Durch einen dichten Nebel begünstigt, überfiel der russische Admiral Nachimoff die aus 7 Fregatten, 3 Korvetten, 3 Dampfschiffen und 3 Transportschiffen mit 450 Kanonen und 6000 Mann Besatzung bestehende türkische Flotte im Hafen von Sinope und vernichtete sie in drei Stunden vollständig. Weniger glücklich waren die Russen an der Donau. Die Festung Silistria widerstand einer neununddreißigtägigen Belagerung, während welcher der kommandierende russische General Schilders fiel und Fürst Paskewitsch, der Oberfeldherr, der nach ihm die Leitung der Belagerung übernahm, verwundet wurde. Als Rußland die Forderung der Westmächte, die Donaufürstentümer zu räumen, entschieden ablehnte, erklärten ihm England und Frankreich den Krieg und 50000 Engländer und Franzosen landeten bei Varna, um die Russen

aus dem Lande zu vertreiben. Ehe sie ankamen, war jedoch der Krieg an der Donau schon entschieden; er war entschieden nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern durch die drohende Haltung Österreichs, welches am 14. Juni mit der Türkei einen Vertrag zum Schutze der Fürstentümer schloß und an Rußland eine Note richtete mit der Aufforderung, das Land unverzüglich zu räumen. Kaiser Nikolaus, der auf den Dank des Hauses Habsburg für die im Jahre 1849 in Ungarn geleistete Hilfe gerechnet hatte, sah sich bitter enttäuscht, und um zu verhindern, daß seine Truppen durch Einmarsch der Österreicher vom Norden her von Rußland abgeschnitten würden, mußte er der Donauarmee den Befehl zum Rückzug geben.

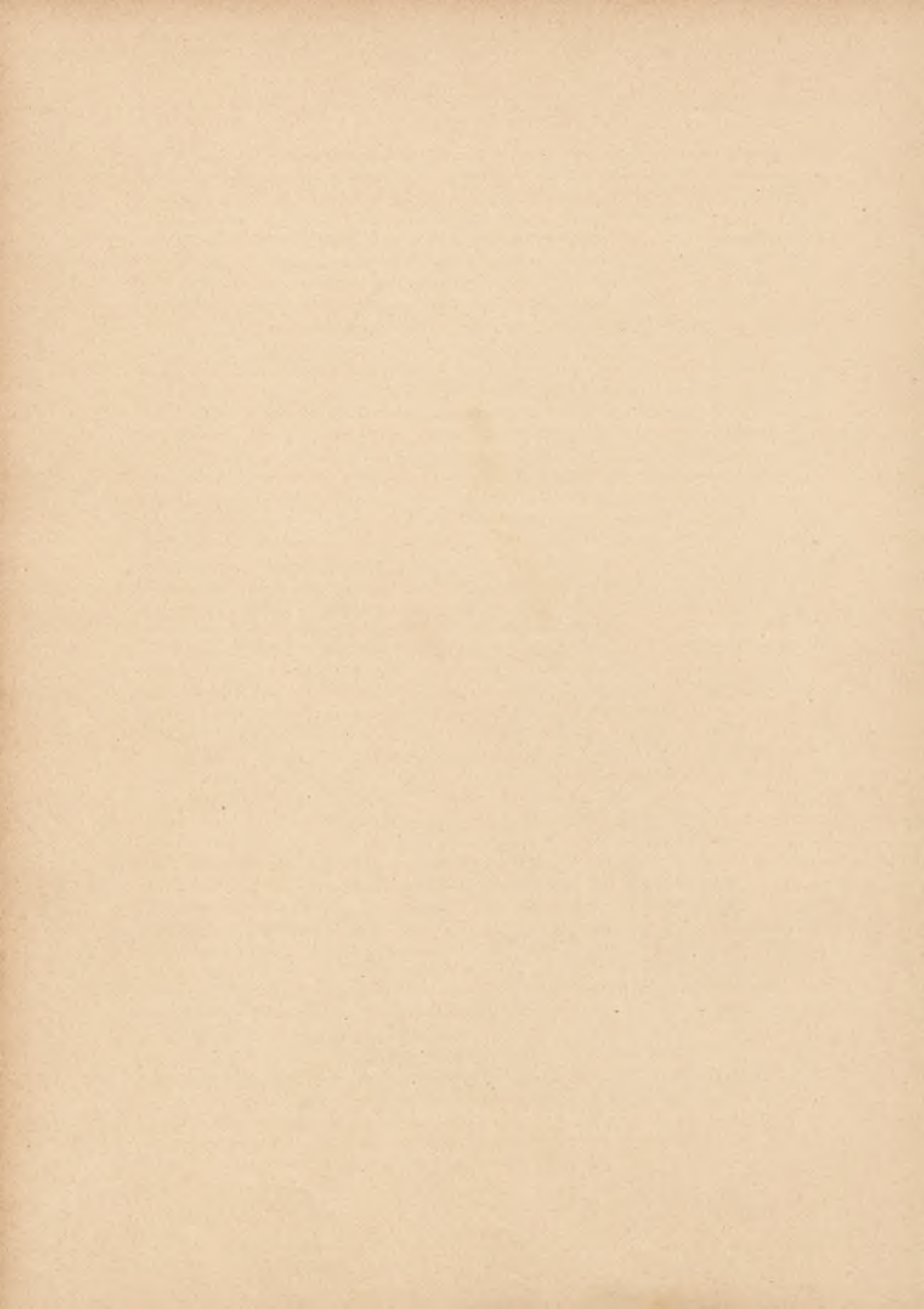
Die Verbündeten waren nicht einig darüber, wo sie Rußland angreifen sollten; endlich entschied man sich für einen Angriff auf Sewastópol, wo die russische Flotte lag und unermeßliche Kriegsvorräte angehäuft worden waren, doch kam der September heran, bevor die vereinigten Flotten nach der Krym absegelten. Wenig Feldzüge sind so leichtsinnig unternommen worden wie dieser: man glaubte das feste Sewastópol durch einen Handstreich nehmen zu können, und der Kommandant der französischen Expedition, Marschall Saint-Arnaud, sprach in einer Proklamation an die Armee von der Einnahme Sewastópols wie von einer bereits vollzogenen Thatsache. Die Enttäuschung blieb nicht lange aus. Fürst Mentschikoff, der russische Oberbefehlshaber, störte die Landung der Verbündeten nicht; er erwartete ihren Angriff in einer stark befestigten Stellung an der Alma, die er so lange halten zu können glaubte, bis Verstärkungen ankamen, denn zur Zeit der Landung hatte er nur 40 000 Mann zur Verfügung. Von französischen Zuaven, die wie Ziegen die steilen Felsen hinankletterten, unerwartet in Flanke und Rücken bedroht, mußte aber Fürst Mentschikoff nach hartnäckigem Widerstand seine Stellung räumen und sich hinter den Katschka-Fluß nach Bachtschi-Sarai zurückziehen, ohne daß die Verbündeten, denen Kavallerie fehlte, imstande waren, ihn zu verfolgen. Die Nachricht von diesem von den Verbündeten teuer erkauften „Siege" kam in überaus übertriebener Form nach Konstantinopel und von dort nach Paris. Es hieß, Fort Konstantin in Sewastópol sei genommen, 6 Kriegsschiffe vernichtet, 18 000 Russen gefallen und 20 000 gefangen. Ganz Frankreich schwelgte in Siegesjubel. Fürst Mentschikoff aber traf indessen ruhig und besonnen Anstalten zur Verteidigung der ihm anvertrauten Festung: der Hafen wurde durch Versenken von fünf Linienschiffen und zwei Fregatten versperrt, und der Fürst selbst begab sich nach Perekop, wo sich eine Entsatzarmee sammelte, deren Führung er übernahm. Die Verbündeten hatten indessen einen Flankenmarsch ausgeführt und auf dem oben erwähnten Plateau im Süden Sewastópols Stellung genommen, da man einen Angriff von der Südseite für am leichtesten durchführbar hielt.

In dem damals von den Verbündeten besetzten Terrain liegt das Georgskloster, welches an der Stelle erbaut sein soll, wo früher der Tempel der blutigen Göttin, der jungfräulichen taurischen Diana stand. Um das Jahr 890 nach Christus soll auf dem Felsen, auf welchem jetzt das Kloster sich befindet, der heilige Georg während eines heftigen Sturmes griechischen Schiffern erschienen sein, die bereits ihren Untergang an der felsigen Küste für unvermeidlich hielten; der Heilige besänftigte die erregte Flut, und die durch ihn geretteten Schiffer erbauten ihm zu Ehren auf dem Felsen eine Kirche, bei welcher sich bald Mönche niederließen. In der Klosterkirche wird ein Bild gezeigt, welches den seine Söhne segnenden Noah darstellt und laut einer Inschrift am 15. Mai 1081 (?) von dem Maler vollendet wurde. Das Kloster mag immerhin sehr alt sein, wenn auch die freundlichen, weißgetünchten Gebäude, welche seine Mauern umschließen, erst in neuerer Zeit entstanden sind. Die Mönche verließen ihr Kloster während des Krieges nicht, und die bei ihnen einquartierten feindlichen Truppen störten sie auch nicht in ihrem Gottesdienst und ihren religiösen Übungen, aber die Drangsale eines Krieges sind deshalb dem Kloster nicht erspart geblieben, dessen Besitz arg verwüstet wurde. Ein ganzes Jahr währte die Einquartierung, denn Sewastópol widerstand länger als die Welt, durch die ersten Siegesbulletins irregeführt, erwartet hatte.

Am 17. Oktober 1854 begann die Beschießung der Festung und dauerte mit kurzer Unterbrechung acht Tage, jedoch ohne einen Erfolg, da die Russen mit unermüdlicher Ausdauer stets in der Nacht die beschädigten Werke wieder ausbesserten. Am 25. ging Fürst Mentschikoff zur Offensive über und trieb die Türken und Engländer aus ihren Verschanzungen bei Balaklawa, wobei ein englisches Husarenregiment, das einen tollkühnen Angriff gegen russische Batterieen ausführte, fast ganz aufgerieben wurde. Diesem nur zur Rekognoscierung der feindlichen Stellungen unternommenen Angriff folgte am 5. November ein heftigerer



Denkmal der gefallenen Russen in Sewastópol.



Vorstoß Mentschikoffs, der bei Nacht, durch Regen und Nebel begünstigt, die Engländer bei Inkjerman überfiel. Nur dem Umstand, daß der russische General Soimonoff einen ihm erteilten Befehl mißverstand, verdankten die Engländer ihre Rettung: der General, der vom linken Rand der Schlucht Kilen-Balka aus in den Kampf eingreifen sollte, rückte auf der rechten Seite der Schlucht vor — ein Irrtum, der sicher vermieden worden wäre, wenn man statt „links" und „rechts" die Bezeichnung „östlich" und „westlich" gewählt hätte, der aber hier den Russen verhängnisvoll wurde. Die überraschten Engländer konnten von ihrer Flanke die Truppen, welche General Soimonoff dem Plan des Oberfeldherrn nach hatte festhalten sollen, zur Verstärkung heranziehen und sich so lange halten, bis die Franzosen ihnen zu Hilfe kamen. Der mörderische Bajonettkampf, der acht Stunden lang in dem engen Felsenthal gewütet hatte, endete mit dem Rückzug der Russen, der in bewunderns- werter Ordnung ausgeführt wurde.

Der Berichterstatter der Londoner „Times", Herr A. Russell, schildert den Kampf in sehr anschaulicher Weise: „Etwas Mörderischeres als die Schlacht bei Inkjerman kann es nicht gegeben haben, seit der Krieg die Erde mit seinem Fluch heimgesucht hat. Wir glaubten stets, daß einem britischen Bajonettangriff nichts wider- stehen könne. Diesmal hatten wir selbst ganzen Massen russischer Infanterie Stand zu halten, die sich nur mit dem Bajonett auf uns stürzten und immer und immer wieder mit gesteigerter Erbitterung auf uns ein- drangen. Die Schlacht bei Inkjerman ist schwer zu beschreiben. Es war eine Reihe der schrecklichsten, kühnsten Thaten, ein blutiges Handgemenge, Zurückweichen, Zusammenstoßen, Ansturm und Kampf in Schluchten und Thälern, im Gebüsch, in Hohlwegen und abgelegenen Gruben . . . Von keinem Standpunkt aus konnte man auch nur einen kleinen Teil der Begebenheiten dieses ereignisreichen Tages genau beobachten, da der Nebel und der sprühende Regen das Schlachtfeld so verhüllten, daß man kaum auf wenige Ellen die Gegenstände vor sich unterscheiden konnte . . . So nahe waren sich die Gegner, daß nach einmaligem Abfeuern des Gewehres keine Zeit zum Wiederladen war; man stürzte mit dem Bajonett auf einander los oder schlug den Feind mit dem Kolben nieder. So oft die Russen zurückgeworfen wurden, ließen sie Hügel von Toten zurück, aber immer wieder gingen sie über die Leichen ihrer Kameraden zu neuem Angriff vor . . ."

Die Spuren des heißen Kampfes sind in Inkjerman heute noch nicht völlig verwischt. Wenn man mit der Eisenbahn nach langer Fahrt durch kahles Gebirge, vorbei an tiefen Schluchten und Abgründen, und durch einen Tunnel endlich Inkjerman erreicht, gewährt diese Gegend keinen unfreundlichen Anblick, aber im Kloster droben zeigt man noch die Verwüstungen, welche die in dasselbe gefallenen Geschosse angerichtet haben. Die Trümmer, welche man auf der Höhe des Felsens gewahrt, stammen jedoch aus viel älterer Zeit: sie sind die Überreste einer Festung, von der noch gut erhaltene Ruinen, Türme, Brücken und Wälle vorhanden waren, als die Russen sich der Krym bemächtigten. Der Name Inkjerman ist türkischen Ursprungs und bedeutet eine Höhlenfestung. Die großen Höhlen, welche man da erblickt, dienten der Besatzung der Festung als Kasernen; später wurden einzelne in Kirchen verwandelt.

Die Bewohner der Südufer der Krym wurden sehr bald zum Christentum bekehrt. Schon um das Jahr 94 nach Christus fand der Bischof Klemens, ein Schüler des Apostels Petrus, in Inkjerman gegen 2000 Christen, und im Laufe der nächsten zehn Jahre bekehrte er noch sehr viele zum Christentum und gründete in der Krym 75 Kirchen. Unter den älteren Kirchen der Krym findet man noch sehr viele, als deren Gründer der heilige Klemens genannt wird; auch eine Höhlenkapelle in Inkjerman soll von ihm gegründet worden sein, und die ganze Anlage und innere Einrichtung derselben deutet auch auf ein hohes Alter hin. Die Eisenbahnschienen laufen unmittelbar unter einem Kirchlein vorbei, das vor der gähnenden Öffnung einer großen Höhle erbaut ist. Auf der dem Schienengeleise zugekehrten Seite ziert das Kirchlein ein kleiner Balkon, von dem aus man eine herrliche Aussicht auf den Hafen und die umliegenden Höhen genießt.

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder zum Krymkrieg zurück! Die mörderische Schlacht bei Inkjerman änderte die Lage vor Sewastopol nicht im geringsten; weder die Belagerer noch die Belagerten konnten sich eines errungenen Vorteils rühmen, aber den Russen kam nun ein Bundesgenosse zu Hilfe, der bisher noch allen auf russisches Gebiet gedrungenen feindlichen Heeren verderblich geworden war: der Winter. Die Verbündeten waren auf einen Winterfeldzug nicht vorbereitet und litten so sehr durch Krank- heiten aller Art, daß eine Zeit lang die Zahl der wirklich Kampffähigen vor Sewastopol nur etwa 6000 betrug,

bis mit neuem Truppennachschub aus der Heimat auch die Verpflegung eine bessere wurde. Jedoch auch die Lage der Russen war keine beneidenswerte: sie hatten in der Krym ein Heer von 120 000 Mann zu erhalten, und alle Bedürfnisse desselben mußten, da die Flotten der Verbündeten das Meer beherrschten, auf dem Landwege herbeigeschafft werden. Tausende von Fuhrwerken führten von Perekop her der Armee Proviant und Kriegsmaterial zu, aber auf den grundlosen, von Regengüssen durchweichten Wegen blieben oft große Proviantzüge stecken und ganze Truppenabteilungen gingen in Schneestürmen zu Grunde. Während im englischen Lager an Fleisch, Kaffee und Thee kein Mangel war, und Pelze und Winterzelte aus England in genügender Zahl gesandt wurden, lebte der russische Soldat nur von schwarzem Brot — nur zweimal in der Woche wurde ein halbes Pfund Fleisch geliefert — und Pelze und Zelte waren fast gar nicht vorhanden, der Soldat



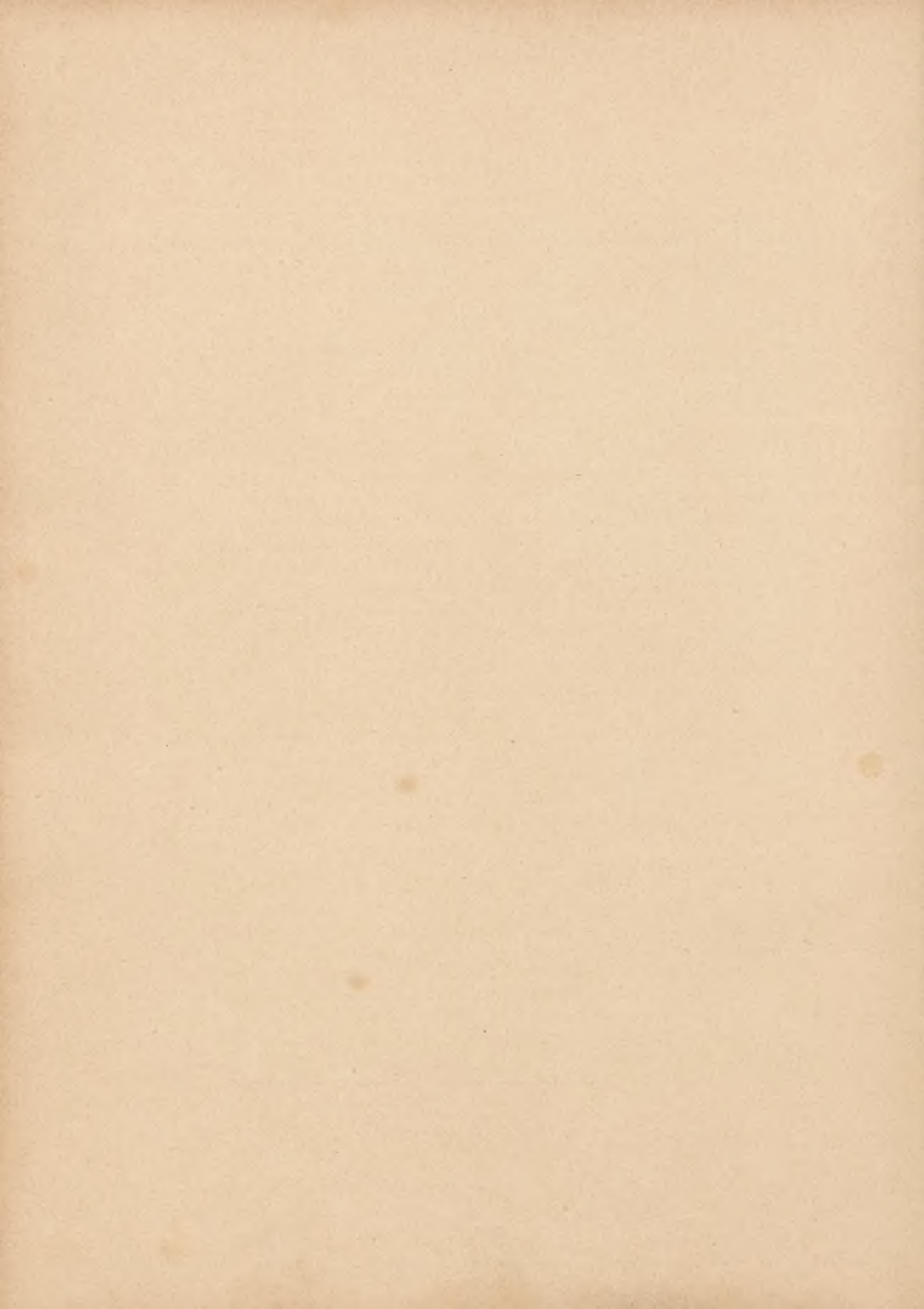
Ruinen des taurischen Chersones.

war, wenn er nicht einquartiert wurde, gezwungen, unter freiem Himmel beim Lagerfeuer zu übernachten. In Sewastopol war der Dienst ein aufreibender; bis Ende November hatte der Feind schon 600 000 Kanonenkugeln in die Festung geworfen, und die ganze Nacht hindurch mußte die Besatzung thätig sein, den durch das Bombardement während des Tages angerichteten Schaden wieder auszubessern.

Indessen bemühte sich die Diplomatie, einen Ausgleich auf friedlichem Wege herbeizuführen, doch die Bedingungen, die man Rußland stellte, waren derart, daß sie einem niedergeworfenen, zu fernerem Widerstand völlig unfähigen Feinde wohl annehmbar erscheinen mochten, aber nicht dem mit noch ungeschwächter Kraft im Felde stehenden Rußland. Auch der am 2. März erfolgte Tod des Kaisers Nikolaus änderte die Lage nicht, denn sein Nachfolger Alexander II. war fest entschlossen, den Kampf fortzusetzen. An Stelle des Fürsten Mentschikoff, der aus Gesundheitsrücksichten das Kommando niederlegte, wurde Fürst Gortschakoff zum Ober-



Innere Ansicht des Denkmals der gefallenen Russen in Sewastópol.



befehlshaber in der Krym ernannt, und dieser unternahm gleich nach seiner Ankunft in der Nacht des 12. März mit 15 000 Mann einen Ausfall gegen die Approchen der Franzosen vor dem Malachoffturm — dem Schlüsselpunkt der Festung — bemächtigte sich derselben im ersten Ansturm, wurde aber nach einem erbitterten Kampf im Dunkeln, wobei mit Bajonett, Kolben und Messern gefochten wurde, nach Sewastopol zurückgetrieben. Wenige Tage später eröffneten die Verbündeten aus 500 Geschützen ein zehntägiges Bombardement und schleuderten gegen 260 000 Geschosse in die Festung — doch ohne den geringsten Erfolg.

Für die geringen Erfolge vor Sewastopol suchten sich die Verbündeten an anderen Stellen der Küste schadlos zu halten. Die Flotte fuhr gegen Kertsch und Jenikale, welche Orte besetzt wurden, nachdem die Russen die vorhandenen Geschütze vernagelt und sich zurückgezogen hatten. Die wohlhabenderen Einwohner waren den abziehenden Truppen gefolgt; nur das ärmere Volk und Tataren und Juden waren zurückgeblieben. Der Kommandant der Flotte versprach zwar den friedlichen Einwohnern Schonung ihres Eigentums, aber er hielt nicht Wort: sowohl Kertsch als Jenikale wurden geplündert, die Türken hausten in beiden Orten wie echte Barbaren, Frauen wurden geschändet, russische Kinder in Stücke zerschnitten. Das für die Geschichte der Krym so hochwichtige Museum in Kertsch wurde mit allen seinen Altertümern eine Beute der Plünderer, die unbefestigte Stadt Taganrog ohne alle zwingende Veranlassung niedergebrannt, über hundert Handelsschiffe in den Grund gebohrt. Die Engländer kannten keinen Unterschied zwischen Staats- und Privateigentum; ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, Rußland so viel Schaden als möglich zuzufügen.

Unter solchen Expeditionen verging das Frühjahr und ein Teil des Sommers. General Pelissier, der an Stelle Canroberts, des Nachfolgers des im Gefecht bei Balaklawa tödlich verwundeten Saint-Arnaud, das Kommando der französischen Armee erhalten hatte, gebot nun über ein Belagerungsheer von 110 000 Franzosen; dazu kamen noch 30 000 Engländer, 15 000 Sardinier und 60 000 Türken. Am 7. Juni errang endlich diese große Truppenmacht den ersten Erfolg gegen die Belagerten; die Vorwerke des Malachoffturmes, die sogenannten weißen Werke und der grüne Hügel, wurden mit einem Verlust von 3000 Mann erstürmt und 70 Geschütze nebst 500 Gefangenen fielen in die Hände der Sieger, doch ein voreilig am 18. Juni gegen den Malachoff unternommener Sturm mißlang trotz der glänzenden Bravour der Truppen und Offiziere infolge fehlerhafter Anordnungen und kostete den Verbündeten nach eigenen Angaben 5000 Mann. General Pelissier sah nun ein, daß der Malachoff ohne regelrechte Belagerung nicht zu nehmen sei, die Laufgräben wurden daher weiter geführt, neue Parallelen eröffnet, und unter beständigen Ausfällen der Russen rückten die Belagerer endlich bis auf 25 Meter Entfernung gegen den Malachoff heran. Die Stunde der Entscheidung kam immer näher. Fiel der Malachoff, so war die Festung nicht länger zu halten. Fürst Gortschakoff dachte daher beizeiten daran, sich den Rückzug zu sichern, und ließ über die 3000 Meter breite Bucht nach dem Fort Michael an der Nordseite eine Schiffbrücke schlagen. Mehr um die Waffenehre zu retten, als im Vertrauen auf einen Erfolg unternahm er dann am 16. August mit den 40 000 Mann seiner Feldarmee von deren stark befestigter Stellung zwischen Inkjerman und dem Baidarthal einen Angriff auf die Verschanzungen der Sardinier und Türken an der Tschernaja. Der unerwartete Vorstoß wäre wahrscheinlich gelungen, da das Kriegsglück den Russen anfangs hold war, doch General Read, welcher ihren rechten Flügel befehligte und zu früh, ohne Befehl dazu erhalten zu haben, den Feind angriff, vereitelte den sorgfältig vorbereiteten Plan. Read wurde nach der Tschernaja-Brücke zurückgedrängt, geriet dort in ein verheerendes Kreuzfeuer und fand selbst den Tod. Der Rückzug wurde trotzdem unter Leitung des sofort herbeigeeilten Gortschakoff in guter Ordnung bewerkstelligt und die Russen erwarteten vier Stunden lang auf den Mackenzie-Bergen den Angriff der Verbündeten, der jedoch nicht erfolgte.

Seit diesem mißglückten Angriff konnte das Schicksal Sewastopols für entschieden gelten. Endlich waren die Belagerer den Festungswerken so nahe, daß nun der Sturm beginnen konnte. Ein furchtbares Bombardement, das seines gleichen in der Weltgeschichte nicht hat, leitete ihn ein. Etwa 1500 Geschütze waren von beiden Seiten in Thätigkeit, die Stadt Sewastopol war bald nur ein einziges Flammenmeer, ein Pulvermagazin flog in die Luft, im Hafen verbrannten zwei Fregatten, die erschütterten Wälle vermochten dem Bombenhagel nicht mehr zu widerstehen, sie stürzten ein und begruben Geschütze und Kanoniere unter ihren Trümmern. „Am 17. August,“ so berichtete Fürst Gortschakoff an den Kaiser, „eröffnete der Feind auf der

Karabelnaja ein verstärktes Geschützfeuer, welches zwanzigmal 24 Stunden währte. Wir verloren während dieser Zeit am ersten Tage 1500 Mann, in den folgenden Tagen 1000, und vom 22. August bis zum 5. September täglich 500 bis 600 Mann." Um 12 Uhr Mittags am 8. September begann der Sturm, und unter dem Krachen auffliegender Minen wurde der Malachoff von den Franzosen erstiegen, dagegen mißlang der Sturm auf das große Redan und die Centralbastion. Die Engländer, die das erstere bereits genommen hatten, wurden wieder hinausgeworfen, und als sie zum zweiten Mal zum Sturm geführt wurden, blieben sie an der Brustwehr stehen und wagten nicht, weiter vorzudringen, weil sie die vorhandenen Minen fürchteten. Der fluchtartige Rückzug der Angriffskolonnen war eine grelle Illustration des kläglichen Zustandes der englischen Armee in der Krym.

Mit der Einnahme des Malachoff war die Südseite der Festung unhaltbar geworden, und der Rückzug der Russen nach den starken Werken auf der Nordseite begann — in musterhafter Ordnung, und ohne daß die Verbündeten aus Furcht vor Minen die Abziehenden verfolgten. Fürst Gortschakoff ließ zwar vor seinem Abzug alle noch von den Flammen unversehrten Stadtteile in Brand setzen und ließ auch viele Magazine und Festungswerke in die Luft sprengen, aber der Erfolg der Verbündeten war doch ein sehr großer. Die Krym war allerdings auch jetzt noch nicht erobert, auf der Nordseite Sewastópols, in Perekop und bei Simferopol standen die Russen in festen Stellungen und mit trotz der schweren Unfälle ungebrochenem Mut, jedoch sie hatten 4000 Kanonen, ihre Flotte, ihre Docks, ungeheure Vorräte aller Art verloren, so daß ihr Verlust wohl nicht zu hoch auf 80 Millionen Francs geschätzt wurde. Während des letzten Sturmes hatten bei Verteidigung der Festung 15 000 Mann und 281 Offiziere den Tod gefunden.

Der Kampf sollte vor Sewastópol nicht wieder aufgenommen werden. Die Festung, gegen welche 700 Geschütze während der Dauer der Belagerung 1 600 000 Geschosse geschleudert, hatte ihre Schuldigkeit gethan und ihr Rest sollte vor der Vernichtung bewahrt bleiben. Der glückliche Fortgang des Krieges in Asien und namentlich der Fall von Kars ermöglichten Kaiser Alexander, was seinem Vater nicht möglich gewesen: in Friedensverhandlungen einzutreten, ohne dadurch dem Ansehen Rußlands etwas zu vergeben. In der Krym hatte Rußland zwar schwere Verluste erlitten, aber die Siege auf der einen Seite glichen die Verluste auf der andern aus. Die Verbündeten dagegen, welche reichlich Gelegenheit gehabt, die zähe Widerstandsfähigkeit des Riesenreiches zu erproben, waren froh, aus ihrer keineswegs brillanten Lage sich mit Ehren zurückziehen zu können. Am 1. Februar 1856 wurden in Wien die Friedensverhandlungen begonnen, denen am 28. April der vom 30. März datierte Friede von Paris folgte.

Wenn man die Verluste überblickt, welche die kriegführenden Staaten erlitten, so findet man, daß der Wert des Errungenen in keinem Verhältnis zu denselben steht. Frankreich kostete der Krieg 70 000 Mann und 1700 Millionen Francs; England 22 000 Mann und 76 Millionen Pfund. Rußland hatte auf den Schlachtfeldern etwa 100 000 Mann verloren, ziemlich ebensoviel waren durch Krankheiten und auf andere Art zu Grunde gegangen; die Höhe der Kriegskosten ist nicht bekannt geworden. Und was war durch diese Opfer an Geld und Menschenleben erreicht? Beide Teile gaben die von ihnen besetzten Länderteile heraus und Rußland willigte in eine unbedeutende „Rektifikation" seiner Grenzen Bessarabiens; die Donauschiffahrt wurde für frei erklärt, das Schwarze Meer neutralisiert und Rußland schloß ein besonderes Abkommen mit der Türkei über die Zahl der Kriegsschiffe, die es künftighin auf dem Schwarzen Meer sollte unterhalten dürfen; die Pforte aber, welcher alle den Friedensvertrag unterzeichnenden Mächte die Integrität ihres Gebietes „für immer" garantierten, erließ einen Ferman, durch welchen allen christlichen Konfessionen in der Türkei bedeutende Begünstigungen zugestanden wurden, so daß jene Angelegenheit, welche die eigentliche Veranlassung des Krymkrieges gewesen war, eine Lösung fand, mit welcher Rußland völlig zufrieden sein konnte. Heute hat Rußland alles wieder erlangt, was es im Pariser Frieden verlor: das einer Großmacht unwürdige Verbot, im Schwarzen Meer keine Kriegsflotte unterhalten zu dürfen, fiel schon während des deutsch-französischen Krieges, und im Berliner Frieden nach dem letzten Türkenkrieg erhielt Rußland auch die früher abgetretenen Teile Bessarabiens zurück, mit ihnen den Kilia-Arm der Donau, einen der beiden Endpunkte dieser bedeutenden Handelsstraße, und zwar zweifellos den wichtigern, welcher ihm für die Zukunft einen maßgebenden Einfluß auf den Handel der Donauländer sichert.

Auch das zerschossene und niedergebrannte Sewastópol ist in alter Stärke, ja stärker als zuvor, aus den Trümmern erstanden, aber die Spuren der Belagerung sind nicht verwischt, und sie geben der Stadt und Festung ihr eigenartiges Gepräge: Sewastópol ist heute eine Stadt der Toten, eine Stadt der Gräber. Auf dem großen Friedhofe ruhen all die ungezählten Tausende, welche bei Verteidigung der Festung den Tod gefunden. Da ruhen die Admirale Korniloff, Istomin und Nachimoff, der Sieger von Sinope; schon früher war auf demselben Friedhof der Admiral Lasarew, der Vater der Schwarzen-Meer-Flotte, begraben worden. Links vom Friedhofthor steht auf einer lorbeergeschmückten Säule die Büste des Generals Chrulew über seinem Grabe. Der Kommandant der Festung, Fürst Michael Gortschakoff, ruht ebenfalls hier; er wurde, wie die



Sewastópol.

Inschrift auf seinem Denkmal meldet, auf seinen besondern Wunsch in Sewastópol beigesetzt (1862). Und auch eine Frau hat auf diesem Friedhof die letzte Ruhestätte gefunden, eine heldenmütige Samariterin, Praskowia Iwanowna Grafowa, der gefeierte Liebling der ganzen Garnison; neben den von der Großfürstin Helena Pawlowna auf den Kriegsschauplatz gesandten barmherzigen Schwestern war sie als freiwillige Krankenpflegerin thätig, sich für die armen Soldaten aufopfernd, im heftigsten Kugelregen den Verwundeten zu Hilfe eilend, bis beim Sturm auf den Malachoff eine platzende Bombe ihr das Leben raubte. All die Kreuze von Granit und Marmor, die Obelisken, Pyramiden und mannigfaltigen anderen Denkmäler überragt aber das große Denkmal in Pyramidenform, welches den Verteidigern der Festung errichtet wurde. In ganz Rußland waren Beiträge zu diesem Monumentalbau gesammelt worden. Am 17. September 1857 fand die Grundsteinlegung

statt, und am 17. September 1859 wurde das Denkmal eingeweiht (siehe Seite 321). Das riesige Granitkreuz, welches sich auf dem Gipfel der Pyramide erhebt, ist 100 Pud schwer. Große schwarze Marmortafeln an den Außenwänden enthalten die Verlustlisten der bei der Verteidigung beteiligten Regimenter. Da liest man: Das Infanterie-Regiment Murom verlor vom 7. Mai bis 27. August 1855 2371 Mann. Das Infanterie-Regiment Jekaterinenburg verlor vom 23. Oktober 1854 bis zum 27. August 1855 4648 Mann u. s. w. Der innere Raum der Pyramide ist in eine Kirche des heiligen Nikolaus verwandelt (siehe Seite 325); auch hier befinden sich an den Wänden schwarze Marmortafeln, auf denen die Namen der Generale, Stabs- und Oberoffiziere verzeichnet sind, die in Sewastópol gefallen — 943 an der Zahl.

Doch wir verlassen nun Sewastópol, bei dem wir lange genug geweilt. Wir widmeten ihm eine ausführlichere Schilderung, weil, Moskau ausgenommen, vielleicht nicht eine einzige russische Stadt sich in Rußland so großer Popularität erfreut wie Sewastópol, das durch seinen elf Monate langen Widerstand gegen die Heere und Flotten der Verbündeten Anspruch auf ein dauerndes Andenken im Herzen eines jeden russischen Patrioten sich erworben hat. Vorbei an den Höhen von Inkjerman wandern wir nun nach Norden, wo etwa 50 Werst von Sewastópol entfernt, in einem tiefen Thal an den Ufern des Flüßchens Tschuruk-Su die ehemalige Residenz der Khane der Krym, die jetzige Kreisstadt Bachtschi-Sarai liegt, das krymsche Granada, wie man es auch treffend genannt hat. Der Name Bachtschi-Sarai bedeutet Stadt der Gärten, und auch heute noch trifft man hier herrliche Gartenanlagen, welche diesen Beinamen vollkommen gerechtfertigt erscheinen lassen, und zahllose Springbrunnen und Quellen verbreiten überall angenehme Kühle. Die Straßen sind eng und staubig, hölzerne Buden, in und vor denen Waren aller Art aufgestapelt sind, hemmen überall den Verkehr, aber in diesen Straßen pulsiert echt orientalisches Leben. Wenn man in der zwei Werst langen Hauptstraße, die zu dem großen Basar führt, all die bunten Trachten an sich vorüberziehen sieht, am Abend von den flachen Dächern der Häuser herab den monotonen Gesang der Tatarenfrauen und die lärmende Musik der Cymbeln und Pauken vernimmt, da glaubt man sich unwillkürlich in jene Tage zurückversetzt, in denen hier noch Girei-Khan von seinen blutigen Raubzügen ausruhte und alle Pracht eines mächtigen Fürstenhofes in Bachtschi-Sarai entfaltet war. In dem Basar, wo die Verkäufer nach orientalischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen inmitten der ausgelegten Waren sitzen, ist zwar jetzt kein solcher Reichtum vorhanden wie damals, als noch Raubzüge nach Rußland, Polen und dem Kaukasus mit den Erzeugnissen dieser Länder alle Märkte der Krym überschwemmten, aber reichhaltig ist der Basar immer noch. Neben lebenden und geschlachteten Schafen trifft man da Tschibuks, Pfeifen, Kleidungsstücke aller Art, wie Filzmäntel, Shawls, gestickte Jacken, Pantoffeln, Schuhe u. s. w., Tuch- und Seidenstoffe aus russischen und asiatischen Fabriken, Teppiche und Decken und allerhand Hausgerät, und dazwischen in den Buden der Lebensmittelverkäufer alles, was der Boden der Krym hervorbringt; es fehlen auch nicht die von asiatischen Basaren unzertrennlichen Garküchen, in denen für die leiblichen Bedürfnisse der Käufer und Verkäufer gesorgt wird und wo Kebaf eine der Hauptdelikatessen ist, kleine Stücke Hammelfleisch, die auf einem eisernen Rost gebraten werden.

Der Hauptreiz für den Fremden ist aber das am Ende der Basarstraße gelegene Schloß der Khane, das einzige große Denkmal maurischer Architektur im europäischen Rußland. Da ist alles vereint, was asiatische Weichlichkeit und Sinnenlust zur Ausschmückung von Wohnräumen zu erdenken vermag. Gold, Silber, Perlmutter und blendende Farben — überwiegend weiß, rot und blau — bedecken die Wände, überall sieht man herrliche Stukkaturarbeiten und kunstvolles Schnitzwerk, Wohlgerüche erfüllen das ganze Haus, Springbrunnen plätschern an lauschigen Stellen im Garten und in den Gemächern, wo längs der Wände weiche Divans angebracht sind und das eindringende Tageslicht durch die bunten Scheiben der seltsam geformten Fenster gedämpft wird.

> Und Wollust atmen hier noch immer
> Die Gärten wie die öden Zimmer.
> Die Mauer glänzt von goldnem Schimmer.
> Der Springquell rauscht, und Rosen blühn,
> Und sanftgeschwellte Trauben glühn
> In Fülle von den hohen Ranken,
> Die frischen Grüns den Bau umschwanken.

Eine breite Freitreppe führt zu den Gemächern empor, welche die Khane einst bewohnten. In der Mehrzahl derselben ist die orientalische Ausschmückung noch rein erhalten, nur drei oder vier bilden eine Ausnahme, da sie, als man den Besuch der Kaiserin Elisabeth II. erwartete, nach europäischem Geschmack eingerichtet wurden. Der ganze Palast ist so wohl erhalten, daß nur die Phantasie die jetzt öden Säle und Gemächer mit dem Hofstaat der Khane zu beleben braucht, um ein getreues Bild des Palastes zur Zeit seines höchsten Glanzes vor unsere Blicke zu zaubern. Verfallen und verwahrlost ist nur ein Teil des weitläufigen Gebäudes: die Räume, welche einst der Liebe geweiht waren, der Harem, in dem so manche Schöne „geseufzt in ihrer Schönheit Lenze". Der Harem ist ein großes, von einer hohen Mauer umgebenes Gebäude, in dessen erstem Stockwerk sich die Wohngemächer der Eunuchen befanden und in das nur ein einziger Eingang durch die Schlafstube des Khans im zweiten Stockwerk führte. Jetzt sind nur noch drei Gemächer erhalten, in denen stets die Lieblingsfrauen des Khans wohnten, und die Stube, in welcher die Frauen zu baden pflegten. Hinter einem vergitterten Pavillon konnte der Khan die Frauen im Bade beobachten und sich an ihren Reizen erfreuen.

In einem der noch erhaltenen drei Gemächer wohnte jene sagenhafte Maria Potocka, welche Puschkin in seinem glutvollen Gedicht „Der Springquell von Bachtschi-Sarai" besungen hat. Von hier führte eine Treppe zu dem Bassin, in welchem die bedauernswerte Gefangene gebadet haben soll. Nach ihrem Tode ließ Girei an Stelle des Bassins jene Fontäne errichten, auf welche sich Puschkins Verse beziehen:

Nachdem mit Feuer und mit Schwert
Der nahe Kaukasus verheert
Und auch der Russen friedlich Land
Des Siegers schwere Hand empfand,
Nach Tauris kam der Khan zurück.
Daß er das traurige Geschick,
Das ihm Marie so rasch entführt,
Vor Augen immer möge schauen,
Ließ er an traulich stillem Ort
Im Hofe des Palastes dort
Von Marmor einen Brunnen bauen.
Das Kreuz man sieht sich drauf erheben,
Vom Halbmond Mohameds umgeben —
Das richtige Verständnis wohl
Girei fehlt' für das Symbol.
Den Brunnen eine Inschrift ziert,
Vom Zahn der Zeit noch unberührt,
Und über sie, die niemand deutet,
Das Wasser langsam niedergleitet,
Und Thränen gleich es tropfenweise
Ins Marmorbecken rieselt leise.
So pflegt die Mutter zu beklagen
Den Sohn, der ward im Krieg erschlagen.
Die jungen Mädchen hier zu Land,
Die wohl die alte Sage kennen,
Mit der den Brunnen man verband,
Fontäne ihn der Thränen nennen.

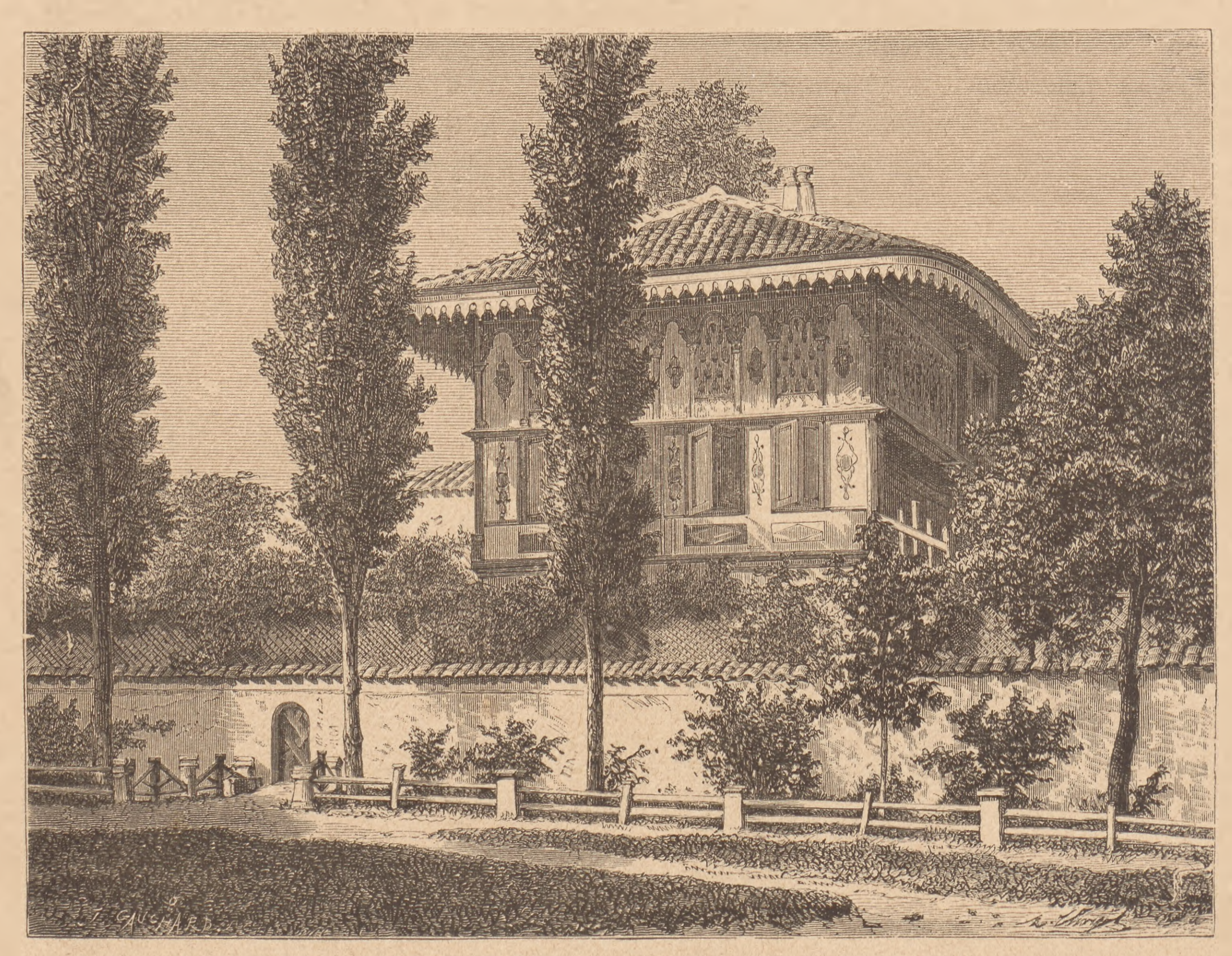
Diese Fontäne der Thränen oder Fontäne Marias, wie sie auch genannt wird, ist kein Springquell nach unseren Begriffen, der seinen Strahl hoch in die Lüfte sendet, sondern ein viereckiger, in Pyramidenform auslaufender Bau, aus welchem das Wasser durch mehrere kleine Öffnungen „Thränen gleich" in zehn über einander befindliche Becken rinnt. Eine Inschrift in tatarischer Sprache preist die Schönheit der Fontäne: „In Damaskus, in Bagdad giebt es viele Wunderwerke, aber auch dort giebt es keine so herrliche Fontäne."

Wir beschränken uns hier auf die Abbildung eines Teiles des Palastes (siehe Seite 332) und verweisen den Leser auf das demnächst erscheinende Supplement zu „Rußland": „Dichterfürsten der Russen. Eine Auswahl aus ihren Meisterwerken. Von Hermann Roskoschny", in welcher mit Puschkins Gedicht „Der Springquell von Bachtschi-Sarai" viele Ansichten des Palastes und der Stadt verbunden sein werden.

Unter den vielen Sälen und Gemächern, welche der Palast enthält, verdient besonders ein Saal Erwähnung, dessen Wände mit Gedichten bedeckt sind. Irgend ein tatarischer Barde hatte diese Gedichte dem Khan Kerim-

Girei überreicht, der von ihnen so entzückt war, daß er befahl, sie an die Wände eines Zimmers zu schreiben. Auf orangefarbenem Grund mit schwarzer Farbe geschrieben, sieht man noch heute diese Dichtungen in dem mit Gold und bunten Arabesken reich verzierten Gemach, und wer sie zu lesen versteht, dem wird es auch klar sein, warum Kerim-Girei den Dichter so ehrte. Wird er doch als das Muster aller Herrscher, als der Weiseste der Weisen gepriesen! Kerim Girei — so lautet beiläufig das Gedicht — ist ein Khan, der seinesgleichen nicht hat; seine Augen gleichen der Sonne; sein Blick beglückt die Sterblichen; sein Ruhm und seine Weisheit haben allen andern Ruhm und alle andere Weisheit verdunkelt.

Die Moschee der Khane ist ein düsterer Saal, dessen weiß getünchte Wände mit Koransprüchen geschmückt sind. Teppiche bedecken den Boden, große Lustres hängen von der Decke herab. Während des Krymkrieges war die Moschee in ein Lazaret verwandelt und hat bei dieser Bestimmung viel von ihrem altertümlichen

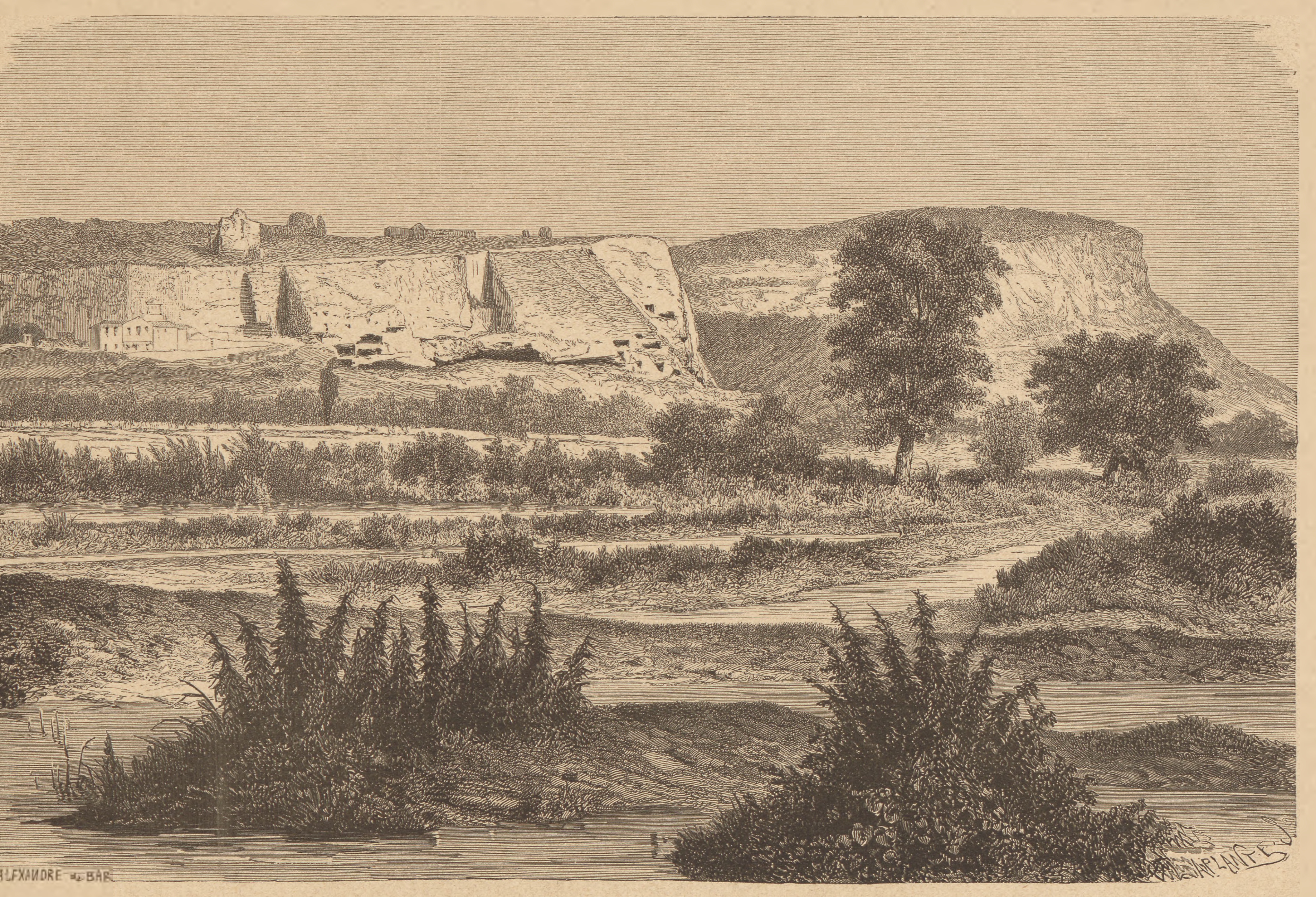


Pavillon in Bachtschi-Sarai.

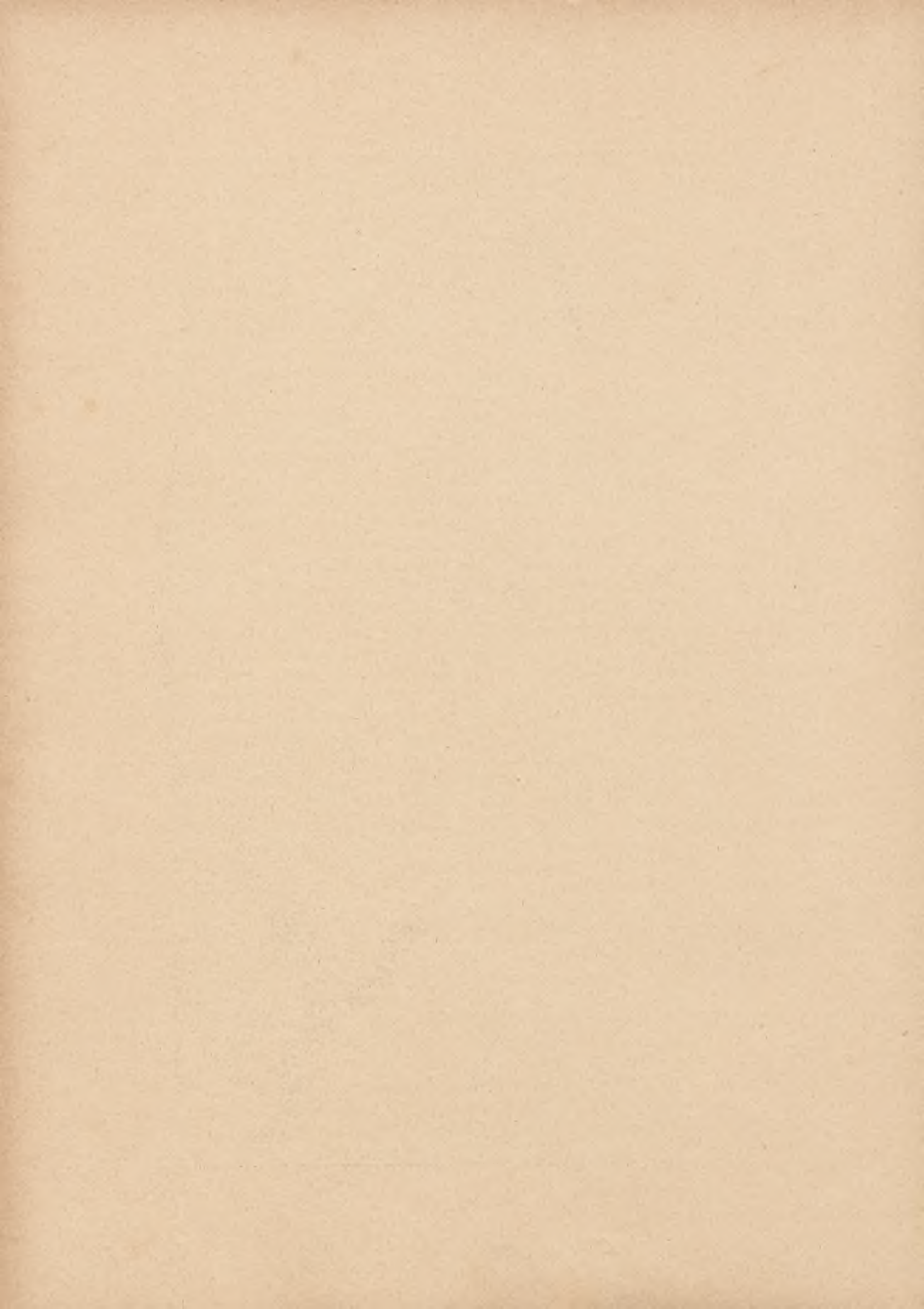
Aussehen eingebüßt; überhaupt haben Kriege und Brände im Palast zu Bachtschi-Sarai vieles vernichtet und ungeschickte Restaurierungsversuche nachher noch vertilgt was erhalten geblieben war. Nur die Grabstätten der Khane und ihrer Frauen haben siegreich dem Zahn der Zeit Widerstand geleistet. Die Gebeine der einst gefürchteten Herrscher der Krym ruhen in einem blühenden Garten. Zwischen üppig wucherndem Gras erheben sich

> Die Säulen mit dem Marmorknauf,
> Die dort an keinem Grabe fehlen,

und in einzelne sind Zeichen eingehauen, welche auf das Thun und Wirken des unter ihnen Ruhenden Bezug haben — so sieht man auf dem Denkmal Mengli-Gireis einen Säbel. Doch unwillkürlich wird man



Die Höhen von Inkjerman.



beim Anblick dieser fast zwei Jahrhunderte alten Grabsteine an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert, und man gedenkt der Puschkinschen Verse in dem oben erwähnten Gedicht:

Wohin ist nun der Khane Macht?
Wohin entschwand die Haremspracht?
Die ganze Herrlichkeit verscholl
Und Grabesstille herrscht jetzt hier . . .

Vergebens fragen wir nach dem Verfertiger der herrlichen Skulpturen, der bunten Glasfenster, der Malereien an den Wänden. Kein Schriftstück giebt uns davon Kunde, nur so viel steht zweifellos fest, daß wir nicht die Arbeit eines Tataren bewundern. Die Tataren haben in keinem Zweige der Kunst etwas geleistet; im Kriege tapfere Soldaten, waren sie im Frieden Ackerbauer, Viehzüchter oder Handwerker, genau so vor hundert und zweihundert Jahren wie es heute noch der Fall ist. Das etwa 14000 Einwohner zählende Bachtschi-Sarai ist ihre bedeutendste Stadt, aber eine Industrie existiert auch heute nicht in derselben, die Tataren, welche die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, treiben irgend ein Gewerbe, und der Handel befindet sich ausschließlich in den Händen der Griechen und Karaiten oder Karaim.

Die letzteren sind in dem Völkerbabel Rußland unstreitig eine der interessantesten Erscheinungen. Karaim ist die Mehrzahl des Wortes Kara und bedeutet: Bekenner der heiligen Schrift. So nennen sich die Angehörigen einer jüdischen Sekte, welche den Talmud verwerfen und nur die heilige Schrift als Grundlage ihrer Glaubens- und Sittenlehre anerkennen. Man trifft diese Sekte in Ägypten, Persien, Kleinasien, einzelne derselben angehörige Familien auch bei Jerusalem, Konstantinopel und in Galizien; am zahlreichsten ist sie jedoch in Rußland vertreten, wo sie die stattliche Anzahl von 4000 Seelen erreicht.

Man hat die Karaiten die Herrnhuter der Juden genannt, und nicht mit Unrecht: sie sind ausnahmslos fleißige, friedfertige Leute, die sich durch große Wahrheitsliebe vorteilhaft von ihren rabbinischen Glaubensgenossen in Rußland unterscheiden und in festem Zusammenhalten eine echte Brüdergemeinde bilden. Ihr Herrnhut ist Tschufut-Kalé unweit Bachtschi-Sarai. Festungsartig erhebt sich diese Stadt auf dem Gipfel eines freistehenden Felsens, der so steil ist, daß nur die an solche Bergpartieen gewöhnten Maultiere ihn zu erklimmen vermögen, ein Hinaufreiten zu Pferde aber ganz unmöglich ist. Das Vieh wird abends in den großen Höhlen am Fuße des Felsens untergebracht, und nur die Menschen begeben sich in die Stadt hinauf, wo kleine, fensterlose Häuser mit flachen Dächern, die Wände aus mächtigen, unbehauenen Steinen zusammengefügt, ihnen ein wenig angenehmes Obdach für die Nacht gewähren. Kein Baum, kein Strauch ist oben auf dem Gipfel des Felsens zu erblicken, und das Trinkwasser muß aus dem Thal geholt werden, weshalb man den ganzen Tag auf dem schmalen, zur Höhe führenden Pfad Maultiere sieht, welche in großen Schläuchen aus Bocksleder das hier so kostbare Getränk nach der Stadt bringen. So wenig angenehm daher der Aufenthalt in dem Krymschen Herrnhut ist, so wird doch kein Fremder, der hierher kommt, einen ungünstigen Eindruck empfangen, denn die sprichwörtlich gewordene Gastfreundschaft der Karaiten und die großartige Fernsicht, die man von dort oben genießt — namentlich auf das „Thal Josaphat", wo der Friedhof der Karaiten liegt — wird ihn reichlich für alles entschädigen, was er entbehren muß.

Die Karaiten sind ein schöner kräftiger Menschenschlag; ihre Frauen zeichnen sich durch dunkle, glutvolle Augen und regelmäßige Züge aus. In der Kleidung unterscheiden sie sich gar nicht von den Tataren, die Frauen aber lieben glänzenden Schmuck und bedecken Hals, Brust und Arme mit Schnüren von Goldstücken, Perlen und Edelsteinen.

Die rabbinischen Juden sprechen von den Karaiten mit Verachtung; sie erklären sie für identisch mit der auch im neuen Testament häufig erwähnten Sekte der Saduzäer, welche den Traditionsglauben der Pharisäer bekämpfte. Dies ist jedoch nur insofern richtig, als der durch die Saduzäer angeregte Widerspruch niemals völlig zum Schweigen gebracht und immer wieder laut wurde, bis endlich im 8. Jahrhundert in Babylonien unter der Führung eines gewissen Anan die offene Trennung der Bibelgläubigen von den Rabbaniten (Talmudisten) erfolgte. Um die Bibelforschung haben sich die Karaiten unbestreitbare Verdienste erworben, und die dogmatischen Abhandlungen und exegetischen Schriften der karaitischen Gelehrten sind heute noch sehr geschätzt. Ihre bedeutendsten Gelehrten waren Aaron ben Joseph aus Nikomedia, der eine karäische Dogmatik (1346)

und einen Pentateuchkommentar (1362) herausgab und erfolgreich gegen Maimonides kämpfte — ferner Juda ben Elia Hadassi, Aaron ben Elia, Elia Beschizi und Mosche Beschizi. Im 16. Jahrhundert entfaltete sich auch in den Karaitengemeinden in Konstantinopel, der Krym und Galizien eine rege litterarische Thätigkeit, und durch die Schrift, in welcher Mordechai ben Nisan vier Fragen beantwortete, welche der Professor Trygland in Leyden an die galizischen Karaiten gerichtet, wurde die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise Europas auf die Sekte gelenkt. Simcha ben Isak ben Moses (1757) verfaßte ein alphabetisches Verzeichnis karäischer Schriften, welches 1830 in Wien in Druck erschien.

Für die Karaiten der Krym ist Tschufut-Kalé der geheiligte Boden, in dem sie begraben zu werden wünschen, und der Friedhof im Thal Josaphat bei Tschufut-Kalé ist dadurch zu einer imposanten Gräberstadt geworden, doch sind nicht alle Grabdenkmäler, die man dort sieht, karaitischen Ursprungs, es sind auch tatarische darunter, und das größte und schönste soll sogar der Lieblingstochter eines Khans der Krym errichtet worden sein. Sein hohes Ansehen bei den Karaiten der Krym und Rußlands überhaupt verdankt Tschufut-Kalé dem Umstand, daß von hier aus die Sekte sich über Rußland verbreitet hat. In Asien und Afrika hatten sich die Karaitengemeinden gegenüber den feindlichen Talmudisten nicht behaupten können, in der Krym aber, wo sich damals keine Juden befanden, faßten sie rasch festen Fuß, und die vierzehn Familien, welche der ihnen wohlwollende Khan auf dem Gipfel des steilen Felsens ansiedelte, vermehrten sich bald so, daß ihre Niederlassung zu einem Städtchen heranwuchs. Sie nannten dasselbe Kurtivli (vierzehn Herbergen), aber die Tataren gaben ihm den Namen Tschufut-Kalé (Judenstadt), der allmählich den andern verdrängte.

Neben den Karaiten hat sich in einer Art Vorstadt ein von diesen wesentlich verschiedenes Volk angesiedelt. In beispiellos unreinen Lehmhütten hausen dort Zigeuner, doch solche, welche eine Hütte ihr eigen nennen, gehören noch zur Elite dieser Nomaden, denn viele bewohnen Höhlen, welche früher Schakalen zum Aufenthalt gedient, oder haben sich in ausgetrockneten Brunnen häuslich eingerichtet. Der Wohnung entspricht die Kost: Frösche, Mäuse, Schlangen, Krähen und dergleichen figurieren auf der Speisekarte des Zigeunerhaushalts als Delikatessen. Pferdehandel und Schmiedearbeiten sind die Hauptbeschäftigung der Zigeuner; daneben sind sie wie ihre, allerdings schon civilisierteren Stammesverwandten in Ungarn geborene Musikanten. Die Zigeuner der Krym und Bessarabiens sind ein und derselbe Typus. Wirres, zottiges Haar und dunkelgelbe Gesichtsfarbe sind ihre Kennzeichen. In Bessarabien trifft man häufig Zigeunerbanden, die mit den Wagen, auf welche alle ihre Habseligkeiten geladen sind, von Ort zu Ort ziehen, bald da bald dort ihre schmutzigen Zelte aufschlagen und überall, wo sie sich blicken lassen, zur Landplage werden, die man so schnell wie möglich wieder los zu werden sucht, denn vor den gewandten Gesellen ist kein Pferd, kein Rind, kein Geflügel sicher. Solche Zigeuner, wie sie Puschkin in seinem bekannten Gedicht schildert, existieren in Wirklichkeit nicht und haben wohl nie existiert. Doch treffend hat der gefeierte Dichter, der lange im Süden gelebt und Gelegenheit gehabt, auch die Gewohnheiten dieses Nomadenvolkes zu studieren, ein Wanderlager derselben geschildert:

Der Schein der Feuer färbet rot
Die Räder halbgedeckter Wagen,
Bereitet wird das Abendbrot,
Die Rosse weiden rings umher,
Und hinterm Zelt voll Wohlbehagen
In Freiheit ruht der zahme Bär.
Die ganze Steppe ist voll Leben,
Denn jeder hat dafür zu sorgen,
Bereit zu sein am nächsten Morgen,
Sich wieder weiter zu begeben.
Die Kinder schrein, die Frauen singen,
Die Schmiedehämmer hell erklingen.
Doch das Nomadenlager schnell
In träumerische Ruh versinkt,
Von öder Steppe nur Gebell,
Gewieher noch herüberdringt.
Erloschen ist der Feuer Schein
Und alles schläft; der Mond allein
Dort droben hoch vom Himmelszelt
Das stille Lager noch erhellt . . .

Mit allen ihren schlechten Eigenschaften, ihrer Trägheit, Unreinlichkeit und Unehrlichkeit sind die Zigeuner ein würdiges Glied der Kette, welche die alte Bevölkerung der Krym bildet. Wie ein altes Erbstück haben sie sich inmitten der Neugestaltungen erhalten, die sich während 100 Jahren russischer Herrschaft vollzogen haben, aber sie sowohl als die Tataren werden doch allmählich der neuen Bevölkerung, welche die Krym erhält, das Feld räumen müssen. Die Krym gehört der kaukasischen Rasse, die jetzt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt von dem verlorenen Gebiet immer größere Strecken zurückgewinnt. Slaven und Germanen teilen sich hier in die Kulturarbeit, erstere mehr in den Städten, letztere auf dem flachen Lande thätig. In Simferopol am Salghir, der 17000 Einwohner zählenden Hauptstadt des Gouvernements Taurien, ist neben der alten Tatarenstadt, der Ak-Metsched, eine freundliche, echt russische Stadt entstanden, neben der das Tatarenviertel



Nogaier aus der Steppe.

mit seinen engen und unreinen Gassen wie ein absterbender Zweig an einem frisch grünenden Stamm erscheint, und auch an der Südküste und in den größeren Städten der Ostküste, in Kertsch, Jenikale gewinnt das Russentum immer mehr Boden. Mitten zwischen tatarischen Städten und Dörfern aber liegen als äußerste Vorposten europäischer Kultur zahlreiche deutsche Niederlassungen, von denen einzelne bereits eine stattliche Bevölkerungszahl aufzuweisen haben. Auf dem Wege von Simferopol nach der rein tatarischen Stadt Karasubasar (12000 Einwohner) trifft man die erste dieser deutschen Enklaven, die Kolonie Rosenthal; weiterhin folgen Zürichthal, Heilbrunn, Marienthal bei Kertsch, Neudorf, Friedenthal, Neusatz u. s. w. Mehrere tausend Deutsche wohnen in diesen Dörfern, fast ausschließlich mit Ackerbau beschäftigt. Mit Ausnahme eines schmalen Landstrichs am Faulen Meer hinter der Landzunge von Arabat sind aber hier die deutschen Kolonieen wie Oasen in der Steppe zerstreut; größere, von Deutschen bewohnte Landkomplexe trifft man erst jenseits Perekop auf

dem Festlande. Dort liegt in der Nogaiersteppe bei Melitopol die Kolonie Darmstadt, ferner Dornburg, Altona, Neuhoffnungsthal, Neu-Stuttgart, Rückenau, Fischau, Halbstadt, Heidelberg, Blumenfeld, Wernersdorf, Gnadenfeld und andere mehr. In der Krym, im Kaukasus, in Bessarabien, Klein- und Neurußland, an der Wolga und in der Umgebung von Petersburg wohnen jetzt über 300 000 deutsche Kolonisten, die nach und nach ins Land gezogen wurden und Boden zur Urbarmachung zugewiesen erhielten. Da jede Familie durchschnittlich 40 bis 60 Dessjatinen erhielt, so dürften wir die Thätigkeit der Kolonisten kaum überschätzen, wenn wir annehmen, daß dieselben allmählich etwa 3 Millionen Dessjatinen (etwa 3 300 000 Hektaren) wüstes Land in blühendes Acker- und Gartenland verwandelt haben. Die reichsten deutschen Kolonieen sind die oben zuletzt genannten, welche an dem Flüßchen Molotschna nördlich von Melitopol liegen. Einer der Kolonisten — es sind Mennoniten — hat es sogar bis zum Millionär gebracht, aber ein größeres Verdienst als durch seine industriellen Schöpfungen hat er sich dadurch erworben, daß er große Landstrecken mit Wald bepflanzte — ein Beispiel, das in jener Gegend ebenso nachgeahmt zu werden verdiente, wie seine erfolgreiche Durchführung so lange als unausführbar erklärt worden war, bis endlich doch der Erfolg zeigte, daß der deutsche Kolonist sich nicht getäuscht hatte.

Der ganze Nordosten des Festlandes vom Gouvernement Taurien ist mit deutschen Kolonieen bedeckt, und an diese schließen sich inmitten griechischer und jüdischer Dörfer die deutschen Kolonieen des Gouvernements Jekaterinoslaw an, die sich in mehreren Gruppen längs der ganzen Nordgrenze des Gouvernements Taurien bis zum Dnjepr hinziehen: Schönthal, Tidenhof, Marienfeld, Grünfeld, Neu-Osterwik, Neuenburg, Einlage u. s. w. Wir werden im zweiten Bande dieses Werkes bei Schilderung der Ackerbauverhältnisse in Südrußland uns eingehend mit den deutschen Kolonieen beschäftigen, und beschränken uns daher auf diese kurzen Angaben, um nicht zu weit von den Ufern des Schwarzen Meeres, welche wir hier schildern wollen, in das Innere des Landes abschweifen zu müssen.

Unmittelbar an der Meeresküste liegen im Gouvernement Taurien nur zwei deutsche Niederlassungen in der Nähe von Perekop, eine derselben noch auf dem schmalen Landstreifen, welcher die Halbinsel mit dem Festland verbindet. Hier war einst die Grenze der Krym, und ein tiefer Graben, Wälle und Türme schützten die Halbinsel vor feindlichen Einfällen von Norden her. Das Thor, durch welches man in diese Festungswerke gelangte, war buchstäblich das Thor der Krym. Durch dasselbe zogen früher die Khane mit ihren raubgierigen Horden, wenn der Sultan in Konstantinopel ihnen Befehl erteilt hatte, Rußland oder Polen anzugreifen. Riesige Heeressäulen, zuweilen zehn Meilen lang, wälzten sich dann durch das Ausfallthor bei Perekop gegen Norden, 50 000 bis 80 000 Mann mit zwei bis dreimal so viel Pferden. Die Raubzüge wurden meist im Januar unternommen, wenn im Norden die Flüsse noch mit Eis bedeckt waren und die hart gefrorenen Straßen, die im Sommer wegen des tiefen Kothes schwer passierbar waren, den Marsch großer Kolonnen erleichterten, und nach mehreren Monaten kehrten die Räuber durch dasselbe Thor in die Krym zurück, reich mit Beute beladen und Tausende gefangener Polen oder Russen mit sich schleppend, die sie auf den Sklavenmärkten der Krym verkauften.

Die Tataren nennen die Stadt Or oder Orkapu, im Mittelalter hieß sie Tosla, auch Sofiati, und im Altertum stand an der Stelle, welche sie heute einnimmt, eine griechische Stadt, Taphros, von der aus ein befestigter Graben zum Schutz gegen die im Norden hausenden Skythen den Isthmus zwischen dem Toten und Faulen Meer durchschnitt.

Die Festungswerke sind heute verfallen und Perekop ist trotz seiner bedeutenden Einwohnerzahl (nahezu 5000) und des starken Verkehrs, den der Salzhandel hervorruft, jetzt nicht mehr als ein großes Dorf. Wären die großen Karawanen nicht da, welche die Salzladungen von der Meeresküste und den Landseeen bringen, so würde die lange Straße mit niedrigen Häuschen, welche den Namen Perekop führt, ziemlich öd und verlassen erscheinen.

Hinter Perekop dehnt sich unübersehbar die Nogaiersteppe aus. So unwirtlich dieselbe auf den ersten Blick erscheint, so ist doch der Verlust, den Rußlands Nationalreichtum in jüngster Zeit durch die Massenauswanderung der Bevölkerung dieses Gebietes erlitten hat, ein sehr bedeutender. Wir erwähnten schon früher (siehe Seite 311), was die Auswanderung der Tataren veranlaßt hat. Sie begann im Jahre 1855 und

erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1860. Im Hafen von Eupatoria allein schifften sich in dem zuletzt genannten Jahre 81 240 Männer, Frauen und Kinder ein, welche 13 700 Stück Rindvieh, Kamele, Pferde und Schafe mit sich nahmen. „Massen Volkes," so schreibt ein Augenzeuge, „welche auf immer ihr Vaterland verließen, um in der Fremde einem unsichern Schicksal entgegen zu gehen, zogen von allen Seiten mit Fuhrwerken und Viehherden der Stadt und dem Hafen zu. In den engen Straßen von Eupatoria konnte man kaum noch vorwärts kommen. Zu gleicher Zeit ging auch von Sewastopol, Feodosia, Kertsch und Berdjansk aus die Auswanderung, wenn auch in kleinerem Maßstab, vor sich. Nach ziemlich genauen Zählungen betrug die Auswanderung während des Sommers 1860 aus allen Häfen der Krym 230 000 Tataren und Nogaier beiderlei Geschlechtes. Nachdem nun die frühere Gesamtbevölkerung der Tataren und Nogaier auf der Halbinsel im ganzen 321 000 Seelen betrug (nämlich 241 000 Tataren und 80 000 Nogaier), letztere aber insbesondere ausgewandert sind, so betrug die Zahl der im Frühjahr 1861 noch vorhandenen Tataren nur noch ein Viertel der frühern Bevölkerung. Mit Verwunderung blickten die Einwohner Eupatorias auf die verzweifelte Hartnäckigkeit, mit welcher die Auswanderer noch im November und Dezember trotz Kälte, Schnee und Sturm den Schiffen zueilten. Die Tataren nahmen ihre Säuglinge, ihre altersschwachen Greise und ihre Kranken mit; ja die Gesamtbevölkerung ganzer Dörfer befand sich oft auf einem Schiffe; sie wollten auch nicht eine Seele in der alten Heimat zurücklassen. Für Rußland war die Massenauswanderung dieses fleißigen Volkes, das Ackerbau, Viehzucht, Fischfang und Handel mit großem Eifer betrieb und die Reichtümer des Bodens, mit denen die Krym von der Natur so reich bedacht ist, so wohl auszunützen verstand, ein schwerer Schlag. Die Auswanderer waren meist wohlhabende Leute und viele nahmen 10 000 bis 15 000 Silberrubel an barem Gelde mit. 12 bis 15 Millionen Silberrubel sind Rußland durch die Auswanderung verloren gegangen."

Von Perekop nach Westen zu hat das bei starken Süd- und Westwinden in die Mündungen der Flüsse eindringende Meer eine eigentümliche Küstengestaltung hervorgerufen. Die Mündungen aller Flüsse, sowohl die des Dnjepr und Dnjestr als auch jene der kleineren, sind zu tief in das Land hinein sich erstreckenden Buchten erweitert, und vor diesen liegt eine Menge Inseln und Sandbänke, eine Art Lagunen, hier Limans genannt. Der Schlamm, den die Flüsse mit sich führen, setzt sich an den Inseln an, vergrößert sie, allmählich verschwinden die Zwischenräume zwischen denselben und es entsteht ein langgestreckter, schmaler Damm, der Peresyp (Aufschüttung). Solche Peresyps sind an mehreren Stellen vom Meer durchbrochen worden, und durch die entstandenen Öffnungen (Girl genannt) strömt abwechselnd Flußwasser aus und Meerwasser ein. Einzelne Limans trocknen im Sommer aus, und dann sieht man den ganzen Boden mit Salzkrystallen bedeckt. Hunderte von Arbeitern sind damit beschäftigt, das Salz zu brechen und nach den Magazinen zu schaffen, aus denen es später nach dem Norden versandt wird.

Jenseits des Dnjepr, zwischen diesem und dem Dnjestr, stoßen wir wieder auf deutsche Kolonieen: Landau, Speier, Worms, Helenenthal, Nikolausthal, Hoffnungsthal, Glücksthal, Cassel, Baden, in der Nähe Odessas Großfontan und Großlustdorf, und bei der Dnjestrmündung Franzfeld. Auch drüben, jenseits des Dnjestr, in Bessarabien, liegt ein großer Komplex deutscher Kolonieen, unter deren Namen wir auch die alte Pleißestadt Leipzig vertreten finden. In Odessa ist das deutsche Element ebenfalls stark vertreten, ja es nimmt in der rasch aufblühenden Handelsstadt eine sehr beachtenswerte und geachtete Stellung ein. Odessa ist eine der wenigen russischen Städte außerhalb der Ostseeprovinzen, in denen der Reisende mit der deutschen Sprache allein überall sein Fortkommen findet. Es ist dies allerdings in erster Reihe dem Umstand zu verdanken, daß hier sehr viele Juden leben, welche Deutsch sprechen.

Unter 184 000 Einwohnern (Zählung von 1873) befinden sich etwa 20 000 Juden; überall trifft man sie hier: auf der Börse als Makler oder Kommissionäre, in den Hotels als Verwalter, in den Restaurants als Wirte — in der Barbierstube, in die wir treten, empfängt uns ein Jude, und hier der kleine Geldwechslerladen ist ebenso von einem Juden gemietet wie dort das Kleidermagazin. Eine gute Eigenschaft der Odessaer Juden ist ihr festes, solidarisches Zusammenhalten. Diesem verdanken eine Menge wohlthätiger Stiftungen, Asyle und Lehranstalten ihr Entstehen und ihre Erhaltung. Die Synagoge, welche die Gemeinde erbaut hat, ist durch ihren Reichtum und die in ihr herrschende Pracht ebenso berühmt wie durch ihren vorzüglichen Sängerchor.

Odessas von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung für den russischen Export hat aber auch tausende von Angehörigen anderer Volksstämme hierher gezogen. Der Großhandel, wenigstens der überseeische, ist fast ausschließlich in den Händen von Ausländern, von Deutschen, Italienern und Griechen, wogegen der Binnenhandel nach Rußland von russischen Kaufleuten vermittelt wird. Dadurch ist Odessa eine Art internationale Stadt geworden, was sich in ihrer ganzen Physiognomie ausprägt. Es herrscht hier ein ähnliches Verhältnis wie im ägyptischen Alexandrien, nur daß in diesem der modernen Stadt, in welcher fast alle Nationen Europas vertreten sind, noch ein rein arabischer Stadtteil gegenübersteht, während sich Odessa wie aus einem Gusse präsentiert, in allen seinen Teilen eine moderne Stadt, in allen Straßen dasselbe Sprachengewirr, aus dem bald russische, bald deutsche, italienische, griechische, englische, französische, polnische, serbische, türkische, persische und tatarische Laute an unser Ohr dringen. Mit Stolz kann Rußland auf die schöne Stadt blicken, die an seiner Südgrenze entstanden ist, und es kann dies um so mehr, als der Aufschwung und das Wachstum



Tatarischer Bäcker.

derselben so schnell erfolgt ist, wie man wohl in Amerika, aber nicht in Europa Städte wachsen zu sehen gewöhnt ist. Noch im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zählte Odessa nur 8000 Einwohner, seine Bevölkerung hat sich also nahezu verdreißigfacht, denn heute zählt es über 200 000.

Als im Frieden zu Kutschuk-Kainardschi (1774) Rußland das Recht der freien Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer erhielt, besaß es noch keinen Hafen an diesem Meer. Auf Befehl der Kaiserin Katharina II. wurde vier Jahre später Cherson am Dnjepr gegründet, aber diese Stadt lag immer noch 70 Werst von der Meeresküste entfernt, und obwohl sie für den Handel mit dem Süden große Wichtigkeit erlangte, so konnten doch größere Schiffe nicht bis zu ihr gelangen und blieben meist, nachdem sie 40 Werst stromaufwärts gefahren waren, liegen. Die Stromschnellen zwangen zum Überladen der Waren und zum Transport derselben zu Lande. Überdies war von Oktober bis März der Handelsverkehr völlig unmöglich gemacht, da während dieser Zeit der Dnjepr zugefroren war. Diese Übelstände wurden die Veranlassung zur

Gründung eines neuen Hafens, an der Stelle, welche damals das tatarische Dorf Hadschi-Bey einnahm. Am 22. August 1794 wurde feierlich der erste Grundstein gelegt. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, um die Angabe eines passenden Namens für die neue Stadt ersucht, gab ihr den Namen Odessa, nach der griechischen Stadt Odessos, welche sich einst in dieser Gegend befand. Unter der Verwaltung des Herzogs von Richelieu — eines französischen Emigranten aus der Familie des bekannten Kardinals Richelieu — welcher von 1803 bis 1814 Gouverneur der Stadt war, erhielt diese viele Privilegien, und damals wurden auch in ihrer Umgebung Deutsche, Slaven und Magyaren angesiedelt. Der Handel der Stadt gewann von Jahr zu Jahr an Ausdehnung. Im Jahre 1803 waren 536 Schiffe in den Hafen eingelaufen und der Warenumsatz betrug bei einer Bevölkerung von 8000 Seelen etwa 4 Millionen Rubel — im Jahre 1813 liefen bereits 2400 Schiffe ein, und der Warenumsatz war auf 37 Millionen Rubel, die Bevölkerung auf 25 000 Seelen gestiegen.



Juden in Odessa.

Unter Richeliens Nachfolger wurde Odessa Freihafen, anfangs nur für die Dauer von 30 Jahren, nach Ablauf derselben wurde aber das Privilegium noch bis zum Jahre 1858 verlängert, und demselben verdankt Odessa namentlich seinen gewaltigen Aufschwung. Im Jahre 1858 betrug die Ausfuhr bereits 28 Millionen, die Einfuhr 13 Millionen Rubel, und als Odessa Eisenbahnverbindung mit dem Hinterland erhielt, stieg der Verkehr noch mehr. Heute bildet es mit seinen Vororten Peresyp, Nowaja Slobodka, Moldawanka und Bugajewka und mit den benachbarten Kolonistendörfern einen selbständigen Verwaltungsbezirk, der unter der Leitung eines Militärgouvernements steht, welcher unmittelbar dem Generalgouverneur von Neurußland und Bessarabien untergeordnet und von dem Gouverneur von Cherson unabhängig ist.

Das geistige Leben in Odessa ist Dank den vielen fremden und verschiedenartigen Elementen, welche hier zusammenströmen, ein sehr reges. Odessa besitzt mehr als 50 Lehranstalten — darunter ein Gymnasium, ein technologisches Institut, eine Schule für Acker- und Gartenbau, ein mineralogisches und dendrographisches Kabinet,

ein Institut für orientalische Sprachen mit reichhaltiger Bibliothek, eine hebräische Schule, mehrere Kreisschulen u. s. w. — eine große öffentliche Bibliothek und zahlreiche gelehrte Gesellschaften und Vereine. Das Lyceum Richelieu wurde im Jahre 1871 in eine Universität verwandelt, welche unter den höheren Lehranstalten Rußlands eine hervorragende Stellung einnimmt. Drei deutsche Buchhandlungen, darunter auch eine deutsche Verlagshandlung, versorgen die Deutschen Odessas mit literarischen Erzeugnissen, die von Odessa aus auch bis tief in die Steppe und nach den deutschen Kolonieen am Dnjepr und in Bessarabien versandt werden. Es erscheinen hier 20 periodische Zeitschriften, deren bedeutendste der Noworossisky Telegraph (Neurussischer Telegraph) ist. In deutscher Sprache erscheinen der christliche Volksbote und die Odessaer Zeitung, letztere sechsmal wöchentlich; in französischer Sprache Le Phare de la mer noire und das Journal d' Odessa.

Mit der raschen Entwickelung, welche in unserer Zeit Handel und Wandel in Rußland aufzuweisen haben, hat die russische Presse vollkommen gleichen Schritt gehalten, und der Ausländer, welcher in dieser Beziehung, wie in vielen anderen, nicht ohne gewisse Vorurteile sich nach Rußland begiebt, dürfte sicherlich erstaunt sein über die Mannigfaltigkeit und — wenn man so sagen darf — das wackere Wesen der russischen Zeitungen. Es muß auch konstatiert werden, daß Rußland da in verhältnismäßig kurzer Zeit, sagen wir in zehn bis fünfzehn Jahren, etwas geschaffen hat, wozu die westeuropäischen Länder einige Menschenalter gebraucht haben. Bedenkt man, daß noch in den sechziger Jahren die russische Presse aus einem kaum namhaften Häuflein von Blättern bestand, im Jahre 1882 hingegen die beträchtliche Höhe von 776 periodischen Zeitschriften aufzuweisen vermochte, — welche Anzahl sich schon im Jahre 1883 auf 800 abrunden dürfte — so wird man hier einen sichtlich großen Erfolg wohl nicht in Abrede stellen können.

Zwar geht der russischen Presse im großen und ganzen diejenige Eigenschaft ab, welche man in Deutschland als „Fixigkeit" bezeichnet, und kraft welcher die meisten westeuropäischen Blätter über das, was im Laufe des Tages passiert, schon abends möglichst eingehende Berichte in die Hände ihrer Leser legen. Diese Schnelligkeit der Mitteilungen ist schon deswegen nicht gut möglich, weil alle großen russischen Zeitungen ausnahmslos nur einmal täglich erscheinen, auch mögen es noch andere obwaltende Umstände sein, welche diesen, sowie noch andere etwaige Mängel der russischen Tagespresse in einem mildern Licht erscheinen lassen. Indessen nehmen wir keinen Anstand zu erklären, daß die meisten russischen Blätter so viele bedeutende Vorzüge aufzuweisen haben, daß wir sehr bezweifeln möchten, ob nicht die russischen Blätter bei einer etwaigen Konkurrenz-Ausstellung mit den übrigen europäischen — namentlich den deutschen — Zeitungen sich die Palme des Sieges holen würden.

Die meisten russischen Blätter verstehen es, sich auf dem Höhepunkt des politischen und gesellschaftlichen Lebens zu halten. Vor allem machen sie sich zur Aufgabe die möglichste Pflege des Feuilletons — ein Verdienst, welches nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Wenn man sieht, welch kümmerliches Dasein das Feuilleton z. B. in den meisten Berliner Zeitungen — selbstverständlich nicht ohne Ausnahmen, aber sehr, sehr geringen — führt, wie es allmählich zu einer Art Ablagerungsstelle für alle möglichen und unmöglichen „Notizen" oder für Sensations-Romane in nicht enden wollenden Fortsetzungen geworden ist, so wirkt der feuilletonistische Teil der russischen Blätter nachgerade erquickend auf den Leser. Aber auch die anderen Teile des Blattes zeichnen sich in demselben Sinne aus. Leitartikel und sonstige Aufsätze werden vom Standpunkte der höhern Politik und großer finanzieller und volkswirtschaftlicher Züge gehalten, und ihr Inhalt entbehrt derartig des flüchtigen, täglichen Raisonnements, daß viele Tagesblätter — wie dies z. B. die „Nowostji" („Neuigkeiten") zu Petersburg thun — ihre Leitartikel über gewisse Fragen am Schlusse des Jahres als besonderes Buch erscheinen lassen, welches allgemeine Beachtung findet. Diese Lichtseiten verdankt die russische Presse in erster Reihe dem Umstande, daß die namhaftesten Gelehrten des Landes, vor allem die Professoren der Universitäten, sich an der Tagespresse lebhaft beteiligen. So z. B. stammen zahlreiche Artikel des „Golos" („Stimme") aus den Federn der Professoren der Petersburger Universität, während die in Moskau erscheinenden „Russkija Wjedomostji" („Russische Nachrichten") sich der Mitarbeiterschaft der Moskauer Universitäts-Professoren erfreuen. Die auswärtige Politik wird in hervorragender Weise und mehr als in den westeuropäischen Blättern kultiviert.

Als Nestor der russischen Tagespresse sind anzusehen: die „St. Petersburgskija Wjedomostji" in Petersburg, welche im Jahre 1878 ihr 150-jähriges Jubiläum gefeiert haben, und die „Moskowskija

Wjedomostji" in Moskau; an der Spitze des letztgenannten Blattes steht der bekannte Herr Katkoff, während das erstgenannte seine Redakteure letzthin öfters gewechselt hat und sich augenblicklich in den Händen des Herrn Komaroff befindet. Beide erscheinen mit dem Reichsadler am Kopfe, was in Rußland nur auf Grund besonderer Privilegien erlaubt ist. Beide dienen auch als Repräsentanten der konservativen Richtung, wobei wir gleich bemerken wollen, daß die Begriffe „konservativ" und „liberal" sich in Rußland nicht decken mit den gleichnamigen Begriffen im Auslande. Die Unterschiede näher auseinanderzusetzen erlaubt uns aber hier nicht der Raum. Von den anderen älteren Blättern ist nur noch der „Syn Otetschestwa" („Sohn des Vaterlandes") vorhanden, welcher bis zu den sechziger Jahren eine hervorragende Rolle gespielt hat, jetzt aber kaum noch beachtet wird. Als Hauptgegner der vorher genannten beiden großen Blätter konservativer Richtung, und zugleich als Repräsentanten der neueren Tagespresse, dienen der „Golos" in Petersburg und die „Russkija Wjedomostji" in Moskau. Beide sind entstanden anfangs der sechziger Jahre, zur Zeit der letzten polnischen Insurrektion, und genießen in der Tagespresse eine ganz besondere Achtung. Während der Begründer des „Golos", Herr Krajewsky, noch seinem Blatte vorsteht, ist der Begründer der „Russkija Wjedomostji", N. S. Skworzoff, ein sehr begabter und allgemein geachteter Mann, im Jahre 1882 durch einen frühzeitigen Tod abberufen worden. Sein Hinscheiden erweckte das Mitgefühl aller Kreise Moskaus. Dem „Golos" in Petersburg schließen sich an: die „Nowostji", und die „Russkija Wjedomostji" in Moskau, der „Russki Kurjer" („Russische Kourier") und die „Sowremennija Jswjestia" („Zeitgenössische Mitteilungen"). Von „Nowoje Wremja" („Neue Zeit") in Petersburg läßt sich eine bestimmte Richtung nicht angeben. An der Seite des Herrn Katkoff in Moskau kämpft in seinem Blatte „Ruß" („Rußland") Herr Aksakoff.

Da die meisten Residenzblätter, wie gesagt, sich stets auf den höhern Standpunkt stellen und über Lokalereignisse, Tagesneuigkeiten 2c. zumeist nur den üblichen Polizeibericht in seiner bekannten lakonischen Abfassung bringen, so sind in den Residenzen spezielle Blätter entstanden, welche den sogenannten Stadtklatsch kultivieren. Sie haben sich den Namen „Listók" („Kleines Blatt") beigelegt. Es sind dies: „Peterburgski Listók" in Petersburg und „Moskówski Listók" in Moskau. Als militärisches Organ dient der „Russki Invalid" (Russischer Invalide") in Petersburg, welcher übrigens ebenfalls von seinem alten Ruhm viel eingebüßt hat. Organ der Marineverwaltung ist der „Kronstadtski Wjestnjik" („Kronstadter Bote"), während als Hauptorgan der Centralverwaltung der „Prawitjelstwenni Wjestnjik" („Regierungsbote") in Petersburg dient.

Selbstverständlich haben wir hier nur die hervorragendsten Tagesblätter aufgezählt, hinter denen noch eine ganze Reihe von Blättern zweiter und dritter Größe stehen. Im ganzen erscheinen in Petersburg gegen 200 periodische Zeitschriften — hiervon gegen 100 ohne Präventiv-Censur — und in Moskau 75, wovon 30 ohne Präventiv-Censur. Von diesen erscheinen täglich: in Petersburg 19, in Moskau 12; wöchentlich: in Petersburg 15, in Moskau 6. Der Hauptanteil fällt auf die Monatsjournale, von welchen wir weiter unten einige Worte sagen werden.

Zuvor wollten wir nur der Tagespresse in der Provinz kurz erwähnen. Mit Ausnahme der größeren Provinzialstädte hat das platte Land allerdings fast keine Presse aufzuweisen, und selbst in den größeren Städten führen die Blätter eine nur bescheidene Existenz. In Kijew erscheinen 20 periodische Zeitschriften, wovon der „Kiewljanjin" („Kiewer"), die „Sarja" („Morgenröte") und der „Jushni Kraj" („Süd-Gebiet") als die hervorragendsten Organe zu betrachten sind; Warschau besitzt 80 Zeitungen.

Es wird soviel gesprochen von dem Hang der russischen Gesellschaft zum Französischen und von einer angeblichen Abneigung derselben gegen alles Deutsche. Es dürfte daher interessant sein zu sehen, in welcher Weise sich dieser Umstand bei den russischen Preßverhältnissen geltend macht. Nun, in dieser Beziehung ist das Resultat ein sehr überraschendes. Es erscheinen im ganzen Rußland: in französischer Sprache 2 Zeitschriften, in deutscher Sprache 36 Zeitschriften! Selbst die alte Zarenstadt Moskau hat ihre „Deutsche Zeitung". Die tatarische Sprache, welche ebenfalls zwei Zeitschriften aufzuweisen hat, ist also in der russischen Presse in demselben Maße vertreten, wie das französische Idiom! Als epochemachend wird übrigens auch der Umstand bezeichnet, daß seit dem Jahre 1882 in Petersburg eine Zeitung in polnischer Sprache, der „Kraj" erscheint. Vom selben Jahre datiert auch die Gründung eines polnischen Theaters in der russischen Hauptstadt.

Was die Verbreitung der russischen Zeitungen anbetrifft, so ist namentlich der Leserkreis derselben als ein enormer zu bezeichnen, im Vergleich zu der Vorstellung, welche man hierüber im Auslande hat. Die Zahl der festen Abonnenten ist zwar nicht groß, dafür steht aber der Einzelverkauf auf Straßen und Plätzen in voller Blüte. In den niedrigen Volksschichten, soweit dieselben des Lesens kundig sind, wird die Tagespresse eifrig studiert, und wer nicht des Lesens kundig ist, der verfehlt es nicht, sich zu seinem „kundigen" Nachbar heranzusetzen und sich das Blatt vorlesen zu lassen. Für den Ausländer dürfte es gewiß von Interesse sein, wenn er sich an einem Sommertage nach dem Chitrow-Rynok in Moskau, diesem klassischen und sprichwörtlich gewordenen Platze der alten Zarenstadt, auf welchem die Vagabonden und der sonstige Abschaum der Moskauer Bevölkerung, in zerlumpter, kaum die Blöße ihres Körpers bedeckender Kleidung Tag und Nacht herumlungern, begeben würde, um nur zu sehen, wie diese Bassermann'schen Gestalten sich dort an der Sonne wärmen und — die Zeitung in der Hand halten. Allerdings ist es zumeist der von uns schon gekennzeichnete „Moskówski Listók", der da auf dem „Chitrow-Rynok" ausliegt. Das Zeitungs-Exemplar wandert von Hand zu Hand und findet so lange Leser, bis es gründlich zerfetzt ist. Schätzen wir die durchschnittliche Auflage jeder der größeren russischen Zeitungen auf 10—12000 Exemplaren, so steht doch diese Ziffer in einem sehr geringen Verhältnis zu der Zahl der Leser.

Es sei hier noch auf die äußere Ausstattung der russischen Tagespresse hingewiesen, welche wiederum ganz enorme Vorzüge vor der deutschen, speziell der Berliner Presse aufzuweisen hat. Es werden für die Tagesblätter das beste Druckpapier und ein möglichst splendider Satz verwendet — ein Umstand, welcher zwar die Herstellungskosten des Blattes wesentlich erhöht, zugleich aber dem Leser einen um so größern Genuß verschafft. Wer an die Berliner Tagesblätter gewöhnt ist, deren Papier zumeist von einer solchen kümmerlichen Beschaffenheit ist, das es zwischen den Fingern des Lesers zerfällt, und deren Schrift nachgerade dazu berechnet zu sein scheint, das Augenlicht eines eifrigen Zeitungslesers binnen kurzem gründlich zu verderben, der wird nicht ohne ein gewisses Behagen eine russische Zeitung in die Hand nehmen. Selbstredend giebt es Ausnahmen auf der einen, wie auf der andern Seite, wir haben nur ein Bild entworfen, wie es im großen und ganzen zutreffend ist. Giebt es doch noch viele andere Branchen, — wir verweisen nur auf die Gold- und Silberwaren, auf einige Produkte der Textilindustrie 2c. — in welchen Rußland Gediegeneres und Besseres leistet als das Ausland. Wir glaubten diese Bemerkung hinzufügen zu sollen, um nicht etwa dem Vorwurf zu begegnen, als wollten wir gar für eine allgemeine Präponderanz Rußlands den Beweis führen.

Wir dürfen das Thema „russische Presse" nicht verlassen, ohne mit einigen Worten speziell der Monatslitteratur, d. h. der Monatsjournale Erwähnung gethan zu haben. Gerade in diesen Journalen besteht die Stärke der russischen Presse, und es herrscht allgemein die Ansicht, daß die Monatslitteratur in keinem Lande einen solchen hohen Entwickelungsgrad erreicht hat, wie in Rußland. In Petersburg erscheinen nicht weniger als 63 Monats-Zeitschriften — also um das Dreifache mehr als tägliche Zeitungen! — und in Moskau 22 solcher Zeitschriften, mithin um das Doppelte mehr als tägliche Zeitungen. An der Spitze dieser Litteratur marschieren: der „Wjestnjik Ewropy" („Europäischer Bote"), „Otétschestwennija Sapiski" („Vaterländische Annalen"), „Russki Wjestnjik" („Russischer Bote"), „Russkaja Stariná" („Russische Altertümer"), „Russkaja Myssl" („Russischer Gedanke") 2c., 2c. Alle diese Journale erscheinen in Monats-Heften von sehr voluminösem Umfange, so daß ein Jahrgang eines derselben, seinem äußern Aussehen nach, sehr lebhaft an ein Brockhaus'sches oder sonstiges Lexikon erinnert, wenn man sich letzteres aus nur zwölf Bänden bestehend denkt. Es wird in diese Zeitschriften nur das gediegenste Material auf dem Gebiete der schönen Litteratur, Kunst, Wissenschaft, Politik 2c. aufgenommen. Auch die verschiedenartigsten Tagesfragen sind keineswegs ausgeschlossen, vielmehr finden dieselben eine sehr eingehende Behandlung in einem eigens hierfür bestimmten Teile. Die verschiedenen Fächer, wie z. B. Jurisprudenz, Militarismus, Medizin, Erziehung, Landwirtschaft 2c. haben ihre besonderen Monats-Zeitschriften, welche zumeist den Titel „Wjestnjik" („Bote") oder „Journal" führen. Diese Monats-Litteratur ist in der gebildeten Gesellschaft und namentlich bei der jüngern Welt und bei der studierenden Jugend außerordentlich beliebt, so daß manche Monatsjournale eine größere Abonnentenzahl besitzen als die Tagesblätter. Der jährliche Abonnementspreis der täglichen Zeitungen sowohl, als auch der Monatsjournale schwankt zwischen 10 bis 18 Rubel.

In Odessa — zu dem wir nach dieser kleinen Abschweifung zurückkehren — sind alle Bedingungen vorhanden, die der Journalistik zu einem bedeutenden Aufschwung verhelfen können, und sie hat denselben, wie wir gesehen haben, auch erzielt. Der rege Verkehr der Handelsstadt, die mannigfaltigen, hier nach Vertretung strebenden Interessen waren für sie eine gute Schule, aus der manches schöne Unternehmen hervorgegangen ist, und die Odessaer Presse dürfte berufen sein, in der russischen Journalistik noch eine bedeutende Rolle zu spielen, ebenso wie Odessa selbst zweifellos eine große Zukunft vor sich hat.

Die Stadt bedeckt jetzt einen Flächenraum von fast 10 Werst im Umfang. Sie ist sehr regelmäßig gebaut, und der vorzügliche Baustein, der in ihrer Nähe gebrochen wird, hat die Ausführung monumentaler Bauten wesentlich gefördert. Der Boden besteht aus einer Mischung von Sand und Seemuscheln, die unmittelbar nach dem Bruch weich und bildsam ist, an der Luft aber bald erhärtet. Die Odessaer Steinbrüche versorgen viele der naheliegenden Städte mit Baumaterial. An 500 Arbeiter sind ständig in ihnen beschäftigt, und die Ausfuhr von Steinen nach Cherson und Nikolajew, ja sogar bis Sewastópol, repräsentiert etwa 50 000 Rubel jährlich. In der Stadt selbst macht diese Bodenformation das Ausmauern der Keller überflüssig: dieselben werden aus dem steinigen Boden ausgehauen, und in vielen Häusern sind nicht nur die Höfe derart unterminiert, sondern die unterirdischen Gänge erstrecken sich auch noch bis unter das Straßenpflaster, was allerdings den gefährlichen Übelstand zur Folge hat, daß namentlich im Frühjahr der erweichte Boden sich senkt und Fußgänger und Wagen zuweilen nur mit Not einem Sturz in die Kellerräume entgehen.

Der schönste Punkt Odessas ist der am Meeresufer sich hinziehende, 500 Meter lange Boulevard, von wo man den ganzen Hafen übersehen kann. Man hat auf diesem Boulevard drei Akazienalleeen gepflanzt, aber die gewaltigen Staub- und Sandwolken, welche der Wind hier so häufig vom Lande herüberweht, bedecken das Laub bald mit einer grauen Kruste, und nur während weniger Wochen im Mai prangen die Alleeen in frischem Grün. Hier ist die Lieblingspromenade der Odessaer, besonders am Morgen, ehe die Sonnenglut lästig wird, und so lange noch der von der See wehende frische Morgenwind eine angenehme Kühle verbreitet. Auf dem Boulevard steht eine Statue des Herzogs von Richelieu, dem die Stadt so viel verdankt — im Piedestal des Denkmals steckt eine Kanonenkugel, welche es während der Beschießung Odessas durch die Flotten der Verbündeten getroffen hat. An den Boulevard grenzt der eleganteste Teil der Stadt, welcher früher griechische Vorstadt hieß. Dort befinden sich die vornehmsten Hotels, das Theater, die Börse, die Universität, die öffentliche Bibliothek und die Kontors der bedeutendsten Geschäfte. Gegen das Meer zu senkt sich der Boulevard terrassenförmig und eine breite Sandsteintreppe führt zum Ufer hinab. Dort sind zwei große Molen in das Meer hinausgebaut, die zwei Häfen bilden, den Kriegshafen und den Quarantänehafen. In den erstern, der auch Kronshafen genannt wird, laufen nur jene Schiffe ein, die aus russischen Häfen kommen, während alle anderen in dem Quarantänehafen Anker werfen. Der Quarantänehafen Odessas ist die großartigste Anlage dieser Art in ganz Europa. Alle Schiffe, die aus Gegenden kommen, in denen die Cholera oder die Pest wütet, müssen bei der sogenannten „Brandwache" Anker werfen und dürfen erst nach vierzehn Tagen in den Quarantänehafen einlaufen. Je nach der Gefährlichkeit der Epidemie dauert die Quarantäne kürzere oder längere Zeit, bis 40 Tage. Die Passagiere werden in besonders dazu eingerichteten Räumen einer gründlichen Räucherung unterzogen, die Waren ausgebreitet oder aufgehängt, die Briefe in einen Sack geschüttet und ebenfalls mit Chlor durchräuchert. Das Öffnen der Warenballen und das Durchräuchern derselben wird durch Sträflinge besorgt. Für die Verpflegung der Passagiere während der Dauer der Quarantäne ist reichlich gesorgt. In dem Gebiet, in dem sie eingeschlossen sind, befinden sich gute Restaurants, ein Garten mit schattigen Alleeen ladet zu Spaziergängen ein, ein Postbureau vermittelt den Verkehr mit der Außenwelt. Befinden sich unter den Passagieren Pest- oder Cholerakranke, so werden diese sofort von den anderen getrennt und in dem Hospital für Pestkranke untergebracht, wo ihnen die sorgfältigste Pflege zu teil wird. Die in der Quarantäne Befindlichen werden aber trotz aller Annehmlichkeiten, welche dieselbe bietet, unablässig daran erinnert, daß sie Gefangene sind. Wachtschiffe kreuzen draußen im Hafen, und hinter dem doppelten Gitter, welches das Quarantänegebiet von der Stadt abschließt, stehen Soldaten mit geladenen Gewehren, um sowohl ein Entweichen der Eingeschlossenen als auch einen unerlaubten Verkehr derselben mit der Bevölkerung der Stadt zu verhindern.

Im Kronshafen bilden die Schiffe der Odessaer Reeder einen sehr beachtenswerten Bruchteil der dort vor Anker liegenden Schiffe. Odessas Handelsflotte bestand im Jahre 1875 aus 84 Dampf- und 108 Segelschiffen mit zusammen 63 680 Tonnen Inhalt. Im Hafen verkehrten 4947 Schiffe mit 1 800 000 Tonnen Inhalt, davon nach fremdländischen Häfen gesandt oder von ihnen kommend 2329 mit 1 500 000 Tonnen. Im Jahre 1874 betrug die Einfuhr 170 Millionen, die Ausfuhr 204 850 000 Francs. Hauptausfuhrartikel sind Getreide, Wolle, Flachs und Talg, Einfuhrartikel Kolonialwaren, Manufakturen aller Art, Weine und Luxusgegenstände. Die Industrie Odessas ist auch nicht unbedeutend: im Jahre 1874 bestanden daselbst bereits 166 Fabriken, welche 3700 Arbeiter beschäftigten und einen Jahresumsatz von über 50 Millionen Rubel erzielten. Der wichtigste Artikel bleibt bei alledem doch das Getreide.

Hinter den letzten Häusern Odessas beginnt die Steppe. Die traurige Einförmigkeit der Steppenlandschaft wird aber hier durch zahlreiche grüne Oasen gemildert, welche die von Gärten umgebenen Villen der reichen Odessaer bilden. Diese Gärten sind mühsam, mit großem Kostenaufwand geschaffen worden. Aus meilenweiter Entfernung hat man Gartenerde holen müssen, um jeden Baum, den man pflanzte, in eine für sein Gedeihen genügende Schicht derselben setzen zu können. Die Baumpflanzungen, welche die sorgfältigste Pflege und fleißiges Begießen erfordern, fristen in dem steinigen Boden, der sie umschließt, nur ein kümmerliches Dasein, aber für den Odessaer sind die Chutors — so heißen derartige Pflanzungen — doch sehr schätzbare Sommerfrischen, wohin er sich gern aus der stauberfüllten Atmosphäre der Stadt zurückzieht. Ein Haupthindernis des Gedeihens der Chutors ist der in der Umgebung Odessas herrschende Wassermangel. Die Stadt selbst war lange Zeit, von zwei unbedeutenden Quellen abgesehen, auf schlechtes Brunnenwasser und auf das Wasser mehrerer hundert Cisternen angewiesen, welche letztere im Sommer austrockneten. Bis aus der Krym wurde früher Trinkwasser zugeführt und teuer bezahlt. Jetzt ist eine Wasserleitung angelegt, welche von Majaki am Dnjestr her, aus einer Entfernung von etwa 40 Kilometer, Odessa gutes Trinkwasser zuführt, welches in großen, 27 Millionen Liter fassenden Reservoirs gesammelt wird.

Ein anderer Übelstand, die Holzteuerung, ist jedoch noch nicht beseitigt. Bäume sind in und bei Odessa fast so kostbar und rar wie exotische Pflanzen im hohen Norden, und Waldungen giebt es auf viele Meilen im Umkreise nicht. Das nötige Brenn- und Bauholz wird nicht nur aus den nördlicheren Gouvernements, sondern auch aus dem Auslande, aus Rumänien, ja sogar bis aus Anatolien zugeführt, und es darf daher nicht überraschen, wenn in strengen Wintern Holzmangel eintritt und die Holzpreise dann eine fabelhafte Höhe erreichen. Es sind schon 50 Rubel für die Klafter gezahlt worden, und 25 Rubel ist kein außerordentlicher Preis. Odessa ist überhaupt ein teueres Pflaster. Es ist unbestreitbar außer Petersburg und Moskau die einzige Stadt Rußlands, in welcher sowohl in den Hotels als in den Wohnhäusern aller Comfort westeuropäischer Großstädte vorhanden ist, aber man bezahlt auch für alles ziemlich großstädtische Preise. An Gelegenheit zur Unterhaltung ist in Odessa kein Mangel. Außer dem Theater mit italienischer Oper und russischem Schauspiel kann man die Konzerte der philharmonischen Gesellschaft besuchen, und außerdem bieten Klub und Kasino, die großen Gartenrestaurants mit Militärmusik, der botanische Garten, und im Winter Bälle und Maskeraden Unterhaltung in Hülle und Fülle. Französisches Wesen hat die Etablissements Odessas verhältnismäßig wenig beeinflußt; man erwartet, es hier dominierend zu finden, da doch ein Franzose, der Herzog von Richelieu, so lange als Gouverneur hier gewirkt und außerdem noch die Namen zweier anderer Franzosen — des Generals Ribas und des Ingenieurs de Voland — mit der Geschichte der Stadt eng verknüpft sind. Doch seit dem Wirken dieser Männer ist mehr als ein Menschenalter verflossen, und die französische Sprache hat sich gegenüber der italienischen, die im ganzen Orient die Handelssprache par excellence ist, nicht behaupten können. Die italienische Sprache hatte hier so große Verbreitung erlangt, daß sogar die Straßennamen in russischer und italienischer Sprache an den Straßenecken angebracht wurden, und heute noch ist das Russisch, welches in Odessa gesprochen wird, stark mit italienischen Ausdrücken vermischt.

Wenn man von Odessa längs der Meeresküste nach Süden fährt, trifft man auf russischem Boden keine Städte mehr. Meilenweit dehnen sich bis zur Kiliamündung der Donau die Peresyps vor stellenweise tief ins Land hinein sich erstreckenden Buchten. Das Land zu unserer Rechten ist das Gouvernement Bessarabien, inbezug auf seine Bevölkerung der bunteste Teil der bunten Musterkarte von Volksstämmen, als welche wir

Rußland bereits kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Neben den Moldauern, welche ziemlich drei Vierteile der Bevölkerung bilden, trifft man hier Russen, Deutsche, Bulgaren, Polen, Serben, Griechen, Arnauten, Armenier, Juden und Zigeuner. Das Land ist fruchtbar, und die Felder lohnen reichlich die Mühe des Ackerbauers, aber das Volk, welches diese Gegenden bewohnt, ist meist träge und arbeitsscheu, obwohl ein kräftiger, muskulöser Körperbau es recht wohl zu schwerer Arbeit befähigt. Die gebräunte Gesichtsfarbe und die tiefdunklen Augen lassen in dem Moldauer sofort den Sohn des Südens erkennen, doch sind in seinen Gesichtszügen Spuren der Mischung mit slavischem Blut ebenfalls meistens unverkennbar. Unter den Frauen trifft



Hafen von Odessa.

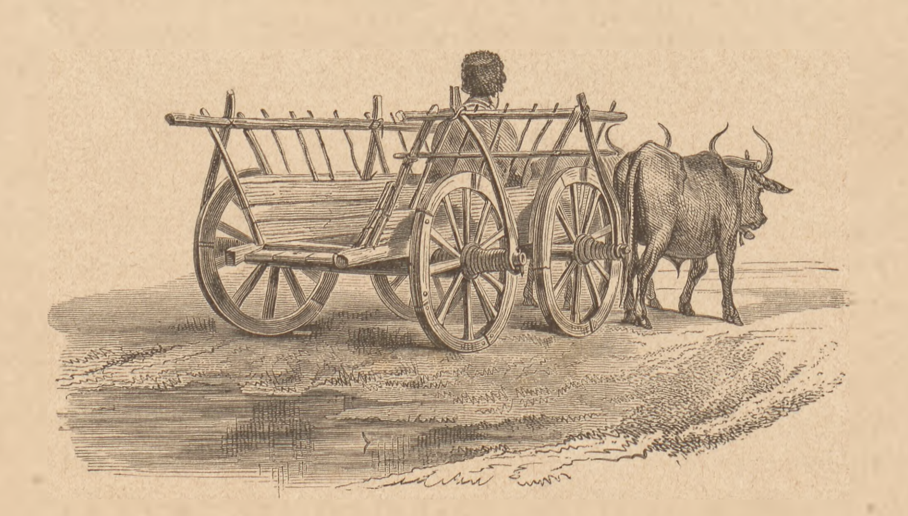
man viele schöne Gestalten, bei denen die Reize der Körperformen und der glutvollen Augen noch durch die graziöse Haltung und die anmutigen Bewegungen erhöht werden. Wie alle südlichen Schönheiten werden aber auch die Frauen Bessarabiens frühzeitig alt, und selten trifft man eine, die nach dem dreißigsten Lebensjahre noch auf das Prädikat „hübsch" Anspruch erheben kann. Die Männer tragen lange Kaftans, welche um die Hüften durch bunte Shawls oder Ledergürtel zusammengehalten werden, und darüber eine ärmellose bunte Jacke. Grelle Farben sind überhaupt bei beiden Geschlechtern sehr beliebt. Die Frauen sieht man auch im Hause selten ohne die Kazawaika, eine mit Pelz gefütterte und verbrämte Jacke, und gewöhnlich sind sie mit allem Schmuck, den sie besitzen, mit Perlenschnüren, Ohrringen, Armbändern so behängt, als wären sie ein wandelndes

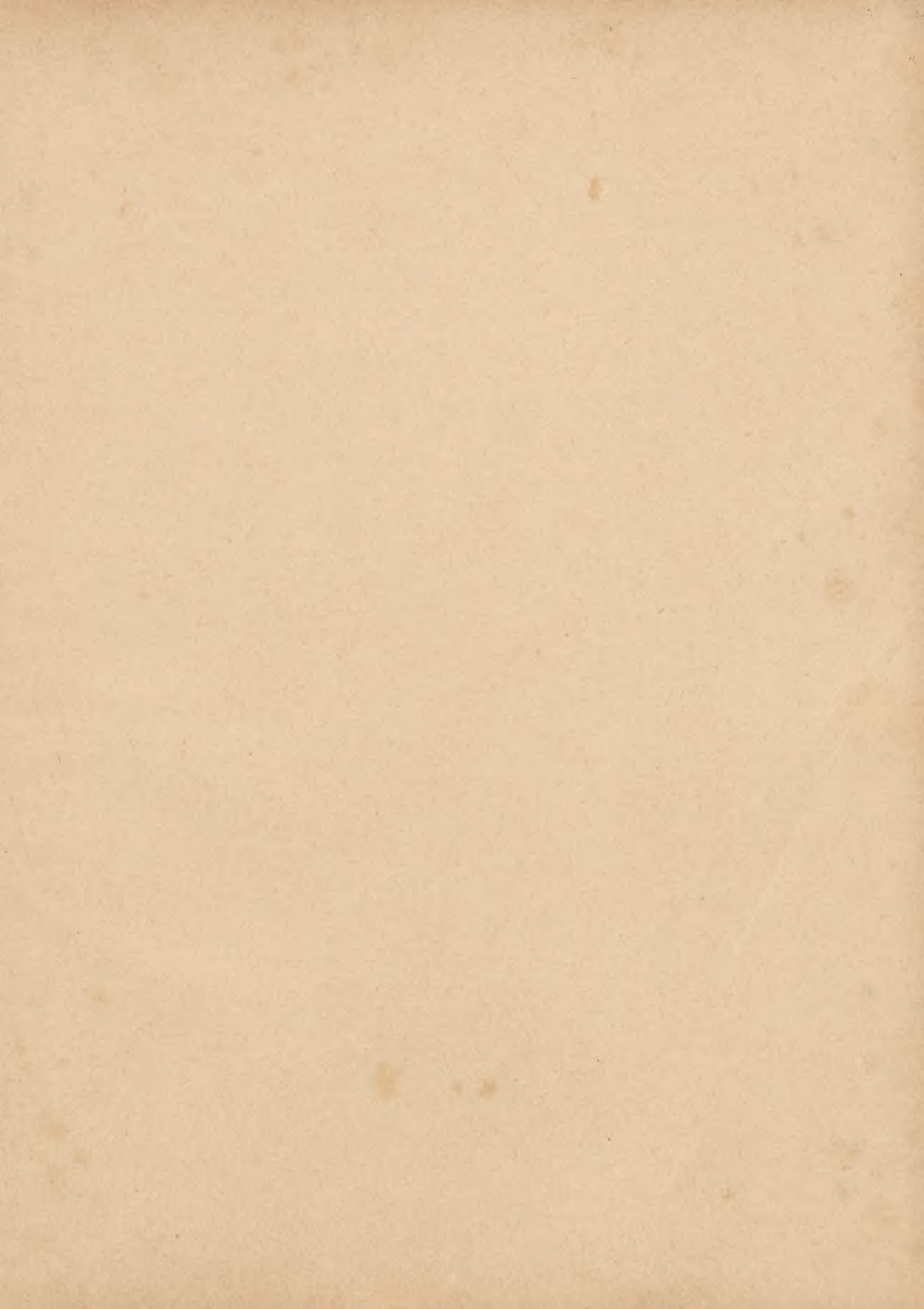
Schaufenster eines Juwelierladens. Trotz dieser Putzsucht sind die Moldauerinnen brave, tüchtige Hausfrauen, und die ganze Last der Wirtschaftsgeschäfte, um die sich die trägen Gatten wenig kümmern, ruht auf ihren Schultern. Viele Touristen haben die Dörfer Bessarabiens so geschildert, als beständen sie nur aus elenden Lehmhütten, in denen die größte Armut und Unreinlichkeit herrsche. Ausnahmen mag es wohl wie überall so auch hier geben, aber die beiden Stuben, welche das Bauernhaus enthält, sind gewöhnlich sehr sauber, die Wände weiß getüncht, und wer nicht mit der Absicht zu tadeln und zu schmähen in das Haus tritt, sondern das, was er sieht, vorurteilsfrei auf sich einwirken läßt, der wird sich überzeugen, daß das Bauernhaus mit seinem festgestampften Lehmboden, den mit Blumen geschmückten Heiligenbildern, dem teppichbedeckten Tisch und dem die ganze Länge einer Wand einnehmenden Divan ein ganz gemütlicher Aufenthaltsort ist. Die Umgebung der Dörfer trägt auch dazu bei, ihr Aussehen zu einem freundlichen zu gestalten. Die baumlosen Steppen, durch welche wir von Perekop an gewandert, sind verschwunden, und Felder, Wiesen und Waldungen, deren Gedeihen die vielen Flüßchen, die dem Dnjestr zueilen, begünstigen, drängen hier die Steppe immer mehr zurück.

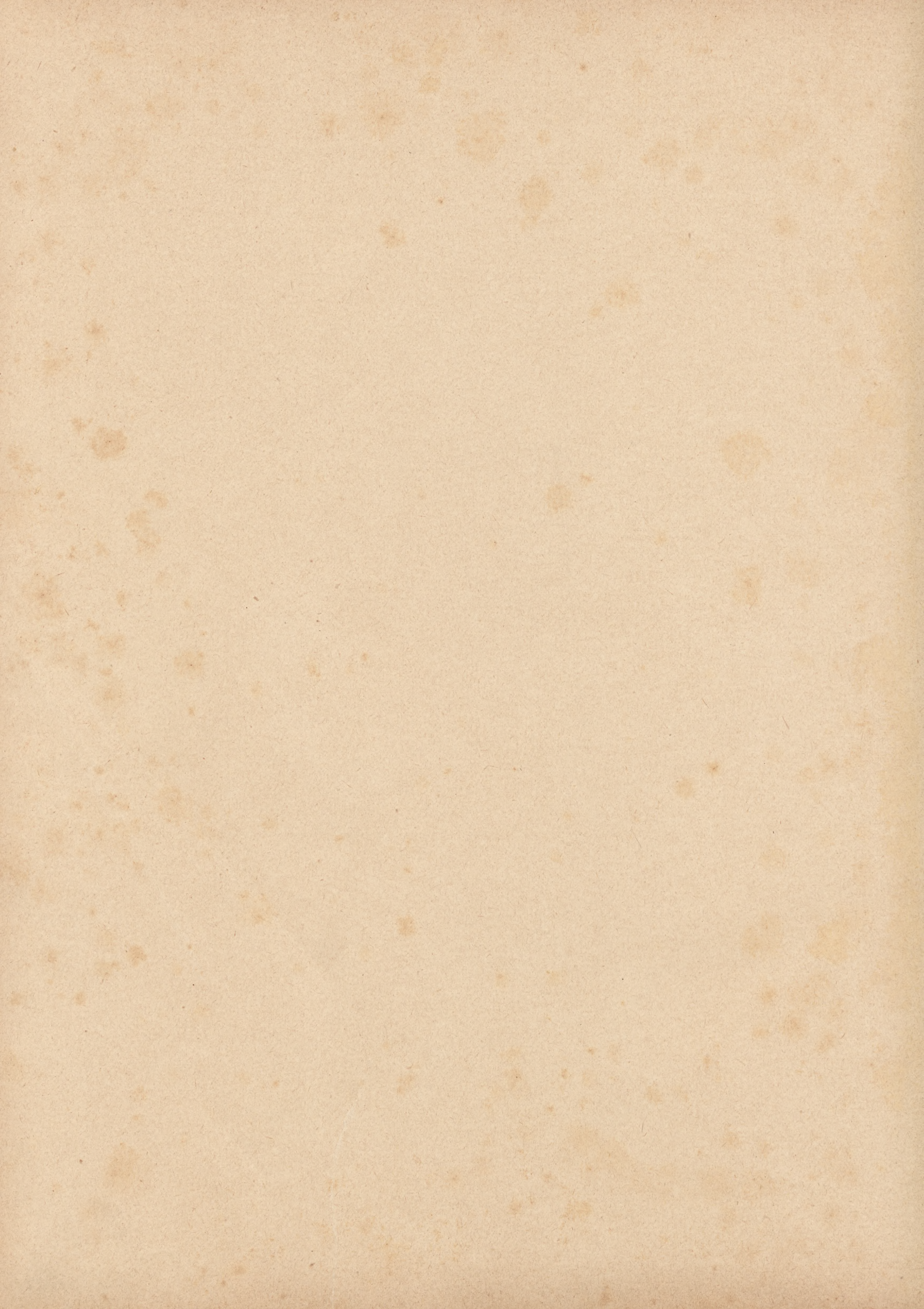
Das Gouvernement Bessarabien hat nun seit dem Berliner Frieden wieder seine frühere Ausdehnung, 856,14 □ Meilen. Der Hauptort des Gouvernements ist die malerisch am rechten Ufer des Byk, eines Nebenflusses des Dnjestr, gelegene Stadt Kischinew. Als im Jahre 1812 Bessarabien mit Rußland vereinigt wurde, stand an der Stelle des heutigen Kischinew das von Moldauern und Armeniern bewohnte Städtchen Kischnau, eine uralte Niederlassung, deren Spuren sich bis ins 14. Jahrhundert zurück verfolgen lassen. Unter russischer Herrschaft wuchs die Stadt ungemein rasch. Im Jahre 1818 besaß sie bereits ein Seminar und mehrere Bezirksschulen, im Jahre 1833 erhielt sie ein Gymnasium, und in den sechziger Jahren ein Progymnasium, ein Mädchengymnasium und eine Realschule. Die engen Straßen mit den alten Häusern verschwanden, stattliche Neubauten traten an ihre Stelle, Fabriken wurden erbaut, Eisenbahnen verbanden Kischineff mit Odessa und Jassy, und die Einwohnerzahl stieg auf 102 000. Das jüdische Element ist in der letztern sehr stark vertreten, wie schon daraus ersichtlich ist, daß es hier gegen 30 jüdische Schulen giebt.

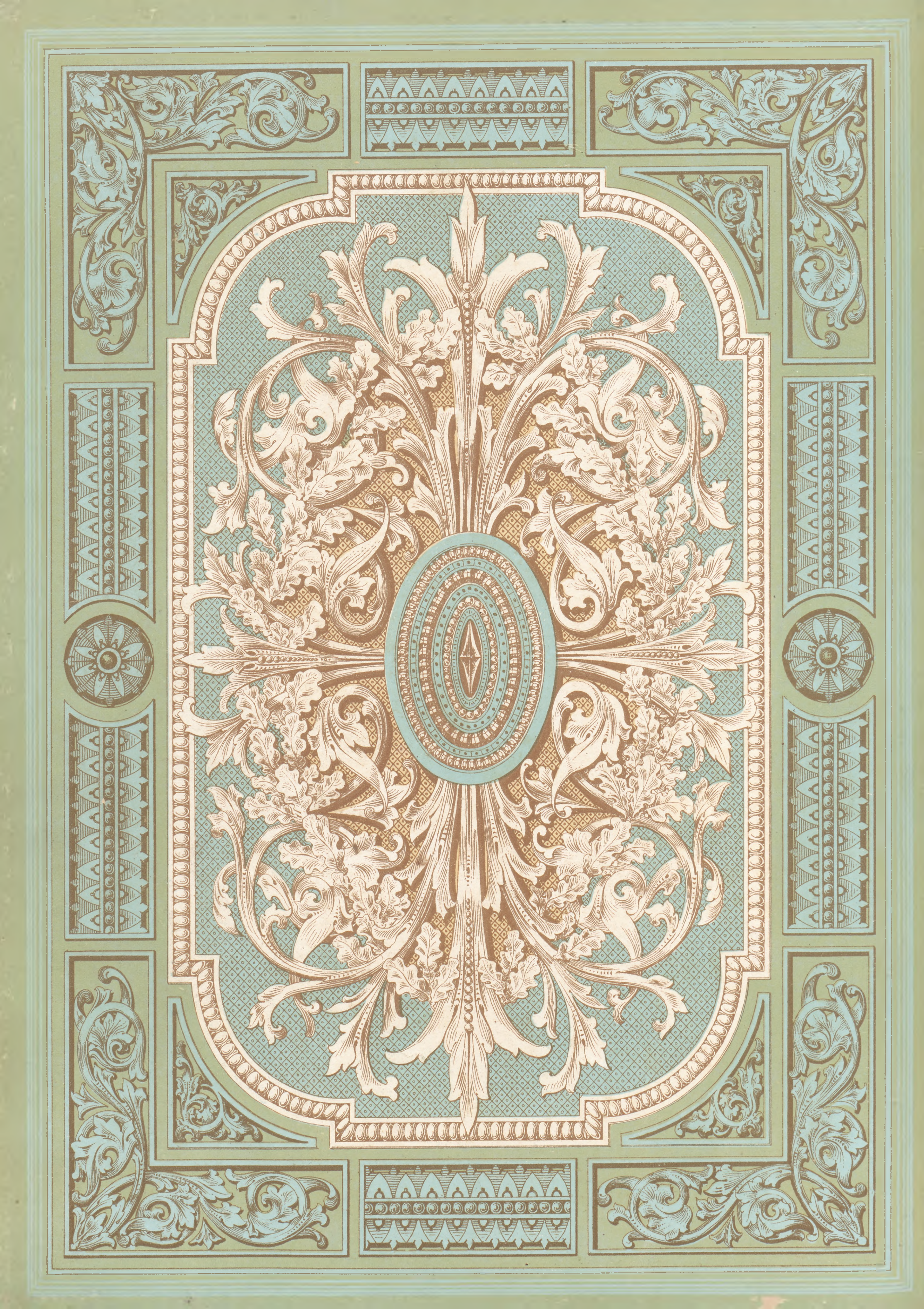
Die bedeutendste Stadt Bessarabiens nach Kischinew ist Bender, eine starke Festung am Dnjestr. Hier lebte Karl XII. von Schweden, als er nach der Schlacht bei Poltawa auf türkisches Gebiet geflüchtet war; hier verteidigte er mit einem Häuflein Getreuer sein Haus gegen die türkischen Truppen, die ihn zum Verlassen des Landes, dessen Gastfreundschaft er mißbrauchte, zwingen sollten. Bei der Erstürmung Benders durch die Russen unter Panin (1770) wurde die Stadt ein Raub der Flammen und gegen 30 000 Menschen fanden den Tod. Bender hat seine frühere Bedeutung seitdem nicht wieder erlangt; die Einwohnerzahl beträgt gegenwärtig 24 000.

Als Grenzfestung gegen Polen war Chocim früher sehr wichtig, da es die nahe gelegene polnische Veste Kamenetz Podolski in Schach hielt. Es liegt ebenfalls am Dnjestr und ist eine unsaubere, ärmlich aussehende Stadt mit 18 000 Einwohnern, unter welchen Juden und Zigeuner sehr zahlreich vertreten sind. Man sieht hier noch die Ruinen genuesischer Festungswerke, denn Chocim (Chotin) war eine genuesische Kolonie, der äußerste Vorposten, den dieses Handelsvolk vom Schwarzen Meer aus gegen Norden vorgeschoben hatte.










LITH. GRIMME & HEMPEL, LEIPZIG.

